

<36602703150015

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

Gustav Freytag und Julian Schmidt.

8. Jahrgang.

II. Semester. IV. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

1849.

Inhalt.

Von einem sächsischen Patrioten.

Bekanntlich bildeten die Burschenschafter den Stamm der nationalen Partei in Deutschland seit der Zeit der Befreiungskriege; sie haben ihr Losungswort: „Deutsche Einheit durch Wiederherstellung von Kaiser und Reich" der Menge genannt, und diese hat es angenommen, als in ihr das Bedürfniß nach einem deutschen Staate erwacht war. Jene Burschenschafter waren daher während der letzten Bewegung in Deutschland die Führer der nationalen Partei, derjenigen Partei, die allein einige Spuren ihrer Wirksamkeit zurückgelassen hat. Allein wir sind dem Ziele im Grunde noch so wenig näher gerückt, daß wir geradezu wieder von vorn anfangen müssen.

Wir haben weder Recht noch Ursache, uns auf die Vergangenheit zu berufen, wenn wir den nationalen deutschen Staat schaffen wollen. Denn das deutsche Reich ist kein Staat gewesen, oder vielmehr, es hat niemals ein deutsches Reich, sondern stets nur ein römisches Reich deutscher Nation bestanden. Das Reich war nichts Anderes, als ein Pact der Kaiser mit den mächtigsten deutschen Fürsten, welchen diese in demselben Maße zu ihren Gunsten deuteten, als ihre Macht wuchs; sie haben die Gelegenheit benutzt, ihn als gebrochen zu erklären, nachdem sie ihn bereits unzählige Mal gebrochen, oder vielmehr nachdem sie zu allen Zeiten nur so viel von ihm gehalten, als sie gemußt. Diese Bedeutung hat „der Untergang des Reiches," und schlimm stände es mit unseren Hoffnungen, wenn sie nicht die richtige wäre. Denn hätte ein solcher Staat, wie wir ihn wollen, in Deutschland bereits bestanden — und sei es immer auch nur in den Grundzügen — so bedürfte es, wenn unsere Hoffnungen sich erfüllen sollten, einer Ausnahme von der Regel: daß untergegangene Staaten nicht wieder auferstehen, von jener Regel, von welchen der bisherige Gang der Weltgeschichte noch keine Ausnahme kennt. —

Man durchmustere die Abschnitte der deutschen Geschichte, man frage nach dem Staate, nach dem Körper, durch den die Idee der Nation sich dargestellt. Oft genug ist bereits gesagt worden, daß nicht in Basel, sondern in Münster und Osnabrück das Reich untergegangen sei; aber hat es denn während

des Zeitalters der Reformation bestanden, ist es nicht zweifelhaft, ob die Reformation die Gesammtheit unseres Volkes in der Weise ergriffen hätte, als es geschehen, wenn dessen Blicke bereits auf ein Gemeingut gerichtet gewesen wären, das ihm Nahrung und Beschäftigung gegeben? Ist es nicht wahrscheinlich, daß jene Revolution nicht nothwendig gewesen wäre, wenn wir ein Staatsleben gehabt hätten, welches die Anmaßungen und den Despotismus der Kirche entweder gar nicht hätte aufkommen lassen, oder doch zu brechen vermocht hätte? In der That, die Klagen Gregors von Haimburg über die Nichtigkeit der Reichsgewalt, über den Hochmuth und die Tyrannei der Fürsten, von denen jeder souverän sei und in seinem Lande den Kaiser spiele, sind im Wesentlichen dieselben, wie die unseres Georg Gervinus über die Nichtigkeit der Bundesgewalt und den gegenwärtigen Zustand Deutschlands. Zweihundert Jahre vor jenem Märtyrer (den nicht der Tod, sondern das Leben zu einem solchen machte), hören wir dieselbe Sprache aus dem Munde Friedrichs II., jenes thatkräftigen Hohenstaufen, der nicht Deutschland, sondern Neapel zum Schauplatze seines Wirkens gemacht hat; und man gehe zurück bis auf Otto I. und Heinrich I., man wird weder einen Staat finden, noch einen Kaiser als Repräsentanten der Idee der Nation: der Kaiser ist nicht mehr und nicht weniger als der erste, der vornehmste Herr im Reiche, dessen zerstreute Kräfte ihm allerdings nicht selten zu sammeln gelingt, aber stets nur für Momente und nur während der ersten drei Jahrhunderte des Reiches — des römischen Reiches deutscher Nation, dessen Geschichte nur einen Theil, für einzelne Zeiträume einen verschwindend kleinen Theil der Geschichte dieser Nation bildet.

Es ist aber ungerecht und unvernünftig, uns die Fähigkeit, einen Staat zu schaffen, absprechen zu wollen, weil er bis jetzt nicht geschaffen ist. Unsere Vorfahren hatten während des ganzen Mittelalters nicht das Bedürfniß des Staates (hatten sie doch nicht einmal ein Wort für den Begriff Vaterland), wie andere Völker während ihrer Kindheit ebenfalls nicht; Lage und Bodengestaltung und der Despotismus, welcher die Vorarbeiten der Natur instinktmäßig benutzte, das war es, was anderswo auf den Staat geführt hat. In Spanien, Frankreich, England, Rußland ist der Staat entweder Centralisation oder eine Frucht derselben; Bodengestaltung und Lage dieser Länder haben solche Centralisation möglich gemacht, haben selbst zu ihr hingedrängt. Um ein großes Centralgebiet lagern hier peripherisch kleinere und kleine Gebiete, welche sich freiwillig oder unfreiwillig dem Einflusse jenes untergeben haben, weil ihr ganzes Sein eine Unterordnung forderte, oder sie konnten durch die verdichtete Macht des Centralgebietes allmälig unterworfen werden. Ein solches natürliches Centrum fehlt aber in Deutschland. Gebirgsketten und Ströme durchziehen es nach allen Richtungen, schaffen Gebiete, von denen jedes fast keinen eigenen Charakter trägt, aber keines derselben ist ein centrales. — Und vergleichen wir weiter das in dem Herzen Europas gelegene

Deutschland mit anderen Ländern dieses Erdtheils, so finden wir hier nach allen Seiten hin natürliche Grenzen, dort kaum nach einer Seite hin: denn die Wand, welche einen Theil der Südgrenze bildet, galt den Deutschen zu keiner Zeit als solche, sie haben dieselbe unzähligemal durchbrochen, um nach den jenseitigen Italien — wohin der Strom der Weltgeschichte durch ihre Alarich, ihre Ottonen, ihre Hohenstaufen sie führte — ihre Waffen zu tragen, um Cultur von dort in ihr eigenes Land zu verpflanzen; und die Ardennen und Vogesen dienten ja bekanntlich Gallien als die Grenzscheide gegen Deutschland, aber nicht Deutschland gegen Gallien.

Nicht jenem Körper, aus dem das Leben längst gewichen ist, wollen wir unser Leben einhauchen; lassen wir jenes der Geschichte angehörende Reich, um dessen Oberherrschaft einst Päpste und Kaiser gestritten, bis Päpste, Kaiser und Reich fast zu gleicher Zeit ihre Bedeutung verloren. Wir bedürfen zur Gründung des deutschen Staates keinerlei Berechtigung in der Vergangenheit; wenn wir diesen Staat wollen, so liegt in diesem Wollen unsere vollkommen genügende Berechtigung. Wir müssen ihn aber wollen, nicht blos um des materiellen Vortheils willen, den uns dieser Staat brächte, sondern deswegen, weil wir ohne ihn untergingen, weil wir ohne ihn nicht das ewige Leben auf Erden hätten, für das wir allein ein Verständniß besitzen. Die Deutschen hatten eine Geschichte, ohne ein Staat zu sein, zu der Zeit, als es noch keine Staaten in Europa gab; das Reich zerfiel, als diese entstanden, und weil diese entstanden. Jetzt, zwischen Frankreich und Rußland eingekeilt, können wir nicht auf die Dauer als Föderativstaat bestehen, sondern wir müssen Einen Körper bilden, einen Fels, an dem der Ausländer sich den Kopf zerschellt, wenn er gegen ihn anprallt. Nur der Einheitsstaat kann uns retten und die Centralisation, und Deutschland kann nur als Einheitsstaat bestehen und wirken für die Menschheit.

Indem wir aber den Einheitsstaat erstreben, wollen wir nicht etwa dem Geiste unserer Nation Gewalt anthun, sondern wir wollen die Fesseln brechen, welche man diesem Geiste angelegt, ehe er noch erwacht war. Auch die Völker haben ihre Kindheit, wo sie zu dem Rechten geführt und erzogen werden müssen, weil ihnen dieses nicht Bedürfniß ist; unser Volk hat in seiner Kindheit das Bedürfniß des Staates nicht gehabt, und daher konnte es in jene kleinen Kreise gebannt werden. Dieses ist ein unnatürlicher Zustand, der uns bereits unsägliches Unheil gebracht, der uns mit Untergang bedroht; und weil wir dieses erkannt haben, müssen wir gänzlich aus ihm herauszukommen suchen. Wir dürfen uns nicht durch die französische Centralisation schrecken lassen; wir dürfen es nicht glauben, weder unsern theoretischen Gelehrten, noch unsern praktischen Hofphilosophen und Hofhistoriographen, daß es unsere Bestimmung sei, in kleinen Kreisen zu leben. Erst ein Menschenalter ist verflossen, seit die Leibeigenschaft bei uns

aufgehört hat, die eine urgermanische Einrichtung gewesen: wurden wir unserer Geschichte untreu, als wir sie abschafften?

Die Aufklärung ist in Europa von „Oben“ ausgegangen, wir müssen das nun einmal anerkennen, so sehr sich auch unser demokratisches Gewissen dagegen sträuben mag, und das Licht, welches von dort ausströmte, war es, was dem Volke geleuchtet hat, um weiter fortzuschreiten, als der „aufgeklärte Despotismus“ zu vertragen vermochte. Nicht anders verhielt es sich mit der Gründung der Staaten. Was aber den Königen in Frankreich und Spanien gelungen, das glückte nicht den deutschen Kaisern; denn gestrebt haben diese nicht minder nach der Gründung des deutschen Staates, vor Friedrich von Hohenstaufen und nach ihm, mehr oder weniger, je nach ihrer Kraft und nach ihrer Begabung, bis nach Entstehung der östreichischen Monarchie, die östreichische Politik gerade aus Deutschlands Trennung Nutzen zu ziehen verstand. Daß die Absichten der deutschen Kaiser mißglückten, darauf haben wir gar nicht Ursache stolz zu sein. Denn nicht der Geist der Nation hat jene, allerdings absolutistischen, Bestrebungen vereitelt, sondern der Despotismus der Fürsten, und das, was sie germanische Libertät nannten, war genau Dasselbe, was wir heutzutage den Souveränitätsschwindel nennen und verwünschen; es haben diese kleinen Despoten unendlich mehr an unserem Volke gesündigt, als ein einziger je vermocht hätte. Wir würden uns heute des deutschen Staates freuen, wenn die Kaiser gesiegt hätten, so wie unsere Nachkommen sicherlich nicht danach fragen würden, ob der deutsche Staat, falls er geschaffen würde, eine unmittelbare Schöpfung der Volksvertreter oder des mächtigsten der deutschen Fürsten sei, d. h. ob ein paar hundert Volksmänner oder ein Fürst das letzte Wort gesprochen.

Schwer wiegende Gründe zur Centralisation sind aber an uns ergangen durch die neueste Gestaltung der Dinge im Südosten.

Der Jubel der Unwissenheit über den bevorstehenden Umsturz Oestreichs ist zu schanden geworden, so entsetzlich sich auch dessen Schwäche offenbart hat; trotz dieser Schwäche wird es höchst wahrscheinlich eine ziemliche Zeit noch dauern. Denn ganz abgesehen davon, daß Staaten, welche seit einer Reihe von Jahrhunderten bestehen, eine Kraft des Widerstandes — oder, wenn man will, der Trägheit, der Zähigkeit — besitzen, welche bei Stürmen mehr Dienste thut, als die Weisheit der weisesten Staatslenker — man denke an die Türkei —; ganz abgesehen davon, ist Oestreich, so wie es dermalen ist, ein Natürliches, ein von den Umständen und der Lage der Dinge Gebotenes, Gegebenes. Im Südosten, zwischen dem Böhmerwald und den Südkarpathen, sitzt eine Anzahl von Völkern, von den jedes für sich allein nicht fähig war, der von Osten und von Süden herandringenden Fluth Widerstand zu thun, nicht fähig war, selbst nach dem Aufhören der Stürme, einen selbstständigen Staat zu bilden; jene Völker sind hierzu nicht nur zu klein, sondern sie sind in Folge jener, durch Jahrhunderte

währenden Stürme durcheinander gemischt worden, sie sind ineinander geflossen, ineinander gewachsen. Um die Czechen in Böhmen wohnen in einem breiten Ringe die Deutschen, welche den Deutschen in den Stammlanden die Hand reichen; die Slaven Nordungarns sind von denen Südungarns geschieden durch den mächtigen magyarischen Keil; die Sachsen und Walachen sitzen inselartig zwischen feindlichen Stämmen. Diese Slaven, Deutschen und Walachen schwingen die schwarzgelbe Fahne und rufen „Oestreich und Habsburg," in vielleicht nicht allzulanger Zeit werden auch die Magyaren in diesen Ruf einstimmen, ihre gegenwärtige Freundschaft mit Rußland kann nicht lange währen; denn alle diese Völker und Völkerschaften, ja selbst jene Völkertrümmer und jener Völkerschutt, das Alles will seine Nationalität erhalten, es will leben. Allerdings, wir von unserem Standpunkt aus, wir sagen mit dem alten Fritz: „Je n'en vois pas la nécessité;" aber sie, diese Völkerschaften, sind von dieser Nothwendigkeit überzeugt, denn Alles, was da lebet, anerkennt als das höchste Gesetz das Bedürfniß zu leben. Sie können aber nur leben in dem östreichischen Staate, der sie schützen muß, und in dem doch nicht Ein Element kräftig genug ist, um die andern aufzufangen oder zu vernichten.

Auf diese Weise ist der östreichische Staat entstanden, er ist entstanden, weil er für jene Völker, weil er für Europa ein Bedürfniß war, nicht durch Heirathen östreichischer Prinzen. Die Mythe von der Felix Austria findet ihre Deutung, wenn wir diesen Ausdruck durch jenes Wort übersetzen; das Compliment über die Erbweisheit der Habsburger, welches selbst in dem Munde von Schmeichlern ein Räthsel ist, findet in jenem Worte seine Erklärung. Jenes Bedürfniß hat tausend Erfolge herbeigeführt, es hat tausend Gefahren überwinden helfen, hat Oestreich Stürmen und Orkanen trotzen lassen, welche andere Staaten über den Haufen gestürzt hätten; hat es selbst aus den Gefahren so zu sagen verjüngt hervorgehen lassen, weil eben durch sie den Völkern jener Gegenden das Bedürfniß eines starken, einigen Oestreich klarer vor die Seele trat.

Daß jenes Bedürfniß heute noch vorhanden ist, das weiß Jeder, der sich nicht aus Kosmopolitismus oder — was auf eins herauskommt — aus deutschem Patriotismus für die Magyaren, Walachen, Slovaken, Kroaten, die Augen verschließt; Jellachich hat recht, wenn er sagt: „Existirte kein Oestreich, wir müßten es schaffen." Es ist möglich, daß die Habsburger einmal gestürzt werden, daß dieses Oestreich einmal eine ganz andere Gestalt annimmt, und noch viel andere Combinationen sind möglich aus den Elementen, die hier gegeben sind; das aber wissen wir, ist unmöglich, daß Oestreich in seine Atome sich auflöse; welcher Staat auch dort im Laufe der Zeiten entstehen mag, er wird erstlich ein großer Staat sein müssen, er wird zweitens in Bezug auf Deutschland ziemlich dieselbe Politik verfolgen, die Oestreich uns jetzt verfertigt hat, er wird drittens, falls dieses Deutschland nicht concentrirt sein sollte zu Einem Staate, mindestens dieselben Erfolge haben, welche Oestreich gehabt hat.

Unter allen Umständen ist es also falsch, auf Oestreichs Zerfall zu spekuliren. Unterlassen wir das den Zeitungsschreibern und glauben wir, daß Oestreichs dermalige Zustände, so mißlich sie auch in Bezug auf Oestreich sein mögen, unendlich bedrohlich uns gegenüber sind, daß es aus unserer Zerklüftung immer noch bedeutend größere Vortheile zu ziehen vermag, als Rußland, Frankreich und England zusammengenommen.

Wenn aber jemals Gott einem Volke, das mit Untergang bedroht war, den Weg hat zeigen wollen, auf welchem es die Gefahr abwenden könne, so hat er ihn uns gezeigt. Er hat zu derselben Zeit, als die Kraft aus dem Süden unseres Vaterlandes entwich, im Norden den Keim zu einem Staate gelegt, der seitdem wunderbar aufgeblüht ist; als Deutschland den Völkern zum Gespötte wurde, hat es den Namen Preußen angenommen, hat eine Kraft entwickelt, welche Europa mit Staunen und Bewunderung erfüllte. Hier ist Deutschland, mit seinen Tugenden und mit seinen Fehlern; wer es leugnet, der behauptet zugleich, daß Deutschland bereits untergegangen sei.

Weg daher mit allen Hirngespinnsten von Wiederherstellung des Reiches, mit seiner mittelalterlichen Herrlichkeit; schließen wir uns an Preußen an, bauen wir fort an dem Fundamente, das bereits gelegt ist, das in Stürmen sich bereits als fest bewährt hat. Nur so gründen wir den deutschen Staat.

— n —

Das neueste östreichische Finanzpatent.

(13. September 1849.)

Das Wort: Finanzpatent jagt eine Gänsehaut über den Rücken aller Oestreicher. Verlust, Unglück, Schmach und Schande knüpft sich für den Oestreicher daran, da er an die Staatsbankerotte unter Kaiser Franz erinnert wird.

Wieder ist ein Finanzpatent erschienen, dem aber mit Sehnsucht entgegengesehen wurde, da es die anderthalbjährigen Bedrängnisse der geldlichen Verhältnisse beseitigen soll. Nach Monate langen Versprechungen und Vertröstungen des Finanzministers, veröffentlichte die Wiener Zeitung vorige Woche die vom Kaiser unter obigem Datum genehmigten „Maßregeln zur Herstellung der Ordnung im Geldwesen, und im Staatshaushalte.“ Mit Heißhunger fiel das durch die Unordnung im Geldwesen und im Staatshaushalte abgemagerte Publikum über das 6 Spalten lange Aktenstück, das kaum für die Leser außerhalb der schwarzgelben Grenzen genießbar ist; selbst hier entnimmt man nach mehrmaligem Durchlesen nur so viel, daß trotz allem Aufwande die Herstellung der Ordnung im Geldwesen

noch Jahre lang eine Unmöglichkeit ist. Die erste Einwirkung war, daß die Banknoten um 120 fl. pr. Stück im Course fielen, und das Silberagio stieg. Das Steigen und Fallen an der Börse kann jedoch nicht als Maßstab bei der Kritik ministerieller Verordnungen dienen, wenn auch beim Geldwesen, das die Börse unmittelbar berührt, darauf Bedacht genommen werden muß.

Im Vortrage an den Kaiser erwähnt der Minister, daß das Wiederaufleben des Vertrauens auf den Stand der Wechselcourse und Staatseffecten günstig einwirkte. Das Vertrauen also ist der mächtigste Hebel, und mit besonderer Satisfaction vernimmt man eine solche Erkenntniß aus der Feder eines Mannes jener Regierung, die bisher kein Vertrauen zu gewinnen wußte; das Vertrauen aber ist der Factor, welcher den Staat in Ruhe, Ordnung und Freiheit erhält, und dessen Gegensatz ist die Quelle der Unruhe, der Unordnung und des Zwanges. Um das Geldwesen zu regeln, mußte daher vorerst Vertrauen erweckt werden, und dessen Erhaltung allein kann zum Ziele führen. Das neueste Finanzpatent ist jedoch nicht geeignet, das Maß des Vertrauens voll zu schütten.

Die Wiederherstellung des Werthes der Landeswährung ist das erste Erforderniß, das auch der Minister anerkennt. Die Banknote gilt nicht das, was die Ziffer darauf bezeichnet, es fehlt also dem Verkehr im Großen wie im Kleinsten die feste Basis, und alle Geschäfte, bis auf den Bedarf einer Nähnadel herab, erhielten hiedurch den Character einer Börsenschwindelei. Der Minister, welcher werkthätig eingreifen sollte, um den Markt des Lebensbedarfes vom Einfluß des Geldmarktes unabhängiger zu machen, blieb rathlos in seinem Bureau, und seine Taktik war ein zuschauendes Gehenlassen und Abwarten. Den Staatsbedarf befriedigte er durch die willfährige Nationalbank, welche Noten auf endlosem Papier fabrizirte.

Unmöglich kann man dem Vortrage des Ministers beistimmen, daß die Einkünfte des Staates in der Gestalt der vermehrten umlaufenden Creditspapiere vornherein in Anspruch genommen und vermehrt werden mußten. Der ehemalige Reichstag hat dieses „muß" bestritten. Die Vermehrung der Einkünfte mußte in jener Gestalt eingeleitet werden, daß das Gesammtreich in gleichmäßiger Weise dazu beisteure, nicht aber in der Mißgestalt von Papiernoten, für welche die Bank keinen bedeckenden Baarfond aufzuweisen hatte. Der Gulden, den die Bank dem Staate lieh, war eine falsche Münze, denn es war kein Gulden. Der Finanzminister Freiherr v. Kraus ergreift aber wiederholt das Wort zu Gunsten der Nationalbank, und stellt unter allen Vorkehrungen „oben an," eine durchgreifende Verbesserung der Lage der Bank und die Regelung der Beziehungen des Staates zu derselben. Nicht jedoch die Lage der Bank ist zu verbessern, vielmehr die Lage des von der Bank abhängigen Volkes, das diesem mißbrauchten Institute roboten und zehnden muß; die Bank hat bei ihrer jetzigen Lage Millionen gewonnen und die Bankactien behielten in den trübsten Zeiten des vorigen Jahres so wie

jetzt weit mehr als den doppelten Cours ihres Nominalwerthes. Die Gefahren und Verluste, welche Oestreich seit dem März 1848 bedrohten, haben der Nationalbank reiche Zinsen getragen.

Die Beziehungen des Staates zur Bank sind einfach damit geregelt, wenn letztere unabhängig und selbstständig die Interessen der Bank**noten**inhaber, nicht der Bankactieninhaber allein vertritt; wenn sie nur mit ihrem effectiven Vermögen gebahren darf, statt aus dem Schweiße des Taglöhners Prozente zu gewinnen; wenn sie, so wie jeder private Gewerbsmann vor das Strafgericht gezogen wird, sobald ihre Speculationen den reellen Boden verlassen, ob nun ein Banquier oder der Staat ihre Mittel in Anspruch nimmt. Bedurfte es erst der Anordnung des Kaisers, daß der Staat nicht mehr die Bank zur Vermehrung der Banknoten in Anspruch nehmen darf? Welcher Privatmann darf, nachdem er sich insolvent erklärte, neue Wechsel ausstellen? Die privilegirte Bank kann ihre Noten nicht einwechseln, und gibt Millionen neue aus, unter den Augen und mit Billigung des Ministeriums. Hiedurch wurde das Vertrauen der Geldwelt tiefer untergraben, als durch den Wahn einer Zerstückelung Oestreichs. In den bedrängten Monaten der Erwerblosigkeit verschloß die Nationalbank ihren Silberbrunnen, und während die Massen dursteten, leitete der Minister einen Canal in die Bank, aus dem die Barren und Stangen für seine Zwecke hinausströmten. Die Direction der Bank, statt die Interessen der Nation und des allgemeinen Wohles zu vertreten, machte das Institut zum Werkzeug des Ministers, und diese selbe Direction soll noch ferner über das Wohl und Wehe der Millionen abzustimmen haben. Das erweckt kein Vertrauen!

Der Minister bekennt in seinem Vortrage, daß alle Provinzen Klagen gegen die Nationalbank richteten, besonders die Handel- und Gewerbtreibenden; aber der Minister fertigt diese Beschwerden mit der Vertröstung ab, „sie verdienen eine Untersuchung, Erwägung und Erörterung." Mit vorzüglicher Gönnerschaft fügt aber Baron Kraus hinzu, daß eine Verstärkung des Fondes nöthig sei, wenn die Bank allen Anforderungen genügen soll. Der Mangel an Fond wurde erst dann bemerkbar, als die Bank ihre anfängliche Bestimmung verließ, und statt die Geschäfte einer Nationalbank die Dienste einer Staatsbank übernahm. Millionen über Millionen würden der Nationalbank zuströmen, wenn sie ihren Zweck unverrückt im Auge behält: der Industrie, dem Gewerbe, dem Verkehr ihre Reichthümer und Privilegien zu widmen; es bedarf keiner Einwirkung des Staates, sondern blos einer Beaufsichtigung desselben. Das neuerwachende Geschäftsleben nach so langem Stillstande sucht nach Mitteln und Kräften; aber es findet sie nicht bei der Bank, die sich an die Ruder des Staates schmieden ließ, und so leidet der Strumpfwirker, wenn ein politisches Diner mißglückt.

Der Kaiser soll eine Commission aus Vertrauensmännern einberufen, um Entwürfe zur Besserung des Geldwesens zu berathen und vorzulegen; allein diese

Commission bindet man wieder an die Bankdirection; gegen deren eigennützige und serviles Verfahren die Berathungen sich richten müßten. Im Bureau des Finanzministers beriethen schon solche Vertrauensmänner, aber fruchtlos, und die zu bildende Commission ist auch nichts als ein neuer Strohmann.

In der zweiten Abtheilung des Finanzpatentes werden fünf Maßregeln angegeben zur Bedeckung der Staatserfordernisse. Die beiden ersten dienen zur Abtragung eines Theiles der Staatsschuld an die Bank und zur Vermehrung ihres Baarfondes; die Kriegsentschädigung von Sardinien, 25 Millionen Fl., und die Gelder des neu zu machenden Anlehens, 60 Millionen Fl., fließen der Bank zu.

Die dritte Maßregel ist: „Die Vervollständigung und ergiebigere Benützung des Staatseinkommens von den directen und indirecten Abgaben." Aus dem Dunkeln in's Lichte übertragen, heißt diese Stelle so viel als: neue Steuern, und noch deutlicher bezeichnet dies der ministerielle Vortrag: „nur mit Widerstreben schreite ich zu dem Antrage, Aenderungen in der bisherigen Besteuerung ohne Mitwirkung des Reichstags vorzunehmen!" Welche zarte Rücksicht des energischen Ministeriums! Man erhebt die Steuern ohne Genehmigung eines Reichstags, und wenn man sie ändert oder neue auflegt, so geben die Umstände eine Indemnitätsbill. Der Minister aber, welcher vor wenigen Wochen offiziell erklärte, daß Ungarns Einbeziehung in den östreichischen Steuerkreis das Einkommen um 60 Millionen jährlich erhöhen werde, erklärt heute, daß das Einkommen des Gesammtstaates im Verwaltungsjahr 1850, trotz der neuen Steuern, nur um 40 bis 50 Millionen sich vermehren werde.

Der Minister erklärt ferner, daß die Einnahme nicht mit den Ausgaben in's Gleichgewicht gesetzt werden kann, und das Defizit noch lange eine stehende Rubrik im Staatsbudget bleiben wird. Der Minister meint jedoch, daß das Volk bisher mit einer neuen Abgabenlast verschont und seine Kraft unversehrt erhalten worden sei. Keine Abgabe wäre von größerer Last gewesen, als die Entwerthung der Banknoten; keine Steuer hätte die Kraft des Volkes im gleichen Maße geschwächt. Der Bettler, welcher einen Groschen geschenkt erhielt, verlor durch den Cours der Banknoten einen Kreuzer davon, eine Steuer, die zu den erschreckendsten Scenen geführt hätte, wäre nicht der Segen des Himmels auf die Fruchtfelder gefallen. Sogar der menschenfressende Krieg wurde hiedurch zur Wohlthat. Niemand hatte einen Nutzen davon außer der Nationalbank und dem silberreichen Auslande. Im Budget für 1849 sprach sich der Minister bereits dahin aus: „als Bedingung, deren Erfüllung zur Begründung der Ordnung im Staatshaushalte nothwendig ist, muß die Feststellung des Geldumlaufes auf einer gesicherten und Schwankungen nicht unterliegenden Grundlage bezeichnet werden." — Seit ¾ Jahren wurde keine Grundlage für den Geldumlauf gebaut. Papiere mit Zwangcours

wurden ausgeschüttet, Kreuzerscheine gemacht und Silbersechser gemünzt, welche jüngst die sächsische Regierung wegen ihres Mindergehaltes verbot. Die Anleihe, welche zu Ende vorigen Jahres abgeschlossen werden konnte, und wenn auch kein Silber in's Land, doch Papiere aus der Circulation gebracht hätte, wurde in Erwartung besserer Anbote abgelehnt, und die Waaren stiegen um 25 bis 50 Prozent. Die Verantwortung, welche der Minister übernimmt, indem er ohne Mitwirkung des Reichstags Steuern einführt, ist weit geringer als jene, daß so spät zur ordentlichen Bedeckung der Staatserfordernisse geschritten wird, nachdem der Fieberzustand der Landeswährung das Mark des Volks aufzehrte. Weder der Minister noch die Nationalbank machten einen Versuch, das Uebel zu heben, wenn man nicht die polizeiliche Verfolgung von Silbermäklern als solchen ansehen will; letztere wird aber gegenwärtig zu Etwas verhelfen. „Die Hinausgabe der bisher zurückbehaltenen Reserveactien hätte (!) nach Maßgabe des Umfanges, in dem die Verstärkung des Fondes es erheischt, zu erfolgen." Dieser conditionelle Satz läßt vermuthen, daß es weder dem Minister noch der Bankdirection Ernst ist mit der „Hinausgabe." Mit diesen Actien hat es folgende Bewandniß. Bei Gründung der Bank sollte durch Hinausgabe von 100,000 Actien der nöthige Fond herbeigeschafft werden; es genügte aber die Ausgabe der Hälfte der Actien und die andere Hälfte blieb in Reserve. Die Actieninhaber der circa 50,000 Stück genossen nun die Zinsen der 100,000 Stück. Als die Bank voriges Jahr insolvent wurde, drang man darauf, daß die Reserveactien verkauft werden, wodurch der Baarfond gesteigert würde. Abgesehen davon, daß der Cours dieser Actien bedeutend fallen müßte, wenn eine solche Summe auf den Papiermarkt kömmt, sträuben sich die jetzigen Actieninhaber, ihren Gewinn daran halbiren zu müssen; und die Verschwisterung der Finanzverwaltung mit der Bankdirection unterstützte die Maneuvres dagegen. Die Hinausgabe der Reserveactien darf aber auch nicht als Panacee für die Solvenz der Bank angesehen werden. Die Bankdirection, welche dem Staate Geld zu verschaffen wußte, wird auch sich selbst Geld zu verschaffen wissen, ehe sie ihr Privilegium erlöschen läßt, und gewiß auf leichtere und billigere Weise als durch Verkauf ihrer Reserveactien. Das sei die Sorge der Bank. Wenn aber schon die Hinausgabe vom Ministerium für angemessen erachtet wird, warum wird sie verschoben? erheischt es nicht jetzt bereits der Mangel an Fond? ist die Maßgabe des Umfangs erst zu enträthseln? Die Bank wechselt nicht einen Gulden ihres Papiers gegen Silber; aber man begünstigt ihre Actionäre dennoch damit, die Reserveactien nicht zu Geld machen zu müssen.

Die sardinische Entschädigung, die vom Reichstag bewilligten 100 Millionen und die neuen Steuern reichen nebst der Gewinnung Ungarns nicht aus, die Ausgaben zu decken. Der Militäraufwand frißt das Gold und Silber und Papier, und eine namhafte Reduction der Armee ist bei den fortwährend grollenden Elementen unmöglich. Die Zustände sind so ungeregelt, daß nicht einmal der

Staatsvoranschlag für 1850 entworfen werden kann, welches Verwaltungsjahr mit 1. November beginnt, noch weniger ist dessen Bedarf gedeckt.

Der Minister greift also neuerdings zu dem bequemen Mittel — vierte Maßregel zur Ordnung des Geldwesens — Papier als Geld auszugeben; er legt eine Fabrik von: Reichsschatzscheinen an. Unter diesem Titel wird eine schwebende Schuld gegründet, die gegen den Umlauf der verschiedenen Anweisungen manche Vortheile gewährt; sie ist, durch die Eisenbahnen, welche der Staat baute, wenigstens einigermaßen fundirt. Diese Reichsschatzscheine sollen zinstragend sein, und die Banknoten aus dem Verkehr verdrängen. Kein cultivirter Staat wagte es bisher, ein solches Geldpapier zu creiren, die Finanzwissenschaft wird mit einem neuen Experiment bereichert. Vielleicht gelingt es sogar, denn der fette östreichische Boden überwuchert selbst solches Unkraut. Ein solches zinstragende Geld ist der Ruin des Privatcredits und aller auf geringer Procentuation berechneten Unternehmungen. Niemand wird auf ein Haus Geld leihen, wenn das Geld selbst ihm eben so viel Interessen trägt; noch weniger wird Jemand sein Capital in einer Spekulation wagen, das ihm bei Müßiggang Zinsen abwirft und dennoch sicher bleibt. Schon haben sich Stimmen gegen dieses Zinsgeld aus dem Kreise der Industriellen und der Grundbesitzer erhoben, denen die Kapitalien gekündigt wurden, wofür die Besitzer sich die leichtbeweglichen, schnellumsetzbaren, stets in der Hand bleibenden Reichsschatzscheine anschaffen werden. Der Zinsfuß wird also hiedurch erhöht und dem Wucher in die Hand gearbeitet.

Von anderer Seite droht diesen Reichsschatzscheinen, für deren Tilgung und Zinsenzahlung durchaus kein genügender Fond ausgewiesen ist, die Agiotage. Die Summe der Emission ist vom Minister nicht angegeben, eben so wenig die Ziffer des Zinses; er kann die Reichsschatzscheine ins Unzählige vermehren und den Zins nach Belieben herabsetzen oder ganz aufheben. Nirgend eine Gewähr gegen den Mißbrauch. Der Minister überträgt die Controle über diese Reichsschatzscheine — — der Nationalbank! Man traut den Augen kaum. Ein Institut, welches das allgemeine Mißtrauen des ganzen Reiches auf sich lud, wird als Wächter der Finanzverwaltung aufgestellt; eine Direction, welche wie die Pagode wackelte zu Allem, was der Minister verlangte, soll als Garantie für dieses Papiergeld betrachtet werden!

Die Reichsschatzscheine werden, sobald der Zwangcours aufgehoben wird, dem Börsencourse unterliegen, und die Schwankung der Geldverhältnisse irritirt vielleicht ein Jahrzehend lang unsern ganzen Verkehr. Die Banknote, welche neben diesem Geldpapier fortbesteht, wird entweder bessern oder schlechtern Credit haben, als der Reichsschatzschein, und die Verschiedenheit der Landeswährung dehnt sich vom Silber auch auf die Papiere aus. Im Auslande aber wird sich dieses Papier erst Credit erwerben müssen, und ehe das geschieht, zieht der Rest unserer Metallmünzen für den Import über die Grenze.

Das Verbot der Münzausfuhr ist, als fünfte Maßregel, aufgehoben. Trop tard! kann man sagen, nachdem die durch das Verbot geschlagenen Wunden bereits vernarben, nachdem der Silbercours von 25 auf 7 pCt. herabgefallen war.

Zu diesen eben besprochenen Maßregeln kam alsobald die Ausschreibung des neuen Anleihens; es besteht aus einer $4\frac{1}{2}$ procentigen Schuldverschreibung, die zum Course von 85 ausgegeben wird. Durch freiwillige Subscription soll die Summe von 60 Millionen effective (71 Mill. nominell) herbeigeschafft werden.

Bei den einbegleitenden Worten des Ministers ist die Stelle bemerkenswerth, daß er von den Bewohnern Oestreichs Opfer in ausgedehnterem Maße weder fordern, noch erwarten könne, und er setze seine Hoffnung in die Betheiligung des Auslandes mit großen Beträgen. Oestreichs Bürger haben ihre Söhne und Brüder in einen blutigen Kampf geschickt, der nicht ihre Sympathien hatte; um so weniger würden sie ihre Kassen verschließen, um dem Staate, also sich selbst eine bessere Zukunft zu bereiten. Der Reichstag, die Vertreter des Volkes, haben Geld bewilligt für die Mehrausgaben, und das Volk würde gerne und bereitwillig steuern, was seine Vertreter unter Sanction des Kaisers beschlossen. — Es liegt nichts Beruhigendes und Erhebendes darin für die Nation, daß der östreichische Minister das Ausland anruft, um den östreichischen Finanzen auf die Beine zu helfen; der Minister macht den Kaiserstaat von den Comptoirstuben Amsterdams und Frankfurts abhängig, und in den dortigen Börsenhallen wird der Cours der östreichischen Landeswährung bestimmt. Das Volk hat kein Vertrauen zum Ministerium, und das Ministerium antwortet mit Mißtrauen in das Volk, ein greller Zwiespalt, der durch alle Acte der Regierung läuft seit der Auflösung des Reichstags. In Folge davon mußte man russische Waffen ausborgen, wie man jetzt holländische Ducaten sich ausleiht.

Das Anleihen unterscheidet sich durch nichts vom gewöhnlichen Gleise solcher Finanzoperationen. Eine etwaige Rückzahlung des Capitals oder eine Sicherstellung der Währung, in welcher die Zinsen ausgefolgt werden, findet sich nirgend. Trotzdem wird das Anleihen zu Stande kommen, da der Minister die Unterstützung des russischen Hofes mit 20 Millionen zugesagt erhielt; wenigstens wird so berichtet. Private dürften, ungeachtet der großen Vortheile, die auf Kosten des Staates geboten werden, sich nicht zu sehr betheiligen. Der Staat Oestreich steht fest, das Ministerium aber wackelt, wie es sich auch den Anschein gibt, sicher aufzutreten. Kehrt es zum Absolutismus zurück, zu einem gebildeten und feinen, wie es der Minister Bach am zweckmäßigsten für Oestreich hält, so wird jedes Cabinet so lange im Sattel bleiben, bis wieder einmal der gallische Hahn den Adler erschreckt; will aber das Ministerium auch nur die Form eines constitutionellen Staates beibehalten, so wird es vom ersten Reichstage mit spitzer Lanze in den Sand geworfen. Alle Barrikaden, die das Ministerium um seine octroyirte Charte aufwirft, sind unhaltbar; die Nationalitäten durchbrechen diese Schanzen.

Den heftigsten Stoß werden hiedurch wieder die Creditpapiere erleiden, und kein Reichstag wird das Verfahren des Ministers billigen können!

Oestreich war immer unglücklich durch seine Finanzpatente.

Bilder aus dem Fürstenthum Serbien.

I.

Ein Besuch beim Woiwoden Wucic.

Der populärste Held Serbiens ist jetzt der alte Woiwode Thomas Wucic Perisic (sprich: Wutschitsch Peristitsch), einer der interessantesten Charaktere, von außen rauh und offen, und doch schlau und listig, aber in jedem Blutstropfen Patriot und warm für das Wohl seines Volks, das ihn liebt, wie keine seiner übrigen politischen und kriegerischen Notabilitäten. Wucic hat sich aus niederem Stand — er ist eines Bauers Sohn — zum Woiwoden und commandirenden General von Serbien heraufgeschwungen, sein starker Arm hat die Dynastie der Obrenovice verjagt und den Sohn des schwarzen Georg zum Herrn von Serbien gemacht. Unter diesem sitzt der rauhe Mann als Chef des Militärwesens, manchmal unbequem für den kleinen Hof und die Bürger von Belgrad, aber angebetet in den Dörfern und der Landschaft.

In einer Seitenstraße der Varos=Kapi zu Belgrad liegt sein neues, freundliches Wohnhaus, ein Geschoß hoch im modernen abendländischen Styl gebaut, mit einem geräumigen Balkon, den ein niederes Gitterwerk umschränkt. Ich hatte mich ihm eine halbe Stunde vor meinem Besuch durch einen Lohnbedienten anmelden lassen. Zwei Diener in reicher serbischer Tracht, Pistolen und Messer im Gürtel, empfingen mich im Hofthor, zwei andere an der breiten, mit schönen Teppichen belegten Treppe. Diese führten mich in einen eleganten Salon von ganz französischer Einrichtung, nur die niedern, rings an den Wänden stehenden Sophas verriethen die Nähe des Orients. Der Bilderschmuck des tapezirten Gemachs bestand in den Portraits des serbischen Fürsten Alexander, des Sultans Abdul=Meschid, Kaiser Ferdinands von Oestreich und des rechtgläubigen Czars aller Reussen. Man sah, der Herr des Hauses war ein Diplomat, der es mit keinem dieser Potentaten verderben wollte.

Auf einem der seidenen Sophas saß mit gekreuzten Beinen Herr Thomas Wucic, den langen Cibbuk im Munde; auf einem Lehnsessel vor ihm, gleichfalls rauchend, ein junger schmächtiger Mann im schwarzen Attila, ganz nach französischer Mode gekleidet, einer der serbischen Staatssecretäre. Die Herren waren

im lebhaften Gespräch begriffen. — Ein Handzar in silberner, kunstreich ciselirter Scheide lag auf einem Seitentisch, daneben eine Pistole, kostbar mit Perlmutter und Silber ausgelegt, die zweite correspondirende stak in Herrn Wucic's Leibgurt. Ich erfuhr später, daß er diese Waffe niemals ablegt.

Der Woiwode grüßte mit dem Kopfe nickend und bot mir die Rechte zum Händedruck. „Gut gekommen!" lautete der althergebrachte Gruß.

„Besser gefunden, am besten gefunden" — war die gebräuchliche Antwort.

„Du kömmst aus Karlovic?"

Ich bejahte.

„Ei, wie steht es dort? — Machen die Magyaren — der Teufel soll ihnen die Seele — — unsern Leuten noch immer zu schaffen? Wie geht es unserm würdigen Vater, des Patriarchen Heiligkeit? Was macht mein lieber Sohn, der Knicanin, der wackere Junge, den Gott erhalten möge? Ich weiß, er hält sich brav und klopft die Magyaren fleißig."

Wucic hörte meine berichtende Antwort mit gespannter Theilnahme, bald mit einem freundlichen Lachen und behaglichem Streicheln des grauen Schnurrbartes, wenn von einer günstigen Affaire der Serben die Rede war, bald mit raschem Zusammenziehen der großen buschigen Augenbrauen, wenn ich einen unangenehmen Zwischenfall im serbischen Waffenglück berührte. Mitunter ließ der greise Herr eine scharfsinnige Bemerkung über die strategische Situation der Serben fallen und machte so jugendlich begeisterte patriotische Betrachtungen, daß ich in Erstaunen gerieth. Nach einer Weile ersuchte er mich, ihm auf den Balkon zu folgen und in der kühlenden Abendluft auf einem schwellenden Sopha Platz zu nehmen. Auf seinen Wink brachte ein Diener einen reich verzierten Cibbuk von guten drei Ellen Länge und hielt mir mit der einen Hand das monströse Rohr aus persischem Weichselholz wie einen Wurfspieß vor den Mund, während er mit der andern die glühende Kohle auf den feingeringelten, goldgelben Levanteblättern zurecht richtete. Ich mußte feierlich die Gastpfeife rauchen, köstlichen, orientalischen Tabak, von dessen Arom ein Nordländer selten einen Begriff hat. Zwei andere Lakaien kredenzten in kleinen Porzellainnäpfchen auf silbernen Untersätzen duftigen Mokkakaffe und in einer schöngeschliffenen Krystallbüchse das sogenannte Sladno, den Scherbet der Serben.

Ich bewunderte die imponirende Athletengestalt des Woiwoden! Ein riesiger Körper, sehnig und muskulös mit hochgewölbtem Brustkasten. Der Kopf wie eine edele Antike, eine nicht zu hohe, etwas gewölbte Stirn von schwarzgrauem, dichtem Haar umsäumt, die Nase gebogen, ein dunkles stechendes Augenpaar von buschigen Brauen und dichten Wimpern beschattet. Ueber dem feingeschnittenen Munde, den ein schlauer Zug umspielt, hängt ein mächtiger grauer Schnurrbart. Die Jahre sind fast spurlos an der hohen Gestalt und ihrem noch immer schönen Zügen vorübergegangen, man würde nach seinem Aussehen den Woiwoden auf

höchstens fünfzig Jahre schätzen, allein er steht bereits an der Schwelle der siebzig. Seine Kleidung war die nationale Tracht, einfach und prunklos. Das Unterjäckchen von roth und weiß gestreifter Seide, der kurzärmlige Spencer darüber die weiten Pluderhosen und die knappen Kamaschen von feinem, dunkelblauem Tuch, mit schwarzen Schnüren besetzt. Das Haupt bedeckte ein niedriger Fez; die rothen Lederschuhe waren im Sitzen abgestreift und ließen gutmüthige blauwollene Fußsocken hervorsehen. Aus dem rothen, goldgestickten Gurt ragte die große Pistole.

Pferdegetrappel scholl von dem holprigen Pflaster der Varos-Kapi herüber. Der Kopf einer reizenden jungen Frau bog sich aus des Hauses letztem Fenster neugierig nach der Straße. Ein griechisches Profil, alabasterner Teint und rosige Wangen, die mir allerdings geschminkt schienen; über den brennenden schwarzen Augen rollten sich zwei feine, pechschwarze Brauen, das lange glänzende Haar war in Flechten um ein rothes Tuchkäppchen gewunden, vor dem eine schwere Goldtroddel auf den schwarzen Sammet des zobelverbrämten Jäckchens herabhing. Der Körper schien so schön zu sein, als ihr Antlitz.

„Das ist mein Weib" bemerkte Wucic mit schlauem Augenzwinkern. Es ließ sich nicht bestreiten, der Herr Woiwode hatte gut gefreit, man erzählte sich in Belgrad, daß er sich viel auf die schöne Frau einbildet. — Aber der Dame des Hauses Fremde vorzustellen, ist in den serbischen Familien nicht Sitte: ich mußte daher auf das Vergnügen verzichten, die Omphale dieses serbischen Herkules in der Nähe zu bewundern.

„Sieh dorthin" fuhr mein würdiger Gastfreund nach der Straße deutend fort — „dort kommt unser Fürst, Herr Alexander Karageorgevic geritten!"

An der Spitze von sechs Reitern ritt auf einem türkischen Fliegenschimmel Fürst Alexander, ein hoher, robuster Mann in den Dreißigern, von brunetter Gesichtsfarbe mit kurzverschnittenem Haar und einem langen braunen Schnurrbart. Der blaue Rock mit schwarzen Brustschnüren, graue Pantelons mit breiter Goldborte, ein rother Fez, eine Reitgerte und gelbe Glacehandschuh geben der ganzen Figur das Aussehn eines gedienten Rittmeisters von den Cuirassiren. Sein Adjutant, der ihm zunächst folgte, war in reicher überladener Uniform mit vollen goldenen Epauletts und Fangschnüren, silberner Schärpe und einer breiten Borte an der Feldmütze. — Wucic erhob sich grüßend und der Fürst nickte freundlich, die Hand am Fez militärisch salutirend.

„Ein stattlicher Mann, unser Fürst" — erklärte Wucic, als die Reiter vorbei waren — und herzensgut, manchmal zu gut und zu weich. Unsere Leute lieben ihn von Herzen und selbst die Türken, welche hier in Belgrad wohnen, haben Zutrauen zu ihm, mehr als zu ihrem eigenen Kadi, der über sie gesetzt ist, oder zu ihrem Pascha, der dort oben auf der Festung haust, seit sich der alte Milos mit den Türken verglichen hat; und diese sind doch ihres Glaubens. Oft kommen die

armen Türken zu unserm Fürsten, wenn ihnen vom Kadi oder Pascha ein Unrecht geschieht, und flehen: „Ehrsamer Fürst! wir bitten dich, geh hin zu unserm Pascha und mache, daß er uns nicht weh thut.“ — „Wie kann ich das?“ sagt dann unser Fürst, „hab' ich doch keine Gewalt über den Pascha, welcher allein vom Bezir abhängt und vom Großherrn.“ — „Ei Herr,“ sprechen die Türken: „geh dennoch hin und rede mit ihm, oder schreib' ihm einen Zettel: der Pascha wird sich's sagen lassen und uns nicht mehr drücken und dir wird es ein Sevap (gutes Werk) sein, wenn du dich der Bedrängten annimmst, du bist ja ein großer Herr und gütiger Fürst über deine Unterthanen.“ Und der Fürst verwendet sich dann, wenn er kann, für den Türken und der Pascha verzeiht um des Fürstenwillen dem Schelmen. „Unser Fürst ist gut, ich hab' ihn lieb wie meinen Sohn.“

Dieser rhetorische Lobspruch war mir auffallend, so charakteristisch er war. Denn es war bekannt, daß Wucic mit dem Fürsten nicht im besten Einvernehmen stand und daß der wunderliche alte Volksheld zur Seite nach Oestreich herüber, wieder auf den Sohn des vertriebenen Fürsten Milosch, dem Michael Obrenowic sah. Der Anhang der regierenden Fürstenfamilie wenigstens, der schlaue Jacob Stenadowic und sein Geschlecht fürchteten und beargwöhnten ihn. — Da er aber so treuherzig versicherte, daß er den Fürsten wie seinen Sohn liebe, sondirte ich weiter: „Du thast auch als Vater an ihm, Woiwode und er hat Sohnespflicht gegen dich, denn du warst es, der ihn auf den Fürstenstuhl gesetzt.“

„Es geschah,“ entgegnete Wucic, „um seines großen Vaters willen, des Kara Georgje und weil das Volk die Obrenovice nicht leiden mochte im Lande. Darum standen wir auf, und Herr Alexander Kara Georjevic, der bisher Lieutenant im Heere des Fürsten Michel Obrenovic gewesen, ward Fürst. Schade um Kara Georgje, daß er enden mußte durch des Mörders Beil zu Topola! O ich weiß, wer die Mörder gedungen, ich durchschaute den alten Bluthund und nahm Rache an ihm. Schade um Kara Georgje! Er war ein Held, ein großer Mann, wie keiner wieder kömmt in dieser verweichlichten Zeit.“

Eine kurze Pause trat nach dieser „offenen“ Erklärung ein, dann frug der Woiwode: „Ich habe noch ein Schwert von ihm, willst du es sehen und sein Bild? So komm.“ Ich folgte ihm in ein Seitenzimmer, das von dem zierlichen Salon sehr kriegerisch abstach. Bärenfelle bedeckten die Sopha's und an den Wänden hing ein ganzes Arsenal herrlicher Waffen, interessant durch kunstreiche Arbeit, durch kostbaren Zierrath, durch Alter, oder durch die frühern Träger. Welche Ströme warmen Blutes mögen von diesen blanken Damaszenerklingen herabgeronnen sein? Kara Georgje's Säbel wurde mir gezeigt, er war natürlich ein Säbel wie andere Säbel, ohne einen Erklärer war er nicht herauszufinden, wie dies in der Regel bei solchen historischen Reliquien geht. Zwischen den Waffen hingen die Portraits serbischer Helden, darunter Kara Georgje, Wucic selbst lebensgroß in Oel und in einige Lithographien und — Milos Obrenovic.

Das letztere Bild hier zu finden, befremdete mich, ich konnte eine Bemerkung darüber nicht zurückhalten.

„Ja Herr Woiwode, warum soll der Milos hier nicht hängen" — entgegnete Wucic, „war er doch einst ein herrlicher Held und mächtiger Kämpfer für die Freiheit unsers Landes, bis er sich verleiten und erkaufen ließ durch türkisches Gold und eine Zeit der Noth und arger Bedrängniß über dies Land heraufbeschwor. Milos drückte das Volk, ließ die Hauptleute und Knesen, welche die Unterwerfung unter die Türken nicht dulden wollten, gefangen nehmen und köpfen, und schickte die blutigen Häupter nach Stambul zum Sultan, der sie ihm mit Beuteln voll Piaster aufwog. Wenn Du zur Varos-Kapi hinaus nach der Festung gehst, siehst Du Reste morscher Pallisaden, auf diesen sah ich vieler Edlen Köpfe aufgesteckt. Damals war's, wo auch wir uneins wurden mit dem alten Milos, weil er uns zumuthete, was sich kein Serbe zumuthen läßt."

Die Begebenheit, auf welche der Woiwode anspielte, kennt zu Belgrad jedes Kind, sie legte den ersten Grund zu der großen Popularität Wucic's. Es war in den Jahren, wo Fürst Milos Obrenovic am blutigsten hauste, Wucic war damals Kapitän und stand einst eben vor dem Hause des Fürsten, als man blutige Häupter von Volksmännern, neue Opfer der Tyrannei, in Säcken herbeitrug, um sie nach Konstantinopel zu schaffen. Den Wucic übermannte gerechte Zorneswuth: „Pfui schämt Euch!" rief er den Trägern entrüstet entgegen. „Schämt Euch, Landsleute, daß Ihr Euch wegwerft und brauchen laßt zu fluchwürdigem Henkersdienst an den Besten Eures Volks. Wer ein echter Serbe ist und ein Herz im Leibe hat, hält die Hand rein von Bruderblut." — Betroffen stellten die Männer die blutgetränkten Säcke hin und wollten sich davon schleichen, als Fürst Milos, der den Vorgang vom Fenster aus mit angesehen hatte, roth vor Wuth die Treppe herabgerannt kam und den Hauptmann grimmig anschnaubte: „Hörst Du, Wucic! Du selbst wirst jetzt die Säcke nehmen und auf den Wagen schaffen, ich will es so." — „Die rechte Hand soll mir abdorren, eh' ich das thue!" entgegnete dieser ruhig. — „Du thust was ich gebiete," zürnte Milos, „oder Dein Haupt fällt zu jenen." Wucic antwortete ein entschiedenes „Nein!" — „Wachen herbei! greift den Rebellen" herrschte der Fürst außer sich vor Zorn. Die Soldaten gingen auf Wucic los, doch dieser zog rasch mit der Linken ein Pistol aus dem Gürtel und hielt es dem Fürsten vor die Brust, in der Rechten schwang er den Handzar mit den Worten: „Wer mir naht ist des Todes, auch Du mein Fürst, wenn Du mich nicht ziehen läßt." Die Wachen traten zurück und Milos ging bleich und knirschend in sein Haus, Wucic aber verließ noch am selben Tage Belgrad. Man fügt hinzu, daß Fürst Milos Obrenovic von jener Stunde an keine Hinrichtung mehr vornehmen ließ. —

Ein Reitknecht trat ein, mit der Meldung, die Pferde seien gesattelt. Der

Woiwode brach auf, seinen Abendritt zu thun, ich begleitete ihn auf seine Aufforderung. Als wir zu Pferde stiegen, kam ein Pope des Weges, der den breiten Hut ehrerbietig vor dem vielvermögenden Woiwoden abnahm. Dieser aber zog den Fuß aus dem Steigbügel, stieg ab, verbeugte sich mit gekreuzten Armen und sprach: „Ehrwürdiger Vater, segne mich!" Der Pope sprach sein Segenssprüchlein, verlegen und devot und der Woiwode schwang sich in den Sattel. Im Fortsprengen bemerkte er mir lächelnd in's Ohr, daß es der nachreitende Diener nicht hören konnte: „Siehst Du, was man des Volkes wegen thun muß, ich für meine Person brauche die Popen nicht!" — Das ist Herr Wucic Parisic, der serbische Volksheld unserer Zeit. Die Tapferkeit seines Stammes und die diplomatische Ruhe der Türken, rascher Muth und intriguante Schlauheit vereinigen sich bei ihm unter der Hülle rauher Gradherzigkeit. Er liebt sein Volk, er ist allmächtig in Serbien, und bei den Erschütterungen, welche die nächste Zukunft dem Fürstenstuhl Serbiens bringen mag, wird er seinen Willen wahrscheinlich durchsetzen. Ob der nächste Fürst Serbiens noch einmal Michael Obrenovic sein wird, oder ob gar die Popularität und der junge Ehrgeiz des östreichischen Stratimirovic bis zum serbischen Purpur hinaufdringen wird, das freilich hängt jetzt nicht mehr von dem Willen der serbischen Führer allein, sondern weit mehr von der Stellung ab, welche Rußland und Oestreich in der nächsten Zeit unter einander und zum Fürstenthum einnehmen werden.

2.

Die serbische Reichsfahne.

Als Kara Georgje an der Spitze der serbischen Insurrektion zum ersten Male als Feldherr gegen die Türken zog, brachte ihm ein alter Mann eine morsche Fahne, auf deren durchlöchertem Fahnentuch von rother Seide ein weißer doppelköpfiger Adler, wie ihn die Nemanice geführt, umgeben von den Wappenschildern aller Provinzen des ehemaligen serbischen Kaiserreichs gemalt war. Er gab vor, es sei dies das Leibbanner des Serbenczars Duschan (aus dem Hause Nemanic) des Starken und Unüberwindlichen, welches seit der letzten Schlacht auf dem Felde Kossovo in einem Kloster der Schumadia sorgfältig und heimlich aufbewahrt worden, damit es den Türken nicht in die Hände fiele. Das Volk freute sich dieses Wiederfunds und glaubte in dieser alten Fahne eine Oriflamme seines Waffenglücks erhalten zu haben. Herr Kara Georgje gab sie einem seiner treuesten und tapfersten Offiziere zu tragen, dem Peter Jokic, der mit ihm aus demselben Dorfe, Topola, stammte. Peter Jokic, zubenannt von Topola (Topolac) bewahrte treu das anvertraute Palladium in der ganzen langen Reihe blutiger Freiheitskämpfe. Als sich Kara Georgje genöthigt sah, aus der Heimath zu fliehen, legte er beim Abschied von der serbischen Erde seinem Waffenbruder Jokic

warm an's Herz, die alte Fahne der Remanice so lange im Versteck zu bewahren, bis einer seiner Nachkommen wiederkehre und Serbien wieder eigene Fürsten haben werde. Peter Jokic trennte das Fahnentuch vom Schafte, den Schaft versteckte er unter dem Dach des Kirchthurms zu Zabare, das Fahnentuch aber barg er in seidener Hülle am bloßen Leibe. So floh er auf östreichisches Gebiet, erst in's Banat, dann nach Slavonien. Fürst Milos Obrenovic bot Alles auf, diese Fahne in seine Hände zu bekommen, weil das Volk an derselben hing und deren Verlust als ein böses Vorzeichen beklagte. Jokic gab sie nicht her, er hatte sie wie einen Schatz in metallner Kapsel an einem sichern Orte in Slavonien vergraben. Fast siebenundzwanzig Jahre blieb die Fahne in der Erde. Erst als Obrenovic gestürzt und Alexander, der zweitgeborne Sohn des Kara Georgje am 2. September 1842 vom versammelten Volk auf dem Wracar zu Belgrad zum Fürsten von Serbien erwählt worden war, kehrte der treue Peter Jokic wieder heim, trat vor den neuen Fürsten und entdeckte sein Geheimniß. Am 26. October 1842, nachdem der Berat, kraft welchem Alexander Kara Georgjevic als Fürst von Serbien bestätigt wurde, öffentlich verlautbart war, brachte ein Kourier die Fahnenstange von Zabare nach Belgrad, Herr Jokic befestigte das Tuch mit eigener Hand und seine Schwiegertochter Emma schmückte das Banner mit schön gestikten Bändern. Ein Bataillon serbischen Militärs holte die Fahne feierlich mit klingendem Spiel aus dem Jokic'schen Hause zum Fürsten.

Noch lebte Peter Jokic in hohem aber rüstigem Greisenalter in seinem Geburtsort Topola. Als der beste Freund und Waffenbruder des schwarzen Georg und einer der besten Parteigänger in dem serbischen Befreiungskriege ist er im Besitz sehr wichtiger Daten und Papiere aus jener Zeit, ja er ist selbst die genaueste Chronik derselben. Möchte doch er, oder einer seiner Söhne seine interessanten Erlebnisse aufzeichnen, damit sie der geschichtlichen Forschung, welche in Serbien noch so viel zu thun hat, nicht verloren gehen!

In der Stadtbibliothek zu Semlin bewahrt man die Fahne des bekannten serbischen Helden Mladen, dessen Fahnenträger auf östreichischen Boden auswandernd, sie in Belgrad's treuer Schwesterstadt niedergelegt hat. Diese Fahne ist von der Größe einer gewöhnlichen Reiterstandarte, von weißem Seidenzeug, mit einer rothen, gezackten Kante versehen, drauf ein Doppelwappen, mit Trophäen dekorirt, unter einer blau ausgeschlagenen Herzogskrone rechts das serbische Wappenkreuz im rothen Felde mit den vier Feuerstählen, links das Wappen von Triballia, ein Eberkopf, in dessen einem Auge ein Bolzen steckt, im blauen Felde. Darüber die Devise: „S bogom za vieru i otecestvo“ (mit Gott für Glauben und Vaterland).

Streiflichter auf badische Zustände.

Es ist gerade jetzt kein angenehmes Geschäft über badische Zustände zu berichten, so grün und üppig das Land auch ist, so überreich die diesjährige Ernte auch ausfiel. Die traurigen Nachwehen einer übel begonnenen und übel durchgeführten Revolution zu ermessen, muß man in alle Verhältnisse eindringen können. Und dieses Elend war weder von der Gegenwart bedingt, noch ist es der mindeste Vortheil für die Zukunft. Baden hat jetzt nicht einmal von dieser verunglückten Revolution den Nutzen, daß seine naturwidrige, zwitterhafte Existenz als eigener Staat aufhört, daß es der Theil eines großen mächtigen Reiches geworden wäre. Man hoffte dies im Anfang, ein großer Theil der aufgeklärten Bewohner des Landes, die recht wohl einsehen, daß ein aus verschiedenen Volksstämmen willkürlich zusammengewürfelter Staat, der 120 Meilen Grenze gegen Frankreich und die Schweiz bei 4 — 6 Meilen Breite hat, ein Unding ist, war sehr damit einverstanden, wenn das ganze Land eine preußische Provinz geworden. Auch der Großherzog selbst, ein persönlich gutmüthiger, rechtlicher Mann, dessen Lieblingsneigungen Blumenzucht und einsame Spaziergänge in der Natur sind, hätte einer Apanagirung keinen Widerstand geleistet. Er hätte einige hübsche Schlösser behalten und so viel Apanage, um seinen unschuldigen Neigungen gemäß sehr gut leben zu können, und wäre dann viel glücklicher gewesen wie jetzt, wo man ihn mit Regierungssachen, von denen er nichts versteht, quält, und mit arglistigen Intriguen aller Art zu umgarnen sucht; allein der Karlsruher Hofkamarilla, diesem Fluch des Landes, die durch ihr langjähriges Lügen- und Heucheleisystem, womit sie das wahrhaft constitutionelle Wirken der Regierung auf alle Weise zu verhindern suchte, so sehr den Geist der Lüge und der geringen Achtung vor dem Gesetz im badischen Volke genährt hat, die in Wahrheit als die Hauptbeförderin der ganzen Revolution anzusehen ist, war damit nicht gedient. So wurde dem Projecte der Einverleibung Badens in Preußen, das gleich nach Besiegung des Aufstandes auftauchte, auf alle Weise entgegengearbeitet, und der Großherzog bewogen, seinen Einzug in Karlsruhe wieder zu halten. Ein trauriger Tag für den alten Mann. Der Einzug ward durch eine große preußische Militärparade gefeiert, und in dem mehrere Tage vorher ausgegebenen Festprogramm, was von preußischen Generälen entworfen war, stand ausdrücklich die Stelle, „um 11 Uhr wird S. K. H. der Großherzog S. K. H. dem Prinzen von Preußen seinen Dank abstatten für den Beistand der preußischen Truppen." Preußens Heer wollte doch etwas dafür haben, daß es sein Blut verspritzte, um einen Thron wieder herzustellen, dem eine ränkesüchtige Hofkamarilla seit langen Jahren im eigenenen Volke

jeglichen Anhalt geraubt hatte; es war ihm diese Eitelkeit, sich als das Wichtigste am Tage des Einzuges des Großherzogs voranzustellen, nicht zu verargen. Karlsruhe glich am Festtage fast Potsdam, so sehr hatte das Ganze das Gepräge einer preußischen Heerschau.

Alle diese Lehren der letzten Zeit sind in Baden nutzlos vorüber gegangen, man wird nach wie vor versuchen die Revolution durch rohe Gewalt niederzudrücken, statt den Giftstoff derselben wirklich aus den Volkskörpern zu entfernen. Daher sind die Zustände trotz aller Bluturtheile der Standrechte, trotz der Füllung aller Kerker des Landes — es sitzen jetzt über 6000 sogenannte politische Verbrecher im Großherzogthum Baden, jetzt schon wieder so weit gediehen, daß ein neuer Aufstand gewiß losbrechen würde, sobald die preußische Besatzung hier abgezogen wäre. Die Partei, die jetzt mit Hilfe der Truppen im Siege ist, braucht diesen Sieg zu schonungslos, sucht sich zu sehr auch an den Besiegten zu rächen, als daß nicht ein bitterer innerer Groll zurückbleiben sollte. Man glaubt es gar nicht, welch tiefer innerer Riß durch das Volk geht. Auf der einen Seite bei den höheren Beamten und einem großen Theil des Adels, kurz der sogenannten „Hofkreise" maßloser Haß gegen Alles, was nur im Mindesten direkt oder indirekt bei der letzten Revolution betheiligt war, und ein Reaktionsgelüste, gegen das die Grundsätze des jetzigen östreichischen Ministeriums noch freisinnig zu nennen sind. Diese Leute träumen nur vom Hängen und Köpfen, und ginge es oft nach ihrem Wunsche, so führen die Preußen ihre Batterien vor alle badischen Gefängnisse und kardätschten so lange unter die Gefangenen, wie noch eine lebende Seele unter denselben wäre. Statt reumüthig vor die Brust zu schlagen und offen zu bekennen, all dies Unheil ist gekommen, weil wir stets dem Metternichschen System ergeben waren, weil wir selbst keine Achtung vor Wahrheit und Gesetz hatten, und deshalb auch dem Volke keine einflößen konnten, schreien sie jetzt Ach und Wehe über Alles, was nur im Entferntesten nach Freisinnigkeit schmeckt. Nur mehr Gensdarmen und Gefängnisse müssen errichtet, die Prügelstrafe wieder eingeführt werden, der Kriegszustand, der jedes andere Gesetz aufhebt, und alle Zustände ganz militärischer Herrschaft überläßt, soll fortwährend hier herrschen, dies sind die Ansichten dieser Partei, wie man sie täglich in der Karlsruher Zeitung lesen muß. Auf der andern Seite in den weiteren Kreisen des Volkes, freches Verspotten jedes Gesetzes, wozu ihnen ja ein so gutes Beispiel von den höheren Klassen gegeben wird, maßloser Leichtsinn, der nur dem augenblicklichen Genuß fröhnt, unendliche Leichtgläubigkeit in allen politischen Dingen, die stets dem ärgsten Schreier als leichtes Opfer anheimfällt, und ein tiefer, innerer Haß gegen die erste Partei der Hochstehenden. Dazu jetzt ein so ekles Denunciantenwesen in allen Kreisen, von dem höchsten bis niedrigsten, wie es selbst in Wien zur Zeit der Herrschaft von Windischgrätz nicht ärger sein konnte. Man glaubt gar nicht, welche zahllosen Fälle, wo sich Rachsucht, Neid oder irgend eine andere verbrecherische Leidenschaft durch politische Denunciationen Luft zu

machen suchen, täglich hier vorkommen. Dazu Jammer in den Familien, denn an 800 junge Badenser sind im letzten Aufstande geblieben, über 6000 sitzen in den verschiedenen Gefängnissen (in den Kasematten zu Rastatt allein 4600), an 8000 irren als Flüchtlinge in der Schweiz und Frankreich umher oder haben schon Dienste in der Fremdenlegion in Algier genommen. Daß bei solchen Zuständen jede Geselligkeit aufgehört hat, ist natürlich. Herrscht doch Hader und Zwist in Folge der verschiedenen politischen Ansichten in jeder Familie, wieviel mehr nicht in größeren Kreisen. So blicken besonders alle Offiziere und Beamte, die gleich beim ersten Sturm davon gelaufen sind, statt daß sie hätten versuchen sollen durch ihr Dableiben dem vielen Unwesen was in der Revolution getrieben ward, möglichst zu steuern, mit Verachtung auf alle herab, welche muthig ausharrten um fortwährend, selbst oft unter irgend persönlicher Gefahr der Anarchie so viel als möglich entgegenzuwirken. Man glaubt gar nicht, mit welchen Rodomontaden viele dieser Helden unter dem Schutz der preußischen Soldaten um sich werfen, und was für rettende Thaten sie noch verrichten wollen. Auch der Wohlstand der meisten Familien, besonders solcher, die vom Handel und Gewerbe leben müssen, hat ungemein gelitten. Jegliche merkantilische wie industrielle Thätigkeit stockte gänzlich, der Kredit war erschüttert, der Fremdenbesuch, von dem gerade hier so viele Tausende direkt wie indirekt leben, um die Hälfte vermindert. Nun noch die vermehrten Abgaben, die außerordentlichen Steuern, welche die provisorische Regierung verlangte, die große Last der Einquartirung von anfänglich 80,000 und jetzt noch 40,000 Mann Truppen, die täglich vom Lande unterhalten werden müssen. Hätte der Himmel nicht zwei so sehr reiche Ernten nach einander gegeben, daß alle Lebensmittel wohlfeil sind, Hunger und Elend würden überall herrschen. So haben zwar die Leute noch satt zu essen, aber das Vermögen gar vieler Familien geht zu Grunde und Bankerotterklärungen wechseln unaufhörlich mit Steckbriefen in den täglichen bogenlangen Beilagen der Karlsruher Zeitung. Und neue bedeutende Steuern stehen dazu noch in Aussicht, denn die Staatskasse ist gänzlich erschöpft, und viele neue außerordentliche Ausgaben müssen noch gemacht werden. So ist das Kriegsmaterial zerstört und verschleppt worden, Waffen, Uniformen, Munition, Pferde, Alles fehlt und muß mit großen Summen neu angeschafft werden. Es bedarf der Staat z. B. an 1800 Kavallerie- und Artilleriepferde, um sein vorgeschriebenes Contingent auf dem Friedensfuß zu erhalten und besitzt gegenwärtig kaum 500 brauchbare Thiere. Glauben an den gesicherten Fortbestand der hiesigen Dinge hat Niemand, und eine freiwillige Anleihe von einer Million Gulden unter sehr günstigen Bedingungen, fand so geringe Theilnahme, daß diese Summe noch lange nicht zur Hälfte eingezahlt ist, obgleich der anfänglich einberaumte Termin schon lange vorüber. Diese Zustände wirken so drückend, daß gewiß weit über die Hälfte der Menschen mit Freuden auswandern würde, wenn es nur halbwegs möglich wäre, liegende Besitzungen zu einem irgendwie annehmbaren Preis zu verkaufen. Aber dies ist jetzt

hier ganz unmöglich, Niemand hat Lust sich anzukaufen, und gar die Häuser in den Städten, welche die große Last der Einquartirung zu tragen haben und denen dabei die Aussicht erwächst dies noch viele Jahre thun zu müssen, sind weit über die Hälfte im Preise gefallen. Zu allem diesen Verderben noch der Kriegszustand der im ganzen Lande herrscht, und Gesetz und Recht aufhebt, die schauerlichen Bluturtheile in Freiburg, Rastatt und Mannheim, die jedes menschliche Gefühl empören müssen, der kleinliche Polizeidruck, der sich häufig von den einheimischen Behörden, viel weniger von den preußischen Militärkommandantschaften bemerbar macht. Ueberhaupt benehmen sich die Preußen, einzelne bramasirende Lieutenants, die ihre politische Nahrung aus der Kreuzzeitung holen, abgerechnet, verhältnißmäßig sehr gut, und die gemeinen Soldaten erwerben sich durch ihre Bescheidenheit und tüchtige Haltung fast allgemein gerechtes Lob. Es ist in dieser Beziehung ein merklicher Unterschied zwischen den preußischen und den hier gewesenen mecklenburgischen, hessischen, nassauischen, würtembergischen und gar baierischen Soldaten, welche Letztere sich besonders durch rohes Betragen ausgezeichnet haben.

Fährt man so fort, wie man in den letzten 6 Wochen begonnen hat, so steht ein neuer Aufstand in sicherer Gewißheit, sobald nicht eine übermäßig starke preußische Besatzung im Lande weilt, und das Uebel wird nur für den Augenblick gewaltsam unterdrückt, nicht aber gründlich geheilt. Das Nothwendigste, was für Baden geschehen muß, ist, daß seine Existenz als eigener Staat aufhöre. Das Großherzogthum Baden ist durch nichts dazu berechtigt, einen eigenen Staat zu bilden. Es hat keine historische Vergangenheit, denn es ward größtentheils 1815 erst gebildet; es wird nicht von gleichem Stamme bewohnt, denn der Pfälzer, der bis nach Karlsruhe wohnt, ist von den Alemannen im Schwarzwald und im Seekreis sehr weit verschieden, es hat keine Anhänglichkeit an seinen Regenten, denn noch vor 35 Jahren gehörte es 5—6 verschiedenen Herren, es gehört endlich das Volk nicht derselben kirchlichen Secte an, da Katholizismus und Protestantismus bunt durch einander gemischt sind. Dagegen hat es eine ganz unnatürliche Länge bei einer sehr geringen Breite und an 120 Meilen Grenze gegen zwei auswärtige, Deutschland gerade nicht übermäßig freundlich gesinnten Staaten; bei nur 1½ Millionen Einwohner. Ganz Deutschland ist dabei betheiligt, daß seine wichtigen Grenzen gegen Frankreich und die Schweiz in sicherern Händen sind. Das Großherzogthum würde eine stattliche preußische Provinz abgeben, und einigen Hofadel und ein paar Luxusarbeiter in Karlsruhe abgerechnet, würde sich Alles viel besser befinden, man würde wenigstens einer starken, festen und gut administrirenden Regierung angehören und die arg zerrütteten Finanzen würden sich bessern, ohne daß neue, außerordentliche Steuern nöthig wären. Auch das Heerwesen Badens würde leicht den Grad der Achtung sich erwerben, den das Preußische allgemein einnimmt, während jetzt die Reorganisation desselben auf die größten Schwierigkeiten stößt. Jetzt fehlt es an Unter-

offizieren, denn der größte Theil der badischen Unteroffiziere hat bei dem letzten Aufstand sich so arg betheiligt, daß ihre Wiederanstellung ganz unmöglich geworden. Von den Offizieren hat aber eine große Zahl sich durch ihren Uebermuth und ihr rohes Betragen so sehr das Vertrauen ihrer Soldaten verscherzt, daß nur dadurch der Militäraufstand möglich ward und man niemals mit Zuversicht auf das badische Militär wird zählen können, wenn man sie wieder ihren frühern Soldaten als Vorgesetzte gibt. Alle diese jetzt fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die fort und fort stets neue Verlegenheiten bereiten werden, würden auf der Stelle gründlich beseitigt, sobald Baden ein Theil von Preußen würde.

Das Nächste, was dann geschehen müßte, wäre eine ausgedehnte Amnestie, damit die Tausenden von Gefangenen oder Flüchtlinge, die jetzt die Kerker füllen, dem Schooß ihrer weinenden Familien wiedergegeben würden. Alle gefangenen Polen, Ungarn, Italiener, Schweizer, dann Alle, welche es selbst wünschten, ferner einige, die eine besonders schlechte Rolle beim letzten Aufstande gespielt haben, schaffte man auf Staatskosten nach Amerika, alle übrigen begnadigte man ohne Rückhalt. Eine solche Transportirung nach Amerika, wozu unsere deutschen Kriegsschiffe sehr füglich zu verwenden wären, würde weit weniger Ausgaben erfordern, als alle diese Unglücklichen jahrelang in den Kerkern zu ernähren. Der Eindruck, den eine solche Amnestie im ganzen Lande machen würde, wäre, einige rachsüchtige Höflingskreise abgerechnet, ein ungemein günstiger, und Tausende von dankerfüllten Herzen würden diesen Akt segnen. Eine starke Regierung kann großmüthig sein und ihren Feinden leicht verzeihen, eine schwache ist leicht grausam. So lange in Baden keine Amnestie ertheilt ist, so lange ist auf dauernde Befestigung der hiesigen Zustände nicht zu zählen, wie denn bisher alle Standrechte und Erschießungen und Festungsstrafen nicht zu hindern vermocht haben, daß täglich stärker wie je im Geheimen gewühlt wird und man kein Mittel scheut, die preußischen Soldaten zu verführen, was freilich nicht gelingt.

Nächst dieser Amnestie sind feste, freisinnige, aber auch streng durchgeführte Gesetze und tüchtige Beamte zur Handhabung derselben, ein dringendes Bedürfniß. Baden hatte früher viel zu viel willkürliche Polizeiverordnungen und zu wenig feste Gesetze. Da man von jeher nach dem vom Fürsten Metternich vorgeschriebenen Blittersdorfschen Lügensystem, die Kammern, deren Freisinnigkeit man fürchtete und haßte, zu beseitigen suchte, alle wirklichen Gesetze aber deren Genehmigung bedurften, so half man sich dadurch, daß man statt derselben eine Menge willkürlicher Regierungsverordnungen gab, die dann provisorisch die festen Gesetze vertreten mußten, zu helfen gesucht. Dies von Oben herab ausgeführte Lug- und Trugsystem, hat aber in dem Volke einen gänzlichen Mangel an Achtung vor den Gesetzen erzeugt. Leider geschieht von Seiten des jetzigen Ministeriums Nichts dafür, dieser Gesetzlosigkeit zu steuern. So sind z. B. die Grundrechte gesetzlich eingeführt und gesetzlich noch nicht wieder aufgehoben worden und dennoch sind

unter dem Schutze der Regierung die Spielhöllen mit aller Schamlosigkeit wieder eröffnet und badische Gensdarmen zur Bewachung derselben aufgestellt. So auch noch in vielen anderen Fällen.

Wir haben die Mittel genannt, wie unserer Ansicht nach allein ein dauerhafter Zustand wieder herzustellen ist. Man wird sie nicht anwenden, davon sind wir leider nur zu sehr überzeugt. So lange starke preußische Besatzung im Lande ist, wird zwar jede offene Empörung verhindert, aber im Geheimen glüht es unter der Asche fort. Wir sind durch unsere eigenen Fehler besiegt, wir müssen jetzt durch die Fehler unserer Gegner siegen; sagte uns kürzlich ein badischer Flüchtling im Elsaß, und wir fürchten, er hat nur zu sehr recht. Was man von dem zurückkehrenden französischen Adel 1815 sagen konnte, „er habe nichts vergessen und nichts gelernt" gilt auch von dem badischen Hofadel und den Diplomaten. Ein großer Theil der wohlhabenden Bevölkerung des Landes, der mit ahnenden Blicken in die Zukunft sieht, denkt deren Boden zu verlassen und es wird eine Auswanderung der besitzenden Klasse erfolgen, wie sie in dieser Ausdehnung noch niemals dagewesen ist.

Die Wintersaison der deutschen Kunst.

Nach einem Jahre der größten Aufregung und Leiden sind die Deutschen wieder so weit gekommen, daß sie andere Interessen mehr verfolgen, als die der Politik. Und wenn man die Abspannung, welche gegenwärtig auf der ganzen Nation liegt, beklagt und schilt, so muß man doch einräumen, daß sie natürlich, ja unvermeidlich war. Ueberall hören wir laute Klagen, wie sehr die fliegende Hitze des Sommers von 48 den Wohlstand der Einzelnen erschüttert, Industrie und Handel zurückgebracht habe, aber wenig achtet man noch auf die harten Schläge, welche die deutsche Kunst erhalten hat.

Es ist nicht schwer zu erkennen, daß die Katastrophe dieser Jahre der Kunst eben so nöthig war, als den Staaten. Es brauchte einer starken Erschütterung, um in das übermüthige und doch kraftlose Leben des schönen Scheins, in die luxuriöse Weichlichkeit und die unsittliche Koketterie, an welcher die bildenden und darstellenden Künste, die Musik und die Poesie litten, frische Kraft, höhern Ernst und das Streben nach künstlerischer Wahrheit zu werfen. Das konnte zunächst nur dadurch geschehn, daß die Seelen der Künstler selbst eine neue Welt großer Empfindungen und mächtiger Stoffe in sich aufnahmen, und dadurch, daß die

Genießenden, welche das Publikum der Kunst bilden, aus dem Schlendrian und ihrer alten nichtsnutzigen Behaglichkeit aufgescheucht, mit der Ahnung neuer und größerer Interessen erfüllt und so für Kunstwerke im höhern Styl empfänglich gemacht wurden. Wir wiederholen, eine große Erschütterung war nothwendig und heilsam, auch für die Kunst, und trotz der unangenehmen Physiognomie, welche gegenwärtig das deutsche Leben hat, können die segensreichen Wirkungen der Revolution auf die Darstellung des Schönen schon jetzt nicht verkannt werden.

Freilich haben wir noch wenig Gelegenheit, sie an den Kunstwerken der letzten Jahre und an der Wärme des Publikums für dieselben wahrzunehmen. Noch haben wir nichts Anderes gewonnen, als den negativen Vortheil, daß eine Anzahl von Kunstrichtungen, welche keine innere Berechtigung mehr hatten, schnell als nichtig und unbefriedigend erkannt worden ist, so jene weichherzige Sentimentalität, welche das Charakteristische in der Kunst vernichtet, jenes tändelnde Spielen mit glänzenden Farben und unbestimmten Schattengestalten. Ja noch mehr, es ist in den edlern Geistern der Nation, in Schaffenden und Genießenden, die Sehnsucht und das Bedürfniß entstanden nach kräftiger Größe und körnigem Inhalt, und die Kritik hat die Pflicht übernommen, einen neuen höhern Maßstab an den Inhalt des Geschaffenen anzulegen. Aber freilich haben wir diesen Vortheilen gegenüber vorläufig Vieles von dem eingebüßt, was sonst dem Talent der Schaffenden fördernd entgegenkam. Die Künstler selbst haben an Muth verloren, ja die irdische Existenz eines großen Theils von ihnen ist in Frage gestellt und der großen Masse des Publikums fehlt immer noch viel von dem Interesse, welches der Künstler braucht. — Jetzt spinnen wir uns ein in das fester geschlossene Leben des Winters, und die Zeit rückt heran, wo der Schlaf der Natur die Menschen dichter zu einander drängt; die großen Städte füllen sich, die Theater schmücken sich auf's Neue, ihre Wintergäste zu empfangen, die Säle der Kunstausstellungen sind geöffnet und der Handel mit Kunstwerken beginnt, jetzt ist es an der Zeit, einen schnellen Blick auf die Aussichten zu werfen, welche das geschäftliche Treiben der Kunst in unserem Vaterland für diesen Winter hat.

Die Poesie ist die ärmste unter ihren Schwestern geworden, und der Buchhandel, welcher ihre Werke dem Leser in die Hand zu drücken hat, ringt verzweiflungsvoll die Hände. Wenig Neues ist geschaffen worden, und das Geschaffene ist ohne Bedeutung. Schon vor der Revolution hatte die Lyrik wenig Sympathien im deutschen Volk, was gelesen wurde, waren die politischen Lyriker von 1840. — Wo ist jetzt Herwegh? Er sitzt auf irgend einer Insel des Ocean's und vertrinkt die Niederlagen, welche er als Mensch erlitten hat, in heißem Wein. Seine Gedichte sind durch sein eigenes Thun der Lesewelt fremd, ja peinlich geworden. — Wo ist der fahrende Landsknecht unsrer Lyrik, der singlustige Meister Hoffmann? Er setzt sich, wie man hört, in Meklenburg zur Ruhe und verheirathet sich an das flache Land. Der Student singt seine Lieder noch, aber ihr Reiz ist

für uns dahin. Freiligrath ist ein Revolutionsheld geworden, auch seine Dichtungen haben verloren. Nach Oestreich und nach dem Rhein kauft man noch fleißig Alfred Meißners Ziska, und der Pfaffe Mauritius von Hartmann wird von den Großdeutschen eifrig gefordert, das letztere ein schlechtes Gedicht voll unberechtigter Witzelei, ein Futter für den verdorbenen Magen von Solchen, welche den kleinen Spott für Trost in einer schweren Zeit halten. In exclusiven Kreisen sucht man jetzt die Gedichte des jung verstorbenen Grafen Moritz Strachwitz, der mit schlesischer Gewandheit den Elfen- und Romanzensang der vorletzten Dichterperiode glücklich und kriegerisch variirte. Hier und da läßt ein neues Talent seine Poesien drucken, das Publikum nimmt keine Notiz davon, kaum noch der Buchhandel. — Auch der Roman und die Novelle sind für diese Saison dürftig vertreten; was etwa erschienen ist, geht nach drei Richtungen hin. Der historische Roman versucht noch immer und ohne entschiedenes Glück einzelne Theile der Geschichte künstlerisch zuzurichten. Die Republikaner in Neapel von Adolph Stahr sind ein Beispiel von dieser Art, ein anderes der Roman: Preußen vor dem 18. März. Außerdem erscheint hin und wieder eine sociale Novelle, welche allerlei ungesunde Empfindungen und Zustände, wie sie in besonders feinfühlenden Kreisen der Gesellschaft aufkeimen, zu malen strebt. Diese Richtung ist zumeist in den Händen von schreibenden Frauen, und es wäre ungalant, hart über sie zu urtheilen. Das Beste in Novellenform sind immer noch die epischen Schildereien aus dem Volksleben. Wir haben in diesem Blatt neulich über einen Vertreter dieser Richtung Leopold Kompert ausführlicher gesprochen. — Im Ganzen ist wenig geschaffen worden und das Wenige wiegt nicht allzuschwer. Unsere Leihbibliotheken würden eingehn müssen, wenn sie sich nicht durch Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen ergänzten.

Das Drama und seine Verbündete, die Kunst der scenischen Darstellung haben durch das Eingehen vieler Bühnen und durch die innere Auflösung der meisten noch bestehenden schon äußerlich an Raum verloren. Es ist ein kränkliches Leben in den deutschen Theatern. Schon längst viel beklagt, ist es durch die Revolution fast unerträglich geworden. Man rechnete in Deutschland sonst 40 bis 50 stehende Bühnen, doch waren von diesen nur etwa 15 so gestellt, daß die Kunst von ihnen gelegentlich eine Förderung erwarten konnte. Ein Blick auf die Karte von Deutschland fordert zu interessanten Bemerkungen heraus. In ganz Oestreich war außer dem Burgtheater in Wien und etwa dem Theater in Prag keine Bühne, welche sich mit Glück an eine ernste Aufgabe der Kunst hätte wagen können, obgleich der Kaiserstaat außer diesen noch 10 bis 15 größere Theater zählt. Im übrigen Süden sind nur München, Stuttgart und Mannheim der Erwähnung werth, am ganzen Rhein, im übrigen Baiern, Schwaben und Baden ist das Theaterleben im traurigsten Zustand. Nur im Norden Deutschlands, den altpreußischen Provinzen und Sachsen mit Einschluß der Linie, welche über Braunschweig und

Hannover nach Hamburg führt, ist im Volk das Interesse für sein Schauspiel so beschaffen, daß unter Umständen edlere Kunstformen Geltung finden könnten. Auch hier hat das letzte Jahr viel verwüstet. Die Stadttheater waren fast alle in Auflösung, und haben sich für diesen Winter mühsam als neue Gesellschaften organisirt. Bei manchen Hoftheatern ist das Fortbestehn noch immer zweifelhaft, eine sorgfältige Pflege des Schauspiels, ein gutes Ensemble für die Oper in diesem Winter kaum bei einem zu erwarten, am ersten vielleicht noch in Dresden. Der neuen Stücke, welche in dieser Saison die Theaterkasse füllen sollen, sind sehr wenige, ihr Werth und ihre Wirkungen zweifelhaft. Gutzkow hat sich in den Effecten seiner Liesli und des Goethestückes verrechnet, und selbst die unermüdliche Birch hat in ihrem Schauspiel „im Wald" die blaue Sentimentalität des ländlichen Kreises nach alter Gewohnheit stärker aufgetragen, als für die Wirkung nützlich war. Was sonst von neuen Dramen bis jetzt bekannt geworden ist, zeigt immer noch sehr wenig von der Gestaltungskraft, welche uns Noth thut, dagegen häßliche Karrikaturen und platte Rohheit häufiger und frecher als sonst. Auch die Posse in Wien ist ganz verkümmert, und wenn die Berliner Volkstheater mit einzelnen Stücken großes Glück gemacht haben, so hat dies dem Publikum dieser Städte nicht allemal zur Ehre gereicht. Es ist demnach sehr zweifelhaft, ob dieser Winter den Bühnen eine fördernde Saison bringen, und ob das bessere, welches etwa herauf kommt, erträgliche Darstellung finden wird. Sehr Vieles hängt gegenwärtig in Deutschland von einer Reform der Theaterverhältnisse ab. Die preußische Regierung hat seit vorigem Jahre wiederholt kleine Anläufe gemacht, die stehenden Theater als Kunstinstitute nach Eduard Devrient's Vorschlag zu fester Organisation unter das Cultusministerium zu bringen. Bis jetzt aber ist nichts zur That geworden. Noch weniger im Königreich Sachsen, wo die Veränderung leicht und dankbar wäre.

Die bildenden Künste haben ihre Leistungen im letzten Jahr bereits hier und da in den Kunstausstellungen gezeigt. Auffallend war bis jetzt, daß so wenig größere Kunstwerke zu den Ausstellungen kamen, man hatte das Gegentheil erwartet, weil der Verkauf von Gemälden und Sculpturen an Privatleute im letzten Jahre fast Null war. Offenbar ist weniger gearbeitet worden als sonst, besonders die bewegliche und reizbare Natur der Maler ist durch die Revolutionsereignisse vielfach gestört und verwirrt worden, nicht wenige von ihnen haben sich bei den Volkserhebungen betheiligt, manche sind ausgewandert, fast allen fehlte Kraft und Lust etwas größeres zu unternehmen, und was sie etwa schufen, ist in der Noth für einen Spottpreis verschleudert worden und in Privatsammlungen übergegangen. Auch die Kunstvereine, welche bei allen Mängeln ihrer Organisation doch für den guten Mittelschlag der Künstler die beste Stütze und der Mittelpunkt für die achtungswerthe Kunstliebhaberei von Privatpersonen sind, haben an Actieninhabern und deshalb auch an Kapitalien zum Ankauf von Kunstwerken

verloren. Vor der Revolution betrug die Summe der jährlichen Ankaufgelder sämmtlicher Kunstvereine Deutschlands nach ungefährem Anschlag auf 120,000 Thlr., jetzt mag sie leicht auf 70,000 Thlr. gefallen sein; rechnen wir die jährlichen Bedürfnisse eines Malerlebens im Durchschnitt auf 1000 Thlr., so wurden durch die deutschen Kunstvereine vor der Revolution 120, gegenwärtig etwa 70 Künstlerexistenzen begründet. Es versteht sich, daß ein solcher Anschlag nur theoretisch richtig sein kann; in der Wirklichkeit vertheilt sich die genannte Summe nicht auf 120 sondern vielleicht auf 1000 Künstlerleben, und ein guter Theil davon geht nach Frankreich, Belgien und den Niederlanden, weniger nach Italien. — Auf unseren Ausstellungen sehen wir noch immer ein bedenkliches Ueberwiegen der Landschaft, zum Theil vortreffliche Bilder; selten ein kaltes historisches Tableau, entweder heilige Geschichte, oder Mittelalter in gemalten Rüstungen; selbst die Genrestücke haben durch die grotesken Scenen des vorigen Jahres wenig gewonnen, die Bürgerwehr muß auch hier herhalten; der Humor ist selten geworden.

So haben wir keinen Grund, beim Beginn des Winters auf die künstlerische Thätigkeit des letzten Jahres stolz zu sein; es darf uns die verhältnißmäßig geringe Ausbeute aber auch nicht entmuthigen. Vielleicht liegt grade in dem Umstand, daß auch die Arbeiten nahmhafter und bewunderter Talente überall Spuren von der Zerfahrenheit und von den Störungen zeigen, welche die Revolution unserem Leben gebracht hat, eine Bürgschaft dafür, daß wir weiter kommen sollen. Die Meisten der Schaffenden haben ein großes, schweres Jahr in schwerem und innerlichem Kampf durchlebt. Das wird sich zuletzt auch für ihre Kunst verklären; aber es braucht Zeit, ehe es reiner Wein wird, jetzt ist's noch ein junger unreifer Most, er kann uns nicht immer munden.

Berlin bei Nacht.

Das muntere Völkchen hat also, trotz allen politischen Unmuths, seine alte Mobilität, und seine mit einem gelinden Anstrich von Blasirtheit gefärbte Sorglosigkeit wieder gewonnen! Es wird bei Kroll getanzt und Champagner getrunken, wie ehedem, es werden Schulden gemacht, viel Schulden, die liebenswürdigen Spreenymphen lassen sich küssen, gleichviel ob von

> Christian oder Itzig,
> Das Geschäft bringt's 'mal so mit sich!

Nante läßt wieder seine Witze spielen, wenn auch mit der historischen Kokarde des vorigen Jahres am Hut, die Jungen nehmen vor dem Constabler Reißaus

und ironisiren dann ihr eignes Davonlaufen, kurz, es hat sich im Wesentlichen Nichts geändert. Das lernen wir aus jener Posse von Kalisch, die wenig Begebenheit, aber viel Maskerade enthält. Zuletzt kommt ein ganzer Maskenanzug politischer Anspielungen.

Der Leipziger und der Meßfremde freute sich über die bunte Wirthschaft, obgleich die Schauspieler schlecht Berlinisch sprechen. Auch die politische Anspielung, die Witze auf den heiligen Dreikönigsbund und die schwarzweißen Gliedermännchen wurden mit glühendem Jubel aufgenommen.

Woher kommt es, daß dergleichen Witze und der ihnen folgende Applaus uns wie ein Stich durchs Herz gehn? Der Punch treibt es mit den politischen Notabilitäten der stolzen Britannia viel ärger, und Niemand wird dadurch skandalisirt. Parteiempfindung kann es auch nicht sein, denn die Satyre wird allen Seiten gerecht, der Demokrat kann sich so wenig beschweren als der Treubündler.

Aber es ist freilich ein großer Unterschied zwischen den Späßen eines freien, mächtigen Volks, und diesem ironischen Insichgehen einer Nation, die durch eignen Unverstand zum zweiten Mal in den alten Zustand gefallen ist. Dies Lachen über die eigene Erbärmlichkeit hat etwas Krampfhaftes, Unheimliches; es sieht nach Blödsinn aus. Was ist das für eine Liebe, für ein Glaube gewesen in den trunkenen Festtagen des vorigen Jahres, daß man jetzt schon im Stande ist, sich durch Cynismus davon zu befreien! Das Elend nach der Schlacht bei Jena hat viel närrische Erscheinungen eines excentrischen Patriotismus hervorgebracht, aber bei alledem war doch viel sittliche Größe, selbst in den wüsten Träumereien der Jugend. Jetzt erfreut man sich über den Heldenrausch des passiven Widerstandes, man enthält sich der Wahlen und man lacht sich selber aus.

Deutsches Volk! Du hast zu früh Oden auf deine Größe gedichtet, zu früh dich von dem Selbstgefühl souveräner Egoisten in den Wahn einsingen lassen, man könne sich von seinen Fesseln befreien, wenn man ihrer spottet. Bußlieder sollt ihr erdenken, ihr tapfern Poeten, Asche streuen auf euer Haupt, denn nur wer seine Schmach tief empfindet, kann sich aus ihr erlösen.

Preußische Loyalität auf der Eisenbahn.

Auf dem Bahnhof schnaubt die Riesenmaschine, Menschen und Koffer drängen sich bunt durcheinander; es scheint unmöglich dies Chaos zu ordnen, einzupacken und zur Ruhe zu bringen. Für den Abschiedsschmerz hat Niemand hier Zeit noch Raum. Man kann sich nicht einmal nach den Zurückbleibenden umsehen, kein Tuch winkt nach, kein Gruß wird nachgerufen. Die Idylle und der Roman, sonst treue Reisebegleiter, sind durch die Dampfmaschine vertilgt. —

Ich bin ein ältlicher Herr, dem diese Unruhe entsetzlich ist. Muß ich reisen, so erlebe ich jedesmal traurige Dinge an mir. Meine Seele fällt zusammen, und wird faltig wie ein Schlauch, in dem die Hitze den Wein austrocknet, ich werde immer kleiner, immer einfältiger, am Ende einer Tagereise bin ich nur noch Packet, Kollo, ein rundliches, unerkennbares Ding ohne eigenes Leben, ohne Selbstständigkeit, ich glaube auch meinen Namen habe ich manchmal vergessen und es ist mir passirt, daß ich meinen eigenen Regenmantel mechanisch untersucht habe, um zu entdecken, welche Gepäcknummer mir aufgeklebt ist, und als ich keine fand, wurde ich traurig, weil ich so gar keine Individualität mehr hatte. Ich bin ein stiller Mann auf Reisen, ja und ich muß sagen, daß ich eine Art von canibalischem Vergnügen darin finde, mich selbst zu beobachten, wie ich immer kleiner werde, wie ich einschrumpfe und endlich in ein glotzäugiges Nichts versinke. Wer mich in diesen Betrachtungen stört, ist mein Feind; daher fürchte ich auf der Eisenbahn zwei Arten von Menschen sehr, die Geschäftsreisenden, welche unaufhörlich sprechen und fragen, weil ihnen jeder Reisende als ein zukünftiger Geschäftsfreund erscheint, und eine gewisse Art von Damen mit spitzer Nase und schmalen Lippen. Es ist fürchterlich, welche Lebenskraft in einer solchen Dame steckt, zu Hause leiden sie an Nerven, auf der Eisenbahn aber, wo an andern ehrlichen Leuten das ganze Nervensystem herumhängt, wie die Saiten einer Geige, die ihren Steg verloren hat, grade da werden sie ungeheuer munter, neugierig und gesprächig. Diese Passagiere fürchte ich, und suche sie zu vermeiden. Und außer ihnen noch den König von Preußen. Nicht sowohl den Herren selber, als die Unterhaltung von ihm. — Es gibt wenige Coupés auf wenigen deutschen Eisenbahnen, wo er nicht das immerwährende Zugpflaster für jede Art von Unterhaltung abgeben muß. Nie hat es einen Menschen gegeben, der so oft den Seelenfrieden stiller Passagiere gestört hat. Ueberall zuerst sein Name, dann Politik, dann Zank, Erbitterung, dann feindseliges Knurren, in die Ecke Drücken und wüthende Blicke Schießen. — Es ist unerträglich unter dem Kreuzfeuer solcher giftigen Blicke als ruhiger unbetheiligter Mensch zu sitzen, es ist mir einmal passirt, daß mein seidenes Taschentuch, welches auf meinem Knie lag, seine blaue Farbe in häßliches Grün verwandelte, so viel Giftstoff war in dem Coupé.

Diesmal fuhr ich durch den Sand des Münsterlandes. Als ich einstieg, musterten meine Blicke furchtsam das Coupé. Ein Geschäftsreisender war nicht darin, aber zwei Damen, die eine hatte eine spitze Nase. Ich schauderte, mir ahnte Unheil. Gott beschütze mich heut vor Friedrich Wilhelm IV., betete ich im Stillen. Ich setzte mich, ich fing bereits an behaglich einzuschrumpfen. Da fiel mein träumerischer Blick auf die Dame mit der spitzen Nase. Zwei spitze Augen sahen mich spitzig an und bohrten sich in mich hinein, — ich war verloren, wie das Huhn vor der Klapperschlange saß ich betäubt und unruhig. Allen andern Passagieren ging es ebenso. Die spitzen Blicke flogen prüfend auf jede Gestalt und von Jeder=

mann wußte sie in kürzester Zeit mit Hilfe einiger scheinbar ganz unschuldiger Fragen und Redensarten Alles Mögliche über sein Soll und Haben, seine Familie, seine Verdauung und seine Vorfahren. Ihr weiblicher Scharfblick für Kleinigkeiten war bewundernswürdig und sie wußte sich viel damit, daß sie ein scharfes Ohr habe für die Unterschiede der Dialecte. „Sie haben gewiß in Berlin gelebt, aber Sie müssen aus hiesiger Gegend sein, sind Sie nicht Prediger?“ frug die Dame einen alten Herrn mit gutmüthigem wohlgenährtem Gesicht, der ihr grade gegenüber saß. Betroffen bejahte er alle Fragen, er war geärgert, wie ich, und machtlos gegen diesen Dämon, wie ich. — „Ich höre westphälische unverkennbare Anklänge durch Ihre Berliner Redeweise,“ sagte sie ihrem Opfer recht ironisch, „und den Geistlichen tragen Sie in jeder Miene.“ — Jetzt entspann sich ein kleiner Wortkampf, der alte Herr fühlte sich sehr beleidigt, die Dame versuchte versöhnlich einzulenken, endlich sagte er resignirt und verzweifelt: „nun da Sie alles wissen, will ich Ihnen auch meinen Namen sagen: ich bin der Oberhofprediger Strauß aus Berlin und allerdings in meiner Jugend oft hier gewesen.“ — Jetzt mußte man das Gesicht der Dame sehn, schmeichelhaftes, verbindliches Staunen, Bewunderung, geadelt durch Hochachtung, ihre kleine Nase zog die Spitze ein und wurde aus Achtung rundlich, wie das Bäuchlein des Oberhofpredigers. „Ah der Verfasser der Glockentöne!“ rief sie. Der alte Herr lächelte jetzt seinerseits wieder freundlich und sprach mit glänzendem Antlitz und frommer Bescheidenheit: „davon weiß die jetzige Welt nicht viel mehr, am häufigsten mache ich die demüthigende Erfahrung, daß man bei meinem Namen an die berühmten Namensvetter, den Strauß der Mythe oder gar an den Walzer-Strauß denkt.“ Es erfolgte verbindliches Lächeln, Näherrücken, alle die Symptome, welche sich einzustellen pflegen, wenn das Gespräch anfregend werden soll. — Ich zitterte. „Sie sehen den König oft, Herr Oberhofprediger?“ seufzte die Dame und sah sich schüchtern um, als fürchte sie, die Unterhaltung könne Anstoß geben. — Allerdings gab sie mir Anstoß, und ich glaube, ich habe geächzt. Sie sah mich starr an, aber ihr geübtes Auge mußte sie wohl keinen Radikalen des Jahrgangs 48 erkennen lassen, denn sie fuhr dreister und immer wärmer fort: „Erzählen Sie mir doch von ihm, jede Kleinigkeit interessirt mich, seit man ihn von allen Seiten so ungerecht geschmäht hat, liebe ich ihn fast mit Leidenschaft. Voriges Jahr in der Blüthe seines königlichen Märtyrthums, als er in Köln nach so viel Leiden wieder seine anmuthige Liebenswürdigkeit entfaltete, sah ich ihn zum ersten Mal. Wie war es möglich, diese weiche, fast weiblich poetische Natur in so verzerrten Bildern dem Volke darzustellen, mit welchen plumpen gemeinen Verdächtigungen hat man sie ins Schwarze zu malen versucht! Trotz des nahenden Alters hat das Wesen des Königs noch unverkennbar den Ausdruck von Geistesfrische und Gemüthsempfänglichkeit, den er, der Erstgeborene der lieblichsten Frau, als mütterliches Erbtheil erhalten hat. Er artet vielleicht zu sehr nach der Mutter, er hat zu wenig hohenzollernsches Blut, zu wenig Stahl

und Starrheit, das weibliche Element waltet bei ihm vor. Er ist unstreitig der geistreichste, gutherzigste und tugendhafteste Mann." —

Mir trat der Schweiß auf die Stirn, ich wartete jeden Augenblick einen Fluch aus irgend einer Ecke zu hören. Aber Alles blieb still, der Oberhofprediger unterbrach die Enthusiastin, indem er stürmisch ihre Hand ergriff und küßte: „wie wohl thut es meinem alten Herzen, einmal so gut über meinen König reden zu hören. Sie sind gewiß eine brave Soldatenfrau," sagte er. „O nein, ich bin nur die Frau eines der armen beneideten sogenannten Bureaukraten, aber ich spreche gewiß unparteiisch, mein Mann ist nie bevorzugt, sondern oft sogar ungerecht zurückgesetzt worden," erwiederte sie und versuchte schwermüthig auszusehn.

Jetzt wurden die Beiden gemüthlich, die Dame würdigte uns keines Blickes mehr, sondern lauschte den Erzählungen des Oberhofpredigers, der anfing sich über das häusliche Glück des Königspaars auszulassen. — Gut konnte das nicht enden. Mir wurde sehr unbehaglich, sechs Menschen saßen in dem Coupé, wenigstens einer davon mußte ein Feind dieses Königs und seines Familienglückes sein, ich musterte ängstlich die Gesichter. Neben mir eine westphälische Dame mit geistreichem Auge, die in die Unterhaltung hinein lächelte und mich manchmal mit einem schalkhaften Blick maß, welcher bedeutete: Sie sind ein lächerlicher kleiner Herr! aber trotzdem that mir ihr Blick wohl, sie war mein Liebling im Coupé; von der war nichts zu befürchten. Wohl aber von jenem jüngeren Menschen mit großem Bart. — Himmel, er fing an sich in die Unterhaltung zu mischen. Die Königin von Preußen, sagte er, hat nicht eher ihre Religion verlassen, bis ihre Zwillingsschwester Kinder hatte und sie nun wissen konnte, daß ihr selbst keine bestimmt wären, die sie sonst der Verdammniß preisgegeben haben würde. — Der Wappenring an der rechten Hand und der westphälische Accent ließen aus dieser frommen Aeußerung einen Ritterbürtigen aus dem Münsterlande erkennen. — Da war eine Bombe eingeschlagen, der Hofprediger lächelte ironisch; die Dame sah verstört aus. Der Ritterbürtige aber nahm die schöne Gelegenheit wahr, welche ihm das Verstummen seiner Feinde bereitete, und fuhr mit seinem Zorn gegen Preußen heraus, er wiederholte die Schmähungen gegen den König über den vielbesprochenen Befehl zum Rückzug der Truppen in der Märznacht. Mit Thränen in den Augen und zornbebender Stimme fing unsere Reisegefährtin an, dagegen zu kämpfen, der Hofprediger stand ihr treulich bei. Das Gefecht ging los, alle Scenen, welche ich schaudernd geahnt hatte, das laute Sprechen, die gerötheten Wangen und Nasen, Aufregung, Zorn, gegenseitige Verachtung. Und was das ärgste war, ich selber mischte mich in die Unterhaltung; die Westphalin mit den guten Augen sah mich an, ich sollte dem Oberhofprediger zu Hilfe kommen. Ich wurde schwach, ich öffnete den Mund, ich wurde patriotisch, loyal, Gott weiß was. — Ich verlor alle Haltung. Was ich gesagt und gezankt habe, ich weiß es nicht mehr. Als ich wieder zu mir kam fand ich mich auf dem Bahnhofe in Deutz, mit bloßem Kopf, dem entsetzlichen Zugwind

Preis gegeben, der Oberhofprediger drückte freundschaftlich eine meiner Hände, die spitzige Dame die Andere, mein Nachtsack lag betroffen zu meinen Füßen, im Hintergrund des Coupés kauerte grimmig mein Gegner, der Ritterbürtige, und die Westphalin mit den freundlichen Augen winkte mir lachend mit einem Battisttuch zum Wagenfenster heraus. — Es pfiff, sie fuhren weiter, ich stand allein. — O Friedrich Wilhelm, und wenn Du in Zukunft regierst wie ein Gott, Du kannst durch Nichts gut machen, was Du an Lunge, Stimmung und Behaglichkeit bei den Reisenden des heiligen deutschen Reiches ruinirt hast!

Aus Bonn.

Kinkel und das Ahrthal.

Bonn ist bekanntlich eine kleine häßliche Stadt, nur in den Vorstädten baut man Palläste, die Koblenzer Straße und die Häuser an der Poppelsdorfer Allee würden einer Weltstadt Ehre machen, auch in der Nähe des Bahnhofes entstehen hübsche Wohngebäude. Sucht man Leben, so muß man am Rhein wohnen; als Fremder im Hotel royal, welches einen herrlichen Garten hat, der bis an's Ufer reicht. Wir Norddeutsche schwärmen den würdigen Rhein noch immer an, und obgleich ihn die Eisenbahn jetzt nahe gerückt hat, bleibt er uns doch der alte Märchengott, der Vater der Lorlei und des Weins, zugleich Franzosenfresser, Trinkgenosse und alter Romantikus. Sein Rauschen klingt uns musikalischer als das Gemurmel andrer Ströme und sein Wasser begeistert unvermeidlich unsere Poeten. Eine schöne warme Nacht breitete ihr Dämmerlicht über die Gegend, als ich neulich an seinem Ufer saß. Das Siebengebirge war in einen Duftschleier gehüllt, der seine malerischen Linien doch erkennen ließ, Lichter spiegelten sich im Rhein und die Glühwürmchen fuhren durch die stille Luft. Von fern aber schallten Walzerklänge und aus dem Gebüsch hoben sich mit unzähligen erleuchteten Fenstern die Gasthöfe am Rhein, die modernen Palläste unsrer Wanderzeit. Von Zeit zu Zeit rauschte das Wasser gewaltig auf, wenn die Dampfschleppschiffe vorüberbrausten, die wie schwimmendes Feuer mit ihren Glutöfen durch die Dämmernacht fuhren. Nach allen Seiten wurde Auge und Ohr beschäftigt. Und doch konnte ich mich nicht freuen, ich dachte an einen Unglücklichen, den ich kannte und geliebt hatte. — In einem freundlichen neuen Häuschen unweit des Bahnhofs, wohnte noch vor wenig Monaten Gottfried Kinkel im Schooße seiner Familie, jetzt steht das Haus leer. Als ich ihn damals besuchte, saßen auf der Treppe, wie lebendige Orgelpfeifen, eine Reihnfolge reizender Kinder, alle mit den schönen Augen des Vaters mich ansehend. Oben gab seine Frau Unterricht in der Musik. Johanna Kinkel ist ein merkwürdiges Wesen; bekanntlich ist sie eben so häßlich als ihr Mann schön und, was noch schlimmer ist, wenigstens zehn Jahr älter als er. Man hat daraus ihre peinvolle Sorge, sie könnte seine Liebe verlieren und das verzweifelte Mittel, ihm das Revolutionsfieber einzuimpfen, herleiten wollen. Aber Johanna's Lebenslauf bot ihr schon früher manche Veranlassung zum Haß gegen die bestehenden Verhältnisse, in denen sie lebte; sie war die Tochter eines Gymnasiallehrers Namens Mockel und erhielt als solche eine gründliche, fast männliche Bildung. Diese, vereinigt mit ihrem Mangel an weiblicher Anmuth, zogen ihr schon in früher Jugend den Beinamen Hans oder „der Mockel" zu, Lieblosigkeit und Spottsucht weckten gewiß früh die Anlage zu Bitterkeit, aber auch die Energie dieses Charakters. Im zwanzigsten Jahre verheirathete sie sich, vielleicht ohne Neigung

mit einem Buchhändler in Köln. Stark ausgeprägte Originale passen aber nicht für den deutschen Ehestand, Johanna war keine Hausfrau, sie spielte den ganzen Tag meisterhaft Klavier und setzte keinen Fuß in die Küche. Da nahm der junge Ehemann in einer Stunde des Zorns ihr Notenblatt und warf es aus dem Fenster. Kaltblütig steht sie auf und geht hinab, er denkt, um es wiederzuholen, aber nein, sie geht zu Fuß nach Bonn zu ihren Eltern und kein Bitten, keine Drohungen vermochten sie ihrem Gatten zu verzeihen, die Ehe wurde getrennt. Johanna ging nach Berlin um ihr musikalisches Talent zu vervollkommnen und fand in Bettina's Hause Obdach und Freundschaft. Aber diese beiden Naturen stießen sich bald ab, Johanna kehrte nach Bonn zurück und lernte dort Kinkel kennen. Er war verlobt mit einer Pfarrerstochter, hatte stets ein sehr empfängliches, also auch sehr wandelbares Herz. Er sagte sich von der Braut los und huldigte Johanna's Talent und Geist; sie wirkte offenbar befruchtend auf ihn, er dichtete ihr seine schönsten Lieder und gewann an poetischer Gestaltung. Es entstand eine echte Liebe zwischen Beiden, die sich durch Jahre voll Hindernisse durchkämpfen mußte. Johanna war katholisch und durfte sich deshalb nicht wieder verheirathen, sie trat zur protestantischen Kirche über und wurde darin durch Bethmann-Hollweg unterstützt, dessen frommes Haus längere Zeit ein Asyl für die Liebenden war; damals waren sie auch fromm nnd Kinkel hielt die beliebtesten Predigten bei gedrängt voller Kirche. Nach langem Harren lief endlich das Paar in den Hafen der Ehe ein und bezog eine Dienstwohnung in dem Schlosse zu Poppelsdorf, unstreitig ein wahrer Feensitz für poetische Naturen. Der botanische Garten hat vor den Fenstern seinen Blumenflor ausgebreitet und blaue Berge bilden den schönsten Hintergrund für die malerischen Baumgruppen und Bosquets. Dennoch war das Glück an ihrem Himmel nicht mehr wolkenlos; noch hingen die Kränze über allen Thüren, und die ersten Feindseligkeiten zwischen Kinkel und den Theologen waren schon ausgebrochen und bedrohten seine dienstliche Stellung. Mit Bethmann-Hollweg war das Paar längst überworfen. Die heterodoxe Richtung Kinkels trat immer entschiedener hervor und veranlaßte endlich seine bekannte Suspension. Seine Neigung zur Kunst, für die er eifrig arbeitete, durch Vorlesungen in Köln und durch seine Kunstgeschichte, schien ein versöhnendes Element zwischen ihm und der jetzigen Welt werden zu sollen, als plötzlich das Jahr 1848 seiner phantastischen Seele eine andere Richtung gab. Sein Rednertalent, welches er für die Kirche ausgebildet hatte, hat gewiß zuerst zur Befriedigung seiner Eitelkeit und dadurch zur Begeisterung für seinen neuen Beruf, den eines Revolutionsmannes, beigetragen. Damals sah ich ihn nach langer Zeit zuerst wieder; seine Frau unterbrach ihre Unterrichtsstunde, um mir mit den üblichen Schlagwörtern von Tyrannen, Volksglück und Volksherrschaft auseinander zu setzen, welchen Wirkungskreis ihr Gottfried jetzt ausfülle. Sie wies mich in einen nahgelegenen Kaffeegarten, wo er grade thätig sein sollte. Wüstes Geschrei schallte mir dort entgegen und aus einer Gruppe zechender Handwerksburschen erhob sich Kinkel, bei meinem Anblick doch etwas verlegen, *) in Hemdsärmeln wie die Andern und mit verwildertem Barte, kaum zu erkennen. Er zog seinen Rock wieder an, der sein Aussehen übrigens nicht civilisirter erscheinen ließ und ging mit mir tiefer in den Garten hinab. Seine Redeweise, seine Haltung war brüsk und gemein, ich hielt ihn für trunken, aber ich merkte bald, daß er nur aufgeregt war. Mitleid, Erstaunen und Widerwillen kämpften in mir über seine Verwandlung und ließen mich kaum zu Worte kommen. Auch bei ihm erschien mir ein kleinlicher kindischer Egoismus, als die Triebfeder seines Handelns, — und ihn wenigstens hatte ich für einen

*) Es ist eine Dame, welche erzählt.

Schwärmer gehalten." — „Wenn mir die Natur noch ein Kind schenken sollte," sprach er nach manchem wüsten Wort, „so werde ich es gewiß nicht taufen lassen, und wehe dem Thoren, der meinen Kindern von Gott etwas versprechen will." „Du solltest dann doch zuerst deinen eigenen Namen ändern, Gottfried; — Gottfeind wäre passender."

„Da Gutzkow das erfunden hat, darf ich es nicht nachmachen," sagte er zerstreut und mit einem veränderten Ton, so sanft als lebte er noch in der friedlichen Zeit seiner literarischen Bestrebungen. — Armer Gottfried, wie ist mir das Alles so lebhaft erinnerlich, als wäre es gestern gewesen und doch liegt ein Jahr dazwischen, das dich so nah an's Schaffot gebracht hat! — Ein Freund hatte in Karlsruhe gesehen, wie man ihn als Gefangenen eingebracht, in der Blouse, dem rothen Ledergurt und der rothen Feder schwankend über dem bleichen Gesicht, Blutspuren in dem wirren Haar und Bart. Der Pöbel hatte ihn mit Steinen geworfen, Soldaten ihn geschlagen, ein preußischer Offizier aber hatte ihn beschützt.

Das Bild wollte mich nicht wieder verlassen, es begleitete mich wie ein Gespenst in dem hellen Sonnenschein, der zu einer Fahrt in's Ahrthal lockte. Vor zwei Jahren hat Kinkel über die poetischen Reize dieses schönen Weinthales ein gutes Buch als Wegweiser herausgegeben, es lag neben mir im Wagen, mit tiefer Wehmuth blätterte ich darin. Die dunklen Felswände der wildromantischen Gegend erhöhten noch meine melancholische Empfindung; es ist todtenstill in dem Thal. Zur Zeit der Weinlese soll freilich, wie überall am Rhein, das munterste Leben auch hier herrschen. — Nur ein paar Nonnen kamen in ihrer malerischen Tracht einen Bergpfad herab, sie gehörten zu dem Kloster, welches auf einem Felsvorsprunge dem alten Städtchen Ahrweiler gegenüber liegt. Es ist jetzt eine weibliche Erziehungsanstalt, früher war es ein berühmter Wallfahrtsort. Von den hundert jungen Mädchen, die hier den Händen der Nonnen anvertraut sind, wird gewiß manches eine ungewöhnliche Zukunft haben, denn eine so wunderbar schöne Einsamkeit muß in die Seelen allerlei hineinbilden. Im Naturmenschen wird solche latente Poesie zum Gebet, zum Drang nach religiöser Beschaulichkeit, daher gibt es in diesen Thälern noch Wallfahrten und Eremiten. Auf dem Gipfel des höchsten kegelförmigen Berges, der mit Recht den stolzen Namen Landeskrone trägt, wohnt seit vielen Jahren ein alter Bauersmann neben einer Kapelle als Einsiedler. Ein Gelübde für einen Andern zu erfüllen, ist er einst nach Rom gewallt und hat den Erlös dieses Bittganges zu seiner Einsiedelei verwendet. Man hält ihn in der Umgegend in hohen Ehren; wenn er ein langes Winterhalbjahr hoch oben im Schnee und Sturm allein verlebt hat, muß ihn wohl Gottes Nähe getröstet haben, meinen die frommen Wallfahrer, die ihn gern besuchen. Auch Kinkel empfand etwas von den religiösen Schauern des Mittelalters, als er seine historischen Forschungen im Ahrthale anstellte, das Mittelalter ist noch in unseren Tagen sichtbar. Durch ein Felsenthor, nach dem Vorbilde der Porta Petrea im Münsterthal, gelangt man nach Altenahr, einem Raubritternest auf schwindelnder Höhe; es ist der schönste Punkt des Ahrthals. Die Mauern der stolzen Ruine sehen aus als wären sie aus dem Felsen gewachsen, auch waren sie felsenfest und widerstanden den Zeiten- und Kriegsstürmen; der letzte Besitzer, Kurfürst Clemens Joseph von Trier hat sie gewaltsam sprengen lassen, weil sie allzu sichere Schlupfwinkel für das Raubgesindel jener Tage darboten. Jetzt wächst der Weinstock friedlich auf den steilen Felswänden, und es ist unbegreiflich wie die Menschen da hinauf klettern können ihn zu pflegen, es muß ein saures Brot sein, welches der herrliche Ahrwein seinen Erzeugern abwirft. Aber wie gesagt, sie arbeiten und beten mehr wie an andern Orten. Als ich in das Felsenthor fahren wollte, quoll eine Prozession daraus hervor, wie ein buntes Band schlängelte

sie sich längs der Berge hin, um nach Remagen zu wallfahrten, wo in der Apollinariskirche der Festtag ihres Schutzheiligen gefeiert wurde. Gegen Abend ließ auch ich meinen Wagen dorthin lenken und kam gerade zu rechter Zeit, um mich an dem zierlichen Bau der Kirche mit ihren geschnitzten Thürmen und Spitzbogenfenstern auf dem Goldgrund des Abendhimmels erfreuen zu können. Vom Rhein aus gesehen, kommt sie zu kurz, sie erinnert dann an ein Spielwerk von geschnitztem Elfenbein, freilich ist sie auch da noch eine der liebenswürdigsten Dekorationen der Rheinfahrt. — Die Apollinariskirche ist ein wahres Schmuckkästchen der Kunst des Rheinlandes, der Dombaumeister Zwirner hat sie erbaut, die Meißelarbeit daran ist sehr brav. Ueber die Frescomalereien im Innern sagt Kinkel: „sie sind das eigenthümlichste und schönste Denkmal, welches die religiöse Richtung der Düsseldorfer Malerschule, genährt von den edelsten Einflüssen der kirchlichen Kunst Italiens, hervorgebracht hat." Für das Jahr neun und vierzig war die Vollendung der Gemälde verheißen, aber die Kunst hat bei den letzten politischen Stürmen überall darniedergelegen; die störenden Gerüste werden wohl sobald nicht hinweggeräumt werden. Für den Augenblick sind sie freilich nützlich um den Beschauer zu den Bildern emporzutragen, während unter ihm dichte Menschenmassen wogen und Gebete murmeln. — Ein glücklicher Zufall führte die zwei bedeutendsten der ausführenden Maler ebenfalls, trotz des Sonntags auf das Gerüst, sie machten einem durchreisenden Kunstgenossen die Honneurs bei ihren Arbeiten. Deger, den sie den Raphael Düsseldorf's nennen ohne Fornarina, sah mit seinen schönen bleichen Zügen aus wie ein lebendig gewordenes Heiligenbild, und Ittenbach hätte in seinem Sammetbarett und Malertalar als Modell zu einem heimkehrenden Kreuzritter dienen können. Von Andreas und Karl Müller sind die übrigen weniger bedeutenden Darstellungen. Die Deckengewölbe sind in Azurblau angelegt mit Goldsternen bestreut, die Säulenköpfe heben sich mit goldenen Laubverzierungen von den hochrothen Kapitelkränzen ab. Der Mäcen, der dies sauber geschliffene Juwel der rheinischen Kunst zu Tage fördern ließ, ist Graf Fürstenberg-Stammheim, einer der reichsten vom rheinischen Adel, sein religiöser Kunstenthusiasmus muß ihm alljählich bedeutende Summen kosten, doch sollen auch die Wallfahrer freiwillig ihr Scherflein auf den Altar der schönen, weit und breit gefeierten Kirche legen, wodurch nicht unerheblicher Zuschuß zu den Baukosten kommen mag.

Aus Kissingen.

Die Saison und nahmhafte Gäste.

Bei der Reise mit dem Dampfschiffe machte es sich uns recht bemerkbar, wie sparsam die sonst so reiche Erndte der Fremden auch dieses Jahr am Rhein ausfallen wird. Keine einzige der grünverschleierten Töchter Albions war auf dem Schiff und keine der glänzenden Damen, die sonst den Luxus des Reisens repräsentirten. Dagegen schien eine größere Zutraulichkeit unter der kleinen Gesellschaft zu herrschen. Ueberall bildeten sich Gruppen mit lebhaftem Gespräch, an denen die Nächststehenden zwanglos Antheil nahmen. Eine lebhafte Süddeutsche, Posthalterin aus Freiburg, führte das Wort, und erzählte von ihren Abenteuern während des Aufstandes: sie sei eine „Arischtokrattin," drum habe man ihr zur Strafe den Sigel mit seinem ganzen Generalstab ins Quartier gelegt, davon sei sie vor Schreck krank geworden und habe sich geflüchtet, jetzt sei sie auf dem Rückweg in die Heimath. Es hatten mehrere aus Freiburg sich ihr angeschlossen, ein junges Mädchen, welches aus der Pension von Neuwied heimgeholt

ward und ein paar Jünglinge, die wegen des Sigel'schen Standrechts und der Conscription die Flucht ergriffen hatten. Der Eine wollte auch ein Arischtokratt sein, versicherte aber, der Großherzog müsse doch wieder fortgejagt werden, er sei zu gutherzig. Ein Seitenstück zu ihm war ein junger Berliner Bierbrauer, der auf die Demokraten schalt und doch den Wahlen aus dem Wege reisen wollte. Melancholisch saß ein Franzose mit schönem ernsten Gesicht seitab, der bunten Gesellschaft den Rücken kehrend; ich knüpfte ein Gespräch mit ihm an, er schien zu dem allerneuesten Frankreich zu gehören, er verwarf Alles: die Republik, Louis Philipp, Louis Napoleon, die Bourbonen. Lamartine vertheidigte er gegen die letzten Beschuldigungen literarischer Gemeinheit, aber er lobte und liebte ihn nicht, Guizot zollte er einige Anerkennung als klugem Kopf und redlichem Mann. Frankreichs Berühmtheiten schonte er nicht, die Sand verwarf er gänzlich. Die Franzosen von heute werden misanthropisch, sie sind nicht mehr so liebenswürdig als sonst; worin sind sie wohl besser als sonst? — Ein deutsches Original gesellte sich zu uns und fesselte das Interesse des Franzosen durch seine Behauptung, ein Neffe des Marschall Soult zu sein, dessen Frau allerdings aus einer deutschen Handelsstadt, aus Solingen, gebürtig ist. Bei der Flucht der Herzogin von Orleans wollte dieser Herr ihr in Aachen, wo er sich gerade befunden, durch einen Brief seines Oheims herbeigerufen, sehr, sehr nützlich gewesen sein; — ja, das war ein ächter Deutscher.

Trotz der schönen Gegend und der fortwährenden Abwechselung unter den Passagieren ist die Langeweile und die Ungeduld auf den Dampfschiffen meistens unerträglich, man ist stets abgespannt und zerstreut; fast scheint es, als wäre das körperliche und geistige Sein wohlthätiger concentrirt, wenn man festgeschlossen in einem dahinrollenden Wagen sitzen muß. Ich sollte dieses allerdings auch noch zweifelhafte Vergnügen einen langen Tag genießen; von Frankfurt bis Kissingen, meinem Reiseziel, gibt es noch die vorsündfluthlichsten Postwagen und Chausseen. Die Landstraße führt durch den Spessart, auffallend ist die Einsamkeit und Melancholie desselben, nur die zwei Posten begegneten sich, außerdem sah man höchstens ein paar Holzwagen, oder einige ärmliche Handwerksburschen. Die weibliche Reisegesellschaft hatte Ueberfälle von versprengten Freischärlern gefürchtet, mancher ängstliche Blick fiel in den stillen dunkeln Wald, als sich aber kein Blatt regte, griffen die Hände zur Börse und theilten den Handwerksburschen reichliche Allmosen aus. Auf dem Wege in die deutschen Bäder kommt man mit so mancher sichern Todesbeute zusammen; es waren zwei Freundinnen im Wagen, zwei gute alte Jungfern, wie diese Typen sich nur in Deutschland so gemüthvoll und rührend ausbilden, zwei vertrocknete Blumen, ineinander verschlungen, um sich jedes andere Herzensband zu ersetzen. Auf die Stirn der Einen hatte der Tod schon sein lesbares Zeichen geschrieben, die Andere hoffte aber noch, es durch ihre Liebe und Pflege auslöschen zu können. — Bei Gmünd, einem alten Städtchen am Zusammenfluß der Saale und des Mains, nimmt die Gegend schon den Charakter an, den das grüne Thal von Kissingen bezeichnet, überall sieht man Ruinen auf den Bergesgipfeln, wohlerhaltene graue Thürme zwischen dem reichen Laubholz. Die Ritter im Frankenlande müssen ein zahlreiches und mächtiges Geschlecht gewesen sein; der Bauernkrieg hat die meisten dieser Schlösser in Trümmer verwandelt. Die kleinen alten Städte, die sich an die burggekrönten Berge lehnen, wie Gmünd, Hammelburg u. s. w. sind weit hinter der Städtekultur Norddeutschlands zurückgeblieben, baufällig und ärmlich stehen ihre Häuser an den schlechtgepflasterten Straßen, aber eine schöne Brunnenruine auf dem Marktplatz, oder ein gemeißeltes Thor in der alten Stadtmauer legen Zeugniß ab von der

Würde früherer Tage und lassen sie wie alte Mütterchen erscheinen, die ein interessantes Leben zu erzählen hätten. Man wird ihnen gut, wenn man durch ihre engen Straßen fährt, wo der rasselnde Postwagen ein Ereigniß ist, wo aus allen Fenstern theilnehmende, neugierige, gute und in ihrer Beschränktheit glückliche Gesichter hervorschauen. Welch ein beschauliches, inniges Leben mag hinter diesem zerbröckelnden Gemäuer noch herrschen! Man vergißt auf dieser Straße ganz, daß man so nah bei einem der eleganten Weltbäder sein kann. Kissingen ist in den letzten Jahren wohl auch etwas in Verfall gerathen, die meisten seiner stattlichen Spekulantenhäuser stehen den größten Theil der Saison leer und die Gastwirthe blicken verzweifelnd auf ihr Kapital, das in prächtigen Möbeln, Teppichen, Tapeten nutzlos vermodert. Doch liegt hier wie fast überall in dem Uebel auch wieder die Heilung; der verringerte Besuch hat eine so unglaubliche Wohlfeilheit des Badelebens hervorgebracht, daß schon dadurch wieder mehr Gäste angelockt werden. Auch sind die Wirkungen der Quellen von Kissingen besonders wohlthätig für die Leiden politischer Aufregung und Aergernisse. Leber und Galle, die bei den Reaktionären aus dem Jahre 48 und bei den Radikalen in diesem Jahr 49 so viel gelitten haben, sollen hier Heilung finden. Von letztern war bis jetzt nur eine nahmhafte Persönlichkeit da, Kapp aus Heidelberg, er sah sehr bleich aus seiner schwarzen Bartumhüllung und schien sich unter der überwiegend reaktionären Gesellschaft nicht behaglich zu fühlen. Einer seiner Collegen von der Frankfurter Linken, der Fürst Waldburg-Zeil war in den exclusivsten Zirkel der vornehmen reaktionären Welt als dicker Alcibiades aufgenommen; auch die Rolle der Lais hatte die Badechronik ausgetheilt. Es gab hier, wie in Athen, eine jüngere und eine ältere Lais. Für die Erstere galt eine Fremde von hohen gesellschaftlichen Prätensionen; sie blieb vereinzelt wie ein Tropfen Oel im Wasser, als wäre ihr schönes Antlitz das Haupt der Meduse, so verwandelten sich die freundlichsten Mienen ihr gegenüber augenblicklich zu Stein. Durch Tradition setzte sich dieser passive Widerstand auch bei den Neuangekommenen fort. — Wer übrigens geglaubt hat, das vorige Jahr habe unserm Gesellschaftsgebäude die Grundlagen verrückt, der konnte sich in Kissingen vom Gegentheil überzeugen, es bestand noch unversehrt in allen seinen verschiedenen Etagen. Erste, zweite und dritte Klasse schieden sich sorgfältig von einander. Merkwürdig ist dabei, daß die zweite Klasse sich nach ihrer politischen Ansicht wieder in Theile spaltete, die erste aber zusammenhielt, trotz der heterogensten Politik; so wandelte z. B. ein dänischer Graf Moltke und ein holsteinischer Baron Bloom einträchtig neben einander, aber freilich, von Politik durfte nicht gesprochen werden. Die war überhaupt suspendirt, die Zeitungen kamen spät und spärlich und der Badearzt hatte sie unter die diätetischen Excesse gerechnet. Nur den kleinen Kläffern, den baierschen Localblättern mußte man überall begegnen, ihr maßloses Schimpfen auf die Preußen hatte offenbar aus Rücksicht für den sonst immer so zahlreichen Contingent preußischer Badegäste für ihre fränkischen Bäder etwas nachgelassen, auch standen an allen Buchläden, wie für preußische Satisfaction berechnet, zahlreiche Bilder des Prinzen von Preußen und aller Waffengattungen seiner Krieger. Der Haß der Baiern wird dadurch sicherlich nicht gemildert werden, denn sein wesentlicher Grund ist gerade Neid. Die baierische Gutmüthigkeit verleugnet sich hierin vollständig, kein Zweifel, daß man sie künstlich gereizt und verwundet hat, sie glaubt sich verspottet von den hoffärtigen Preußen, und nebenbei wird von ihnen täglich gesagt, daß sie Heiden seien. — Von namhaften Leuten war Kissingen nicht so zahlreich besucht als sonst. Berthold Auerbach war flüchtig hier und ließ sich zum Aerger der vornehmen Welt, die einen consequenten Demokraten in ihm sehen wollte, der Königin von Würtemberg in der Allee vorstellen. Bulwer war da, erreichte aber nicht die allgemeine Theilnahme, die er in Deutschland zu erwarten schien, man ist vielleicht durch die Enthüllungen, die seine Frau von diesem „Ehrenmanne" gemacht hat, gegen ihn etwas abgekühlt. Von Allen bemerkt, aber Niemand beachtend

ging David Strauß mehrere Wochen in den Kissinger Alleen herum; er hat ein überaus edles und klares Gesicht von tiefen Denkerfalten durchzogen. Durch seine gebeugte Haltung und stets niedergeschlagenen Augen sieht er eher wie ein Pietist, als wie ein Geniusanbeter aus. Der Doctor Faust der deutschen Natur findet sich in diesem Doctor Strauß einmal wieder ganz zusammen auf seiner ewigen Seelenwanderung durch die Geister unseres Jahrhunderts. Als echter deutscher Gelehrter ist Strauß den geselligen Umgangsformen abgeneigt, er zieht sich scheu zurück, wird aber zutraulich, sobald er sieht, daß man nicht beabsichtigt in den Plänkeleien eines zufälligen Gesprächs die That seines Geistes anzugreifen. Das Trauerspiel seines Lebens mag auch dazu beitragen, ihn abgeschlossener zu machen; er war bekanntlich mit der Perle ihrer Kunst, mit der schönen Sängerin Agnese von Schebest verheirathet. Wer dies holde reine Weib jemals gesehen, wird die Poesie einer solchen Liebe zu ahnen vermögen. Viele Jahre wohnte das Ehepaar in beneidetem Glück zu Heilbronn, zwei Kinder belebten das freundliche Haus; die Freundschaft von Justinus Kerner wand ihm poetische Kränze. Plötzlich hieß es, religiöse Zwistigkeiten seien zwischen dem Ehepaar ausgebrochen, die katholische Agnese fühle Skrupel unter dem Dache des Antichristen. Eine Ehescheidung fand statt, aber mit Bestimmtheit weiß Niemand den Grund anzugeben. Wenn Strauß nachdenklich und schweigsam unter den Lindenalleen, die so manches steinerne Heiligenbild umsäuselten, wandelte, meinte ich immer, er denkt an seine Vergangenheit, an die ferne Gattin. In Worten klagte er nicht, er schien heiter und gleichmüthig. Nur am Tage seiner Abreise sah ich ihn bewegt, mit freudiger Aufregung sagte er mir, daß er nach Weimar gehe, Goethe's „Reliquien" andächtig zu feiern; für den Cultus des Genius konnte er sich noch erwärmen.

Es fehlt in Kissingen gänzlich an einem Vereinigungspunkt für die Badegäste, der geschmackvolle Kursaal steht immer leer und der Kurgarten ist feucht und aussichtslos; nur kleinere Bäder können eine allgemeine Geselligkeit haben. Kissingen entschädigt aber dafür durch die Nähe seiner reizenden Umgebungen. Die hübschesten Punkte sind ohne alle Mühe zu erreichen; man lernt durch diesen genauen Umgang die Gegend schnell kennen und lieb gewinnen. Die malerische Ruine der Bodenlaube besucht man am liebsten im Abendroth, und träumt unter dem Dache der uralten Linde. Ein schattiger Nachmittagsweg führt durch Schlangenpfade zum Tempel des Altenbergs oder zu dem Försterhause Klausthal, wo man in tiefster Waldeinsamkeit das sonnige Panorama von Kissingen vor sich hat. Des Morgens bleibt man unten in den Alleen, oder wandelt durch die Wiesen, die sich ländlich und frisch unmittelbar neben den Promenaden des Brunnens ausdehnen. Die Berge hat man überall zur Seite, die Morgenmusik hallt in ihnen wieder und ist eine anregende Gedankenbegleitung für den Einsamen, während sie zugleich den Takt für die Schritte der geputzten Brunnentrinker abgibt. Sogar die Industrie der Kaffeehäuser hat in Kissingen einen zierlichen und verfeinerten Charakter angenommen. Ein Schweizerhäuschen, nach echtem Muster geschnitzt, lockt zu einer blumigen Terrasse hinauf; daneben steht das noch beliebtere Tyrolerhaus, wo die einst berühmte Sängerfamilie Daburger wirthschaftet, ihre Töchter sind zwei reizende Alpenrosen aus Tyrol, eine rothe und eine weiße, mit den passenden Namen Rosa und Marie. — Die Schattenseite des Fremdenverkehrs, der an andern Badeörtern so sichtlich wird in Müssigang und Verderbtheit der Einwohner, ist in Kissingen nicht bemerkbar. Ländlicher Fleiß belebt alle Felder; die Erndtezeit des fruchtbaren Ländchens gab manch idyllisches Genrebild ab. Die zweirädrigen Wagen sind viel im Gebrauch, und ungleich malerischer als unsere Gespanne nimmt sich das Zugvieh aus, die prächtigen sandfarbigen Ochsen im blanken Messingjoch, diese Bilder der Geduld und Kraft, wie George Sand sie nennt, lieferten mir manche Studien in mein Reisealbum.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

Russische Paßabenteuer.

Gleich nach der polnischen Revolution wurden die Reisen ins westliche Ausland durch verschiedene Verordnungen, welche die Erlangung der Pässe mühselig und langweilig machten, erschwert. Die Regierung, ihrer Maxime treu, nach welcher sie jede Maßregel nur klein, unauffällig in das Leben treten läßt und allmälig schrittweise zu der ihr zugedachten Ausdehnung bringt, ließ es dabei nicht bewenden. Durch neue Verordnungen wurden die Schwierigkeiten vergrößert. Endlich wurde vor einigen Jahren der Paßstempel in einen ungeheuern Preis gesetzt. Er mußte von da ab mit 30 Thalern bezahlt werden, und dieser Preis steigert sich obenein nach Verhältniß der Stände und des Vermögens so, daß er das fünffache erreichen kann. Dazu erhielten die Aemter die geheime Verordnung, die Erlangung von Pässen durch jedes Mittel zu erschweren, zu welchem die individuelle Lage des Petenten Gelegenheit gebe.

Als ich durch das Gubernium (Woiwodschaft) Sandomir im südlichen Theile des Königreich Polens reiste, machte ich zufällig die Bekanntschaft eines jungen Deutschen, dessen Eltern sich im Jahre 1826 im Königreich Polen angesiedelt hatten. Er war in der Stadt Radom wohnhaft. Der zufällige Umstand, daß meine deutsche Heimath dem Geburtsorte seines Vaters sehr nahe gelegen, gab ihm Veranlassung, mir Mittheilungen zu machen.

Wissend, daß die Erlangung eines Passes nach Deutschland ein gewissermaßen künstliches Manöver und eine lange währende Mühe erfordere, begann L. schon im Winter eines Jahres dieses Jahrzehntes seine Operation, indem er sich zu einem Advokaten in Radom begab und ihn befrug, welche Wege er zunächst einzuschlagen habe. Er konnte auf die Redlichkeit des Rathgebers bauen, da derselbe seinem (L.'s) Vater bereits mehrfällige Dienste geleistet hatte, dafür sehr gut belohnt und danach sogar ein Hausfreund geworden war.

Einen Paß nach Deutschland zu bekommen, erklärte der Advokat, werde sehr schwer halten, da die Regierung das westliche Ausland gänzlich abzuschließen grundsätzlich bestrebt sei. Die Aemter werden freilich die Angelegenheit gern aufgreifen, um den Petenten auszubeuten. Wie weit aber auch der Prozeß vorschreite,

das Endergebniß werde vom ersten bis vorletzten Schritte gleichmäßig zweifelhaft bleiben. Gleichwohl solle L. das Glück versuchen. Zunächst sei ihm jedoch zu sagen, daß der Wunsch, Verwandte zu besuchen, keineswegs ein Grund sei, der die Regierung zu Ausfertigung eines Passes nach dem westlichen Auslande vermöge. Wenn er sich nicht durch seine ausländischen Verwandten schriftliche Beweise einer zu hebenden Erbschaft verschaffen könne, so müsse er sich mit einem Arzte, wo möglich dem Oberarzte eines russischen Regimentes in gutes Vernehmen setzen und durch diesen ein Zeugniß zu erlangen suchen, nach welchem sein Gesundheitszustand den Gebrauch irgend eines deutschen Bades nothwendig mache.

Klüglicher Weise wendete sich L. zuerst an einen Civilarzt, der der Freund eines russischen Regimentsarztes war. Er ließ ihn zu sich kommen und versicherte, daß er sich an Lunge oder Leber sehr krank fühle. Der Arzt behandelte ihn eine Zeit lang, bis er sich mit der mehrmaligen und bestens betonten Bemerkung herauswagte: „er glaube, ihm werde nichts weiter zur Genesung verhelfen, als ein Bad in Deutschland." Jetzt kannte der Arzt das ganze Verhältniß und überreichte bei seiner Wiederkunft dem armen Patienten neben einer Liquidation auf nicht weniger als zwanzig Dukaten ein Zeugniß, Kraft dessen L. um einen acht Monate giltigen Reisepaß nach Carlsbad anhalten konnte. Der Patient wollte in seiner Genesung auf das Zuverlässigste verfahren und bat seinen Arzt, er solle ihm doch als wichtigen Zuschuß ein eben solches Zeugniß von seinem Freunde dem russischen Militärarzte zu verschaffen suchen. Natürlich mußte auch der Russe heuchlerischer Weise zu Hilfe des Kranken gerufen werden. Der erste Arzt spielte seine Rolle so wirkungsvoll als das Gold, welches bei mehrmaliger Gelegenheit in die Hand des russischen Mediziners fiel; genug, bald besaß L. neben dem polnischen ein fast gleichlautendes russisches Zeugniß.

Nach der Erklärung des Advokaten hatte der Petent diese Zeugnisse von dem Kreisgericht bestätigen zu lassen, wenn sie in den Aemtern, die er weiter zu betreten hatte, als giltig angenommen werden sollten. Dies kostete wenig Mühe, aber einen Silberrubel, ohne welchen schwerlich der Beamte zu bewegen gewesen wäre, Feder und Stempel zu ergreifen und die Unterschriften der beiden ärztlichen Zeugnisse zu beglaubigen. Zunächst hatte sich L. in das Munizipalgericht zu begeben, um von diesem eine Art Bescheinigung darüber zu erhalten, daß er sich als Bürger wohl verhalten, stets als ein politisch unschädliches Individuum bewiesen habe und daher das Vertrauen der Censurbehörde verdiene. Die Locale des Munizipalgerichts, welche sich im obern Stock eines an der Ecke des Marktplatzes stehenden Hauses befinden, fand L. bei seinem ersten Eintritte leer bis auf einige Polizeiknechte, obschon es 10 Uhr Morgens und Expeditionszeit war. Als er das Haus verlassen wollte, entdeckte er die Beamten in einer im Erdgeschoß befindlichen Schenkwirthschaft, wo sie beschäftigt waren, auf Rechnung eines freigebigen oder wegen irgend welchem Geschäfte zur Freigebigkeit gezwungenen

Bürgers kleine Würste mit Buttersemmel zu dem in Polen sehr beliebten Haferbier zu genießen.

Hier fand er unter den Schreibern auch den Adjuncten des Munizipalgerichtspräsidenten, denselben Mann, an welchen er sich zu wenden hatte. Nachdem er diesem sein Anliegen mitgetheilt, versetzte derselbe freundlich: „es soll besorgt werden, heute noch; allein wir haben den Tag noch vor uns; jetzt essen und trinken wir; setzen Sie sich, Theuerster, genießen Sie mit und lassen Sie etwas Frisches auf den Tisch bringen.“ Der Petent kannte das Beamtenthum seines Vaterlandes, mußte, um sein Herz zu beruhigen, sich jetzt für einen wirklichen Patienten halten und die Blutegel ansaugen lassen. Es genügte nicht den Adjuncten zu tractiren, er mußte Alle an dem Schmauße Theil nehmen lassen, denn nirgends gilt das Sprichwort: „Alle mit Einem und Einer mit Allen!“ so voll, als bei den Mitgliedern eines russischen Amtes.

Bei dem Tractement war es 12 Uhr geworden. Die untergeordneten Beamten waren im fortwährendem Wechsel bald die Treppe hinauf in das Gerichtslocal, bald rückwärts die Treppe wieder herab in das Schenklocal getobt. Der Adjunct dagegen hatte sich nicht von der Bank gerührt, und jetzt that er's um zu Tische zu gehen. L. kehrte, neun Gulden ärmer, unverrichteter Sache heim und hoffte am Nachmittag sein Geschäft abzumachen. Er kam gegen 5 Uhr in das Amt und fand den Adjuncten in Acten beschäftigt. Sobald dieser ihn erblickte, warf er die Acten zurück und ergriff mit dem Ausruf: „es thut mir leid, lieber Freund, nothgedrungen muß ich jetzt ausgehn; doch begleiten Sie mich, wir können ja in der Tabagie an der Ecke ein wenig eintreten,“ den Tressenhut, faßte den Petenten unter dem Arme und schob denselben in der Weise, als ob er von ihm geführt werde, die Treppe hinab, aus dem Hause und in die bezeichnete Tabagie. Der Adjunct bestellte selbst Speisen und Getränke, und als es 9 Uhr Abends war und sein Magen nichts mehr aufzunehmen vermochte, sagte er ganz trocken zu L.: „bezahlen Sie!“

Des andern Tages hoffte L. von der Wahl der frühesten Morgenstunde das Beste und erschien halb 7 Uhr im Amte. Als ihn der Adjunct erblickte, sagte er: „Ihre Sache soll gleich vorgenommen werden,“ und begab sich mit seinem Hute, einem Actenstoß und einem Tintenfaß in ein Nebenzimmer. Bis fast 10 Uhr wartete L. geduldig auf die Rückkehr des wackeren Mannes, dann aber sendete er einen Polizeiknecht nach demselben mit der Bitte, seiner doch zu gedenken. Allein der Bote kehrte in das erste Zimmer mit der ziemlich spöttischer Miene mitgetheilten Nachricht zurück: „der Herr Adjunct habe längst das Haus verlassen.“

Es ist kaum zu begreifen, daß L. nicht jetzt schon die Lust verlor, sich um einen Paß zu bemühen.

Am Nachmittag gab sich der Adjunct den Anschein, außerordentlich beschäftigt zu sein und ließ L. nicht weniger als drei Stunden hinter sich stehen. Dann

erhob er sich und wendete sich gegen L. mit der Versicherung und Frage: er habe sich fast zu Schanden gearbeitet; ob er nicht Lust habe, mit hinab in die Schenkwirthschaft zu kommen?

Ein Nein wäre eine gefährliche Antwort gewesen. L. ergab sich dem Schicksal und sättigte den Beamten in der splendidesten Weise, unterließ es aber nicht, dabei dringend um die Abfertigung seiner Angelegenheit zu bitten. Der Beamte betheuerte seine Willfährigkeit mit einem Ernst, welche dem Petenten das beste Vertrauen einflößte; allein als er am andern Morgen in das Amt kam, erklärte der Adjunct mit der harmlosesten Trockenheit, es sei eben Frühstückszeit. L. war abermals gezwungen, den russischen Staatsdiener in die im Erdgeschoß des Hauses befindliche Schenkwirthschaft zu begleiten.

Dieses Spiel dauerte nicht weniger als neun Tage lang, und als L. dann immer noch nicht zum Ziele gelangt war und dem befreundeten Advokaten seine Noth klagte, lachte dieser laut auf und meinte: er (L.) solle doch dem Manne lieber einen Rubel Geld in die Hand drücken oder irgend ein Geschenk versprechen. Uebrigens bedürfe es ja zu allererst einer auf einen Stempelbogen geschriebenen Petition, denn nach dem Gesetz dürfe von den Aemtern keine Angelegenheit, welcher Art und welches Gewichts sie auch sei, ohne eine auf einem Stempelbogen abgefaßte Petition angenommen werden. Doch alles dieses werde ihm der Präsidialadjunct schon mittheilen, sobald er dazu seine Zeit ersehn oder Lust bekomme.

Am nächsten Tage versäumte L. nicht dem Adjuncten einen Silberrubel in die Hand zu drücken, und wirklich geschah nun etwas in der Sache. Der Adjunct hieß nämlich L. sich einen Stempelbogen zu 20 polnische Groschen besorgen und wies ihn an einen untergeordneten, wie es schien, eigends zur Verfassung von Petitionen angestellten Beamten.

Es ging ihm bei dem Petitionsschreiber nicht um ein Haar anders als bei dem Adjuncten. Fünf Tage lang füllte er diesen Menschen mit Speisen und Getränken; fünf Tage lang wurde er von ihm immer wieder auf eine andere Stunde bestellt, und als L. Beschwerde bei dem Adjuncten führte und erklärte, daß er unter solchen Umständen in drei Jahren noch keinen Paß haben und gestorben sein werde, ehe noch an eine Reise in das Bad zu denken sei, antwortete dieser mit wohlwollendem Ernst: „Lassen Sie nur gut sein, Ihre Sache wird schon beseitigt werden.“ Endlich wurde die Petitionsangelegenheit wirklich beseitigt, und zwar kraft eines Schnupftuchs. Der Petitionsschreiber erklärte, daß er da an dem Fenster eines Ausschnittladens rothe Schnupftücher mit der Abbildung Krakaus habe hängen sehen und ein solches für sein Leben gern zu besitzen wünsche. L. schwur ihm eins dieser Schnupftücher zu verehren, sobald die Petition geschrieben sein werde. Es wurde ein förmlicher Accord geschlossen: um drei Uhr Nachmittags sollte die Petition fertig und das Schnupftuch zur Ueberreichung bereit sein. Beide Contrahenten kamen ihrer Verpflichtung nach.

Nun also war L. im Besitze der Petition. Diese Petition war wunderlicher Weise also von demselben Gericht ausgefertigt, an welche sie gerichtet war, denn der Petitionsschreiber war Munizipalgerichtsbeamter.

L. hatte sich nun mit seiner schriftlichen Bitte wieder an den Präsidialadjuncten zu wenden und dieser versicherte, daß er ihm das Attest am Sonnabend, dem dritten Tage, in's Haus senden werde. Allein L. wartete vergebens acht Tage, und als er nun in das Amt ging, gab sich der Adjunct den Anschein, als ob er die Sache ganz wider Willen vergessen habe. Er versprach sein Versprechen am nächsten Tage zu erfüllen; allein vergebens hoffte L. drei Tage lang einen Amtsdiener mit dem Attest in sein Haus treten zu sehen. Der Advocat gab ihm den Rath, den Adjuncten eines Sonntags zu einem splendiden Mittagsmahl in seine Privatwohnung einzuladen. Diesen Rath befolgte L. und der Adjunct nahm die Einladung mit einer Unbefangenheit an, als ob er sich bereits ungeheure Verdienste erworben habe. In L's Wohnung äußerte der Beamte sein Wohlgefallen an einem aus der Fabrik von Minter in Warschau stammenden Sorgenstuhle, der zum Wiegen eingerichtet war, in einer Weise, daß L. fast gezwungen war, ihm denselben zum Geschenk anzubieten. Er ließ Augenblicks den Stuhl in die Wohnung des Adjuncten tragen, versäumte hierbei aber natürlich nicht, die Bitte in Betreff seiner Paßangelegenheit auf das dringendste zu wiederholen.

Nun machte denn auch wirklich der Adjunct Anstalt, seine Schuldigkeit zu thun. Doch dauerte es immer noch vier Tage, ehe L. in den Besitz des munizipalgerichtlichen Attestes gelangte, auch versäumte der Adjunct in seinem wacker collegialischen Gefühle selbst nach jenem bedeutenden Geschenke nicht, dem Petenten noch einige Unterbeamten zur Ausbeutung in die Klauen zu schieben. So war denn glücklich das zweite Amt überwunden.

Nun hatte sich L. an das hohe Gubernialgericht mit der Bitte zu wenden, ihm Grund seiner vorliegenden ärztlichen und polizeilichen Atteste von dem kaiserlichen Paßamt in Warschau einen auf acht Monate für eine Reise nach Karlsbad giltigen Paß zu erwirken.

Dasselbe befindet sich in einem prächtigen Gebäude, einem Bauwerke eines der polnischen Könige aus dem sächsischen Hause, auf einer Anhöhe außerhalb der Stadt. Auch hier bedurfte es einer schriftlichen Petition und zwar auf einem Stempelbogen zu ein und einem halben Gulden. Es waren hier nicht weniger als vier Abtheilungen des hohen Gerichts zu durchschreiten. Hier mußte die Petition ausgefertigt werden, war die Genehmigung dem Chef vorzulegen, in einer anderen Abtheilung mußten die Zeugnisse geprüft und die Petition registrirt werden und endlich dann kam sie an die Abtheilung, welche die Angelegenheit des Petenten vor die Paßbehörde in Warschau, die einzige des Königreichs, zu bringen hatte. In jeder dieser Abtheilungen hatte L. den mühseligsten Kampf mit den russischen Staatsdienern zu bestehen. Zwar waren sie hier zu stolz, um sich

in den Kneipen füttern und tränken zu lassen, allein sie verstanden nicht weniger dem Petenten klingende Münze abzunehmen. Dabei war ihr System ganz dasselbe. So brauchte L. fünf Tage, um die Petition zu erhalten, und siebzehn Tage, um die Einregistrirung durchzusetzen. In der letzten Gerichtsabtheilung ging es ihm nicht besser als in den anderen. Zehn Tage lang frequentirte L. dieselbe, doch so oft er den Chef dieses Bureaus fragte, ob er schon die Gewogenheit gehabt, die nöthige Vorstellung an die Paßbehörde nach Warschau abgehen zu lassen, antwortete dieser mit zurückscheuchender Kürze und Kälte: „es ist noch nicht Zeit dazu geworden.“

Der verzweifelnde Petent faßte endlich den Muth diesem vornehmen Staatsdiener, von dessen Bestechung ihn bis jetzt seine noch viel zu gute Meinung abgehalten hatte, einen Dukaten in einem versiegelten Briefe zu überreichen. Dies machte die Brutalität des amtlichen Herrn verschwinden, er wurde sogleich Freund und zwar in solcher Ausdehnung, daß er L. in seine Privatwohnung einlud. L. folgte der Einladung, der Beamte empfing ihn sehr freundlich, unterhielt sich lange mit ihm über verschiedene Dinge und führte ihn dann vor eine kleine Sammlung von Rauchtabakspfeifen. Bei dieser Gelegenheit nun brachte er die Hauptsache zu Tage. „Ihr ursprüngliches Vaterland, Herr L.“, sprach er, „ist das Land der Tabakspfeifen. Wenn Sie eine Reise machen, welche Ihnen vielleicht einige hundert Thaler kostet, so wird es Ihnen wahrscheinlich auf drei bis vier Thaler nicht ankommen, die Sie für eine schöne deutsche Pfeife ausgeben und mit der Sie mir eine zu wahrhaftem Danke verpflichtende Freude verursachen würden. Zum Geringsten wünschte ich, daß Sie mir einen schön gemalten Kopf mitbrächten. Rohr und Spitze würde ich ja wohl hier zu erhalten im Stande sein.“

L. gab freudig das Versprechen und hielt die Frage nicht für überflüssig, ob denn Herr S. (der Beamte) meine, daß er (L.) wirklich zu einem Passe gelangen werde? worauf jener versetzte: „Ha, warum nicht, wenn Sie sich gegen die Beamten richtig verhalten und die Aemter unablässig in eigner Person bestürmen, — Mühe dürfen Sie nicht sparen.“

Als L. an einem der nächsten Tage das Gubernialgericht besuchte, erhielt er die Versicherung, ja sogar den Beweis in einem der amtlichen Bücher, daß die Vorstellung bereits an das Paßamt in Warschau abgesendet sei. „Dem ungeachtet könne der Petent,“ erklärte der Chef S. „unter einigen Monaten auf den Empfang des Passes nicht rechnen. Denn wolle ihm auch das Paßamt, im Falle das Bureau des Generalpolizeimeisters in Warschau, an welches zugleich habe ein Bericht abgesendet werden müssen, keine Einwendungen machen, wolle ihm in diesem Fall auch das Paßamt rasch ausfertigen, so müsse er doch, da er auf länger als ein halbes Jahr ausgefertigt werde, zuvor noch der Kanzlei des Fürststatthalters Paskiewitsch eingereicht werden. In dieser aber bliebe jede Angelegenheit ziemlich lange liegen und lasse sich auch nicht treiben.

L. wartete mit der in Rußland nöthigen und doch bei weitem nicht zulänglichen Geduld sechs Wochen lang. Da er bis dahin keine Aufforderung von dem Gubernialgericht erhalten hatte, begab er sich unaufgefordert in dasselbe. Es wurde ihm der Bescheid zu Theil, von Warschau sei noch nichts in Betreff seiner Angelegenheit eingegangen. Von da ab wiederholte L. anderthalb Monat lang allwöchentlich zweimal seine Nachfrage, erhielt aber fort und fort jenen unbefriedigenden Bescheid. Schon war die Mitte des Sommers herangerückt. Verzweifelnd suchte er Rath bei dem befreundeten Advocaten.

„Habe ich es Ihnen denn nicht gesagt?“ rief dieser lachend aus. Und weiter: „Sie werden auch in zehn Jahren noch keinen anderen Bescheid erhalten, denn Ihr Paß ist wirklich noch nicht beim Gubernialgericht eingegangen, und wird auch niemals eingehen. Schreiben Sie selbst an das Paßamt oder reisen Sie nach Warschau.“

Nun wendete sich L. schriftlich an das Paßamt in Warschau. Allein wie dringend er auch seine Angelegenheit darstellte, und ob er auch schon seinem Briefe noch ein besonderes ärztliches Attest mit neuestem Datum beifügte, so — erhielt er doch nicht einmal eine Antwort auf seinen Brief. Jetzt entschloß er sich nach Warschau zu reisen. Diesen Entschluß führte er im Juli aus. Willens nichts zu sparen, um seine Angelegenheit durchzusetzen, drückte er sogleich einem Paßamtsdiener einen Rubel in die Hand, damit dieser ihn nicht nach beliebter Gewohnheit erst zur Ausbeutung unter die Hände von zehn unbetheiligten Beamten führe, sondern gleich vor den, bei welchen seine Angelegenheit anhängig sei. Dieser war ein noch sehr jugendlicher Mann. Mehrere Stunden ließ er L. ganz unberücksichtigt hinter sich stehen, und so oft sein Auge auch auf den durch den Diener Angemeldeten und vielleicht sogar Recommandirten fiel, so that er doch, als ob derselbe ihn gar nichts angehe.

Der unglückliche L. war zu zartfühlend, um gleich bei der ersten Bekanntschaft so zudringlich zu sein, als das Verhältniß es erforderte. Es wurde zwölf Uhr. Der Beamte verließ das Haus, und L.'n blieb nur übrig, Gleiches zu thun und wieder zu kommen. Dies geschah am Nachmittag. Der Beamte war jetzt nicht weniger unnahbar, aber L. dreister. Nachdem Jener mit dem Schein zu drängender Beschäftigung den Vortrag L.'s abgewiesen, wagte dieser sich in die Barriere und legte dem jungen Staatsdiener ein versiegeltes Papier vor die Nase. Lange ließ dieser dasselbe unbeachtet. Dann steckte er es mit ganz stolzer Miene, als ob er das Papier kenne und es ihn kraft des Amtes zukomme, zu sich und verließ das Zimmer. In den Papier lag ein Louisd'or auf den wenigen geschriebenen Worten: „Verehrter Herr, ich ersuche Sie dringend!“

Zurückgekehrt wendete sich der Beamte mit höchster Unbefangenheit und stolzer Kürze: „was wünschen Sie?“ an den Petenten. Nachdem dieser dringend darum gebeten, ihm den vom Gubernialgericht in Radom beantragten Paß auszu-

fertigen, erwiederte dieser: „ich werde Ihre Sache nachsehen; doch ist heute dazu keine Zeit vorhanden." Aber auch am nächsten Tage fand sich keine Zeit und als L. am dritten Tage erschien, schnaubte Jener mit allen Zeichen des Aergers und Verdrusses: „Ihr Paß ist ja vor Wochen schon an das Gubernialgericht in Radom abgefertigt."

Natürlich war L. ganz verdutzt. Ein solcher Bescheid durfte ihn wohl in Erstaunen versetzen. Voller Freuden setzte er sich auf die durch den Banquier Steinkeller neueingerichtete pfeilschnelle Post und fuhr nach Radom zurück. Des anderen Tags angelangt, begab er sich auf das Gubernialgericht und machte seine Eröffnung. Allein lächelnd gab man ihm die Versicherung, daß an der Sache kein Wort wahr sei.

Nachdem er, wankend in seinem Glauben, einen untergeordneten Beamten durch nicht unbedeutende Geldspenden dazu vermocht, alle Actenkasten und Fächer zu durchsuchen, und die Ueberzeugung gewonnen, daß von seinem Passe hier nichts vorhanden sei, entschloß er sich abermals nach Warschau zu reisen. Er wendete sich mit Bitte und Beschwerde an den Chef eines Bureaus des Paßamtes, Namens Schulz. Dieser in dem Range eines Obersten stehende Staatsdiener wies ihn aber an jenen Beamten, mit welchem er bereits zu schaffen gehabt hatte. Mehre Tage lang ließ sich der junge Mensch gar nicht beikommen, und endlich ertheilte er dem Petenten mit einem Trotz, welcher nur der lautersten Wahrheit eigen sein zu können scheint, den Bescheid: „ich begreife nicht, was Sie wollen; Ihr Paß ist bereits an Dem und Dem nach Radom abgegangen und befindet sich im Gubernialgericht."

Die bestimmte Angabe des Datums, der barbarische Ernst des Beamten — alles war geeignet, den Petenten nochmals zu täuschen. Er begab sich wirklich zum zweiten Male nach dem 16 Meilen entfernten Radom zurück, erhielt aber wie früher von dem Gubernialgericht die zuverlässigste Versicherung, daß das Paßamt für ihn noch keinen Paß ausgefertigt, wenigstens noch nicht eingesandt habe.

Die Versicherung jenes Advocaten, daß die beiden Aemter ihn „zehn Jahre lang von Radom nach Warschau und von Warschau nach Radom schicken werden," um der Nothwendigkeit, geradezu zu erklären, daß man einen Paß nicht ausstellen möge, auszuweichen, bewog L. sich nach Warschau zu übersiedeln. Diesen Schritt bezeichnete der Advocat mit dem Prädicat „nützlich." Er meinte nämlich, da die Mitglieder der verschiedenen Aemter in Warschau näher mit einander bekannt seien, so sei es vielleicht möglich dadurch zum Ziel zu gelangen, daß sich der Petent durch die erworbene persönliche Freundschaft des einen Beamten die Freundschaft des nächsten erwerbe.

Unter den erzählten Operationen war fast ein Jahr verstrichen. Nun übersiedelte sich L. nach Warschau und war gezwungen, einen Theil jener Operationen zu wiederholen. Es wäre ermüdend eine detaillirte Schilderung zu geben. Nur

das sei erwähnt, daß ihn der Adjunct des Polizeizirkelcommissariats dreizehn Tage lang allabendlich mit dem Versprechen, ihm das Qualificationsattest dahin zu bringen, in die an der Ecke der Heiligen Geist- und Neuen Weltstraße befindliche Schweizerbäckerei bestellte und da auf seine Rechnung zehrte. Im Chocoladetrinken, versichert L., sei dieser Mensch unüberwindlich gewesen und sein Appetit habe ihm ungeheures Geld gekostet. Ebenso eine Menge von knabenhaften uniformirten Schreibern, die sich zur Verfassung des Scheines herbei gedrängt.

Endlich war es L. gelungen bis in das Paßbureau des Warschauer Municipalgerichts, welches hier dasselbe zu thun hatte wie das Gubernialgericht in Radom, vorzudringen. Hier bemächtigten sich nach einander vier Beamte seiner Angelegenheit, und nachdem jeder ihn möglichst lange benutzt und in sämmtliche Restaurationen und Kaffeehäuser Warschau's geschleppt, ja ihm sogar ein ansehnliches Lapowe*) abgenommen hatten, ergab es sich, daß keiner derselben mit seiner Angelegenheit etwas zu schaffen hatte. Der letzte derselben, Namens Blum, war nun wenigstens so redlich ihn an den rechten Mann zu bringen. Dieser war ein alter grauköpfiger Russe, welcher zwar der polnischen und deutschen Sprache mächtig war, aber aus National- oder russischem Siegesstolz im Amte unter keiner Bedingung anders sprach als russisch. L. begrüßte ihn gleich mit geldgefüllter Hand, und dies bewog den alten Mann, unverweilt die Petition und beliegenden Zeugnisse durchzulesen. Dennoch erklärte er dem Petenten: „ja die Zeugnisse seien wohl ganz gut, aber nicht ausreichend. Der Petent befinde sich nämlich noch in den Jahren der Militärpflicht und so müsse er nothwendig eine Caution niederlegen und eine Bescheinigung darüber, welche die Schatzcommission auszustellen habe, jenen Papieren beifügen.“ L. erwiederte, daß er vom Militärdienst frei sei und den Freigebungsschein beibringen könne. Lächelnd entgegnete ihn hierauf der Russe: er irre sich; sein Schein spreche ihn nicht definitiv vom Militärdienst los; denn es heiße auf demselben „vorläufig frei.“ Das wisse er, weil die Scheine zu Befreiung vom Heerdienst nie in einer andern Form ausgestellt werden. Nur das gewisse Alter befreie definitiv. Da er dies aber noch nicht erreicht habe, so müsse er nothwendig eine Caution von 3000 Gulden stellen und die Bescheinigung der Schatzcommission beibringen.

L. deponirte wirklich verlangter Maßen 3000 Gulden in der polnischen Staatsbank, begab sich mit der Quittung in die Schatzcommission und erwirkte sich von dieser mit einem nicht ganz unbedeutenden Zeit- und Geldopfer die nöthige Bescheinigung. Jetzt war der Beamte im Municipalgericht bereit, den nöthigen Antrag, kraft dessen das Paßamt erst den Paß ertheilen konnte, auszufertigen. Nur

*) Lapac heißt im Slavischen abfangen, erhaschen. Mit Lapowe bezeichnet man daher in Rußland und Polen das Bestechungsgeld, welches der Beamte zu erpressen gewöhnt ist.

kostete dies dem Petenten acht Tage Geduld und ein kleines Geschenk (eine Tischlampe). Als L. diese überreichte, erklärte der alte Russe unter wahrhaft jugendlichem Gelächter: „Ihre Angelegenheit befindet sich ja schon im Paßamt, begeben Sie sich nur dahin."

Ich habe hier noch zu bemerken, daß diesmal L., um der Kanzlei des Fürsten Paskiewitsch auszuweichen, die Ausfertigung eines Passes nur auf sechs Monate hatte beantragen lassen.

In dem Paßamt versäumte es L. nicht einen Juden zu Hilfe zu nehmen, der sich eine Stellung als Vermittler zwischen dem Publikum und der Behörde gebildet hatte. Durch ihn gelang es L., mit dem Beamten der den Paß auszufertigen hatte, persönliche Freundschaft in einem Weinkeller auf der Krakauer Vorstadt (eine der vornehmsten Straßen) anzuknüpfen, und diese bewirkte, daß der Paß nach einigen Tagen fertig geschrieben war und nur noch der Unterschriften und des Stempels bedurfte. Jetzt wurde L. angewiesen, sich acht Tage lang zu gedulden „da nach dem Gesetz noch eine Nachfrage gehalten werden müsse." Wo diese Nachfrage zu halten sei, sagte man ihm nicht, doch erzählte man ihm anderswo von einem sogenannten schwarzen Buche, welches sich im geheimen Bureau des Generalpolizeimeisters befinde. Nach acht Tagen erhielt L. im Paßamt die Eröffnung, daß die Sache gut stehe und er nächster Tage die Empfangnahme des Passes in seiner Wohnung zu gewärtigen habe. Am zweiten Tage erschien denn auch wirklich ein Amtsbote mit einem großen versiegelten Papier bei L. Nachdem dieser sich für seine Bemühung einen polnischen Gulden ausgebeten und das Zimmer verlassen, erbrach L. die Depesche, in welcher folgendes geschrieben stand: die Behörde könne sich dem Glauben nicht hingeben, daß dem Petenten ein Paß zu einer Badereise um jetzige Jahreszeit (October) dienen könne, daher fühle sie sich veranlaßt seine Petition zurückzuweisen.

Dies also war das Resultat einer fast zwei Jahre langen Bemühung und eines Geldopfers von mehr als 900 polnischen Gulden. Wir überlassen den Leser seinem eigenen Urtheil. Uns genügt es, mit dieser Erzählung das russische Amtswesen charakterisirt und eine von den Maßregeln des Absperrungsgrundsatzes der russischen Regierung geschildert zu haben.

Ich kann hier nicht unterlassen einer ähnlichen Begebenheit mit wenigen Worten Erwähnung zu thun. In Kalisch lernte ich die Besitzerin eines Hotels, ebenfalls eine Person von deutschem Geblüt kennen. Sie hatte, um wegen wirklicher Krankheit ein deutsches Bad zu besuchen, im November des Jahres 1839 um einen Paß auf vier Monate zu petitioniren begonnen. Nach unsäglicher Mühe erhielt sie den Paß wirklich; aber wann? Am dritten December des anderen Jahres und zwar mit dem Bemerken, daß die Giltigkeit des Passes erlösche, sobald die In-

haberin innerhalb der nächsten acht Tage die Grenze nicht überschritten habe. Natürlich konnte die Dame die vier schlimmsten Wintermonate nicht zum Genuß eines Bades gebrauchen, und somit war ihre Reise verhindert.

Briefe aus Oestreich.

Von einem deutschen Reisenden.

So eben komme ich von einem Ausflug durchs Oberland. — — Ich war in Linz, Ischl, Salzburg, Berchtesgaden, Gastein, Aussen u. s. w., — von Ischl aus überall zu Fuße, habe ein Dutzend Seen befahren, mehrere Gletscher angegafft und mich überzeugt, daß die Civilisation hie und da bis in die Schneelinie hinaufkriecht. Die Sennerin auf der K...alm schnupft mit einer, von Gott Amor zerfressenen Nase Tabak. Die Luft ist dort überall reiner und deutscher, als in Wien; je näher man den Bergen kommt, desto naiver und starkwadiger tritt das Deutschthum mit seinen unbeholfenen Tugenden und liebenswürdigen Fehlern auf, aber was unten in Wien nur durch den Säbel, das ist da oben noch durch einen gelinden Klaps mit dem Krummstab möglich. In manchen Gegenden muß auf Befehl des Kardinals Fürsten Schwarzenberg die Erde still stehen, und als wollte sich die Alpennatur als sympathetische Mitarbeiterin der Mutter Kirche zeigen, bringt sie heerdenweise „Trotteln“ (Cretins) hervor. Am Felsgestade zauberhafter Bergseen, in traulichen Thälern, durchädert von paradiesisch klaren Bächlein, widerhallend von lyrischen Wasserfällen, welche täglich zweimal ein Regenbogen krönt, von noch malerischeren Schleierfällen, die von thurmhohen Klippen wie gesponnenes Glas unabläßig niederschweben, auf den Halden, wo im hohen, augenlabenden Grün die gemeine Wiesenflora des Flachlandes in zarteren, veredelten und duftigeren Gestalten wiederkehrt, — in solchen Asylen, wo selbst blasirte Städter noch einmal in den Kinder- und Poetentraum vom goldenen Zeitalter, dem ewigen Frieden und Glück der Menschheit versinken, — da werdet Ihr plötzlich durch die Erscheinung des „Rousseau’schen Menschen“ aufgeschreckt, denn der Trottel, mit oder ohne Riesenkropf, scheint gemacht, um auf allen Vieren zu gehen. Mit säuglingsartigem Gelall und Gestotter bettelt er den Wanderer an und dankt mit kindischem Gelächter, gleichviel ob er einen Groschen oder ein bloßes Helf Gott! erhalten. Der Trottel kommt in ganzen Familien vor und pflanzt seines Gleichen fort. So viel ich weiß, hat die Regierung noch keinen Versuch anstellen lassen, der Erhaltung und Ausbreitung dieser Race entgegen zu treten. Im Morgenland wird der Wahnsinn heilig geachtet, vielleicht herrscht

hier ein ähnlicher Wahn. Ein frommer Antiquar wollte mir nachweisen, daß diesen Unglücklichen das Himmelreich gehört, daß sie die östreichischen Autochthonen und Urvorbilder des gutgesinnten Unterthanen sind. Alles andere Volk sei eine degenerirte Abart.

Während meiner Abwesenheit ist Oestreich auferstanden, mühsam, wie ein schwerbeladenes, gestürztes Roß. Seine Reconvalescentenmiene ist traurig genug. Es ist hohe Zeit, daß der militärische Cerberus wieder an die Kette gelegt werde. Aber in Ungarn blasen, nach gestilltem Aufruhr, die Kriegsgerichte fortwährend in die glimmende Asche. Da wird „zum Ersatz des durch die Rebellion verursachten Schadens" ein armer Teufel zum Strang, dort einer nicht nur zu Pulver und Blei, sondern auch seine Familie zur „Vermögensconfiscation" verurtheilt, während hohe Herren, kraft der Gleichheit vor dem Gesetz, sich mit jährlichen 100,000 Fl. loskaufen oder ein paar Jahre Festung bekommen. Der Minister der Justiz ist entweder ohnmächtig oder unaufrichtig. Im erstern Fall müßte er so viel Ehrgefühl haben, zurückzutreten, im letztern wird er den Feinden Oestreichs Gelegenheit geben, zu sagen: Oestreich hat sich im Kampfe schwächer und nach dem Kampf unmenschlicher gezeigt als Rußland.

Die Gnade, welche Rußland aus Schlauheit dem Nachbar predigt, übt es nicht im eignen Hause. Das wissen wir wohl. Aber Rußland gleicht in diesem Fall dem Pfaffen, dessen Lehren man beherzigen soll, ohne auf seine Thaten zu sehen. —

Jetzt, Ihr Herren Minister, kommt Ihr auf die Prüfungsbank. Ihr habt Euer Wort zu lösen und der Welt zu zeigen, daß ein starkes und freies Oestreich keine hohle Phrase ist. Ihr zwinkert mit den Augen und lächelt? Ich weiß, die Integrität der Monarchie ist Euch Hauptsache, die Freiheit Nebensache. Den Italienern z. B. mögt Ihr keine freien Institutionen gewähren, weil sie daraus eine Waffe gegen die Monarchie machen könnten? Oder nicht eher, als bis sie Beweise ihrer loyalsten Begeisterung für das Haus Habsburg geliefert haben? (Siehe Lloyd.) Einer von den alten Zirkelschlüssen, aus denen man nicht zur Emancipation der Juden, nicht zur Preßfreiheit, nicht zur Oeffentlichkeit, wohl aber zur Revolution kam. Freie Institutionen sind keine Prämien für gute Aufführung, sondern eine Schuld, die man auch dem persönlichen Feind bezahlen muß; es sind keine Orden und Auszeichnungen, sondern wie das tägliche Brot, das erste Bedürfniß eines kulturfähigen Volkes. Wohin würde die Verkennung dieser Wahrheit in Polen, Ungarn und Böhmen führen! Man müßte zuletzt den rothen und weißen Ultras beistimmen und sagen: Der aufrichtige Oestreicher ist konsequenter Weise Absolutist!

Von einem zukünftigen Reichstag wird noch nicht einmal geflüstert. Die neuen Gerichtsbehörden werden auf das Ende des Jahres 1850 versprochen. Nur öffentliche Preßgerichte stehen vor der Thüre, aber — die Geschwornenlisten werden

unter der „Leitung“ von Regierungsbeamten angefertigt. Und zur gemüthlichen Erinnerung an die vormärzliche Zeit sind die „Grenzboten“ hier streng verpönt, — als eine „Kloake des Radikalismus und Republikanismus.“ In Deutschland, wo man Ihre grünen Blätter besser kennt, mag man daraus entnehmen, was die hohen Herrn in Wien unter Preßfreiheit verstehen.

Lebt wohl, meine Wiener Freunde, lebt wohl. Ihr wundert Euch, daß ich gehe, da doch der Belagerungszustand nächstens aufhören soll. Seid nicht allzu sanguinisch. Zwar wird die Regierung mit dem Scheinconstitutionalismus, den sie in petto hat, auch keine hundert Jahre lang tantalisiren. Das Volk durchschaut den leeren Schein gar bald, es lernt daran kennen, was ihm gebricht und greift allmälig nach dem Wesen. Aber eine harte und lange Schule habt auch Ihr durchzumachen, Ihr werdet kämpfen, tapfer und manchmal unklug, und dann werdet Ihr grausame, halb unverdiente Schläge bekommen. Ich will nicht zusehn, wie der Haselstock des Gesetzes Euch zu ruhmvollen Märtyrern macht. Euer Geschrei werde ich laut genug auch in der Ferne hören.

Erinnerungen aus Galizien.

Es war in der Dämmerstunde eines Julimorgens, als wir Krakau, mit dem Schritt über die Weichsel verließen. Die Straßen der Stadt und die ganze Gegend hinter uns war todtenstill. Der ganze Freistaat lag im süßesten Schlummer, und Niemand träumte von seinem nahen Untergange. Vor uns lag Galizien, von Nebeln bedeckt, und als diese zerflossen, befanden wir uns schon ziemlich tief in dem Lande.

In Galizien begegneten Polens Herresaufgebote unzählige Male den ungeheuren Kriegerschwärmen der Tataren, hier erlitten die Moskowiten ihre empfindlichsten Niederlagen, hier entwirrte sich der Knauel der kosakischen Revolutionskriege, hier feierte Sobieski seine glänzendsten Siege über die Tataren und Türken. Die schwersten Kriegsgewitter kamen der polnischen Republik seit alten Zeiten von Südost, daher Galizien dem Reiche als Vormauer, als Brustwehr dienen mußte, wozu ihm seine Gebirge die beste Fähigkeit verliehen. Eine Folge davon aber war, daß das Volk oft in eine wirre Bewegung gerieth, und sich dabei fremde Elemente eindrängten und festen Sitz gewannen. Daher schreiben sich die vielen kleinen Völkerschaften in Galizien: eine Erscheinung, die in dem übrigen altpolnischen Reiche nicht wahrgenommen wird. Dort kennt man niemand weiter als Polen und Fremde. In Galizien dagegen treten einem eine Menge verschiedener

Volksnamen, als z. B. Pusniaken (die ältesten Bewohner des Landes), Gorali, Slowaki u. a. entgegen. Diese Stämme sind sämmtlich slawischen Ursprungs, doch in Sitten und zum Theil selbst im religiösen Glauben von einander unterschieden. Die polnische Republik sparte keine Mühe sie zu polonisiren. Mit einigen gelang es ihr völlig, mit anderen zum Theil. Alle ohne Ausnahme aber brachte sie unter diejenigen gesellschaftlichen Formen, welche im polnischen Reiche herrschend waren und dies mag die wichtigste Ursache davon sein, daß sich jene Völkerschaften selbst bis zu den Schichten der Gebildeteren hinauf für echt polnische halten und bis in die neueste Zeit das lebendigste Interesse an dem Schicksal des polnischen Reichs genommen haben; das aber verhinderte die östreichische Regierung zu Bekämpfung des ihr gefährlichen polnischen Elements, die Stammverschiedenheit der Völkerschaften zu einem Hilfsmittel zu machen, und bewog sie, sich für eine Operation zu entscheiden, welche nicht auf das Nationalwesen, sondern auf den gesellschaftlichen Zustand direct einzuwirken hatte. Eine andere wichtige Folge davon, daß die gefährlichsten Kriege der untergegangenen Republik in Galizien ausgefochten wurden, war, daß sich hier der vornehmste und reichste Adel des kriegerischen Volks niederließ, oder wenigstens bedeutende Besitzungen erwarb. So findet man in Galizien die alten fürstlichen und gräflichen Häuser der Jablonowski, Labomirski, Starbek, Zaluski, Krasinski, Potocki, Lawicki, Stadnicki, Ankiewicz, Dembinski, Wrzelaczönski, Wodzinski u. a. Auch die ursprünglich aus Lithauen stammenden Familien der Sapieha und Czartoryiski haben hier Grundbesitz erworben. Adel und Bauernstand umfassen Galiziens Ureinwohnerschaft, die Hauptmasse der Bevölkerung und geben dem Lande seine politische Bedeutung. Die Juden sind frühe Einwanderer, aber sie haben keinen Einfluß auf jene gehabt. Von den Deutschen dagegen, welche eine Menge Colonien und eine dicke Schicht im Bürgerstande gebildet haben, möchte Gleiches nicht behauptet werden können, wenn auch ihr Einfluß bei der ihnen eigenthümlichen Gewohnheit, sich zu isoliren und mit sich selbst zu beschäftigen, kein großes Gewicht erlangen konnte.

Wir fuhren auf der Straße nach Bochnia dahin. Die polnischen Landleute waren auf den Feldern beschäftigt, hier mit dem Pflug, dort mit der Sichel. Allenthalben sahen wir sie in großer Menge beisammen und überzeugten uns dadurch, daß ihr Verhältniß zum Grundherrn noch dasselbe sei, wie in alter Zeit oder wenigstens nicht sehr von dem unterschieden. „Ein Finger gebührt dem Bauer für sich, neun für den Herrn," ist ein polnisches Sprichwort. Daß es noch in Oestreich gilt, konnte uns in Verwunderung setzen, da man uns gesagt, die östreichische Regierung begünstige den Bauernstand ungemein. Es schien da eine Erläuterung nöthig.

Wir fuhren ziemlich scharf. Auch in Galizien ist man gewöhnt, pfeilschnell zu sein. Ob Ebene, steigender oder fallender Berg bleibt sich ganz gleich, die

polnische Leidenschaftlichkeit gibt sich auch im Fuhrwesen zu erkennen. So erreichten wir am Nachmittag und wenigstens fünf Stunden früher als wenn wir deutsch gefahren wären, unser Ziel, ein Dörfchen am Fuße der Karpathen, dessen Gebiet vom Dunajec bespült wird. Der Besitzer des Ortes war der Vater meines Reisegefährten, eines jungen polnischen Edelmannes, der vor wenigen Tagen erst die Universität Krakau verlassen hatte, um nach Paris zu gehen, und mir schließlich dadurch seine Freundschaft beweisen wollte, daß er mich mit seinen Eltern bekannt machte. Sein Vater war ein Mann von colossaler Gestalt, noch in den Jahren der vollen Kraft. Die Physiognomie desselben erinnerte mich an die Behauptung meines verehrten Freundes Dr. Ludwig Jahn in Freiburg, welche dem polnischen Adel das polnische Blut streitig machte und ihn dazu verdammte, tatarischen Ursprungs zu sein. Aber physiognomische Folgerungen der Art halten selten Stich. Ich habe echte Polen mit blauen, grauen, grünen, braunen und schwarzen Augen, mit langen und runden Gesichtern, mit hohen und niedrigen, breiten und schmalen Stirnen kennen gelernt, manchen, dessen Kopf auf dem Rumpfe eines Tataren eine Vollkommenheit gemacht haben würde, und manchen der seines Gesichtes wegen der beste Franzose oder Deutsche sein konnte. So hatte die Gattin meines Herrn Wirths ein Köpfchen, von welchem wir meinen, daß es nur den Italienerinnen angehöre, und doch war ihr Geschlecht ein uraltgalizisches und dem ihres Mannes ganz nahe verwandt.

Zum ersten Male in dem Hause eines galizischen Edelmanns, fielen mir Reichthum, Eleganz und Reinlichkeit auf, womit alle Zimmer ausgestattet waren. Das Haus selbst war ungleich besser, als die welche ich bisher von polnischen Edlen auf dem Lande bewohnt gesehen. Es hatte ein Stockwerk, Hof, Fenster, ein Schieferdach und war von gebrochenen Steinen gebaut. Jedes Zimmer hatte seine hängende Ampel oder einen Kronleuchter, Sopha, Secretair, Gardinen, Büsten und Bilder, alles Dinge, die die Edelleute des Königreichs nur in einem einzigen Zimmer ihres Hauses, dem Staatszimmer, aufzuweisen haben. Reichthum und Eleganz sind es, wodurch sich der galizische Adel von dem übrigen polnischen unterscheidet. Es scheint nicht, daß der deutsche Einfluß diese Erscheinung bewirkt habe. Schon vor Oestreichs Herrschaft waren die Häuser der galizischen Edelleute als saubere Schlösser in Polen gepriesen, und wenn in neuerer Zeit durch die häusliche Einrichtung der vielen Deutschen, welche in das Land kamen, ein Wetteifer erregt wurde, so konnte dieser doch nur eine Steigerung des schon Vorhandenen bewirken. Die Ursache mag vielmehr sein, daß in Galizien sich die vornehmsten Adelsfamilien zusammendrängten und die Sitten einführten, welche sie in Frankreich schätzen gelernt hatten. Im übrigen Polen dagegen haben sich die vornehmsten Häuser des Adels so zerstreut, daß sie wenig Einfluß ausüben konnten und sich die große Masse des niedrigeren Adels dem Bauernstande assimilirte. Man erzählte mir, es gebe in Galizien Edelsitze, deren sich Kaiser und Könige

nicht zu schämen brauchten. Als ich in der Folge Lanzat, ein Schloß der gräflich Potockischen Familie gesehen, hörte ich auf jene Behauptung zu bezweifeln.

Wirth und Wirthin hatten uns Gästen ein reiches Mahl bereitet und wir waren eben dabei, als sich vor meinen Augen eine Scene gestaltete, die mir zwar nicht neu war, welche ich aber doch in Galizien nicht erwartet hätte, wo die Regierung, nach meinem Glauben, aus dem Bauernstande ein anderes Geschlecht gemacht hatte. Der Kammerdiener meldete ein Brautpaar an. „Wollen Sie ein hübsches Mädchen sehen, so kommen Sie mit mir!" sagte der Wirth. In der Hausflur fanden wir die Angemeldeten, einen munteren Burschen und eine blühende junge Dirne, beide fast noch Kinder. Der Bräutigam hielt mehrere Kapaunen, deren Füße zusammengebunden waren, in der Hand, die Braut einen Korb voll Eier. Sobald das Paar den Edelherrn vor sich erblickte, fiel es ihm zu Füßen. Die Braut blieb, mit den Armen die Füße des Herrn umschlungen, liegen, der Bräutigam dagegen richtete sich auf und überreichte die erwähnten Dinge mit den Worten: „Gnädigster gebietender Herr, nimm dieses Geschenk von uns an, Deinen demüthigen Unterthanen, an, und gestatte, daß wir uns heirathen." Die Wirthschafterin trug die Gaben bei Seite und der Edelmann erwiederte, zum Scherzen aufgelegt: „ich habe nichts dagegen und wünsche Euch viele Kinder," worauf das Brautpaar dem gnädigen Herrn noch die Kniee küßte und von dannen ging. Also noch ganz die Formen, welche die alte Zeit zurückrufen.

Damals war der Bauer das vollkommenste Eigenthum des Herrn. Er gebot über ihn wie der Vater über das Kind, leider nur zu oft auch wie der Herr über den Hund. Alles, was der Bauer besaß, gehörte dem Herrn, seine Hütte, sein Feld, sein Vieh, sein Pflug, sein Kittel, seine Zeit, sein Leib, seine Seele. Ohne den Willen des Edelmanns konnte der Bauer nichts thun, weder seinen Wohnsitz verändern, noch heirathen, ja nicht einmal beichten und communiciren, denn der Geistliche, selbst dem Adel angehörend und für dessen Rechte arbeitend, nahm die Beichte nicht an ohne einen Erlaubnißschein des Edelmanns.

Die berühmte Constitution vom 3. Mai 1791 hob die Leibeigenschaft des Bauernstandes auf und versetzte denselben in die Classen der freien Staatsbürger. Das Verhältniß war nicht ganz bedingungsfrei und es läßt sich am treffendsten mit den Worten bezeichnen: Der Bauer wurde frei als Person. Allein der Bauer erfuhr von seinem neuen Zustande nichts und betrachtete sich fort und fort für eine Waare seines Herrn. Im Königreich Polen ist dieser Zustand geblieben bis auf den heutigen Tag, die russische Regierung hat es nicht für Mühe lohnend oder gut gehalten, dem Bauer von seiner Freiheit zu unterrichten, der Edelmann hat geflissentlich dafür gearbeitet, daß der Bauer seine Freiheit nicht kennen lerne, wo dies aber nicht verhindert werden konnte, z. B. in der Nähe der deutschen Colonien, nützte dem Bauer doch die Kenntniß seiner Freiheit nichts, da seine Subsistenzmittel fort und fort der Gnade und dem Besitzthum des Edelmanns entspringen mußten. So

entstand im Königreich ein Zustand abhängiger, scheinbarer Freiheit des Bauernstandes, der im Grunde der Leibeigenschaft so ähnlich ist, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn die Sitten der Leibeigenschaft sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Im Großherzogthum Posen hat sich das alte Verhältniß des Adels und Bauernstandes in seinem Wesen geändert. Der preußischen Regierung hat die Freierklärung der Person des Bauers nicht genügt, sie versetzte die bäuerischen Gemeinden in erbeigenthümlichen freien Besitz ihrer Ländereien und Wirthschaften und brachte zur Entschädigung für die Edelleute große Opfer.

Zu Opfern war die östreichische Regierung niemals sehr bereit, und wie sehr sie auch das Gute wünschte, so mochte sie doch dafür nicht gerne etwas einsetzen, am wenigsten in einem so unsicher besessenen Lande als Galizien ist. Sie nahm daher eine halbe Maßregel, sprach den Bauerngemeinden das bisher von ihnen leihweis innegehabte landwirthschaftliche Capital als erbliches Eigenthum zu, ließ aber die Verpflichtung auf ihnen haften, dem Edelherrn als dem Urbesitzer dafür gerecht zu werden, nämlich ihm durch Dienste und Abgaben das Capital zu verzinsen. Somit blieb die Verbindung zwischen Bauernschaft und Adel, es bildete sich ein schwankendes Verhältniß, welches verschieden gedeutet werden konnte.

Die Sclavensitte, die mich jenes Brautpaar sehen gelassen, gab mir Veranlassung, meinen Wirth über das Verhältniß des galizischen Bauers zum Edelmann und umgekehrt zu befragen, und er sprach mit der den Polen eigenthümlichen leidenschaftlichen Eloquenz ungefähr Folgendes.

Die östreichische Regierung ist die gefährlichste, welche wir nur nach Galizien hätten bekommen können. Die russische würde den Bauer und Edelmann knechten, aber Bauer und Edelmann wüßten doch, daß sie zu einander gehören; die preußische würde Adel und Bauernstand auseinander gerissen haben, aber beide würden doch dann wissen, wie sie stehen; die östreichische dagegen hat beide Stände weder getrennt noch vereinigt gelassen, und in ein Verhältniß gebracht, daß sie nicht wissen, wie ihr Standtpunkt ist, eine Partei die andere mit mißtrauischem Auge anblickt, und jede fähig ist, das Werkzeug politischer Intriguen zu werden, die gräßliche Erfolge haben können. Die Regierung sagt zum Adel: der Bauer gehört dein, und zum Bauer: du gehörst mein; zum Adel: deine Rechte sind verbrieft und sie dürfen nicht geschmälert werden; zum Bauer: der Adel hat keine Rechte über dich; zum Adel: du bist der eigentliche Besitzer des Landes und darum schätze ich dich außerordentlich hoch; und zum Bauer: ich wünsche, daß es in dem Lande auch noch andere Grundbesitzer gebe als den Adel, und dich habe ich ausersehen meinen Wunsch zu erfüllen. Auf beiden Seiten thut sie Unrecht; sie erweckt wirre und widersprechende Ideen und führt uns Eingeborenen des Landes

dadurch über eine mit täuschenden Reisig bedeckte Grube, die uns einen Sturz bereiten kann, der fürchterlich ist, bei welchem wir hoffentlich aber weder unser nationales Blut, auf welches die Regierung es abzusehen scheint, verlieren, noch uns zu Tode stürzen werden.

Es zeigt sich in dieser Mittheilung, daß der galizische Adel das Verfahren der Regierung wohl zu beurtheilen verstanden und Das vorausgesehen, was wir mit Schaudern erlebt haben. Dies ist wahrscheinlich auch der Grund, daß er in den Jahren 1830 und 1831 die polnische Revolution nur durch Geldsendungen unterstützte.

Wir genießen hier, fuhr mein Wirth fort, eine Behandlung, die die protestantischen Deutschen eine jesuitische nennen würden. Um uns desto sicherer die Füße wegzuziehen, umarmt man uns freundschaftlichst bei den Schultern. Man huldigt, um uns zu täuschen, unserem Nationalwesen, und bringt dabei die Gesellschaft, von welcher es getragen werden muß, in Mißverständniß, Mißverhältniß und gefährliche Verwirrung. Bei Gott, das ist keine gute Handlungsweise. Lieber mit offener Stirn eine Tyrannei wie im Königreich, lieber eine feste und ehrliche, aber offene Anmaßung wie in Posen!

Die Regierung fürchtet natürlich von beiden Theilen der galizischen Ureinwohnerschaft vorzüglich den adeligen, der durch Polens Schicksale am meisten verloren hat, und am meisten natürlichen Sinn für das polnische Nationalwesen besitzt. Der Bauernstand ist das Heer des Adels, sowohl durch seinen Sitz auf dem Grundeigenthum des Adels, als auch durch die gleiche nationale Abstammung mit diesem verknüpft. Ich halte es für ein ganz natürliches Bestreben der Regierung, dem Adel sein Heer, seine Macht, zu entziehen; aber warum täuschend? Warum nicht offen, damit er doch wisse, ob er seine Macht noch habe oder nicht, und ob er ferner politische Wünsche pflegen dürfe oder verbannen müsse?

Ja das Schlimmste ist, daß die Regierung geflissentlich die Täuschung gefährlich macht, indem sie mit dem Anschein eigener Theilnahme das Interesse des Adels an dem Nationalwesen erhöhet. In keinem der unter fremde Zepter gefallenen polnischen Landestheile dürfte dem Beobachter das alte Polenthum so sorglich erhalten zu sein scheinen als bei uns in Galizien. Aber es ist auch eben nur Schein und zwar ein gefährlicher Schein, Grund dessen mehrere gedankenlose Historiker die östreichische Regierung eine huldreiche genannt haben. Die Huld ist nicht gutmeinend, welche hier auf unserer kleinen polnischen Scholle das ganze altpolnische Staatshaus en miniature errichtet hat. Wir haben einen Thron; wir haben auch noch alle die alten Würden, welche einst den Thron unserer frei gewählten republikanischen Könige umstanden. Es gibt bei uns Szablane, Kastellane, Pannerherren, Landesmarschälle, und wäre das Heer nicht deutsch und der Widerspruch zu arg, so würde der Gaukel noch durch Kongreßfeldherren und Kronunterfeldherren vergrößert worden sein.

Es kann unter uns Edelleuten nicht an Männern fehlen, welche diese ganze Geschichte mit Unwillen betrachten, doch sind gewiß deren viel mehrere, welche sich von dem Blendwerk für unhaltbare Ideen begeistern lassen. Indem man den höchsten Adelsgeschlechtern altpolnische Würden verleiht, kann man den Adel unmöglich für das Interesse eines deutschen Staates gewinnen wollen. Ich habe die Mutter eines Menschen ermordet und will mir dadurch die Liebe dieses Mannes erwerben, daß ich ihm die Halskette oder das Bildniß seiner Mutter zum Geschenk mache. Die Sache kann nicht ehrlich sein. Halskette oder Bild sind kein Gegenstand der Liebesbewerbung. Sie sind ein Prüfstein, ein Köder, der die Gesinnung herausfordert, die den Mann in seiner Wahrheit erkennen läßt, oder gar Thaten heraufbeschwört, welche dem Manne den Sturz bereiten. Aber das Lockfutter fordert nicht blos Gesinnung und Thaten hervor, die vorhanden oder reif sind, sondern es erweckt auch solche, wenn sie noch nicht vorhanden sind; und darum gerade ist die Sache sehr schlimmer Art.

Es ist natürlich, daß der Adel mit dem steigenden oder bei dem erhaltenen Interesse an dem polnischen Nationalwesen seinen Einfluß auf den Bauernstand, den einzigen ihm natürlich verbundenen Theil der Bevölkerung, zu steigern oder zu erhalten sich bemüht. Seiner Bemühung begegnet aber feindselig die in Kappe und Maske gehüllte Bemühung der Regierung. Unter beiden Einflüssen könnte der Bauernstand wahnsinnig oder wüthend werden, und es fragt sich, nach welcher Seite hin sich sein Unwille wenden werde, wenn er Körper wird und Arm und Faust bekommt.

Mein Wirth führte mich von der Tafel weg an das Fenster eines neben dem Speisesaal befindlichen niedlichen Zimmers, in welchem ich zu meiner Verwunderung eine recht hübsche Bibliothek — in der That eine große Seltenheit bei den polnischen Landedelleuten — bemerkte. Sehen Sie, sagte er, diese Feldfläche jenseit der Teiche bis zum Walde und dort von der Barriere, in der sich die Pferde befinden, bis zur Straße hinaus, welche sich nicht sehen läßt, ist das Feld meiner Bauern in diesem Dorfe. Dieses Feld haben seit Jahrhunderten die Bauern besessen. Auf jeden von ihnen kommen ungefähr 18 Morgen, und es ist dies vollkommen genügend zur Erhaltung einer Familie, welche nicht an Fasanbraten und Pasteten gewöhnt ist. Auf dieser Seite erblicken Sie dreizehn hölzerne Gebäude in gerader Linie. Bei jedem zwei andere hölzerne Gebäude und dabei eine kleine Umzäunung. Das sind die Bauernhöfe, zu dem jedem achtzehn Morgen jenes Feldes gehören. Fragen Sie die Bauern, wer diese Häuser erbaut hat, so wird Ihnen jeder sagen, der Herr, oder dieser oder jener seiner Großväter. Und fragen Sie, woher ist das Holz dazu genommen? so werden sie Ihnen antworten: aus dem herrschaftlichen Walde. Fragen Sie, von wem ihr Feld sei, so wird Ihnen jeder sagen: vom Herrn. Fragen Sie die Bauern ferner, ob ihre Familien seit undenklichen Zeiten im Besitze dieser Capitalien seien? so werden Ihnen diese

8*

sagen: „nein, meine Familie hat des Herrn Vater erst aufgenommen — ferner: nein, meine Familie hat des Herrn Urgroßvater aufgenommen — der Dritte: nein, ich war vor zwei Jahren noch Knecht bei dem Herrn und fremd hier; da ich mich aber gern verheirathen, er mich aber nicht des Brotes berauben wollte, so hat er mir ein Häuschen und Ställe aufrichten lassen, dem eine Feldfläche beigefügt und mich somit zum Bauer gemacht. Darin finden Sie vollkommen das Verhältniß des Bauers zum Edelmann. Der Bauer ist ursprünglich ein leibeigenes Wesen gewesen wie ein Thier. Durch die persönliche Freiheit ist er ein Tagelöhner geworden; und da der Edelmann für seine persönlichen Bedürfnisse nicht sorgen und seine Dienstleistungen nicht in baarem Gelde bezahlen wollte, so hat er ihm Haus, Hof und Feld gegeben; aber Haus, Hof und Feld sind das vollkommenste Eigenthum des Grundherrn.

Es mag nun gut sein, daß der Bauer das vom Herrn zur Benutzung erhaltene Capital erblich und fest besitze. Die Landwirthschaft kann sich dadurch rascher cultiviren, der Bauer selbst kann dadurch ein nützlicheres Wesen werden. Die jetzige Regierung hat es gewollt, und der Bauer ist nun unabhängiger Nutznießer seiner Wirthschaft; allein deshalb können seine Verpflichtungen gegen den Edelmann nicht aufhören. Er hat ihm nichts für Haus und Feld bezahlt, also ist er der Schuldner des Edelmanns und hat ihm das erhaltene Capital zu verzinsen und zwar durch Dienste, denn der Hilfeleistung halber nahm der Edelmann den Bauer auf seine Besitzung und gab ihm das Capital. Dies hat natürlich auch die Regierung nicht bestreiten können, und so ist der Bauer noch zu denselben Diensten verpflichtet wie ehedem, als er Grund und Boden ohne andere Rechte benutzte als die, welche ihn die Gnade des Herrn verlieh.

Das Bewußtsein, im Besitze gesichert zu sein, läßt aber natürlich allmälig die gerechte Ursache der Dienstpflicht aus der Erinnerung des Bauers verschwinden. Dem Bauer werden daher die Pflichten immer lästiger und erscheinen ihm mehr und mehr als eine willkürliche Bedrückung.

Der Edelmann aber ist desto mehr gezwungen, ihn an das wahre Verhältniß und seine Pflicht zu mahnen. Schon dieses Verhältniß hat sein Schlimmes. Es wird aber noch schlimmer, indem der Bauer von Seiten der deutschen Regierung in seiner Nachlässigkeit und falschen Meinung bestärkt wird. Es wäre kein Wunder, wenn er schon jetzt den rechtlichen Grund seiner Dienstverpflichtung nicht mehr kennte und die Dienste verweigerte. Der Bauer ist natürlich geneigter der Regierung Glauben zu schenken, welche seinem Wunsche freundlich ist, als dem Edelmann, der ihn an die pflichtige Arbeit mahnt. Die Meinungen, „der Adel verlange über das Recht," oder: „wenn es darauf ankäme, würde er nicht einmal sein Recht durchsetzen können, denn die Regierung werde sich seiner nicht annehmen," setzen sich immer fester und gewinnen immer mehr Macht. Es kann bei Gott zu einem Zusammenstoß der Bauern mit dem Adel kommen, dem Unerhörte-

sten auf dem Grund und Boden des alten Polenreichs. Die Sache würde so gefährlich nicht werden können, wenn Polen in den Aemtern säßen. Allein mehr als ein Drittheil der Amtsstellen ist an Deutsche vergeben, und leider grade diejenigen, welche vorzugsweise vom Bauernstande frequentirt werden. Wir haben über 2000 deutsche Beamte hier, und diese Leute thun alles mit Eifer, was sie im Sinne der Regierung gewahren. Man könnte diese ihre Landsleute, wie brav sie sonst auch sein mögen, die abscheulichsten Aufwühler des Landvolkes gegen den Adel nennen. Augenblicklich merkt man es dem Bauer an, wenn er in einem Amte gewesen ist. Mißtrauen, Groll und Tücke leuchten ihm aus den Augen und ich unterlasse es stets, einen solchen in den nächst ersten Tagen zum Dienst bestellen zu lassen. Unter solchen Umständen kommen natürlich oft die tollsten Beschwerden der Bauern gegen Edelleute vor. Die Beamten sind da natürlich vernünftig — vielleicht auch listig — genug, solchen eine körperliche Rechtsfolge nicht zu gewähren. Denn entweder würden sie dadurch ihrem heimlichen Verfahren offenbare Belege beifügen, oder sie würden durch eine gerechte Entscheidung den Bauer veranlassen, sich künftig ihrem Einflusse weniger und vorsichtiger hinzugeben. Daher sind Prozesse der Bauern gegen Edelleute selten, Beschwerden aber, welche mündlich und natürlich in der Weise der Aufreizung abgemacht werden, desto häufiger. Den Bauern wird es, da sie mündlich stets Recht erhalten, eine förmliche Freude mit den Aemtern zu verkehren, und sie überlaufen dieselben auf eine tolle Weise.

Die Geschichte des bäurischen Besitzes ist allerdings noch nicht so alt, daß der Bauer schon völlig über die Rechtlichkeit seiner Dienstverpflichtung getäuscht sein könnte. Noch weiß er, daß der Edelmann sein Herr oder wenigstens sein Gläubiger ist, und Sie sahen es ja selbst, wie der Bauerbursche mich um die Einwilligung zu seiner Verheirathung bat. So zeigt der Bauer in der Ausübung seiner uralten huldigenden Gebräuche immer noch, daß er den Edelmann als Herrn anerkennt. Allein es ist eine schlechte, türkische Anerkennung. Er küßt dem Herrn die Kniee, und im Herumdrehen sagt er zu sich: ich brauchte es wohl auch nicht, wenn ich nicht wollte!

So sprach der Edelmann, unter dessen Dache ich zwei Tage wohnte. Er sah voraus, was sich einige Jahre später ereignete. Interessanter wird seine prophetische Auseinandersetzung durch die Nachricht, welche ich im vorigen Herbst zufällig erhalten, daß auch er, jedoch nicht auf seinem Gute, sondern auf dem eines Freundes, ein Opfer des Bauernaufstandes geworden sei. Sein Sohn befand sich während dieser Zeit glücklicher Weise in Wien.

Die Folge dieser Verwirrungen dürfte doch anders sein, als die Regierung sie vielleicht erwartet. Wohl war der Bauernaufstand gegen die Edelleute nur der erste Theil der Folge. Mit der errungenen Freiheit muß dem Bauernstande wohl

Bildung und Interessen an seinem Nationalwesen eigen werden, und er wird sich sicherlich dem Adel, von dem er sich als Diener losgerissen, als Genosse anschließen.

Monatsrechnung für Wien.

(September 1849.)

Vom März bis September 1848 war die Erhebung Oestreichs eine unblutige; die ersten Opfer auf dem Hof in Wien sind mehr dem ungeahnten Schauspiel zuzuschreiben und die Revolution in Italien kann man so wenig der östreichischen Erhebung zuschreiben, so wenig dieses Land trotz glorreichen Siegen zu Oestreich gehört. Erst im October 1848 begann die blutige Revolution mit einer Schandthat der erhitzten führerlosen Masse, und heute (30.) schließen wir den letzten Monat dieses verhängnißvollen Jahres. Komorn ist der Schlußpunkt des schauerlichen Dramas, welche Festung, während diese Zeilen gedruckt werden, den kaiserlichen Truppen die Thore öffnet und die schwarzgelbe Fahne auf ihre Thürme aufpflanzen läßt.

Ueberblicken wir was sich in den letzten vier Wochen im großen Kaiserstaate ereignete.

Die Thätigkeit der Regierung muß anerkannt werden. Die Minister sitzen lange nach Mitternacht noch in ihren Bureaux, und namentlich Bach gönnt sich kaum vier Stunden Ruhe, um wieder an den Schreibtisch zu eilen. Die Geschäfte drängen. Das große weite Reich ist in seinem Verwaltungsbau erschüttert worden, und jeder Stein der gerückt, macht das Gerölle nachfallen. Das Cabinet ist (und dazu hat die deutsche Presse nicht wenig beigetragen) zu der Ueberzeugung gekommen, daß nicht Alles gut gethan ist, was es thut, und daß hinter den Bergen der Aktenstücke auch Menschen sind, die einen Staat zu organisiren verstehen. Das östreichische Ministerium bereut schon Manches, worauf es noch vor kurzem stolz und herrisch pochte, ja es sieht sich sogar schon um, seine frühern Freunde und Lobredner in guter Manier loszuwerden.

Die Thätigkeit des Ministeriums äußerte sich im verflossenen Monate in einem Finanzpatente, in mehrern Erlassen über Robotentschädigung und Grundentlastung, in einer provisorischen Verfügung zur Bildung der Preßjury, in einem Entwurf für den Unterricht in den Gymnasien, in einem neuen Postregulativ nach englischem System und mehrern minderwichtigen Edicten.

Die Preßjury ist ein verkümmertes Institut, da Schmerling die Wahl der Geschworenen aus der Urliste in die Hände des betreffenden Kreishauptmanns

legt; der Beisitz abdeputirter Gemeinderäthe wird auf des Ermessen das Ministerialbeamten keinen Einfluß üben. Hiergegen sind Geistliche, Beamte und Militärs vom Amt der Geschworenen ausgeschlossen.

Diese Mischung von liberalen und abhängig machenden Vorschriften findet sich in allen Verfügungen der Regierung. So gerecht die Opposition gegen letztere ist, so bereitwillig muß man erstere anerkennen, und selbst die hohle Phrase dient zur Basis des Weiterstrebens. Wichtiger aber als die Ordonnanzen ist die begründete Muthmaßung, daß das Ministerium die baldige Versammlung des Reichstags bezwecke. Der Sieg nach Unten ist vollkommen. Nicht blos die Revolution ist geknebelt, auch die überstürzenden Bestrebungen der Provinzen und Nationen legen sich Schranken an, um nicht dem Schicksale der Magyaren und des Magyarenreiches zu verfallen. Die Ideologen unter den Politikern haben sich zurückgezogen, vielleicht günstigere Zeiten abwartend, die Practiker fügen sich. Kroatien hat nach einigem Widerstreben die oktroyirte Charte publiciren lassen, und die altconservativen Ungarn schließen sich dem Einheitsstaate an; nur Mailand hat noch keine Deputation zu den Stufen des Thrones gesandt. Von Unten hat die Regierung keinen Widerstand zu erwarten, und auf das Vertrauen und die Zuneigung des Volkes glaubt sie verzichten zu können. Von Oben aber drohen Gefahren, schlimmer als die mit Bajonnetten zu bewältigenden. Das Werk der Minister steht nicht so fest, daß nur ein Simson es zerstören könnte, und selbst für diesen fände sich eine Delila. Das östreichische Ministerium besteht aus Männern, welche das Zurückgehen in die frühere Zeit nicht für heilsam halten; selbst der Premier Schwarzenberg gehört nicht zu den Anhängern Metternichs, und hat sich nicht gescheut, dem todten Kaiser Franz manch' wahres Wort zu sagen. Man will Zugeständnisse machen an Volk und Zeit, obwohl man sie verklausulirt; man will aber auch Garantien bauen gegen Uebergriffe der Krone. Mächtige Parteien wollen beides verhindern. Der Waffensieg hat Uebermuth erzeugt. Eine Berufung des Reichstags würde diese Reaktion in Schranken halten. Die Macht der Volksvertretung würde Hof und Camarilla fühlen lassen, daß man geben muß, was nicht vorzuenthalten ist. Die oktroyirte Charte steht aber der Einberufung des Reichstags entgegen, da das Oberhaus von den Landtagen der Provinzen gewählt werden soll. Ein Journal, daß dem Minister Stadion durch Dick und Dünn folgte, bis er sich irrsinnig in Gräfenberg verlor, nennt diesen Paragraph den größten Fehler der Verfassung, da hiedurch ein aus den nationalen Parteigeistern der Provinzen hervorgehendes Oberhaus auf zehn Jahre gebildet wird, das stets in Opposition zur Regierung bleibt. Dieser Paragraph soll umgestoßen, die *directe* Volkswahl oktroyirt, und alsobald der Reichstag zur Revision der Verfassung einberufen werden!

Das Ministerium hegt einen so kühnen Gedanken auch deshalb, um die Geldverlegenheiten endlich bemeistern zu können, denen das Finanzpatent und das neue

Anleihen (wofür bis heute in der ganzen Monarchie nur 19½ Millionen Fl. subscribirt sind) keine dauernde Abhilfe gewährt. Die Wünsche und Verlangen aller Stämme und Kronländer würden sogleich abgeschüttelt und an den Reichstag gewiesen, und, was das Wichtigste, das Militär müßte den Degen in die Scheide stecken. Das Standrecht hat die Flüche des Volkes auf sich geladen, und die Soldatenherrschaft hat Oestreich in den Augen der ganzen Welt entwürdigt; die Generäle müssen wieder in die Kaserne und die Rechtsgelehrten in die Richterstube zurückkehren. Die Conferenzen im Kriegsministerium unter Vorsitz des jubelnd bewillkommten Helden Radetzky haben vorzüglich die militärische Eintheilung des Reiches zum Zwecke, wobei die Erbauung von Castellen und Festen in den Hauptstädten ebenfalls beschlossen wird. Allein die Berathungen überschreiten die militärische Grenze und machen Streifzüge in das politische Gebiet. Derselbe Mann, der im Namen des italienischen Heeres gegen die constituirende Reichsversammlung protestirte, (Heß, dem jetzt der Generalquartiermeisterstab unterordnet wurde, war der Verfasser jenes Aktenstückes), sitzt neben dem Sieger von Novara bei diesen Conferenzen, und der Kaiser nimmt in der Person seines Generaladjutanten Grafen Grünne Theil daran. Das Ministerium hat also eine zweite Macht neben sich, oder gar über sich, die nur durch das Reichsparlament paralisirt werden kann.

Ueber die Organisation Ungarns und dessen Assimilirung hat das Ministerium bereits Schluß gefaßt, wobei der Traum einer „Slovakei" zu zerfließen scheint. Den Slovaken Nordungarns ist die Fähigkeit selbstständigen Bestehens und Verwaltens nur durch die Blindheit nationaler Parteimänner zuzugestehen, und die Losreißung dieses Distriktes von Ungarn würde Hunderttausende Deutsche und Magyaren der Unduldsamkeit und Rohheit einer Bevölkerung überliefern, die für Recht und Freiheit noch wenig Sinn entwickelte. So hart dies klingt, so wahr ist es. Slovakische Deputationen erschienen bei den Regierenden, weil die fanatisirenden Geistlichen sie dazu haranguirten, aber sie waren so naiv im traulichen Gespräch zu gestehen, daß sie Ungarn bleiben wollen, nur möchten sie auch Stuhlrichter werden und Vicegespan, und slovakisch soll gepredigt werden. —

Die Stellung des Kaiserstaates nach Außen hat im verflossenen Monat drei bedeutsame Momente. Die Kamarilla des Papstes hat sich nicht der Unterstützung des östreichischen Ministeriums zu erfreuen; dieses läßt durch seine Organe die Unzufriedenheit mit der dem Kirchenstaate ertheilten Verfassung erklären, und geräth hiedurch in ein persönlich freundliches Benehmen mit dem Präsidenten der französischen Republik. — Zu einem Conflicte kam es mit dem Sultan, da er die Auslieferung Kossuth's und Consorten beharrlich verweigerte, und sogar nach Brussa sich begab, um den vom östreichischen Gesandten Baron Stürmer geforderten Audienzen zu entgehen. In einer solchen bestätigte der Padischah den Entschluß seiner Minister mit den Worten: daß er das Gastrecht nicht verletzen könne;

ein Gefühl, wofür das östreichische Gouvernement freilich kein Verständniß hat, dagegen hat es wieder Gelegenheit, drohende Noten zu schicken. — Gegen Preußen haben sich diese Noten bereits in Bajonnette verwandelt, die man an der böhmischen Grenze unter Commando des Erzherzog Albrecht aufstellt, der im März 1848 Feuer gegen das Volk commandirte. Die Politik des Fürsten Schwarzenberg gegen Deutschland erinnert allzusehr an die komischen Darsteller in den Kunstbuden; sie schwingen die Arme, sie puhsten in die Hände, sie heben das eine Bein, sie machen tausend Gesten — — und bringen es doch nicht zu einer Ausführung oder purzeln auf der andern Seite des Pferdes herab. Was man nicht will, wurde oft wiederholt, und die im verflossenen Monate publicirten Aktenstücke sind östreichisch-bairische Negationen gegen preußische volksverleugnende Oberhauptsoctroyirung. Der ehemalige deutsche Reichs- und nunmehrige Justizminister Schmerling hat dem Fürsten Schwarzenberg den Wahn genommen, daß die deutsche Revolution ein Werk demokratischer Lumpen und kommunistischer Diebe sei, und er denkt bereits an eine definitive Entscheidung. Ein Entwurf ist in der Arbeit, der dem Dreikönigsentwurf ein dreihäuptiges Deutschland entgegenstellt, und zur Unterstützung dieser Idee wird das Armeecorps in Böhmen mobil gemacht. Einen Krieg wagt Oestreich nicht, das die eigene Provinz nur mit Beistand der Kosaken bewältigen konnte, und dessen gekränkte Nationen nicht beruhigt und beschwichtigt sind. Die Zusammenkunft der Fürsten in Töpliz, wobei wahrscheinlich die Vermählung des Kaisers mit einer sächsischen Prinzessin besprochen wurde, hat auf den Gang der Politik keinen Einfluß geübt; von der Reise nach Pillnitz aber wurden die Minister erst in der Nacht unterrichtet, ohne daß Einer den Kaiser begleiten durfte. Vielleicht daß am Namenstag des Monarchen (4. October) die Verlobung gefeiert, und zugleich die ersehnte Amnestie für politische Vergehen ertheilt wird. So spät auch diese käme, so würde sie doch hinlänglich das Volk gewinnen, um entschieden Front gegen Preußen zu machen, dessen Regierung und Kammern den ganzen vollen Haß der deutschen Oestreicher auf sich luden. Man benutzt diese Stimmung gegen ein Land, welches sonst in Humanität und Intelligenz als Muster dargestellt wurde! —

Die sonstigen Ereignisse des verflossenen Monats sind kaum von Bedeutung. Man hat wenige gehenkt und erschossen, Einige geprügelt, Frauen gepeitscht und sehr viele in den Kerker geschickt, darunter Bischöfe, Pastoren und Rabbiner. Ungarische Magnaten und Honveds wurden als Gemeine rekrutirt, und Juden müssen gemeindeweise Strafen zahlen. — In Wien werden die Generäle fétirt, besonders Radetzky. Bei dem Gastmahl, das der Gemeinderath (das Couvert 20 Fl. C.-M.) zu Ehren des Helden veranstaltete, erschien keiner der katholischen Würdenträger, weil es an einem Fasttage stattfand. Der Wiener Witz aber sagte: „wo Haynau ist, kann nicht Milde sein." (Der Erzbischof von Wien heißt Milde.)

Ein anderer Witz ist, daß die schlechten Silbersechser, welche der Finanzminister prägen ließ, Krausemünze genannt wird.

Das Erbrechen der Briefe und die Aufhebung der Freihäfen hat eine starke Discussion hervorgebracht, ohne daß für die Zukunft auf diese Privilegien Verzicht geleistet wird. Die Denunciation des Czechen Rieger, weil dieser in Paris den Fürsten Czartorisky besuchte, werde von ministeriellen Blättern betrieben; allein das bei dem polnischen Emissar Czaplicki gefundene Protokoll ist nicht einmal geeignet, darauf eine Hochverrathsklage zu gründen.

Zu den erfreulichen Erscheinungen gehört, daß der Gouverneur Welden weniger sich mit Abfassung von Proclamationen beschäftigt, hingegen die Literaten Wiens Muth fassen, Einiges in die Oeffentlichkeit zu senden. Das Interessanteste ist Beck's Gedicht: An Franz Joseph, das Amnestie verlangt in klingenden Versen.

Die Bilderausstellung ist nicht des Erwähnens werth, und die Kunstinstitute, vulgo Theater, stagniren in vormärzlichem Repertoir.

Deutsche Flüchtlinge in der Schweiz.

Auf einer langen Halbinsel, rings umwunden von dem mäandrischen Bande der dunkelgrünen Aar, liegt die alte Stadt Bern, der Hochsitz des schweizerischen Patriziertums und Fremdenhasses, und so enge drängen ihre rothen Sandsteinhäuser sich zusammen, als wollten sie selbst dem Wind, der vom Ausland kommt, den Einzug in ihre Mitte wehren. Aber vergeblich — folgen Sie mir und Sie werden sehen, daß das deutsche Element plötzlich so prädominirend in Bern geworden ist, wie man das früher nie für möglich gehalten hätte. Unter den Platanen auf der Enge erkennen Sie augenblicklich den lieben sächsischen Dialect einer Gruppe, am Bärengraben unterhalten sich Berliner, in den Lauben — Säulengängen längs den Hauptstraßen — stoßen Sie mit jedem Schritt auf einen echten Sohn Germaniens, welcher in dem schmutzigen Demokratenhut und Sammtrock gar nicht zu verkennen ist, und erst auf dem Café Milano wird es Ihnen vorkommen, als befänden Sie sich in einer Conferenz von Abgeordneten sämmtlicher deutschen Sprachstämme. Die Schweiz, und vorzugsweise die Städte Bern und Zürich, wimmeln von Flüchtlingen aus Berlin, Sachsen, Frankfurt, der Pfalz und Baden, wie ein Bienenkorb; aber sie sind nur selten fleißige Arbeitsbienen, der Mehrzahl nach faule Drohnen, welche sich auf Unkosten Anderer reichlich zu nähren gedenken, und als solche sieht sie auch der Schweizer mit scheelem Auge an, verwünscht sie und ihr Vaterland. Wüthender aber ist Nie-

mand auf die deutschen Flüchtlinge, wie das alte Berner Patriziervollblut, welches sich jetzt nirgends mehr hinwenden kann, ohne daß ihm ein Demagoge auf den Fuß tritt. Glauben Sie mir, die enragirtesten Monarchisten reichen in ihrem Absolutismus noch bei Weitem nicht an diese geld- und ahnenstolzen Bürger eines republikanischen Staates. Schon einmal ist das Weh einer deutschen Demagogeneinwanderung über sie ergangen, in dem Anfang der dreißiger Jahre. Sie sperrten sich dagegen, so sehr sie konnten, aber damals warf der Sturm der Julitage auch in den Alpencantonen die alten Verfassungsbollwerke über den Haufen, und in dem Wirbel und Kampf der Neuerungen hatten auch plötzlich die aus Deutschland verbannten Fürstenhasser einen festen Posten innerhalb der Schweiz gefunden. Besonders ward die junge Berner Hochschule das Asyl Vieler derselben. Der Jurist Wilhelm Snell aus Nassau, der Theologe Hundeshagen aus Gießen habilitirten sich an ihr als Docenten, ebenso Professor Vogt, ein tüchtiger Arzt. Der letztere und sein Haus bildeten bald genug den Mittelpunkt des gesammten Flüchtlingthums in der Schweiz, nicht minder aber auch den Focus, in dem sich aller Haß des Geldbären gegen Ausländer, besonders Deutsche, und noch gar Demagogen, concentrirte.

Treten Sie heute mit mir in das gastliche Haus. Ich weiß nicht mehr genau, liegt es auf der Junker- oder der Herrenstraße in Bern, einer jener düsteren todten Gassen, welche mit der allein lebendigen Hauptstraße parallel laufen. An der Klingel ist der Namen des Besitzers deutlich zu lesen, man führt uns eine Treppe hinauf, und bald stehen wir auf einer freien Terrasse oder einem großen Balkon an der Hinterseite des Hauses. Das ist einer der schönsten Plätze der Welt. Tief unter uns senken sich in ziemlich steilem Absturz die bunten, stufenweise sich erhebenden Gärtchen der Berner hinab, bis zum Ufer der Aar, die sich hier in einem breiten Bogen über eine quer durchgehende Stromschnelle ergießt. Rechts und links die lange Mauer der schmalen Häuser, unten Insel und Aarziehle, jenseits des Flusses der Gurtenberg, umsäumt vom lachendsten Kranze in Gärten versteckter Villen, und in der Ferne über die grünen Höhen hinweg die diamantnen Riesenhäupter der Berner Alpen, vom Wetterhorn an bis zum gigantischen Dach der Altels. Der Blick, der wie geblendet das großartige Panorama anstaunt, lenkt sich endlich auf die vielen Personen, welche den Balkon und den daranstoßenden Salon beleben. Zuerst die Familie Vogt. Es sind die schönsten Leute, welche man zusammen finden kann. Der Vater, eine hohe, eckig kräftige Gestalt, aufrecht, frei das Haupt, das die langen Haare, den alten Schmuck der Burschenschaft, nicht geopfert hat, — mit klarem, verständigem Blick, Jünglingsfeuer in der Seele, Kraft und Leben in allen Gliedern. Die Mutter, eine Schwester der Follene, könnte man für das Aelteste ihrer Kinder halten, so gut hat sie sich zu halten gewußt. Von ihren Brüdern ist ihr eine fliegende Schwärmerei geblieben, welche bei ihr gleich in Feuer und Flammen zum Kopf heraus-

sprüht, und niemals hat ein Volksredner sich noch in so glühenden Diatriben gegen die Tyrannen und ihre Creaturen ergangen, wie diese hochbegabte Frau im Kreise der Freunde. Und sie meint es ernstlich; bei ihr ist es keineswegs ein Theaterfeuer, wie bei vielen andern Frauen, welche in der Neuzeit von sich reden machen wollten. Den ältesten Sohn schildere ich nicht — es ist Carl Vogt, der ungezogene Liebling — nicht der Grazien, sondern der Demokraten. Mich wundert nur, daß er, der den Bernern tausendmal mit der Pritsche so empfindlich auf den feisten Rücken geklopft hat, es wieder gewagt hat, seine Heimath hier aufzuschlagen. Wäre er doch lieber stets auf dem Aargletscher im Hôtel Neuchâtelois sitzen geblieben, oder an den Ufern des Mittelmeeres in Unterhaltungen mit den Fischen spazieren gegangen — ihm wäre besser und uns! Der zweite Sohn, Emil Vogt, ist Professor der Cameralwissenschaften an der Universität Bern, Mitdictator der Republik und gefürchteter Journalist. Er ist ein schlanker, sehr schöner Mann, mit hoher Stirn, feurigen Augen, Adlernase, feinen Händen, er ist einer der trefflichsten Pianisten, welche leben, und hat Dreyschock besiegt, weshalb man ihm das Sobriquet Vierschock gegeben hat. Zwei große Fehler besitzt er: Er schnupft abscheulich und kümmert sich um keine Seele. Von seinen Kämpfen mit den Bernern, die ihn sogar einmal des Landes verwiesen, ließe sich manches Ergötzliche aufzählen. Adolph Vogt, ein blonder, deutscher Jüngling, ist der von seinen Brüdern, welcher am meisten gelernt hat; er ist Mediziner und Botaniker. Dann ist noch ein jüngerer Bruder da und, ich glaube nur eine Schwester; die andere, eine der größten Schönheiten, welche gesehen werden konnten, ist in Trinidad verheirathet. Und nun betrachten wir die Gäste. Dort, neben dem Hausherrn, sitzt im Lehnsessel der alte Itzstein und schüttelt bedenklich sein silberweißes Haupt. Früher habe ich diesen Coryphäen der Demokraten niemals anders, als lächelnd gesehen, aber heute lächelt er nicht, eine düstere Falte hat sich um seinen Mund gelegt, wie ein Schloß, und der Alte ist sehr hinfällig geworden. Raveaux, der bleiche Schwärmer aus Köln, sieht mit verschränkten Armen hinüber nach den glühenden Alpen. Gedenkt er wohl des freudeleeren Tages, an welchem er vielleicht aus tiefster Einsamkeit des Missourithals hinüber starren wird nach den nackten Zacken der Rocky Mountains? Dort werden ihm keine Fackelzüge mehr gebracht, keine Kränze mehr geworfen werden und er wird eine Leere in seinem Herzen empfinden, welche das Bewußtsein, Bürger des großen Freistaates zu sein, nicht aufwiegen wird. Ein nur flüchtiger Gast ist Jacoby aus Königsberg, der Mann der vier Fragen, welcher vor dem König von Preußen die Rolle des Cherub mit dem Flammenschwert zu spielen versucht hat. Er kommt von Genf und versichert, er reise direct nach Berlin, um sich den Gerichten, die eine Hochverrathsklage gegen ihn erhoben, zu stellen. Mit den Damen unterhält sich Sigel, der badische Exkriegsminister und Exfeldmarschall. Niemand würde in dieser Persönlichkeit so hohe Würden gesucht haben. Sigel ist ein klei-

ner, schmächtiger, sehr junger Mann, dessen blasse Züge eine regelmäßige Schönheit besitzen, eine interessante, flexible Gestalt. Wie er nur dazu gekommen sein mag, plötzlich Oberbefehlshaber der badischen Armee zu sein? Vielleicht weil er Secondelieutnant gewesen? Er wird diese Frage schwerlich selber zu beantworten vermögen. Mieroslawski, sein College, hat sich wieder aus der Schweiz entfernt mit seinen 33,000 Gulden badischer Besoldung. Dieser excentrische Mann hat den Nimbus, welchen sein Prozeß und seine Verurtheilung in Berlin um sein Haupt gewoben, gänzlich vernichtet dadurch, daß er der Commis Voyageur der Revolution geworden ist — und — schlimmer, sich das Geschäft gut bezahlen ließ. Er hat viele An= und Nachbeter unter den flüchtigen Helden Wiens gefunden. Eine interessante Persönlichkeit, welche uns auf Vogt's Terrasse neben den andern entgegentritt, ist der Maler Kaufmann aus Dresden. Es wird nicht leicht einen Menschen geben, der mit einem größeren Aufwand von Worten und Kenntnissen und falscher Logik die unhaltbarsten Paradoxen eigensinnig zu vertheidigen vermag. Er bildet sich etwas darauf ein, Philosoph zu sein, der selbst in seiner Kunst Alles a priori construirt wissen will, aber er ist im Ganzen doch nur ein unklarer, verworrener Kopf, um dessen Talent es freilich Schade ist. Der große Berliner Privatdocent, Herr Nauwerk, ist ebenfalls da, sucht aber vergebens sich an Den und Jenen anzunesteln, um ihm dann drei Zeigerstunden lang irgend einen Mischmasch von Politik und Hegelei aufzubinden. Der Buchhändler Grohe aus Mannheim, der berühmte Verleger von Arnold Ruge's sämmtlichen Werken (NB. sie sind jetzt unter dem Ladenpreis zu haben), vervollständigt die bunte Musterkarte der anwesenden Flüchtlinge.

Welche Leute hat dieses Haus nicht schon gesehen! Hier haben sich an der echten Gastfreundschaft der Familie Vogt gefreut und erholt Alle, die nur jemals mit dem deutschen Bundestag und seinen Freunden, mit den Fürsten und der Camarilla in Conflict gerathen sind. Dort auf dem Balkon hat Herwegh manche Stunde lang mir gegenüber gesessen, Cigarren geraucht und schweigend irgend einem kühnen Reim nachgedacht, während seine Frau droben an Emil's Clavier saß. Froebel, welcher jetzt auf den Wogen der Atlantis schwimmt, hat hier mit dem Berner Advokaten Stämpfli, dem Haupt der Radikalen, über das beste System der socialistischen Staatsform gestritten; Ruge ist hier gewesen und Friedrich Rohmer, der verrückte Apostel eines neuen Christenthums; vielleicht war auch Freiligrath da, ganz gewiß aber Hofmann v. Fallersleben mit dem Knotenstock und den Wasserstiefeln, welche die hübschen Teppiche verdorben haben. Ochsenbein und James Fazy, Drüey und der Aarauer Keller haben hier mit dem alten Zeloten Wilhelm Snell über die Vernichtung des Sonderbundes und die Vertreibung der Jesuiten berathen. Auch dii minorum gentium von nicht unbekanntem Namen verkehrten hier vielfach. Bogen aus Michelstadt, der Kerkergenosse Weidig's, und der kleine, possirliche Wilhelm Schulz, Ruge's Todtfeind, beide Mit-

glieder des Frankfurter Parlaments, Doeleke und Standau, die Communistenchefs der westlichen Schweiz, August Becker der Rothbart und mit ihm alle die Attentäter des 3. April 1833 in Frankfurt, Fries aus Grünstadt, Rauschenplat, Gladbach, Hundeshagen, Georg Büchner, der Verfasser des Danton, und viele Andere, deren Namen mir entfallen sind, waren in dem Vogt'schen Hause wohl aufgenommene Gäste. Und in der That, es hat dasselbe sich den Dank und die Liebe aller Deutschen in der Schweiz zu erwerben und zu erhalten gewußt. Wenn der unglückliche Verbannte, verlassen von der ganzen Welt, unter den kalten, egoistischen Republikanern zuletzt in quälendem Heimweh keinen Rath und keinen Balsam mehr wußte, dann ging er zu Vogt's und fand Beides. Im Kreise des liebenswürdigsten Familienlebens vergaß er, daß er fremd und verstoßen sei. Und nicht blos Flüchtige haben in seinen Räumen frohe Stunden genossen, nein, das Vogt'sche Haus war wie ein Wallfahrtsort für den Strom deutscher Reisenden und nie war dessen gastliche Pforte dem Zauberwort: ein Landsmann! — verschlossen.

An einem andern Orte Berns haben wir Gelegenheit, die Sterne zweiten und dritten Grades am trüben Himmel der deutschen Demokratie kennen zu lernen. Ich geleite Sie nach dem Café Milano, einem Etablissement nicht weit vom Münster, dessen Besitzer und Wirth ein schwäbischer Musikus ist. Hier sitzen und stehen bei Bier und Kaffe, Domino und Billard fast nur deutsche unfreiwillig Ausgewanderte. Vor Allen mache ich Sie auf jene imposante Gestalt aufmerksam, welche dort in Schlapphut, Sackpaletot und Reiterstiefeln, eine kurze Pfeife im Mund, an der Wand lehnt. Das ist Germain Metternich, der Mainzer Held. Seine langen braunen Haare flattern ihm wild um den Kopf. Trotz wohnt zwischen seinen Brauen, unter welchen die grauen Augen stets so hervorblitzen, als entdeckten sie in jedem Moment eine Gefahr, seine Nase ist scharf gebogen, sein Mund unsichtbar unter dem großen Vollbart, seine Gestalt ist herkulisch, aber verhältnißmäßig gebaut. Metternich hat ein abenteuerliches, wüstes, ja verrufenes Leben hinter sich. Ich weiß nicht mehr genau, war er es oder sein Bruder, der als Student den Wirth der Hardtmühle bei Gießen erschlug; wohl aber ist er es gewesen, der Heinzen's Schwager, Moras, aus den Händen der preußischen Gensdarmen befreite, als dieser vom Dampfboot in den Rhein gesprungen war; er ist es, der die blutige Schuld der Frankfurter Septembertage zum größten Theil auf der Seele lasten hat. Germain Metternich hat dann in der Pfalz und in Baden seine Rolle zu Ende gespielt; wie und in welchem Geist er das gethan, darüber mangeln mir die näheren Nachrichten. Jetzt gedenkt er in wenigen Tagen nach Amerika abzusegeln; sein Arm ist für die Kläraxt geschaffen und vor den Indianern braucht er sich nicht zu fürchten. Er unterhält sich eben mit dem Studenten Kieselhausen aus Chemnitz, einem lang aufgeschossenen, blonden Musensohn, der sich ebenfalls in mancherlei Revolten versucht, es aber vorgezogen hat, von Dresden aus bei Zeiten zu verschwinden, während sein Freund und Genosse Böttcher

mit seinem Blut seine Ueberzeugung besiegelte. Viele Sachsen stehen zunächst in einer Gruppe beisammen; darunter Hausner, Reinhardt, und der Posener Schriftsetzer Born, welcher den Andern die Deutsche Allgemeine, nicht ohne kräftige Randglossen vorliest. Auch Eichfeld, Willich, Fickler, Werner, Thielemann, Löwenfels, Doll, Neff, und eine Menge anderer Revolutionshelden sind täglich im Café Milano zu finden. Aber diese unschuldigen Kläffer interessiren uns weniger, als ein Paar, welches abgesondert an einem Marmortisch beim Kaffee sitzt. Das ist der Oberst Blenker mit seiner Frau; er ein großer, stattlicher, bärtiger Mann, mit strengen Zügen, sie nicht minder kräftig und männlich. Beide sind jetzt einfach bürgerlich gekleidet, aber die Zeit liegt gar nicht fern, wo der „Oberst" im idealen Freischaarcostüm, die schwarzrothgolde Schärpe breit umgethan, neben seiner Frau einherflog, die in Mannskleidern, den demokratischen Federhut auf den Zöpfen, gleich ihm auf requirirtem, — gestohlenem wenn Sie wollen, Pferde saß. Und gar wohl erinnere ich mich wiederum im Hotel de Pologne der guten Stadt Leipzig den Herrn Weinreisenden Blenker aus Worms gesehen zu haben. Damals war er weder Oberst noch Demokrat, sondern freute sich außerordentlich, wenn die gesinnungslosen Aristokraten eine Viertelohm Liebfrauenmilch oder Oppenheimer Goldberg bei ihm bestellten, und sein Costüm war das allbekannte, abenteuerlich moderne aller Gesandten „von verschiedenen Häusern." Neben dem heldenmüthigen Ehepaar sitzt dessen Adjutant, Herr Faßbender, aus Dürkheim, ein langer Enakssohn vom Hardtgebirg, der den vielen dummen Streichen seines Lebens endlich die Krone aufgesetzt hat und jetzt gar trübselig an die kurze Lust des Adjutantenthums und das lange Leid der Verbannung von den Fleischtöpfen der gesegneten Pfalz nachdenkt. Hätten wir das im Voraus gewußt! das ist der Refrain aller lauten und leisen Phantasien der deutschen Flüchtlinge. Mais — tu l'as voulu, George Dandin!

Aber trotzdem daß in Bern, der Stadt, allein jetzt nahe an 600 Exilirte wohnen, ist das noch bei Weitem nicht das Gros der flüchtigen Armeen. Auch sind die gefürchtetsten Häuptlinge nicht unter Jenen. Lassen Sie uns einen Herbstausflug nach den ewig schönen und entzückenden Gestaden des Leman unternehmen. Wir durchwandern die reiche Waat, in Lausanne erblicken wir zum erstenmal den glänzenden Spiegel des premier lac du monde und darüber hinweg die weißen Firsten des Montblanc. Am Ufer des Hafens von Ouchy wandelt ein Mann einher mit verschränkten Armen; sein braunes Gesicht ist von wilden, schwarzgrauen Ringellocken umflogen, er beißt fortwährend auf den Bart der Unterlippe und seine runden Augen rollen wild in ihren Höhlen. Auf dem Kopf trägt er den Calabreser, am Leib einen verschossenen Sammetrock und weite Schifferhosen. Nahet ihm nicht, dem Manne des Unglücks, der Alles, was er unternimmt, dem Verderben entgegenführt, der Alle, welche sich ihm jemals angeschlossen, in den Abgrund gestürzt; nahet ihm nicht — es ist Giuseppe Mazzini,

der römische Tribun, der gerne noch einmal und glücklicher den Rienzi copiren gewollt hat. Deutsche genug in Lausanne, aber wenige von Distinction. Doch nein, Einer ist heute angelangt, der Viele aufwiegt; sehen Sie, dort kommt er, eine wunderhübsche Frau am Arm, er nähert sich dem Italier, sie schütteln sich die Hände — kennen Sie nicht diesen runden Glatzkopf mit dem breiten, rauhen und unedlen Gesicht? Es ist Struve, der Held des Oberlands, welchen Hecker's Lorbeeren nicht schlafen gelassen hatten. Dieser sonderbare, kranke Mann hat sich so thöricht und giftig in die Idee des blutigsten Jacobinismus verbissen, daß ihm ihre Verwirklichung mit dem Knebel aus den Zähnen gerissen werden mußte. Er ist zu Allem fähig, wenn Sie ihm im Hintergrund eine rothe phrygische Mütze auf einer hohen Stange und am Fuß derselben einen zerschmetterten Thron zeigen. Wie er, glüht Keiner für die Republik — natürlich ist nur er als Präsident derselben denkbar — und er würde sengen und brennen, rauben und morden ohne Scheu und Gnade, um dies sein Ziel nur auf eine Stunde lang zu erreichen. Sein ungeheuerster Stolz würde sein, wenn die Leute ängstlich mit den Fingern nach ihm zeigten und sagten: da geht der deutsche Robespierre! Aber er irrt sich, Struve würde es auch unter den günstigsten Umständen nicht weiter, als bis zum Marat bringen. Mit wahrer Leidenschaft treibt der Mann neben dem Revolutioniren eine sehr zweifelhafte Wissenschaft, die Phrenologie. Ich möchte nur wissen, zu welchen Resultaten er bei Betasten seines eigenen Schädels gelangt ist? Sicherlich wäre, wenn die Gewalt in seine Hände gekommen, Niemand mehr seines Lebens sicher gewesen. — Jedem hätte der Dictator nur den Schädel zu untersuchen gebraucht, um sogleich zu wissen, weß Geistes Kind, ob Aristokrat oder Demokrat, er sei. Die mit aristokratischen Schädeln zur Guillotine, die Andern laßt laufen! Jetzt beschwert sich der edle Zollcassenstürmer über das summarische Verfahren seines ehemaligen Freundes James Fazy, der ihn ohne Weiteres von Landjägern aufgreifen und über die Grenzen des Cantons bringen ließ. Aufsehen machte, auch unter den wenigen Anhängern des Agitators, der Ausruf des Genfers: Russischer Spion -- man weiß, daß Struves Bruder ein russischer Diplomat ist. Der Verfolgte wünscht nach Amerika auszuwandern, aber dazu fehlt ihm bis jetzt noch die Hauptsache, das Geld. Da ist Meister Goegg doch besser daran, er zieht von Genf durch Frankreich und über den Ocean; seine Mittel erlauben ihm das — man ist aber auch nicht umsonst Finanzminister des Freistaates Baden und Autokrat der großherzoglichen Kassen gewesen. Wollen Sie mich nach Genf begleiten, um den alten Knaben Heinzen zu sehen, der sich dort mit Händen und Füßen gegen die Ausweisung wehrt? Bleiben wir, der Anblick und die Bekanntschaft sind der Mühe nicht werth. Von allen Republikanern ist Karl Heinzen der erbärmlichste. Er ist ein Tollhäusler, der in den wüsten Tiraden seinem Haß gegen Fürsten und Volk Luft macht, aber zugleich so feig ist, daß er wohl in der Freiheit betteln, aber nicht für sie fechten will. In irgend einem versteckten Winkel

m Ufer des Genfer Sees hausen wohl auch die drei Mainzer Zitz, Bamberger und Schütz, aber wohlweislich halten sie ihren Aufenthaltsort so geheim als möglich. Sie haben Recht — sie thäten noch besser daran, wenn sie sich die Haare abrasiren oder färben ließen und andere Namen annähmen und wo möglich sich für Botokuden ausgäben, anstatt für Deutsche. Denn von allen Flüchen lastet auf dem Menschen am schwersten und drückendsten der Fluch der Lächerlichkeit und Feigheit. Und jene Herren haben in der Pfalz und in Baden das Ihrige redlich gethan, denselben auf sich zu laden. Herr Bamberger hat seine langen Beine vortrefflich zu benutzen verstanden, daß aber der große Zitz die Behendigkeit eines Schnellläufers entwickeln würde, daran hatte früher Niemand gedacht. O die entsetzliche Erfindung der Schrappnells!

Mit einem gewagten Sprung führe ich Sie nach einer andern Hauptstadt der Schweiz, nach Zürich, dem sogenannten Alpathen. Hier, in der Stadt, welche von allen verhältnißmäßig am meisten den Fremden von jeher zugänglich gewesen ist, hält sich die bedeutendste Anzahl von Flüchtlingen auf, wenn auch gerade nur wenige ihrer Häupter darunter sind. Wir finden dieselben allenthalben zerstreut. Ihr Hauptversammlungsort ist aber das Café litteraire am Weinplatz, dessen Wirth, Herr Groß, dermaleinst den bekannten Robert Steiger aus dem Kerker zu Luzern befreit hat. Hier, längst dem Zusammenkunftsort aller Liberalen in Zürich, zeige ich Ihnen zuerst die Sachsen. Sie gruppiren sich um das ehemalige provisorische Regierungsmitglied Todt; der Mann ist sehr alt geworden, und sucht umsonst unbehagliche Stimmen in seinem Innern zu betäuben. Neben ihm krümmt sich wie ein mißrathenes Fragezeichen die armselige Gestalt des einstigen Landtagsabgeordneten Jäckel in Dresden, des glücklichen Besitzers des bekannten „blauen Rocks." Der Kapellmeister Wagner dagegen, der geniale Tonsetzer des Tannhäusers, schwimmt noch kräftig oben und will sich vom Geschick nicht beugen lassen. Bei ihm ist die Begeisterung ächt, ohne Haken und Häkchen gewesen — von wie Vielen außer ihm wird sich das noch sagen lassen? *) Dort stehen in eifrigem Gespräch miteinander der Exlieutenant von Zychlinsky und die beiden Redacteure der Dresdner Zeitung, Wittig und von Lindemann. Auch den Preußen Anneke, den verunglückten Heerführer, sieht man häufig im Café litteraire. Derselbe versucht allerlei Speculationen, um dem trostlosen Zustand seiner Finanzen aufzuhelfen; jetzt beabsichtigt er, eine neue Zeitung zu gründen, kann aber weder Verleger, noch Druck- und Papier-Borger

*) Vielleicht in keiner Insurrection haben sich neben vielen schlechten Elementen auch so viel ehrenwerthe, wenn auch verirrte Motive eingemischt, als in die Dresdener; Männer von hohem wissenschaftlichem Werth und ehrenfestem Charakter, die man bedauern, aber nicht wegen einer Erregung verdammen darf, von der wir alle mehr oder weniger ergriffen waren.
Anm. d. Red.

finden. Seine Frau, ein kleines, blondes Dämchen mit offenen aber wenig sagenden Zügen, hat die Amazonenjacke und die Hosen wieder abgelegt und statt der Bajonnettbüchse die Stricknadel ergriffen. Es ist besser so. Unter allen Flüchtlingen hat sich in Zürich der Dresdner Advocat Marschall v. Biberstein am schnellsten in ein neues Leben geworfen; er hat sich als Privatdocent der Staatswissenschaften an der Universität habilitirt. Viele Andre, denen sonst gar oft zu wohl war, klagen jetzt und nagen am Hungertuch und sind seelenfroh, wenn sie irgendwo und irgendwelche Arbeit finden. Mit der Fluth der Einwanderung sind natürlich auch viele höchst unsaubere und verwerfliche Elemente in die Schweiz geschwemmt worden. Man begegnet nur zu häufig Leuten, welche aus dem politischen Martyrthum ein Geschäft gemacht haben, Abenteurern, denen es gleich gilt, wann und wo sie die Fahne der Unordnung und der Verwirrung aufpflanzen, wenn es nur geschieht, Subjecten, die von der Gesellschaft ausgestoßen, nichts Besseres thun zu können glaubten, als im Namen der Republik wohl zu leben und zu brandschatzen. Unter solchen Gesellen ist der verrufenste der Wiener Barbiergehilfe Chaizes, der, in Wien zuerst Gelegenheitsmacher, dann Freicorpshäuptling, in Dresden falscher Wechsel wegen arretirt, nun in Zürich plötzlich als pfälzischer Freiheitskämpfer auftaucht, ohne daß sich eine Seele erinnerte ihn jemals in der Nähe eines Kampfplatzes erblickt zu haben. Eine zweifelhafte Figur ist auch Türr, der Commandant der Mannheimer Volkswehr, der sich für einen kaiserlichen Offizier ausgegeben, aber nichts weiter war, als ein entlaufener ungarischer Tambour. Unbegreiflich ist mir, wie sich die Mannheimer Bürgerschaft von diesem Menschen, dessen überladener, theatralischer Aufputz schon zur Genüge den Kern verrieth, so konnte tyrannisiren lassen, wie sie es that. Hier, in der Schweiz, spielen diese kleinen Feldherrn jetzt eine gar erbärmliche Rolle, und wer noch ein Bischen Ehrgefühl hat, hält sich von ihnen so fern, als möglich. So befinden sich Beck, der eine Zeit lang nach Sigels Abdankung General der Badenser gewesen, und der Wiener Kuchenbecker, zuerst Messenhausers, dann in der Pfalz des Rodomont von Fenneberg Adjutant, jetzt in einer keineswegs beneidenswerthen Lage und Isolirung.

Nach Luzern hatte sich Brentano gewandt. Es ist in diesen Blättern schon von anderer Hand der Charakter und die politische Bedeutung dieses Mannes, der in der deutschen Revolution jedenfalls eine der hervorragendsten Rollen gespielt hat, gegeben worden und ich kann mich darauf beschränken, von ihm zu sagen: Brentano war ein Idealist, dessen Kopf stets mit dem Herzen davon lief, wenn es ihm an Raum zu Thaten fehlte, der aber nichts destoweniger in kritischen Momenten beide auf dem rechten Fleck getragen hat und niemals unehrlich war. Gegen seine einfache Rechtfertigung, die das Gepräge der vollen Wahrheit allzu deutlich trägt, werden seine ergrimmten Feinde und Neider umsonst ihre vergifteten Pfeile schleudern. Brentano ist im Begriff, mit seinen Freunden Mercy, Thibaut, Eichfeld und Ziegler nach Nordamerika auszuwandern, wo er sich

im Staat Ohio in der Nähe seines Freundes Hecker ankaufen will. Der Regierungsrath des Cantons Luzern will ihm einen längern Aufenthalt in letzterem nicht mehr gestatten!

Nicht wenige deutsche Flüchtlinge beherbergen auch die Cantone Thurgau, Aarau und Basellandschaft. Im ersteren haben sie sehr weit in's Innere verlegt werden müssen, weil Oestreich im Vorarlberge eine drohende Macht zusammenzog. Ich wüßte nur wenige hervorragende Persönlichkeiten unter den Verbannten in jenen drei Landen aufzuzählen. In Lenzburg hat sich der Advocat Erbe, der Altenburger Barrikadenheld niedergelassen, dessen Tactik der Militärverführung ihm seiner Zeit so oft übelbekommen ist. Ein sehr unbedeutender Mensch, nur den Leipzigern als Wühler von Profession bekannt, ist der Buchdrucker Hoßfeld, der jetzt als Factor in Baden bei Aarau redlich sein Brot verdient, während seine Gläubiger in Leipzig die Revolutionen verwünschen, die so raschen und willkommenen Anlaß zum plötzlichen Verschwinden geben. Durch das Baselland wandelt mit langen Schritten der Seidenhannes. Sie kennen ihn nicht? Wohlan, ich will seinen Namen und Titel vollständig enthüllen. Jene große, breitschultrige Gestalt, mit dem glatten Haar und dem pockennarbigen Gesicht, dessen Züge vor Allem Sinnlichkeit ausdrücken, ist der Herr Theodor Mögling, ci-devant königl. würtembergischer Oekonomierath und Professor des Seidenbaues an der Akademie Hohenheim, Mitglied der zweiten Kammer der Stände — vulgo der Seidenhannes. Er hat alles Mögliche gethan und getrieben, bis er's dahin gebracht, wo er nun ist. Schon als ziemlich junger Mann hat er verschiedener Streiche wegen, erfahren, wie es auf dem Asberg aussieht, dann schwang er sich plötzlich zum Lehrer des Seidenbau's empor, schloß Kameradschaften mit den Kirchheimer Bauern, die ihn zum Deputirten wählten, gipfelte sich gutmüthig und ohne viel dabei zu denken auf die Höhe eines maßlosen Radicalismus hinauf und war eines schönen Tages plötzlich Oberst im Heer Heckers geworden. Er brach mit der einen Colonne desselben über den Schwarzwald nach Schwaben ein, aber seine Leute waren abtrünnige Bestien, so daß er einmal aus einem Mittagsschlaf erwachend, sich endlich ganz allein fand, und nun nichts eiliger zu thun wußte, als spornstreichs in die Schweiz zurückzulaufen. Bei dem badischen Aufstand soll es dem Oberst Mögling nicht besser gegangen sein. Armer Seidenhannes, das sind andere Zeiten, als die, in welchen du so flott mit den Tübinger Studenten in Derendingen und Bebenhausen kneiptest! Wie ärmlich und hungrig siehst du aus — aber du hast's um einen Mann verdient, der, sei er, wie er wolle, gegen dich doch gütig gewesen ist! Ein gleiches Asyl mit dem Seidenhannes theilt Tzschirner, der sächs. Kammerpräsident, der Unwissendste unter allen bösartigen Confusionarien die nur jemals existirt haben. Er hat das Maß seiner Blame in Baden gerüttelt und geschüttelt voll werden lassen.

Sie fragen mich, wie ist die Stimmung unter den Flüchtlingen? Auf was

sinnen sie? Von was leben sie? Welche Zukunft harrt ihrer? Antwort auf diese Fragen kann ich Ihnen in aller Kürze geben. Sie bereuen Alle, Alle, auch die welche es nicht gestehen wollen; sie sagen: Es war noch nicht an der Zeit, das Volk ist nicht reif für die Republik, wir haben uns übereilt. Glauben Sie aber ja nicht, daß jetzt neue Verschwörungen angezettelt, neue Einfälle in Deutschland verabredet werden. Nein, davor sind wir sicher. Physische und moralische Kraft ist ihnen gänzlich gebrochen, und wenn ja einmal einer der Exaltirten oder eher noch der abenteuernden Landsknechte unter ihnen einem solchen Gedanken Worte zu geben wagt, so antwortet ihm ein bittres Hohngelächter oder ein wegwerfendes Achselzucken. Ach wie gerne möchten fast Alle wieder in's Vaterland zurückkehren und würden in Ewigkeit zufrieden sein mit demselben, wie es ist! Mit welcher Inbrunst würden sie die Botschaft einer allgemeinen Amnestie vernehmen! Denn in der freien Schweiz geht es ihrer Mehrzahl, offen gesagt, herzlich schlecht.

Zwar hat die Bundesregierung jedem der deutschen Flüchtlinge ein Tagegeld ausgesetzt, aber dieses ist, wie man zu sagen pflegt, zu viel zum Sterben, zu wenig zum Leben. Daher sind viele rein auf den Wohlthätigkeitssinn der vermögenderen Genossen oder der Schweizer angewiesen, aber der Ersteren ist nur eine verschwindend kleine Zahl, und die Letzteren sind überhaupt nur selten, gegen deutsche und zwar flüchtige Deutsche gewiß nicht sehr mildherzig. Wer daher nicht verhungern will, greift entweder zu Tagelöhnerarbeit, oder läßt sich für Neapel anwerben, oder läuft in die Heimath zurück, um dort über sich ergehen zu lassen, was da will. Diejenigen, welche im Besitz von Mitteln sind und Pässe erhalten können, wandern fast Alle über Frankreich nach Amerika aus. Gerne gingen alle mit — und vielleicht thäten die deutschen Regierungen wohl daran, wenn sie diese Auswanderung durch Unterstützung begünstigten. Es ist übrigens vorauszusehen, daß die Schweiz eine so ausgedehnte Benutzung ihres Asylrechtes nicht lange mehr gestatten wird, ebenso, daß bei der geringsten verdächtigen Bewegung der deutschen Verbannten die Mächte eine energische Haltung gegen die Eidgenossenschaft annehmen werden. Aber es kommt hoffentlich nicht so weit — dafür bürgen schon die unheilbaren Spaltungen, welche unter den deutschen Flüchtlingen entstanden sind. Denn schon stehen sich zwei Parteien feindlich und Vorwürfe im Mund einander gegenüber — Verführer und Verführte. Wenn nur die Letzteren wenigstens ihrem Vaterlande wiedergegeben werden könnten, ich glaube, sie wären geheilt von dem Fieber, das sie so unendlich elend gemacht hat.

Preußische Briefe.

Dreiundzwanzigster Brief.

Reminiscenzen der Diplomatie.

Von allen Seiten strömen die Aktenstücke zusammen, welche dem deutschen Volk Aufklärung geben von dem, was seine Fürsten gethan, um es zum Rang der wirklichen Nationen zu erheben. Das Volk wird keine Freude daran haben. So viel kleinliche Leidenschaft, solch Aufwand von Intrigue, und so wenig sittlicher Ernst in einer großen Sache! Freilich hat das Volk selber kein Recht, in moralische Entrüstung zu gerathen, es gehört auch zur Familie.

Es lohnt nicht der Mühe, für den Augenblick auf dieses Gewebe von Ränken näher einzugehn. Von den drei Regierungen, deren Schritte bis dahin zur Publicität gelangt sind, gebührt der bairischen der Preis. Das östreichische Cabinet hat sich mit ziemlicher Consequenz auf dem naiven Standpunkt seiner Sonderinteressen gehalten: es will nicht, daß eine allgemeine Verfassung zu Stande kommt, die in seinen eignen Mechanismus hemmend eingreift, und es will auch nicht, daß durch ein Separatbündniß an seinen Grenzen ein Staat entsteht, der ihm unbequemer sein muß, als eine Reihe abhängiger Kleinstaaten. Vom östreichischen Standpunkt aus ist nicht viel dagegen zu sagen, und es ist nur eine Schmach für Deutschland, daß es diesen Einflüssen keine energische Haltung entgegensetzt. Preußen hat gleichfalls aus sehr begreiflichen Gründen den Gedanken des engern Bundesstaats festgehalten, und wenn man ihm etwas vorwerfen muß, so ist es zu große Nachgiebigkeit gegen einzelne unbillige Forderungen der Dynasten, zu große Schüchternheit, wo ein sehr bestimmtes Auftreten noth that, und jene an's Fabelhafte grenzende diplomatische Ungeschicklichkeit, deren es sich seit dem Anfang seiner Geschichte erfreut. Oestreich muß man zugestehn, daß es niemals mit der Demokratie und der Einheitspartei coquettirt hat, daß man überall wissen konnte, wessen man sich von ihm zu versehen hatte; Preußen, daß es wenigstens mit einer gewissen Ehrlichkeit für die Einheitsideen arbeitete, so weit es nämlich seine romantisch-legitimistischen Sympathien zuließen. Baiern dagegen würde man noch zu viel Ehre anthun, wenn man sein Betragen zweideutig nennen wollte; ein solches Machwerk von Perfidie und zugleich von Planlosigkeit, als der Bericht seiner Regierung über die deutsche Verfassungsfrage, ist in der Geschichte noch nicht erhört.

Für uns ist es wichtiger, zu fragen, was nun eigentlich geschehen soll. Läßt man die Sprache der offiziellen Aktenstücke — von officiösen Zeitungsartikeln will

ich gar nicht reden — ohne Weiteres gelten, namentlich die von Baiern ausgegangen sind, vergleicht man damit die Scene zwischen den in Frankfurt garnisonirenden Truppentheilen, so müßte man jeden Augenblick den Ausbruch eines deutschen Bürgerkriegs erwarten. So schrecklich das wäre, so muß ich offen gestehn, daß eine solche letzte Eventualität doch nicht aus den Augen gelassen werden darf, da es ohnehin gar nicht so unerhört ist, daß in europäischen Kriegen Preußen rechts und Baiern links stand, wenn man bei einem solchen Krieg nur ein Ende absehen könnte. Wie die Parteien aber jetzt zu einander stehn, wäre nichts anders als ein bellum omnium contra omnes zu erwarten, und an einen solchen Krieg, der die Verwirrung nicht lösen, sondern nur noch vergrößern könnte, darf nicht gedacht werden. Preußen hat in diesem Augenblick gar keinen festen Bundesgenossen; seine Situation ist, Dank sei es der Weisheit unserer Regierung! tausendmal schlechter, als am 3. April, und wenn es zu den Zeiten des alten Fritz unter eben so ungünstigen Aussichten dennoch der Kraft seines Schwertes vertraute, so war das eben unter dem alten Fritz. Unter den obwaltenden Umständen wird man doch wieder zu einem Vertrage schreiten müssen.

Dieser Vertrag, der über die nächste Zukunft Deutschlands entscheidet, wird nicht in einem europäischen, auch nicht in einem deutschen Congreß geschlossen werden. Er wird einfach zwischen Oestreich und Preußen zu Stande kommen. Baiern wird man kaum fragen.

Er wird auch keine deutsche Verfassung zur Folge haben, sondern ein Provisorium, aus dem einfachen Grunde, weil eine gemeinsame Verfassung, die Oestreich und Preußen umschließt, nicht denkbar ist. Von gemeinsamer Vertretung nach Außen, gemeinsamer Legislation durch ein Parlament kann nicht die Rede sein, so lange nicht einer dieser Staaten sich ausschließt. Weder Oestreich noch Preußen kann Glied eines Bundesstaats werden, dessen Schwerpunkt außerhalb des eignen Staates fällt.

Wenn nun preußische Staatsmänner es ausgesprochen haben, daß Preußen eigentlich den Bundesstaat nicht um seinetwillen, sondern um Deutschlands Willen erstrebe, daß es übrigens auf eignen Füßen stehn könne, so ist das nur zur Hälfte richtig. Freilich kann es noch eher für sich bleiben, als Baiern, oder Sachsen, oder Hessen=Darmstadt, oder Anhalt=Dessau. Aber es kann — und darin unterscheidet sich seine Lage von der Oestreichs — es kann nicht zugeben, daß diejenigen kleinen Staaten, durch die sein eigenes Gebiet zerrissen wird, eine selbstständige Politik verfolgen. Es muß entweder untergehn, oder es muß jene Staaten in sein politisches System zwingen, ein drittes gibt es nicht. Preußen kann also nur unter der Bedingung mit Oestreich abschließen, daß diejenige Hegemonie, die es in der Form eines Bundesstaats erstrebt, ihm der Sache nach zu Theil wird. Ein Verhältniß, daß durch folgende Umrisse charakterisirt wird.

Die auswärtige Politik Deutschlands geht nach vier Richtungen hin. 1) Rußland, 2) Frankreich, 3) die Ost- und Nordsee, 4) Italien und die Donauländer. Was die beiden ersten Punkte betrifft, so liegt es im Interesse Deutschlands, wie im Interesse beider deutschen Großmächte, daß die Haltung eine gemeinsame sei. Zwar ist Oestreich dem russischen Kaiser Dank schuldig für die Rettung aus der schwersten Gefahr, aber diese Dankbarkeit würde für seine Existenz gefährlich sein, wenn es allein in der societas leonina bliebe. Die Grenze Deutschlands gegen Frankreich scheint für den Augenblick durch die Occupation des Großherzogthums Baden Preußen allein übertragen zu sein, allein ich bezweifle, ob es in diesem Augenblick, gelähmt durch die wunderlichste innere Verwirrung, dazu die Kraft hat. Preußen kann nur dann eine welthistorische Bedeutung gewinnen, wenn es eine Seemacht wird; dazu bedarf es einer Concentration aller seiner Kräfte. Aber Baden kann nicht sich allein überlassen bleiben, weil das eine Bresche wäre für Frankreich, noch weniger kann es unter bairischen Schutz gestellt werden, denn das wäre der Keim zu einem neuen Rheinbund. Eine gemeinsame Besetzung durch Oestreich und Preußen hat sich schon in Mainz als unzweckmäßig erwiesen. Es bliebe also nichts übrig, als Baden dem östreichischen Schutz zu überlassen, woraus unmittelbar folgt, daß Baiern und Würtemberg in denselben Kreis zu ziehen wären. Oestreich möchte dann zusehen, wie es diesen Staaten die alten Rheinbundsgelüste austriebe; es ist ihm das leichter, weil es sich mit ihnen Schwäbisch unterhalten kann.

Daß die Angelegenheit Deutschlands in Italien, dem adriatischen Meer und der Donau von Oestreich allein geführt werden müssen, versteht sich von selbst. Dasselbe gilt von Preußen in den norddeutschen Verhältnissen. Preußen hat die Aufgabe, in Dänemark und den Niederlanden dieselbe Rolle zu spielen, die Oestreich in Italien behauptet; es hat endlich in Concurrenz mit England zu treten. Zu diesem Zweck müssen die Kräfte Norddeutschlands ausschließlich zu seiner Verfügung stehn — im Interesse der Hannoveraner, Sachsen, Hessen u. s. w. eben so als im Preußischen.

Das sind die materiellen Grundlagen, nach denen sich die Form des Vertrages zu bestimmen hat. Freilich ist der Eigensinn nichts weniger als rationell, und wird durch Vernunftgründe nicht überwunden. Aber doch nur, wenn er einen andern Weg vor sich sieht. Ist aber Oestreich und Preußen einig, so läßt sich wenigstens ein Ende der Unterhandlung absehn.

Eine andere Frage ist es, wie sich die politischen Parteien innerhalb des Volkes zu einem solchen Vertrage verhalten werden. — Die sogenannte Großdeutsche Partei besteht aus zwei ganz verschiedenen Elementen: den Anhängern Oestreichs und dem Gesinde der Kleinstaaten. Die letztere Fraction ist mit ihrer Existenz an die angebliche Souveränität dieser primitiven Staatsbildungen geknüpft, sie wird sich also

gegen jede Entwicklung sträuben, welche diese ihre Voraussetzung in Frage stellt. Allein dieses Sträuben hat nicht viel zu sagen. Die östreichische Partei dagegen ist durch eine Verständigung der beiden Großstaaten eben so zu befriedigen, als die spezifisch Preußische.

Was die eigentlich constitutionelle, kleindeutsche, erbkaiserliche Partei betrifft, so scheidet sie sich jetzt von den gebildeten Demokraten nur noch durch die historische Reminiscenz, und durch die Gradation in den Ansprüchen. Beide haben gemeinsam, daß sie Bürger eines nicht nur dem Namen sondern der That nach unabhängigen Staats, und in diesem politisch gleichberechtigt und im Privatleben autonom sein wollen. Sie wollen die unmittelbare Selbstregierung des Volks in den kleinen Kreisen, die mittelbare Betheiligung des Volks an der großen Politik durch Repräsentanten. Wie weit man die Grenze steckt, darüben bestehn Differenzen, sie lassen sich aber ausgleichen, wenn man nicht die Leidenschaft, sondern die Vernunft walten läßt. Vor allem aber müssen sie bedenken, daß eine constitutionelle und demokratische Entwicklung sich nur in einem Falle denken läßt: auf einer wirklich vorhandenen staatlichen Basis. Darum haben sich die kleinen deutschen Staaten seit 30 Jahren vergeblich abgemüht, über die Scheinverfassung hinauszugehn, denn nur ein souveräner Staat kann frei sein, darum wurden die Verheißungen der preußischen Krone eine Illusion, denn auch Preußen ist in seinem gegenwärtigen Umfang ein Provisorium, ein dauerndes Kriegslager. Aus diesem Zustand muß Preußen, müssen die kleinen Staaten heraus. Wenn bei der Abgrenzung der verschiedenen Kreise des deutschen Staatslebens es den Anschein hatte, als ob ich nur die Functionen der politischen Thätigkeit scheiden wolle, so versteht sich von selbst, daß damit auch eine wirkliche Scheidung der Träger dieser Functionen entweder unmittelbar verknüpft sein, aber daraus sich ergeben muß. Das die nördlichen Küsten beherrschende Deutschland, und das im Süden mächtige, muß eine Einheit bilden, aber nicht ineinander, sondern nebeneinander. Die Anarchisten freilich können sich nur geltend machen in einem unfertigen Staate, der wahre Demokrat aber muß sein erstes Streben darnach richten, den festen Boden zu gewinnen, auf dem er das Fundament seines politischen Gebäudes mit Zuversicht errichten kann. Wer also für die Fortsetzung des alten Bundestags, d. h. die Fortdauer der gesetzlich sanktionirten staatlichen Lüge des fixirten Widerspruchs, arbeitet, ist nicht Demokrat, sondern Anarchist.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Druck von Friedrich Andrä.

Sachsen und die deutsche Frage.

Offenes Sendschreiben an den F=Correspondenten der Leipziger Zeitung.

Die öffentliche Meinung sieht in Ihnen ein Organ des sächsischen Ministeriums, und legt demnach Ihren Ansichten eine Wichtigkeit bei, die sie als blos literarische Versuche eines Privatmanns nicht haben würden. Sollte die öffentliche Meinung wirklich ein Recht sein, so stände es schlimm um Sachsen.

Sie wenden Sich in einem Ihrer Aufsätze an die „conservative" Partei, und machen ihr den Vorwurf, sie gäbe durch ihre Uneinigkeit bei den Wahlen den Demokraten neuen Spielraum. Ich berühre hier nur den Theil des Vorwurfs, der sich auf die Centren erstreckt, denn Ihre Meinungsdifferenz mit den Absolutisten, die nach Ihrer eigenen Erklärung deshalb vor der Wahl gemäßigter Männer warnen, um die Regierung zu einer rettenden That zu nöthigen, diese mögen Sie en famille ausmachen.

Wenn Sie unsere Partei aber deshalb tadeln, daß sie „ehrenwerthe" Männer zurückweist, weil sie „Großdeutsche" sind, so ist das ein seltsamer Vorwurf. Die Kammer ist doch nicht eine Sinecur für „ehrenwerthe" Männer, sondern eine Versammlung von Repräsentanten, die in den wesentlichen Fragen des Staatslebens die Ansicht ihrer Committenten darstellen, und es wäre höchst zweckwidrig, wenn wir unser Mandat an Männer übertragen sollten, die in diesen wesentlichen Fragen sich mit uns in diametralem Gegensatz befinden, mögen sie sonst so ehrenwerth sein, wie sie wollen.

Denn täuschen Sie sich darüber nicht! Was Sie conservative Partei nennen, existirt nicht mehr! In den Zeiten der allgemeinen Gefahr, als durch eine wüste Demagogie nicht nur der Staat, sondern die Gesellschaft bedroht wurde, als die Regierung zu schwach oder zu unentschlossen war, diesem Unwesen zu steuern, damals verband sich alles, was irgend noch ein positives Interesse an der Aufrechthaltung der Ordnung hatte, Liberale, Absolutisten, Lichtfreunde, Jesuiten u. s. w., um nur für den Augenblick die Anarchie zu unterdrücken. Diese Verbindung ent=

gegengesetzter Elemente konnte ihrer Natur nach nur äußerlich sein, sie wurde durch keine gemeinsame Idee getragen, sie wirkte nur negativ, ablehnend, sie konnte also die Gefahr des Augenblicks nicht überdauern. Seitdem die Revolution in Dresden durch die preußischen Truppen beseitigt ist, kann die Gemeinsamkeit des Nichtwollens eine Partei nicht mehr zusammenhalten, sondern jeder Theil derselben wird seinem positiven Grundgedanken nachgehn.

Es wird sich vielmehr so herausstellen, daß diesmal die Partei der Regierung in vielen Punkten mit den Radikalen gemeinschaftliche Sache machen wird gegen die Centren, wie es eigentlich schon unter dem vorigen Ministerium der Fall war, in Punkten, die nicht „das Detail des Neubaues", nicht die „glänzende Ausstattung einzelner Räume" betreffen, wie Sie sich mehr poetisch als bestimmt ausdrücken, sondern gradezu das Fundament des neuen Staatslebens.

Die Frage des deutschen Bundesstaats ist diejenige, von welcher Sachsens Schicksal nicht nur in der Zukunft, sondern in der nächsten Gegenwart abhängt. Ich erinnere Sie an Ihren eigenen, freilich etwas dunkeln Ausdruck: „Die äußerste Linke . . . will die Regierung offenbar zu Gewaltmaßregeln drängen, denn sie weiß recht gut, daß die Regierung auf dem Standpunkt der vorjährigen Gesetzgebung nicht stehen bleiben kann, wenn sie ihrer Pflicht genügen, wenn sie der Monarchie eine feste Basis geben will." Soll damit überhaupt etwas gesagt sein, so ist es doch Folgendes: Die vorjährige Gesetzgebung muß in monarchischem Sinn revidirt werden; will die Kammer zu einer solchen Revision der Regierung nicht die Hand bieten, so könnte die Regierung sich veranlaßt sehen, auf eigene Hand zu revidiren.

Zu rettenden Thaten, geehrter Herr! gehört nicht nur der gute Wille, sondern auch die Kraft. Ob das isolirte, souveräne Sachsen dieser Kraft sich in der That erfreut, wäre jedenfalls eine Frage, für welche die Geschichte des vorigen Jahres nicht das günstigste Resultat verheißt. Sie sehen also, daß auch für Ihren Hauptgesichtspunkt, die innere Reform, die deutsche Frage maßgebend ist, und daß Sie der wahrhaft conservativen Partei, d. h. derjenigen, welche dauerhafte, feste Garantien für ein gesundes Staatsleben haben will, nicht zumuthen können, sie solle eine Regierung unterstützen, welche diese Garantien nicht bietet. Sollte Ihnen dieser Gedanke wirklich nicht eingefallen sein, wenn Sie sich im Lager Ihrer neuen Alliirten umsehn? Sollten Sie wirklich den Grund nicht durchschauen, der die radikale Partei zur Agitation gegen das preußische Bündniß treibt?

Sie lassen sich durch Ihre augenblickliche Stimmung hinreißen, Sie werden bitter gegen unsere Partei. „Wenn man die Räsonnements mancher öffentlichen Blätter liest, die aus dem Gegensatz von Preußen und Oestreich nicht heraus-

kommen, da möchte einen ein unheimliches Gefühl beschleichen und man beinahe glauben, eine bekannte Partei, die sich fast vorzugsweise gern die deutsche, nationale nennt, habe, einen berühmt gewordenen Spruch travestirend, auf ihre Fahnen geschrieben, Ein Preußen, ein Oestreich, aber kein einiges Deutschland!"

Was haben Sie für ein kurzes Gedächtniß! Jener Spruch, in's Verständliche übersetzt, lautet folgendermaßen: ein unabhängiges Oestreich, ein unabhängiger Bundesstaat mit Preußen als Vorort, und zwischen beiden nur eine völkerrechtliche Verbindung. Diesen Grundsatz hat nicht nur unsere Partei in Frankfurt und Gotha ganz offen und bestimmt als den leitenden Gedanken ihrer Politik hingestellt, nicht nur die preußische Regierung hat ihn adoptirt, sondern Sie selber, Herr F.! haben es gethan, oder Ihr Client, die sächsische Regierung, als sie das Bündniß vom 26. Mai unterzeichnete! Freilich reicht Ihr Gedächtniß auch in andern Dingen nicht aus. „Soviel uns bekannt, hat Oestreich Deutschland gegenüber noch nichts verlangt, als wozu es dem klaren Inhalte bestehender Verträge nach unzweifelhaft berechtigt wäre." — Du sprichst ein großes Wort gelassen aus! — Also ist es Ihnen nicht bekannt, daß Oestreich in demselben Augenblick gegen die Rechtsgiltigkeit des Dreikönigsbündnisses Protest einlegte, als die sächsische Regierung es unterzeichnete? Und doch behaupten Sie noch heute, daß die sächsische Regierung damals Recht gehabt hat. Wie stimmt das zusammen?

Wo Gedanken fehlen, da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein. Ich komme auf den von Ihnen citirten Spruch zurück. Die öffentliche Meinung legte dem Erzherzog Johann den Toast in den Mund: „kein Oestreich, kein Preußen, ein einiges freies Deutschland!" Das ist ein sehr bestimmter politischer Grundsatz, den die deutschen Republikaner mit Vergnügen adoptiren, den aber weder der Erzherzog, noch Sie, verehrter Herr! in seinen Consequenzen anerkennen werden. Laut offizieller Berichtigung hat der Trinkspruch vielmehr gelautet: „Ein Oestreich! Ein Preußen! Ein einiges Deutschland!" Ein schöner Trinkspruch, bei dem man sich aber gerade soviel denken kann, als bei Ihrem Vorwurf, daß wir „aus dem Gegensatz von Oestreich und Preußen nicht herauskommen!" Man kann nur dadurch aus dem Gegensatz herauskommen, daß man die Augen zudrückt, wie es einem Ihrer Freunde begegnet, einem großdeutschen Diplomaten in der D. A. Z., der sich also vernehmen läßt: „Die Romantik des Schwerts muß sich den bürgerlichen Bedürfnissen unterordnen; die edle Freiheit, nach der heute die Welt verlangt, muß und soll als Blüthe des Ganzen wesentlich aus der Selbstbestimmung und Selbstbeschränkung der Individuen und doch zum Theil fast instinctartig hervorgehn." Wie glücklich ist doch ein Diplomat! In einem Augenblick, wo überall das Schwert entschieden hat, was gelten soll, setzt er das Schwert zur Romantik herab! Bajonnette existiren nur noch in der Einbildung! Um die politischen und socialen Probleme zu lösen, bedarf es nur eine „zum Theil

faſt inſtinctartige Selbſtbeſtimmung und Selbſtbeſchränkung der Individuen!" Der großdeutſche Diplomat ſollte ſich mit dem cosmopolitiſchen Republikaner Herrn Arnold Ruge in Rapport ſetzen, der ebenfalls die brutale Romantik der Kanonenkugeln abſchaffen und ſie dadurch erſetzen will, daß er die Kanonen mit Ideen ladet. Arm in Arm, dürfen dieſe beiden Philoſophen das Jahrhundert in die Schranken fordern.

Doch zur Sache. Das ſächſiſche Miniſterium wäre nach Ihrer Erklärung auf die Verfaſſung vom 26. Mai eingegangen, wenn Baiern und Würtemberg beigetreten wären; den Ausſchluß Oeſtreichs hätte es ſich gefallen laſſen. Unter den gegenwärtigen Umſtänden aber will es nicht darauf eingehn. Inwiefern der Nichtbeitritt jener beiden Staaten die Sachlage ändert, darüber geben Sie keine Auskunft, ebenſowenig, welchen Weg Sie zur Regulirung der deutſchen Verhältniſſe in dieſem Augenblick einzuſchlagen gedenken. Sind Sie blos gegen den Reichsvorſtand oder auch gegen den Reichstag? Und wenn Sie den letzteren wollen, ſoll ihn Oeſtreich beſchicken oder nicht? — Sie ſprechen ſich darüber nicht aus. Erlauben Sie, daß ich Ihnen zu Hilfe komme.

Ein deutſcher Reichstag ohne eine ihm gegenüberſtehende einheitliche Regierung iſt ein Unding. Soll er ſelber in Form eines Nationalkonvents die Regierung führen, ſo wird ſein nächſter Schritt der ſein müſſen, die deutſchen Staaten und namentlich die Fürſten abzuſchaffen, die ſeine Souveränität in jedem Augenblick verkümmern. Darauf werden Sie Sich ſo wenig einlaſſen wollen, als unſere Partei. Soll eine geſetzgebende Verſammlung einen Sinn haben, ſo muß eine Executive neben ihr ſtehen, die, natürlich mit den im Geſetz vorgeſehenen Einſchränkungen (Veto u. ſ. w.), ihre Beſchlüſſe in Ausführung bringt. Darum hatte ein Parlament dem Bundestag gegenüber keinen Sinn, weil der Bundestag keine ausübende, ſondern nur eine controllirende Gewalt beſaß. Darum klammerte ſich das revolutionäre Vorparlament an die „Leiche" des Bundestags an, welche ohnmächtig gegen den Willen der Volksvertreter, allmächtig gegen die durch die Revolution erſchütterten Einzelregierungen ſein ſollte. Darum eilte die Nationalverſammlung, ſich in der proviſoriſchen Centralgewalt eine entſprechende Executive zu ſchaffen. Eine Wiederkehr zu der Form des alten Staatenbundes, der die eigentliche Regierung den einzelnen Staaten überläßt, ſchließt alſo den Gedanken einer Volksrepräſentation aus, weil kein Ehrenmann ſich zu Berathungen hergeben wird, die zu keinem Reſultat führen.

Ferner. Die einheitliche Regierung läßt ſich nur in drei Formen denken. Entweder eine neue Centralgewalt außerhalb der Reihe der regierenden Fürſten, oder ein Directorium der Fürſten, das nach einfacher Majorität beſchließt, oder die Uebertragung der Hegemonie an den mächtigſten der regierenden Fürſten.

Daß die erste Form zu keinem Resultat führt, ist nach der Erfahrung des vorigen Jahres außer allem Zweifel. Mächtigere Fürsten werden einem Mindermächtigen immer nur soweit gehorchen, als sie es für gut finden, und das Ausland wird eine Macht, die sich im Innern nicht geltend machen kann, am wenigsten respectiren.

Ein Directorium mit Oestreich und Preußen würde nichts anderes sein, als Rückkehr zum Bundestage. Keiner von beiden Staaten würde seine Souveränität einem derartigen Conglomerat unterordnen, er würde es nicht können, wenn er es auch wollte. Von einem Reichstag wäre unter diesen Umständen keine Rede.

Ein Directorium ohne Oestreich, das nach Simmenmehrheit entschiede, kann Preußen unter keinen Umständen annehmen. Das Stimmenverhältniß müßte wenigstens so sein, daß die andern Staaten sich zu Preußen verhielten wie 2 : 1; man will es aber vielmehr haben wie 5 : 1 oder gar wie 6 : 1. Nun wiegt aber Preußens Macht so schwer, als die aller übrigen deutschen Staaten (mit Ausschluß Oestreichs) zusammengenommen, es wäre also gegen die Natur der Dinge und gegen alle politische Logik, wenn Preußen sich einem solchen Verhältniß fügen sollte.

Der dritte Fall, die Uebertragung der Reichsgewalt an den mächtigsten Fürsten, ist auf legalem Wege nur unter der Voraussetzung möglich, daß jedem einzelnen Staat die freie Entscheidung über sein Beitreten oder nicht Beitreten überlassen bleibt. Wenn also Sachsen seinen Beitritt von dem Beitritt aller übrigen deutschen Staaten abhängig macht, so wird dadurch unter den gegenwärtigen Verhältnissen die ganze Idee des Bundesstaates zur Illusion. Denn ohne das Gefühl innerer Nothwendigkeit wird sich natürlich kein Staat zu einem solchen Schritt herbeilassen, und für die bairische Regierung ist dieses Gefühl entschieden nicht vorhanden.

Glauben Sie nicht etwa, daß ich für den Dreikönigs-Entwurf eine besondere Begeisterung hege. Die Grenzboten haben ihrer Zeit sich deutlich genug ausgesprochen. Sie oder Ihre Regierung haben ja selber an der Abfassung Theil genommen, und ich werde daher nicht nöthig haben, Ihnen erst die augenfälligen Schwächen, Widersprüche und Unklarheiten darin nachzuweisen. Der schlechteste Theil ist entschieden derjenige, welcher die neue Centralgewalt durch überflüssige Mechanismen beschränkt. Aber ich bin der Ueberzeugung, daß auch die schlechteste Verfassung in einem Staatskörper, der sonst mit Naturnothwendigkeit zusammenhängt, sich selber corrigiren wird. Das Mangelhafte in dem Inhalt der Verfassung kann also kein Grund sein, sie zurückzuweisen, am wenigsten für diejenigen, die sie selber entworfen haben.

Den Entscheidungsgrund, welcher die sächsische Regierung in dieser wichtigen Frage allein bestimmen darf, haben Sie vollkommen richtig angegeben. „Wir sind

überzeugt davon, daß keiner unserer Minister auf östreichischem, keiner auf preußischem, sondern alle, da sie sächsische Minister sind, zunächst auf sächsischem, und sodann, da Sachsen zur Zeit weder ein Theil von Oestreich, noch ein Theil von Preußen, sondern ein Theil von Deutschland ist, auf deutschem Standpunkte stehn." Ich gehe sogar noch weiter als Sie, und erkläre den letzten Zusatz für überflüssig. Denn der deutsche Standpunkt ist ein sehr schwankender, jeder einzelne denkt sich nach seiner Neigung oder nach seinem Interesse etwas anderes dabei, und Deutschland liegt nicht außerhalb seiner einzelnen Staaten, es realisirt sich nur im gesunden Egoismus seiner Stämme.

Bleiben wir also lediglich bei dem sächsischen Standpunkt. Von diesem aus behaupte ich zweierlei. 1) Für Sachsen ist die Anschlußfrage keine freie Wahl, sondern eine gebieterische Nothwendigkeit; 2) es gehen ihm aus dem Anschluß nur die wesentlichsten Vortheile und keine Nachtheile hervor.

Sie behaupten: „Der Berliner Verfassungsentwurf verlangt von Sachsen sehr große Opfer, nicht blos von der Krone und der Regierung, sondern namentlich auch von der Kammer, deren Rechte zu einem großen Theile auf das Parlament übertragen werden sollen." Man sollte wirklich glauben, daß zu den Zeiten des Bundestags die sächsische Regierung eine souveräne Großmacht in der Art Englands und Frankreichs gewesen wäre, und daß die sächsischen Kammern den allerfreiesten Horizont von der Welt gehabt hätten. Und doch ist der diplomatische Verkehr Sachsens mit dem Auslande über Geburtstagsgratulationen u. dgl. nicht herausgegangen, und doch warf man unermüdlich den Kammern, wenn sie irgend einen Beschluß von Erheblichkeit fassen wollten, das Verbot des Bundestages, d. h. Oestreichs und Preußens entgegen. Es ging so weit, daß der sächsische Minister einen bedenklichen Bittsteller zuweilen an den preußischen Gesandten verwies. In jedem Augenblick stand es in Oestreichs und Preußens Macht, den Leipziger Buchhandel zu unterdrücken, und es lag nur in dem guten Willen dieser Großmächte, wenn sie ähnliche Maßregeln nicht auch auf weitere Industriezweige ausdehnen wollten.

Freilich hat Sachsen einmal kraft souveräner Machtvollkommenheit dem Kaiser Napoleon Vasallendienste geleistet. Aber damals war Sachsen mächtiger als jetzt, ein ähnlicher Versuch würde verhängnißvolle Folgen haben.

Das war also die Souveränität des sächsischen Staats in den goldenen Zeiten des Bundestags. Aber die Sache steht jetzt viel schlimmer. Damals war Preußen ein absoluter Staat und drückte nur mit äußerlicher Gewalt auf das Nachbarland, jetzt ist es ein constitutioneller, und wird auch moralisch die Kräfte Sachsens absorbiren. Jeder Gebildete wird sich weit mehr für die Verhandlungen der preußischen Kammern interessiren, als für die seines eigenen Landes, weil er dort

einen weitern Horizont und große Gesichtspunkte findet, hier nur kleinstädtische Interessen, das Herz des ganzen Volks wird in Berlin sein, und jeder strebsame und ehrgeizige Kopf wird herüberwandern, wo er allein einen angemessenen Schauplatz findet. Schon zu den Zeiten des Central-Landtags hat sich die sächsische Publicistik weit mehr mit Berlin beschäftigt, als mit Dresden. Zuletzt wird in den sächsischen Kammern Niemand mehr sitzen wollen, als die kleinen Winkelradikalen, die in derartigen Interessen ganz zu Hause sind, und dann mögen Sie zusehn, wie Sie mit ihnen fertig werden. Zum zweiten Mal wird Preußen nach seiner jetzigen Erfahrung nicht die Rolle des uneigennützigen Friedensstifters spielen.

Sachsen ist, als souveräner Staat betrachtet, ein viel haltloseres Ganze, als selbst Hamburg oder Lübeck. Diese Staaten haben wenigstens die See, Sachsen liegt ja aber ganz in mächtige Nachbarstaaten eingekeilt. Dagegen steht Sachsen in einer Beziehung allen übrigen deutschen Staaten voraus: in dem Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit, dem auch die letzten radikalen Bewegungen nicht Abbruch gethan haben.

Aus diesem Grunde konnte die polizeiliche Thätigkeit der Staatsgewalt viel humaner und milder in Sachsen sich äußern, als in dem benachbarten Preußen, das, Dank sei es den weisen Urhebern der Wiener Verträge! eben seiner unvollkommenen Abrundung wegen, ein permanentes Kriegslager bilden mußte.

Sachsen ist berufen, eine herrliche Rolle zu spielen als Theil eines größern Ganzen, daß es durch seine ehrenwerthen Kräfte ergänzt und mitbildet; als Ganzes ist es eine höchst klägliche Figur, nicht nur seines kleinen Umfangs und seiner Lage wegen, die ihm die größere Politik verschließt, sondern auch wegen der Gleichartigkeit seiner Elemente, die so wenig wesentliche Differenzen darbietet, daß eine einseitige Clique, Vaterlandsvereine, im Stande sein könnte, es auf Jahre zu beherrschen.

Denken Sie sich die Herstellung des alten Bundes. Ist Oestreich und Preußen einig, so wird Sachsen einfach gehorchen müssen, wie es früher gehorcht hat: Liegen aber beide Staaten in Zwiespalt, so glauben Sie vielleicht, Sachsen werde den Ausschlag geben? Weit gefehlt! Oestreich und Preußen werden heftige Manifeste gegen einander erlassen, wie sie es jetzt thun, aber sie werden nicht so einfältig sein, sich ernsthaft zu befehden. Vielmehr wird Preußen die erste Gelegenheit ergreifen, sein Müthchen an dem „kleinen Geist" zu kühlen, der sich „zwischen die entbrannten Degenspitzen mächtigerer Gegner drängt", und Oestreich wird sich dadurch revangiren, daß es bei der zweiten Gelegenheit dasselbe thut. Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi! Das ist zu natürlich, um es zu vermeiden. Zuletzt wird Alles, was politische Bildung und allgemeine Ideen hat, sich zu Preußen hinneigen, und der Staat ist in seinem moralischen Fundament erschüttert.

Dafür wird in dem Verfassungsentwurf vom 26. Mai der sächsischen Regierung mit dem sächsischen Volk eine würdige Stellung angeboten. In den innern Angelegenheiten bleibt Sachsen noch immer selbstständig, nur erhält es noch größere Garantien seines Bestehens durch das Gewicht des preußischen Schwertes. In den auswärtigen, allgemein politischen Angelegenheiten erhält die Regierung, die bis dahin gar keine Stimme hatte, in dem Fürstencollegium wie in dem Staatenhaus einen sehr bedeutenden gesetzlichen Einfluß. Gratulationsgesandte an auswärtige Höfe zu senden wird ihnen Niemand wehren. Die Tüchtigen im Volk erhalten durch das Parlament einen angemessenen Spielraum ihrer Thätigkeit, das gesammte Volk durch seine Repräsentanten den ihnen gebührenden Theil des Einflusses.

Wo man hinblickt, überall nur Gewinn für Sachsen, verloren Nichts als eitle Flitter!

Und nun wollen Sie noch warten, wie sich Baiern und Würtemberg besinnt! Nach meiner Ueberzeugung wird der norddeutsche Bundesstaat besser gedeihen, wenn beide Staaten mit Baden draußen bleiben und sich der östreichischen Hegemonie fügen; aber wenn Sie auch den Bundesstaat mit Baiern für besser halten, so müssen Sie doch so viel einsehen, daß Sie das Zustandekommen desselben erleichtern, wenn Sie zuerst ein festes, wenn auch dem Umfange nach beschränktes Ganze gewinnen, dem sich jene Staaten dann anschließen können.

Demnach entscheiden Sie Sich.

Ihr ergebener Diener.

Ein Privatmann.

Zur Schleswig-Holsteinschen Frage *).

Im Jahr 1326 wurde durch die Waldemar'sche Constitution festgesetzt, daß Schleswig nie mit Dänemark vereinigt werden sollte. Im Jahr 1375 starb die Herzogsfamilie aus, welche seit 1236 in Schleswig regiert hatte, Schleswig fiel an das Holsteinsche Grafenhaus und blieb mit Holstein seitdem bis auf den heutigen Tag unter gemeinschaftlichem Landesherrn vereinigt. Umsonst suchte in 25-jährigem Krieg (1404—29) König Erich von Dänemark die Herzogthümer sich zu unterwerfen. Nach dem Aussterben des alten Hauses wählten im Jahre 1460 die Schleswig-Holsteinschen Landstände, welche aus der höheren Geistlichkeit, dem Adel und Abgeordneten der Städte bestanden, den König Christian I. von Dänemark, Schweden und Norwegen zum Schleswig-Holsteinischen Landesherrn, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er nicht als König von Dänemark, sondern als frei gewählter Schleswig-Holsteinischer Landesherr die Regierung in Schleswig und Holstein führen solle. Ueber die Bedingungen, unter welchen Christian I. die Regierung erhielt, stellte er einen Freiheitsbrief aus, in welchem er bekennt:

> daß ihn Prälaten, Ritterschaft, Städte und Einwohner von Schleswig und Holstein aus freiem Willen und aus Gunst zu seiner Person zum Landesherrn angenommen, und ihm gehuldigt haben, nicht als einem Könige zu Dänemark, sondern als einem Landesherrn von Schleswig und Holstein.

Ferner sicherte Christian I. in diesem Freiheitsbriefe eidlich für sich und alle

---

*) „Ueber die Ursachen und die Bedeutung des Krieges zwischen Deutschland und Dänemark." Schleswig 1849, Bruhn. In demselben Verlage sind noch folgende, die Schleswig-Holsteinsche Frage betreffende Broschüren erschienen:

„Meine Erlebnisse in dänischer Gefangenschaft." Von Dr. J. A. Marcus.

„Die Gewissensfrage der Schleswigschen Beamten." Vom Prediger Baumgarten.

„Der diesjährige Dänenkrieg und sein Ausgang — bis auf weiter." Von Ludolf Wienbarg.

Wir entnehmen demselben folgende Charakteristik dänischer Capacitäten. „Carl Moltke, der Verräther an seinem Schleswig-Holsteinischen Vaterlande, gebrandmarkt unter seinen eigenen ritterschaftlichen Genossen. Dein summus theologus Claussen, Unschlitt von unserer großen Schleiermacher'schen Kerze. Pastor Grundtvig, diese aus unserm Jean Paul, dem Wandsbecker Boten, Schlözer, La Motte Fouqué, Harms und der nordischen Edda zusammengestoppelte Originalitätslüge. Orla Lehmann, der deutsche Abenteurer in skandinavischer Politik. Staatsminister Oerstedt, diese logische Fabrikuhr mit der einen altdänischen Unordnung, die sie wieder ganz unbrauchbar macht für deinen Zeitbedarf u. s. w."

„Ueber die angebliche Vertreibung dänisch gesinnter Einwohner der Herzogthümer Schleswig-Holstein."

seine Nachkommen den Landen Schleswig und Holstein und allen Einwohnern derselben folgende Gerechtsame zu: 1) daß Schleswig und Holstein ewig ungetrennt beisammen bleiben sollen (dat se ewig tosamen bliven ungedeelt); 2) daß die Einwohner nicht verpflichtet sein sollen, außerhalb Schleswig und Holstein Kriegsdienste zu leisten; 3) daß keine Abgabe auferlegt werden solle ohne Zustimmung der Landstände; 4) daß keine Münze eingeführt werden solle, welche nicht in Hamburg und Lübeck gang und gebe sei; 5) daß nur Einwohner der Lande als Beamte anzustellen; kein Einwohner außerhalb Landes vor Gericht gestellt, auch von keinem Dänen oder Ausländer gerichtet werden solle; 6) daß der Landesherr keinen Krieg anfangen solle ohne Zustimmung der Landstände; 7) daß jeder nachfolgende Landesherr diese Freiheiten bestätigen solle, und daß, wenn er es nicht wolle, die Stände berechtigt sein sollten, einen anderen männlichen Nachkommen Christian I. zu wählen.

Durch diese Erwählung Christian I. zum Schleswig-Holsteinischen Landesherrn ist es herbeigeführt worden, daß Schleswig-Holstein jetzt einen gemeinschaftlichen Landesherrn mit Dänemark hat. Dieses ist keine nothwendige Folge des Freiheitsbriefes von 1460, vielmehr kommt es für die Nachfolge in Schleswig und Holstein gar nicht darauf an, ob der Landesherr auch zugleich König von Dänemark ist oder nicht. In der folgenden Zeit herrschten in Schleswig-Holstein mitunter zwei oder auch drei Landesherren neben einander, indem die Landstände zwei oder drei Söhne eines verstorbenen Landesherrn als regierende Herzöge anerkannten. So haben vom Jahre 1581 an bis zum Jahre 1773 in Schleswig-Holstein immer zwei Landesherren als Herzöge gemeinschaftlich regiert. Einer dieser beiden Landesherren war zugleich König von Dänemark und Norwegen; der andere nannte sich Herzog von Schleswig-Holstein-Gottorf. In den wichtigsten Angelegenheiten regierten sie zusammen, erließen gemeinschaftlich Gesetze; sonst hatten sie das Land unter sich getheilt, so daß jeder gewisse Districte hatte, aus welchen er Einkünfte bezog, in welchen er Beamte einsetzte u. s. w. Die Bezirke des einen Herzogs, welcher zugleich König von Dänemark war, werden der königliche Antheil, der Antheil des andern Herzogs wird der Gottorfsche oder fürstliche Antheil genannt. Die adeligen Güter und Klöster waren eingetheilt, standen ganz unter der gemeinschaftlichen Regierung beider Landesherren und wurden daher der gemeinschaftliche Antheil genannt. Die wichtigsten Angelegenheiten wurden von beiden Landesherren mit den Landständen auf den Landtagen berathen.

In dem Laufe der Zeiten entstanden zwischen den beiden regierenden Landesherren oft Mißhelligkeiten, welche mitunter sogar zu offenen Feindseligkeiten führten. Bei einem Kriege, welchen der König Friedrich IV. mit Schweden führte, fand der schwedische Feldherr Steenbock, welcher in Schleswig eingefallen war, seine Zuflucht in der Festung Tönning in dem Gottorfschen Antheile. Deshalb nahm

König Friedrich IV. im Jahre 1714 ganz Schleswig in Besitz; verdrängte seinen Mitregenten, den unmündigen Karl Friedrich aus dem Herzogthume Schleswig. Die Könige von England und Frankreich erklärten, den König Friedrich IV. in dem Besitze des herzoglichen Antheils von Schleswig schützen zu wollen. König Friedrich IV. erließ eine Erklärung des Inhalts, daß er den bisherigen herzoglichen Antheil von Schleswig mit seinem Antheil vereinigen und incorporiren wolle, und forderte die Beamten des herzoglichen Antheils, so wie die Mitglieder der Ritterschaft und die Gutsbesitzer in dem gemeinschaftlichen Antheile von Schleswig auf, ihm als dem nunmehrigen alleinigen Landesherren von ganz Schleswig, den gewöhnlichen Eid der Treue und der Huldigung zu leisten. Der verlangte Huldigungseid wurde geleistet, dahin, daß man dem Könige Friedrich IV., als dem nunmehr alleinigen Landesherrn von Schleswig, treu sein wolle. Dieses geschah im Jahre 1721.

Aus diesem Hergange im Jahre 1721 haben Einige jetzt folgern wollen, als sei Schleswig in ein näheres Verhältniß zu Dänemark getreten. Dem ist aber nicht also. Von den Höfen Englands und Frankreichs ist dem Könige Friedrich IV. weiter nichts zugesagt, als daß er den ehemaligen herzoglichen Antheil behalten solle; in seiner eigenen Erklärung liegt weiter nichts, als eine Verbindung des herzoglichen Antheils mit dem königlichen, und der Huldigungseid besagt lediglich, daß Friedrich IV. als alleiniger Landesherr von ganz Schleswig anerkannt werde. Schleswig blieb nach wie vor ein von Dänemark getrenntes, unabhängiges Land, und eben so wenig wurde in der engen Verbindung mit Holstein irgend eine Veränderung vorgenommen.

Funfzig Jahre später, im Jahre 1773, verzichtete der Enkel des Herzogs Karl Friedrich, Paul, welcher Kaiser von Rußland war, nicht nur auf seine Rechte an Schleswig, sondern trat auch seinen Antheil an der Regierung in Holstein an seinen Mitregenten, den König und Herzog Christian VII., ab. Christian war jetzt alleiniger regierender Herzog von Schleswig und Holstein.

Obgleich nach der Verfassung von 1460 Schleswig-Holstein sein eigenes, von Dänemark völlig getrenntes Staatswesen haben sollte, so hat das Land doch durch die Verbindung, in welche es durch Gemeinschaftlichkeit des Regenten mit Dänemark gerathen ist, viele Nachtheile erlitten. Von diesen Nachtheilen mögen hier folgende hervorgehoben werden:

1) Bei Kriegen, welche der König von Dänemark im Interesse Dänemarks führte, mußte Schleswig-Holstein regelmäßig den Kriegsschauplatz abgeben, während Dänemark vor den Feinden bewahrt blieb. Schleswig-Holstein diente dem Königreiche Dänemark als Vormauer, wurde den Leiden des Krieges Preis gegeben, und wenn der Feind die Grenze Dänemarks erreichte, wurde gewöhnlich Friede geschlossen. Dieses ist in dem Zeitraume von 200 Jahren sechsmal geschehen. In dem dreißigjährigen Kriege mußten die Herzogthümer während der

Jahre 1627—1629 die Leiden des Krieges tragen, indem Christian IV. sich nach Jütland zurückzog. Bei dem darauf folgenden Kriege Christian IV. mit Schweden diente Schleswig-Holstein wiederum in den Jahren 1643—1645 als Kriegsschauplatz. Als Friedrich III. im Jahre 1657 thörichterweise den Krieg gegen Schweden erneuerte, um einige von Christian IV. an Schweden abgetretene jenseits des Sundes belegene Gebiete wieder zu erobern, drangen die Schweden von Neuem in die Herzogthümer ein, und Itzehoe wurde durch ein Bombardement eingeäschert; als aber die Schweden im folgenden Jahre über das Eis gingen, wurde Friede geschlossen. Doch noch in demselben Jahre 1658 wurde der Krieg erneuert; deutsche und polnische Truppen zogen den Dänen zu Hilfe in die Herzogthümer ein, und furchtbar wurde hier verwüstet, gebrandschatzt und gebrannt, bis 1660 der Friede geschlossen wurde. Im Jahre 1709 erneuerte Friedrich IV. den Krieg mit Schweden, und wiederum mußten die Herzogthümer alle Leiden eines Krieges tragen, welcher sie gar nicht anging, und in welchem die Stadt Altona von Steenbock niedergebrannt wurde. Endlich wurden in den Jahren 1813 und 1814 in dem Kriege, welcher lediglich im dänischen Interesse geführt wurde, beide Herzogthümer von den Feinden besetzt; und als die Kosaken bis an die Grenze Jütlands vorrückten, wurde Friede geschlossen.

2) Zu den gemeinsamen Staatslasten mußten die Herzogthümer weit mehr beitragen als Dänemark; sie mußten für Dänemark Steuern zahlen. Im Jahre 1762 wurde in Dänemark und in Schleswig-Holstein die Kopfsteuer auferlegt. In Dänemark wurde dieselbe bald wieder aufgehoben, in Schleswig-Holstein blieb sie bestehen, bis im Jahre 1848 die provisorische Regierung sie aufhob. Im Jahre 1802 wurde die Haus- und Landsteuer eingeführt, und so eingerichtet, daß das Land in den Herzogthümern höher belastet wurde, als in Dänemark. Durch die im Jahre 1813 eingeführte Reichsbankhaft wurden die Herzogthümer im Verhältnisse zu Dänemark auf's Stärkste in Nachtheil und Schaden gebracht. Sechs Procent des Steuerwerths von Gebäuden und Ländereien mußten bekanntlich zur Bankhaft hergegeben werden, und zwar in Dänemark auf gleiche Weise, wie in Schleswig-Holstein. Kaum war dieses geschehen, als den Landeigenthümern in Dänemark $\frac{4}{6}$ der Bankhaft erlassen wurden, und mit diesen $\frac{4}{6}$ wurde dann die gemeinsame Staatskasse Dänemarks und Schleswig-Holsteins belastet, also daß die Schleswig-Holsteiner einen großen Theil der Bankhaft für die Dänen tragen mußten. Als sich aber später zeigte, daß die Bank mit der Zeit eine Ausbeute geben werde, wurden die Herzogthümer aus der Verbindung mit der Bank gesetzt. Die Bank war zum größten Theile auf Kosten der Herzogthümer gegründet; ihre Vortheile wurden aber den Dänen zugewandt. — Die Staatsschulden sind größtentheils Dänemarks wegen erwachsen; zur Verzinsung und Deckung derselben haben die Herzogthümer das Meiste beitragen müssen. Von 5 Millionen Reichsbankthaler, welche in den Herzogthümern jährlich gesteuert wurden, verblieb nicht

die Hälfte in den Herzogthümern, die größere Hälfte ging über die Belte nach Kopenhagen, und kam mehr den Dänen, als den Schleswig-Holsteinern zu Gute. Zu den Belustigungen der Kopenhagener, für das dortige Schauspielhaus, für dortige Musik, desgleichen auch für die Kopenhagener Armenkasse haben die Schleswig-Holsteiner beisteuern müssen.

3) Nach dem Grundgesetze für die Herzogthümer von 1460 sollte keine Münze von dem Landesherrn eingeführt werden, welche nicht auch in Hamburg und Lübeck gang und gebe sei. Mit großer Weisheit hatten unsere Vorfahren, indem sie diese Bedingung stellten, dadurch verhindern wollen, daß schlechtere dänische Münze eingeführt werde. Daher hatten die Herzogthümer auch früher immer ihr eigenes Geld, unser wohl bekanntes schweres Schleswig-Holsteinisch Courant. Aber vor 50—60 Jahren wurde von der Landesregierung dem dänischen Gelde und den dänischen Zetteln der Umlauf in den Herzogthümern gestattet; und im Jahre 1813 sollte statt unseres guten Courantgeldes das Reichsbankgeld, dänisches Papier- und Kupfergeld eingeführt werden. Noch leben Viele, welchen es in frischer Erinnerung ist, welche Noth dadurch in Schleswig-Holstein herbeigeführt wurde, welchen Verlust Tausende durch die dänischen Zettel erlitten.

4) In mancher Beziehung ist seit einer langen Reihe von Jahren Dänemark vor den Herzogthümern bevorzugt worden. In Rendsburg war eine Offizierschule, in Kiel eine Forstlehranstalt; diese sind aufgehoben und nach Kopenhagen verlegt worden. Auf dem Schlosse Gottorf waren viele dem Lande gehörige Kunstgegenstände; dieselben sind nach Kopenhagen gebracht worden. Zahlreiche Dänen wurden in den Herzogthümern angestellt, als Prediger in dem nördlichen Schleswig, als Forstbeamte, Postbeamte, Zollbeamte, Kassenbeamte u. s. w. Alle hohen Collegien waren in Kopenhagen, und in denselben weit mehr Dänen als Schleswig-Holsteiner angestellt. Es ist gewiß ein Hauptgrund, weshalb die Dänen so sehr an der Verbindung der Herzogthümer mit Dänemark festgehalten haben, weil ihre Söhne, auch solche, welche nicht viel taugten, in Schleswig-Holstein Anstellung und Lebebrot finden konnten. Die Handelsinteressen Schleswig-Holsteins wurden den dänischen, insbesondere den Interessen der Stadt Kopenhagen untergeordnet und nachgestellt; dänische Fabriken auf Kosten Schleswig-Holsteins begünstigt. Noch in den letzten Jahren hat die Regierung die Anlegung einer Eisenbahn von Rendsburg nach Flensburg und weiter nach Jütland nicht gestatten wollen, und daher ist das Herzogthum Schleswig von dem in unserer Zeit so wichtigen Eisenbahnverkehr ausgeschlossen geblieben.

Diese und noch manche andere Nachtheile sind dem Lande Schleswig-Holstein durch seine Verbindung mit Dänemark unter gemeinschaftlichem Landesherrn erwachsen. Zum Theil liegt der Grund darin, daß der gemeinschaftliche Landesherr in Kopenhagen seinen Sitz hatte, von dänischen Rathgebern umringt war, die Wünsche und Beschwerden der Schleswig-Holsteiner entweder gar nicht, oder doch

nur verfälscht zu seiner Kunde gelangen konnten. Der Hauptgrund lag aber in dem Mangel einer guten Schleswig-Holsteinischen Landesverfassung; denn die alte Landesverfassung von 1460 war in Verfall und Vergessenheit gerathen, eine neue nicht an ihre Stelle getreten. Daher war schon lange der Wunsch des Landes laut geworden, daß eine neue Landesverfassung eingeführt, namentlich eine Trennung der Schleswig-Holsteinischen Staatskasse von der dänischen in's Werk gesetzt werden möge. Aber alle Bitten und Beschwerden, welche in dieser Beziehung von den Landständen vorgetragen worden waren, ohne Erfolg blieben.

Nach allem Recht ist die Staatserbfolge in Schleswig und Holstein nach den hier geltenden Gesetzen von der Erbfolge in dem Königreiche Dänemark verschieden. König Christian VIII. erklärte auf den Wunsch der Dänen in dem offenen Briefe vom 8. Juli 1846, daß das dänische Erbfolgerecht auch in Schleswig gelten solle, und daß er sich bemühen werde, dieselbe Erbfolge auch in Holstein zur Geltung zu bringen. Darin lag der Versuch eines schweren Unrechts gegen die Herzogthümer, denn ein Landesherr, wie mächtig und unbeschränkt er sei, kann nicht einseitig und willkürlich die Erbfolge abändern.

Die dem Schleswig-Holsteinischen Volke nach dem Grundgesetze von 1460 zustehenden Rechte sind in vielfacher Hinsicht von den Landesherren verletzt worden; doch haben alle Landesherren nach ihrem Regierungsantritte diese Rechte bestätigt. Das Hauptrecht des Landes, das Recht auf feste und unzertrennliche Vereinigung beider Herzogthümer ist aber bis zum Jahre 1848 unangefochten geblieben, von allen Landesherren heilig gehalten worden. Diese Vereinigung ist in allen Verhältnissen des Landes auf das Deutlichste ausgeprägt. Der Landesherr nennt sich König von Dänemark, Herzog von Schleswig-Holstein. Die Gesetzgebung für Schleswig-Holstein ist von der des Königreichs getrennt geblieben. An der Spitze der Verwaltung in den Herzogthümern standen der Statthalter und die Schleswig-Holsteinische Regierung. Schleswig und Holstein haben einen gemeinschaftlichen höchsten Gerichtshof in Kiel. In Kiel ist eine Schleswig-Holsteinische Landesuniversität, ein Schleswig-Holsteinisches Sanitätscollegium; hier hält die Schleswig-Holsteinische Ritterschaft ihre Versammlungen. Schleswig-Holstein hat sein eigenes von Dänemark gänzlich getrenntes Zollwesen. Die beiden Herzogthümer sind so fest an einander gewachsen, daß eine Trennung derselben jedes Herzogthum tödtlich verletzen würde.

Mit dem offenen Brief war also eine schwere Rechtsverletzung eingetreten. Dennoch kündigten die Schleswig-Holsteiner ihrem Landesherrn die Treue nicht auf, haben sich nicht von ihm losgesagt; weil sie annahmen, daß Friedrich VII. nicht freiwillig, sondern nur von den Dänen gezwungen, sein Wort und seine Verpflichtung gebrochen; daher wurde der Krieg nur gegen Dänemark gerichtet, nicht gegen Friedrich VII., als Herzog von Schleswig und Holstein.

Die dänische Regierung hat in Widerspruch mit dem unzweifelhaften Rechte der Herzogthümer, in Widerspruch mit der sogleich nach seiner Thronbesteigung von Friedrich VII. ertheilten feierlichen Erklärung Schleswig von Holstein trennen, in Dänemark einverleiben wollen; hat zu diesem Zwecke die Herzogthümer feindlich angegriffen. Die deutschen Fürsten haben nach ihrer Bundespflicht den Schleswig-Holsteinern gegen diesen ungerechten Angriff Hilfe geleistet.

Ein gerechter Friede kann nur zu Stande kommen, wenn Schleswig und Holstein vereinigt bleiben, die seit vierhundert Jahren bestehende Verbindung Anerkennung findet.

Czechische Portraits.

Die Zahl der lyrischen und romantischen Dichter ist nächst jener der politischen Schriftsteller, welche seit dem März 1848 wie Pilze nach einem Sommerregen aufgeschossen sind, die beträchtlichste unter den Czechen, doch ragen nur Einige selbstständig und bedeutend hervor. Ihre beiden urkräftigsten und besten poetischen Geister haben die Jungczechen im letzten Jahrzehend in der Blüthe der frischesten Manneskraft verloren, den genialen und volksthümlichen Jaroslaw Langer *) und Hynek Mácha, den begeisterten Sänger des Mai. Der letztere ward von seinen Landsleuten zu spät erkannt, erst als ihm der Gram tief in's Herz gefressen hatte. Pedantische Kritiker und trockene Reimschmiede verfolgten und verketzerten ihn lange wegen Nachahmerei Lord Byron's und dergleichen, bis das Volk von den Bessern unter den jüngern Literaten geweckt, zur Erkenntniß kam über Mácha's Werth und seinen Namen mit goldener Schrift in Slava's Tempel grub. Wahr und treffend ist, was G. Kolár über Mácha schreibt: „Jene Herren verstehen weder Byron noch Mácha. Byron saß, wie weiland Marius auf Karthago's Trümmern, auf der Ruine seiner romantischen Verhältnisse und bevölkerte sie mit den Phantomen seiner Riesenphantasie; ein klagender Abadonna stand er am Eingange der Hölle mit der peinlichen Erinnerung, daß er Paradiese und Welten verloren und daß ihm von all der Seligkeit nichts übrig geblieben, als ein warmes, blutendes Herz und der unversiegbare Born schmerzlichen Gesanges. Mácha stand nicht am Eingange der Hölle, er stand am Eingange in die Welt, er hatte mit dem Leben noch nicht gerungen, an der Kette unbesiegbarer Hemmun-

*) Von Langer's Poesie sind bis jetzt nur die Selanky (Idyllen), Koprivy (Brennesseln) und Rukopis Bohdanecky (die Handschrift von Bohdanec) gedruckt und zerstreute Gedichte.

gen noch zu wenig gerüttelt, den Glauben an die Menschheit noch nicht verloren und den Giftpokal brennender Schmerzen nur im herausfordernden Scherz an die Lippen gesetzt. Niedrige Verhältnisse drückten ihn, Verhältnisse, die sein starkes Gemüth in der Folge gewiß abgeschüttelt hätte. Seine Poesien sind keine Konsequenzen bitterer Lebenserfahrung, sondern ein genialer Mummenschanz mit dem Schicksal und dem Leben in Vorhinein. Byron war ein unter dem Druck der Schlange klagender Laokoon, Mácha ein träumerischer Alcides, der den Scheideweg des Lebens kühn betrat, um die Schlange da zu suchen! — Auch in Jaroslaw Kalina († 1847) verlor die czechische Muse ein großes Talent, das leider zerrissen und auf Abwegen war, nichts desto weniger bleibt der geistreiche und dabei naive Sonderling Kalina doch als dichterische Persönlichkeit denkwürdig.

Der gefeiertste lebende Dichter der czechischen Zunge ist Johannes Kollar, evangelischer Prediger der slovakischen Gemeinde zu Buda-Pesth, geboren 1793 am 29. Juli zu Mosow in Ungarn, interessant in der Erscheinung durch einen markanten Kopf, der viel Aehnlichkeit mit dem Napoleon's hat. Kollar bleibt epochemachend durch seine Aufstellung der berühmten Theorie der slavischen Wechselseitigkeit (vzajemnost), welche fördernd mächtig einzugreifen beginnt in das literarische Leben der slavischen Stämme. Das Hauptwerk des Johannes Kollar ist der bekannte Gedichtecyklus „Slavy diera" (die Tochter des Ruhms), unter allen czechischen Dichtungen die verbreitetste und beliebteste; sie ist voll Schwung und glühender Begeisterung für den Panslavismus, dessen erster Verfechter Kollar noch heute ist. Als Philologe ist Kollar höchst sinnreich und überaus gelehrt, aber maßlos in Conjecturen, die scharfe Lupe der Kritik über der rosenfarbenen Brille des Dichters vergessend. Kollar sieht überall Slaven, nichts als Slaven und slavische Reste, und schreibt jetzt ein großes Werk über slavische Reste und Inscriptionen im alten Etrurien! —

Noch excentrischer als Kollar in dieser Hinsicht, ja bis zur Lächerlichkeit excentrisch ist ein anderer czechischer Dichter, Karl Winaricky (auch unter dem Namen Slansky). Herr Winaricky meint steif und fest, alle fünf Welttheile seien ursprünglich slavisch, der Mehrzahl nach aber speziell czechisch. Winaricky hat ein ganzes Buch darüber geschrieben, daß der Erfinder der Typographie, Jan Kutnohorsky ein Böhme aus Kuttenberg gewesen, und sein Nachfolger Fust ein Prager, der eigentlich Stjasny geheißen — und Jean de Cazzo hat dies Buch ins Französische übersetzt! Nächstens wird Herr Winaricky in allem Ernst beweisen, kein Deutscher, sondern ein Böhme, Herr Czerny, habe das Pulver erfunden und ein Böhme, Holubac aus Jenikau Amerika entdeckt, ungeschickte Skribenten nur hätten einen Genuesen Columbus daraus gemacht! Als Lyriker hat Winaricky einiges Schöne geleistet, doch ist uns in seinen meisten Gedichten die herrliche Form lieber als der Inhalt. Als Uebersetzer des Virgil und Petrarka und der lateinischen Schriften des Bohuslav von Lobkovic leistete er Ausgezeichnetes. Beachtung ver-

dient Winaricky's poetische Broschüre: „Snemy zvirat" (Rath der Thiere), eine Satyre, die sich das Herausstellen moderner Schattenseiten zum Ziele gesetzt. Die Behandlung ist schön, die Geißel trifft zuweilen richtig, in der Regel scharf, aber sie schlägt meist nach einer Idee, welcher ein großer Theil der Menschheit huldigt und verwundet Herzen, welche warm dafür schlagen. Im Drama hat sich Winaricky ohne Glück versucht, seine historische Tragödie: „Jan Slepy" (Johann der Blinde) machte einen bloßen kalten Hauch d'estime. Winaricky ist am 24. Januar 1824 zu Schlan geboren und gegenwärtig Dechant zu Kostelec. Auf dem Reichstag war auch Winaricky erschienen und sprach da wie ein frommer katholischer Priester, demüthig, ergeben und unterwürfig, und gab durch sein seichtes, ceremoniöses Wesen bei einer kräftigen, imposanten Gestalt viel zu lachen. Ihm ist's jedoch Ernst um die gute Sache, nur die Schaale ist so versüßlicht.

Zu Neustadt lebt noch ein alter czechischer Dichter, einst beliebt und bekannt, jetzt überlebt und nur als Antiquität geschätzt, der k. k. Infanterieoberst Milota Zedirad Polák, der letzte aus dem alten czechischen Dichterbund der Nejedly, Puchmayr's und Hnewkowsky's. Sein großes Gedicht über die Erhabenheit der Natur gibt ein schönes Zeugniß seines Dichterberufs, zwar veraltet in der Form, aber höchst poetisch, gedanken- und bilderreich und schwungvoll.

Ein bedeutender Lyriker, besonders im elegischen Ton ist Boleslaw Jablonsky (eigentlich Tupy), ein junger Priester im Orden der Prämonstratenser, eines der schönern Talente unter den czechischen Dichtern, wenn auch bisweilen zu weich und schwärmerisch, ja selbst nicht selten zerfahren. Wenn nur Skapulier und Kutte seinen Geist nicht ersticken! —

Wer den Herrn Actuar der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, auch Archivar im Nationalmuseum, Karl Jaromir Erben sieht, wird in der prosaischen Figur schwerlich einen so begabten Poeten erkennen, wie er ist. Eine lange, hagere Gestalt, in den Dreißigen, ein kleiner Kopf mit bräunlichem, leicht geringeltem Haar, und ein mageres, pockennarbiges Gesicht, aus dem zwei gutmüthige, Geist verrathende Augen hervorglänzen; in der Conversation erscheint er trotz einer Masse von Wissen trocken und schüchtern. Seine erste literarische Carriere machte Erben unter den Auspizien Palacky's, als dessen Mitarbeiter bei historischen Forschungen. E. leistet auch mehres Tüchtige selbstständig auf diesem Felde. Sein Hauptstudium ist die slavische Mythologie und die Sitten, Gewohnheiten, Gebräuche und Poesien des slavischen Volks, für welche er eine große schnell auffassende Empfänglichkeit hat. Erben's Sammlung czechischer Volkslieder in 3 Bänden, ist die reichhaltigste und gediegendste, die es gibt; die Melodien dazu redigirte er selbst unter Mitwirkung des Herrn Kolesowsky und Martinowsky. Seine Dichterader ist nicht so reich und gebildet wie die Celakowsky's, aber auf derselben Basis beruhend und noch frischer und volksthümlicher. Jetzt bereitet

Erben zur Herausgabe ein Buch über den Mythus der Morana, dann die Sitten und Gebräuche des czechischen Volks mit steter Hinweisung auf die übrigen Slavenstämme und einen Cyklus poetischer Originalarbeiten in Form von Romanzen und Balladen, davon der „Weihnachtsabend" und das „Brauthemd" zu dem schönsten gehört, was die böhmische Dichtkunst aufzuweisen hat. Im vorigen Jahre saß Erben anfangs mit im Nationalausschuß und ward von demselben als Abgeordneter zu den Sitzungen des kroatischen Landtags nach Agram geschickt, von da rückgekehrt übernahm Erben die Redaction des czechischen Regierungsblattes „Prazské noviny" und führte sie matt und mit sichtlicher Unlust bis zum März l. J. Als Politiker gehört E. seiner Farbe nach unter die nationellen Conservativen, doch zählt seine politische Befähigung und Bildung so viel wie gar nichts.

Ein Wiederspiel zu Erben bietet die Gestalt Wenceslaw B. Nebesky's, klein und lebhaft bewegt, das Gesicht geröthet und sonnenfleckig mit wildverkräuseltem Haar aber ebenbürtig an poetischer Begabung. Nebesky ist jünger und feuriger, aber weniger originell und weniger volksthümlich als Erben. Seine Poesien voll Gemüthstiefe und Lebendigkeit, welche hie und da durch ein wenig Blasirtheit gestört wird, fußen auf gründlichem ästhetischen Studium fremdsprachlicher Dichter, es scheint mir, als wolle Nebesky, Freiligrath, Platen und Justinus Kerner mit einander vermitteln, was eben eine gewisse Ungleichförmigkeit und Unruhe erzielt. Gründlichkeit und Wissen und tüchtige ästhetische Bildung verrathen seine literarischen und kritischen Aufsätze in der Museumszeitschrift. Auf dem östreichischen Reichstag spielte Nebesky den beharrlichen Schweiger. Er wußte wohl warum? Beim Slavencongreß fungirte er als Schriftführer.

Unter den übrigen czechischen Lyrikern ist etwa noch Jaromir Picek, Oberamtmann zu Liblin, ein hübsches, aber affektirtes, und zu süßliches Talent, dann Professor F. Mathias Klacel (geb. 1808 zu Trebow) zu nennen, der jedoch als Philosoph und Slavist einen bedeutenderen Rang unter den czechischen Gelehrten einnimmt. Im Jahre 1846 ist Klacel wegen freisinnigen Vorträgen über die Philosophie vom Metternich'schen Regiment von seiner Professur an der Brünner Universität entsetzt worden. Für die czechischen Vorträge an der Hochschule zu Prag dürfte Klacel eine der glänzendsten Acquisitionen sein. Endlich Drahotin Baron von Villani, der zwei Bände lyrischer Gedichte herausgegeben hat, welche ihn jedoch nicht so bekannt gemacht haben, als seine Charge als Kommandant der so arg verschrienen czechischen Swornostlegion. Villani, der Sprößling eines seit Jahrhunderten in Böhmen domizilirenden Adelsgeschlechts war früher östreichischer Offizier gewesen und ward nach Graf Albert Deym zum Kommandanten der Swornost gewählt. In diesem Berufe war er unermüdlich in der Erfindung neuer geputzter Nationaluniformen, sonderbarer Pelzmützen und in der Abhaltung einer Masse von Paraden, doch verstand er es nicht, Disciplin in dem Swornostcorps aufrecht

zu halten und that sehr wenig für die Uebung in Waffen, welche er über der Menge eitler Aufzüge vernachlässigte. Sein Hauptgeschäft war, in einer glänzenden, mit Silberstickerei überladenen Nationaltracht, welche dem schlanken jungen Manne recht wohl anstand, in den Straßen Prags zu stolziren und zu commandiren. Bei den einzelnen Emeuten war er niemals betheiligt, that aber auch so gut wie nichts zu deren Hintertreibung. Vielleicht war er trotz seiner Kommandantur nicht selbstständig und unabhängig genug? — In der vorjährigen Junirevolte will man Villani nur am ersten Tage an der Spitze einer Abtheilung Swornost gesehen haben. An einem der folgenden Kampftage ward er von Grenadieren in Civilkleidern in einem Versteck auf der Kleinseite gefunden und als Gefangener auf das Prager Schloß gebracht, wo er mehrere Monate bis zu seiner Freisprechung in Untersuchung saß. Eine mittelgroße, schlanke Figur, ein schmales, kleines Gesicht, blaß, mit schwärmerischem Ausdruck, braunem Schnurr- und Knebelbart, starke, etwas heisere Kommandostimme. Im gewöhnlichen Leben ist Villani's Persönlichkeit nicht bedeutend, noch auffallend, er brauchte der Ueberladung im Kostüm, um eklatant Aufsehen zu machen. Kleider machen Leute! —

Die Siebenundsechziger.

In der Czechenstadt berühren sich die Extreme. Wenn Sie Ihren Blick unmuthig von dem verknöcherten Trotz, von der starren alterthümlichen Phantasterei geheimnißvoller Hussitenlogiker abwenden, so wird er schnell von den biegsamen Kniegelenken, von dem langweiligen Servilismus der Siebenundsechziger gefesselt. Die Ziffern scheinen Ihnen wohl alt, doch die Zahl ist neu und ihre Bedeutung historisch. — Prüfen wir sie, da es doch eine ebenso interessante als belehrende Aufgabe ist, die psychologischen Eigenthümlichkeiten gewisser Menschenkategorien zu untersuchen, das Ernste und Lächerliche an ihnen herauszufinden, ihre bisweilen historisch wichtigen Einflüsse auf den Lauf der Zeitbegebenheiten unter das Objektivglas billiger Beurtheilung zu legen, und diese — selbst bis in die Träumereien zurückzuführen, denen sich die Zeit der erwachenden Freiheit hingab. Unsere Epoche ist an solchen Stoff überhaupt eine unerschöpfliche Fundgrube. Sie ist gleichsam die Krisis der Psychologie in politischer Hinsicht, eine öffentliche Prüfung der Seelen, welche sich in der Gesellschaft verbinden oder abstoßen, je nachdem ihre Apperception im Staatsleben von denselben Triebfedern geleitet wird, oder nicht. Es ist eine verhängnißvolle Zeit, wo Geist und Herz nicht selten in Opposition gegen einander treten und das menschliche Ich, dessen Faktore sie doch

gemeinschaftlich sein sollen, so sehr verwirren, daß jeder Unterschied zwischen dem materiell Nothwendigen und phantastisch Schönen in ein Nichts verschwimmt, oder, wenn man nur die goldene Mitte zwischen beiden verfehlt, eine Art Carrikatur — sei es der mißbrauchten Freiheit oder reaktionären Obscurantismus — zum Vorschein kömmt. Und eben eine solche Erscheinung unerquicklich und schwerfällig zugleich ist der Siebenundsechziger.

Seinen Ursprung verdankt der Name, wie bekannt, jener gutgesinnten Petition, worin im Jahre der Swornost 67 Prager Bürger dem Fürsten Windischgrätz um gnädige Verlängerung des verschwörungshemmenden Belagerungszustandes anflehten. Der strategische Jung- und fürstliche Altgeselle in Einer Person stutzte selbst über solche klägliche Vornirtheit und Wohldienerei von 67 bürgerlichen Creaturen, mit denen wohl noch einige Tausend in dieser Stadt stillschweigend einverstanden waren, und seit dieser Zeit ist die genannte spezifische Zahl im Inlande sprichwörtlich, im Auslande bekannt geworden; an den meisten Häusern Prags prangt sie in Riesenziffern von spottlustiger Kreide gezeichnet; ein jedes Kind weiß Ihnen schmunzelnd etwas darüber zu erzählen und macht nicht selten seine Glossen dabei; das hartköpfige Swornostsöhnchen schilt seinen deutschen Schulkameraden, wenn dieser fleißig und gesittet zu sein, die Anlagen hat, einen Siebenundsechziger; der kleine gute Michel weint bitter über die unerhörte Beschimpfung und klagt es ebenso trübselig zu Hause seinem zärtlichen Erzeuger, der sich jedoch vielleicht selbst denselben Taufnamen in einem öffentlichen Blatte gefallen lassen muß. Das ist dann nun ein gutgesinntes Miserere, eine wahre göttliche Prüfung, aus der der Papa mit dem erhabenen Selbstbewußtsein hervorgeht: „Ich bin stolz darauf, ein Siebenundsechziger zu sein."

Halten Sie aber den Siebenundsechziger keineswegs für ein ausschließlich böhmisches Monopol; denn Sie finden seine sympathisirenden Genossen, „so weit die deutsche Zunge klingt und die deutsche Flotte ihre Flaggen sendet;" er ist so ein ruhefreundlicher Gutgesinnter, wie er auch im Berliner Treubunde und in der Stuttgarter Bürgerwehr, im Wiener Gemeinderathe und in der Münchener Kneipe zu Hause ist; der lokale Name ändert an der Gesinnung und Sache nichts, welche gewiß so lange dauern wird als der Besitz. — Charakteristisch aufgefaßt ist der Siebenundsechziger durch und durch materieller Mensch, bei dem eigentlich im Leben nichts als sein Ich einen unbedingten Werth hat, nach welchem er daher auch Alles auf der Welt geregelt und gerichtet wissen will. Dieses Ich ist bei ihm weniger als Resultat höherer Geistesthätigkeit, denn die Summe sinnlicher Empfindungen zu betrachten, weniger mit dem Typus der Leidenschaft, als mit dem Mantel pedantischer Laune behaftet. Von Selbstständigkeit, von frei entwickeltem Charakter sind bei ihm wenig Spuren zu finden; Haß und Freundschaft wechseln in seinem Gemüthe wie Fieberwärme, je nachdem er sie braucht und ein oder der andere Zustand seinen persönlichen Interessen mehr dienlich ist. Er ruft heute

Demjenigen ein donnerndes Slava zu, welchen er morgen mit Koth bewirft; wen er heute anklagt und verfolgt, dem kann er am andern Tage devote Huldigungen und ehrende Kränze spenden, falls dieser, wenn auch zu blos momentaner Macht gelangt und ihm die Ruthe zeigt. Von wahrer Treue, von offener, consequenter Gesinnung kann daher bei dieser Klasse ebensowenig die Rede sein, als von persönlichem Muth, welcher in den Seelen der Siebenundsechziger eine unendliche Lücke ist. Der Erste bei friedlichen, schillernden Paraden ist er auch der Erste beim Verschwinden, sobald ein ernster Würfel fällt; ein bärtiger Bramarbas im Frieden ist er ein indisches blutscheues Geschöpf im Kriege, für welchen er zwar Gelder sammelt und beisteuert, aber — damit Muthigere hinziehen, seine Haut und seinen Herd zu beschützen. Davon hat unsere Zeit gar viele Exempel aufzuweisen, und jede Stadt, die einmal einen Cravall gesehen hat, wird davon zu sagen wissen.

Die Zahl 67 ist nun für Prag darob verhängnißvoll geworden. An der uralten Kunstuhr des altstädter Rathhauses sah man vor Kurzem diese heilige Zahl im Krebszeichen des Sonnensystems glänzen; die Zahl der versammelten Stadtverordneten soll, wenn sie beschlußfähig sein sollen, 67 betragen, und, o Verhängniß! die Gefängnisse des Hradschins umfassen gegenwärtig genau 67 gefangene Individuen. Soweit ist es also mit uns gekommen, daß die ominöse Nummer selbst ins feindliche Gebiet sich hinüberwagt, zugleich bittrer Sarkasmus und poetische Gerechtigkeit gegen Jene, die früher gegen dieselbe Zahl feindlich aufgetreten sind. Doch halt? Wag' ich's doch selber! Sollte ich mich nicht vielmehr durch dieses Schicksal abschrecken lassen, gegen die schläferige Zunft den Pfeil des Spottes abzuschießen?! — Wohlan denn! Gehen wir, um den Fehler einigermaßen wieder gut zu machen und die Gunst des Fatums nicht vollends zu verscherzen, auch zu den Lichtseiten unserer Friedenshelden über. —

Sobald wir jedoch diese auf den Fingern abzählen wollen, werden wir mit Einer Hand mehr als ausreichen, würden wir nicht die andere dieses niederzuschreiben benöthigen. Die Cardinaltugend der Friedensjünger ist passiver Widerstand, den dieselben jederzeit und überall an den Tag legen, wo ihr Herz sich ja einmal zur Unzufriedenheit hinneigt. Dadurch sind sie aber die unschädlichsten Menschen der Erde, weil sie sich nie zur That hinreißen lassen und ihren Groll eher in deutschbaierischem Gerstensaft ertränken, als ihn auf die eben dominirende Außenwelt zu übertragen. Sie huldigen der gesetzlichen Freiheit, worunter sie jene verstehen, die leise auftritt und beim ersten Hinderniß davon schleicht. In Prag war diese ihre Eigenschaft insofern heilsam und ersprießlich, als sie das beste Mittel abgab, die Zeit schadlos und ruhig zu erwarten, wo die Herrschaft der nationalen Phantasten und ihrer deutschfeindlichen Getreuen in die Gruft steigen sollte. Die Siebenundsechziger sind ihrer überwiegend größern Zahl nach deutschen Stammes. Man denke sich daher den Besitz in solchen deutschen Händen, die herausfordernd der czechischen Nationalpartei den Fehdehandschuh hinge-

worfen hätten und aktiv geworden wären, welche verheerenden Flammen müßten aus jenem Holzstoße emporgestiegen sein, wo ohnehin so viel empfänglicher Zunder angehäuft war, daß selbst ein kleines Fünkchen die Seelen zum Brande brachte? — Da war es des Michels Glück, daß er eben Michel war, und ruhig die Hand in den Schooß legte, zu Allem nickend, was da geschah; mitschreiend, wo geschrien wurde, und der Dinge harrend, die da zu seiner Befreiung kommen sollten. Ich erinnere z. B. an jene Sitzung des deutschen constitutionellen Vereins im Convikt-saale, wo das Hausrecht und die Redefreiheit von den Czechen so gröblich verletzt wurde, daß es ohne Dazwischenkunft Strobach's sicherlich zu traurigen Thätlichkeiten gekommen wäre, blos deshalb, weil man dort von einem Anschluß an Deutschland zu sprechen wagte. Das war aber auch der kritische Tag, wo in Prag deutsche Interessen in so öffentlicher Weise vertreten und zertreten wurden und von demselben Momente konnte selbst der wahrhaft Liberale viele Vortheile erkennen, welche aus dem Bestande der hier lebenden massenhaften Gutgesinnten in Zukunft für den Deutsch-Böhmen erblühen dürften. So ist es ihrem passiven Widerstand zu danken, daß das deutsche Element in Böhmen dennoch wieder aktiv zu werden vermochte, und sich nicht vollends unter das czechische Joch zu beugen gezwungen wurde.

In der Gegenwart, wo das demokratische Gebiet der Zeit durch die unerbittliche militärische Nivellirung schwindsüchtig geworden, und einzelne Stoßseufzer die ziemlich befestigte Ruhe nicht mehr zu stören vermögen, hat der Siebenundsechziger freilich einigen Reiz verloren, wenn er ihn nicht durch die Würze der Conversation neuerdings gewinnt. Ich erkenne Ihre Sehnsucht, mit einem solchen politischen Hypochonder Bekanntschaft zu machen. Treten wir in dieses Gasthaus. Es bietet Ihnen nebst guter Speise und Trank auch ein schönes Sümmchen solcher interessanter Personen. Betrachten Sie diese Gruppe, die dort friedlich debattirt, aber mit gerötheten Gesichtern — ob vom Bier oder vom Eifer, gleichviel, — diese Gruppe gehört der heiligen Zahl an. Worüber sie wohl ihre Weisheit erschöpfen mögen, die guten Vaterländer der gesetzlichen Ordnung! Ich höre den Namen „Rieger." „Abkrageln," sagt der Eine, ein reicher Geldwechsler, schon mit etwas lallender, also nicht ganz zurechnungsfähiger Zunge, „nur abkrageln. Eher ist keine Ruh, bis alle Rebellen ihre Toilette am Galgen empfangen." — „Dieser Rieger," sagt der Zweite, eine Advokat, „schade, ein so guter Kopf und ein so böses Herz. Schade um ihn. Wenn er sich auf etwas Anderes, als auf die Freiheit verlegt hätte, da wäre was aus ihm geworden, aber nun wird er nie mehr zu einem Amte kommen." — „Wie fein," sagte der Dritte, ein starkbeleibter Hausbesitzer, „wie fein. Geht nach Paris auf Reisen und conspirirt gegen uns. Warte Schurke, man wird dir schon dein Fell zu gerben wissen." — Das ein kleines Tischgespräch unserer Helden, die verdammen, ohne erst juridisch oder selbst vernünftig das Verdammungsurtheil begründen zu können, die jeder

herumstreifenden Mähr — sei sie Hoffnung oder Schrecken, Lob oder Verdammung -- Glauben schenken, während selbst Pulsky, der wohl zu Oestreich in einem solchen Verhältnisse steht, daß er selbst keinen Vortheil darin finden kann, jene Czarkorycky'sche Conferenz zu leugnen, dieselbe dennoch zu Gunsten Rieger's in Abrede stellt, wiewohl die Kunde durch 67 Blätter eilte. Aber das Denken ist dort schwer, wo Vorurtheile den Weg dazu verrammelt haben und das ist bei dem Siebenundsechziger der Fall.

Schließlich zwei Persönlichkeiten, welche die Fama an die Spitze der hiesigen Gutgesinnten gestellt hat und welche ich Ihnen, unbeschadet ihres sonstigen persönlichen Charakters, in ihrer politischen öffentlichen Gestalt gebe.

Carl Hennig, Lithograph.

Eine barocke Erscheinung nach Außen und nach Innen, gilt allgemein als Zunftmeister der prager Gutgesinnten. Er kam vor mehrern Jahren aus dem Auslande nach Böhmen, wo er Leiter der Haase'schen Lithographie wurde. Er entzweite sich bald mit seinem Fabrikherrn und lithographirte von nun an selbstständig. Damals konnte man an der Thür seines Bureaus die seltsamen aber erbaulichen Worte lesen: „Nicht Herr von Hennig, sondern Herr Hennig;" wobei zugleich von ihm eine Strafe — ich glaube 1 Fl. — für denjenigen zu Gunsten der Armenkasse dictirt war, der gegen dieses Gebot verstoßen würde. Er war vor den Märztagen ein fürchterlicher Pfaffenfeind, eine Art vormärzlicher Wühler, der in jedem Geistlichen einen Jesuiten und in jedem Bureau einen Geistlichen witterte. Nach dem Grundsatze: Tempora mutantur et nos mutantur in illis! hat sich auch dieser Mann geändert, und es gibt jetzt keinen eifrigern Verehrer der Aristokraten und des Fürsten Windischgrätz und keinen größern Feind der Swornost und aller Demokraten, als Herrn Hennig. Jene Petition wurde von ihm veranlaßt und in letzter Zeit befaßte er sich auch mit politischer Literatur, wie er denn erst vor Kurzem ein gar leidenschaftliches Büchelchen herausgab, worin er seine patriotischen Mitbürger zu einem Proteste, hört! zu einem Proteste gegen die von der Londoner City an das dortige Parlament gestellten Ansinnen wegen der Lostrennung Ungarns von Oestreich aufforderte und vorläufig allein protestirte. (!!) Er empfahl selbst diese Schrift in öffentlichen Straßen-Annoncen als „Gift für alle Gattungen von Wühlern und Demagogen, Gegengift für alle Verschrieenen und Infizirten, Brausepulver für die Feigen und Unentschiedenen" kurz als eine vollkommene Apotheke. Ich war natürlich auf den Anhalt dieser äskulapischen Politik sehr gespannt und neugierig, und fand in der That darin gar entsetzliche Enthüllungen über die englische Politik, über den — — Lord Feuerbrand, über die Wähler und endlich wirklich den leibhaftigen feierlichen Protest. Zittre Britannien, Hennig protestirt, senke deine Flaggen, Königin der Meere, Hennig

protestirt, steige vom Throne, Viktoria, Hennig protestirt und schmiedet nun in seiner Werkstätte — wenn auch post festum — die lithographirten Ketten, um den europäischen Neptun zu beugen! —

Das Aeußere Hennig's ist auffallend. Ein kleiner bejahrter Mann, in stets feierlich schwarzer Kleidung, mit übertrieben raschem Gang und Benehmen; unstäten Augen, die er immer unter Glas hält, und heftigen Gesten. Dabei ist er bisweilen witzig, ritterlich und human; er besucht z. B. seinen Feind Havliczk im Gefängniß und bezeugt ihm sein Beileid über die unangenehme Behausung. Sonst ist er freundlich gegen Jedermann — ja selbst zuvorkommend, wie auch in seinem Privatcharakter untadelhaft.

Carl Fischer, J. U. Dr., Landesadvokat, k. k. Notar.

Die Jugend und das Mannesalter des Genannten bilden einen seltsamen Contrast. Fischer ist der Sohn eines gräflich Kinsky'schen Wirthschaftsrathes, welcher unter den Ersten in den Dominien dieser Gegend das Rab'sche System eingeführt hat und dadurch in großer Huld bei seinen Gönnern stand. Der junge Sohn wurde aber in seinem Studienleben bald von burschikos-liberalen Ideen heimgesucht und in dem Prager Studententumulte des Jahrs 1819 ward unser Fischer als einer der Ingravirtesten verhaftet, was ihm und, nebenbei gesagt, auch seinem Collegen, dem nachmaligen Reichstagsdeputirten Adolph Pinkas, auf zwei Jahre seine Freiheit kostete. Dem Einfluß und dem Gelde seines Vaters gelang es dennoch, nach dieser Zeit der Sache die Wendung eines Mißverständnisses und irrthümlicher Personenverwechslung zu geben, wodurch der Verhaftete seine Freiheit wieder erlangte, und als Entschädigung für den unverdienten langen Arrest mit Uebergehung älterer Juristen nach seiner Promotion zum Landesadvokaten befördert wurde. Fischer ist jetzt Anwalt mehrerer Herrschaftshäuser, und dieses, wie sein privilegirter Stand haben ihn zum starren Conservatismus gebracht, der jeder Neuerung abhold ist. Zwar wurde er im vorigen Jahre als Dekan der juridischen Fakultät Mitglied jener Faster-trojanischen Deputationen, deren großartiges Consumtionsvermögen alle Welt in Erstaunen gesetzt hat und nirgends mehr ein Geheimniß ist; aber trotzdem kann man ihm eben so wenig den Vorwurf des Liberalismus machen, als den Verdacht gewissenloser Verschwendung zuwälzen, welcher gegenwärtig an so vielen Andern haftet. Aber als Dekan machte er sich bei der studirenden Jugend dadurch verhaßt, daß er gegen die Zulassung einer Studentenrepräsentanz in den akademischen Senat eifrig opponirte und in einer öffentlichen Aulaversammlung unvorsichtig sogar in die Worte ausbrach: „Ich protestire gegen jede Neuerung." Ein mehr als tausendstimmiges „Zopf!" von übermüthigen Kehlen ihm zugedonnert war der Lohn für diesen Protest, die Sitzung, an der sich der ganze akademische Senat betheiligt hatte,

wurde geschlossen, aber die Rache der schreilustigen Jugend war es nicht. Den Abend darauf erhielt er eine grandiose Pseudoserenade und an hellem Tage einen förmlichen Gänsemarsch als Angebinde. Daß solche unartige Demonstrationen nicht geeignet waren, ihn der czechischen Jugend zu gewinnen, ist klar; und wir finden nun auch als Stadtverordneten seiner Loyalität treubleibend in jeder gutgesinnten Petition und Adresse seinen Namen so gut wie den Hennig's und als einen der entschiedensten Gegner des Nationalgardeinstituts, welches in Prag allerdings zum Puppenspiele herabgesunken ist! Fischer ist in den besten Jahren, ziemlich beleibt, ein heroischer Schnurrbart verbindet sich durch eine Brücke mit einem starken Backenbarte und gibt dem fetten Angesicht ein martiales Profil.

Kossuth von einem Rabbi gesegnet.

Der Antheil, welchen die Juden an den Ereignissen Ungarns nahmen, war kein geringer. Wer das Vorurtheil zu bezwingen vermag, wird gestehen, daß in diesem orientalischen Volke ein sittlicher Fond liegt, der pures Gold aus den tiefen Schachten zu Tage fördert, in die man es vergrub. Ausgeschlossen von allen bürgerlichen Rechten, und von allen Nationalitäten in gleicher Weise verfolgt und bedrückt, gab weder dieses, leicht zur Vergeltung aufstachelnde Verhältniß, noch die Nationalität und die Religion der Juden den Ausschlag, welcher politischen Partei sie sich zuwenden sollen; nicht als Juden, sondern als Bewohner des Landes schlossen sie sich der Bewegung an, und daher findet man sie eben so in den Reihen der „Rebellen" wie der „Oestreichischgesinnten," und zwar nicht zaghaft bei der Reserve, sondern im Vordertreffen, Leib und Leben, Gut und Blut für ihre Ansicht einsetzend. In dem Heere der Magyaren kämpften tausende Juden, darunter ein General und so viele invalid geschossene Gemeine; im Heere des Kaisers wurden Juden auf dem Schlachtfelde wegen ihrer Tapferkeit decorirt, und eine Menge Offiziere dieses Glaubens avancirten zu sonst nie erreichten Graden. Daß sich bei andern Beschäftigungen die Juden in beiden Lagern betheiligten, wollen wir blos der Gewinnsucht zuschreiben. Allein als die oktroyirte Verfassung die volle Emanzipation der Juden aussprach, hätte man glauben sollen, daß sie die Reihen der Magyaren verlassen würden, um so mehr, da Kossuth und das Debrecziner Parlament noch immer die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten nicht zu beschließen wagten. Man proclamirte die Republik, und hielt dennoch den confessionellen Unterschied aufrecht; vielleicht eben deshalb, um nicht durch

einen zweiten antinationellen Beschluß das Land gegen sich aufzuregen. Dennoch hielten die Juden fest an der Partei der magyarischen Patrioten, und nicht allein die jungen verließen ihre Eltern und ihren Besitz, um in die Schlacht zu ziehen, wo die nebenstehenden Männer die weichlichen Soldaten oft höhnten und dadurch zu unnützen Thaten aufstachelten, auch die alten und bedächtigen Israeliten erglühten in Liebe und Hingebung für das Land und seine heroischen Führer. Die Rabbiner und Prediger der Juden werden jetzt bestraft für diese Sympathien gleich den katholischen Domherrn und protestantischen Seelsorgern, und die berüchtigte Contribution Haynau's, den Judengemeinden solidarisch auferlegt, ist eine Folge der den Juden insgesammt zugemutheten Anhänglichkeit an Kossuth und seine Bestrebung. Wollte Haynau die Sympathie bestrafen, so hatte er Recht, sie war bei der überwiegenden Mehrzahl der ungarischen Juden für die Ungarn. Wir wollen eine Geschichte aus Kossuths Kinderleben, aus authentischer Mittheilung, erzählen, die einen charakteristischen Beitrag zur Aufklärung jener Sympathie gibt, welche die alten und frommen Juden für diesen Agitator bis zur letzten Stunde seines Wirkens bethätigten. Während Patriotismus das jüngere Geschlecht leitete, die Männer berechneten, folgten die Greise kabbalistischen Deutungen. —

Kossuth's Vater war Advokat, und wohnte in einem nördlichen Comitate Ungarns, wo die aus Polen herübergewanderten Juden angesiedelt sind. Man findet die Secte der Chaßidim, und die langen Talare, Pelzkappen, Ringellocken und andere Aeußerlichkeiten unterscheiden nicht blos die fremden von den einheimischen, sondern auch die bigotten von den etwas minder orthodoxen Juden. Gegen den weit und breit im Geruche besonderer Frömmigkeit und Heiligkeit stehenden Rabbiner zu Aphely führte Kossuth's Vater einen ärgerlichen Prozeß. Der Grund desselben ist unbekannt; er dauerte aber, wie gewöhnlich in Ungarn hartnäckig betrieben, lange, und es starben im Laufe dieser Zeit zwei Söhne des Advokaten und endlich er selbst. Die abergläubischen Juden sprengten nun aus, das sei der Fluch des Rabbiners, und selbst die Katholiken und Calviner bekamen einige Scheu vor der Macht des jüdischen Geistlichen, zu dem Kranke und Preßhafte aller Confessionen strömten, um sich durch seine Wunderkraft heilen zu lassen. Der Rabbi genoß großes Ansehen, er war ein kluger und erfahrener Mann, und benutzte den Glauben seiner Stammgenossen und der uncultivirten Umgegend wie die Wundermänner anderer Religionen. Des Advokaten Frau fürchtete, daß auch ihr letzter Knabe, Ludwig Kossuth, dem Fluche des Rabbi verfallen sei, und das Mutterherz trieb sie hin zu dem bärtigen Manne, um Vergebung zu bitten für die Unbill, welcher ihr Mann ihm angethan. Der Rabbiner, dessen Ansehen und Einfluß durch einen solchen Vorfall gewinnen mußte, war leutselig und zuvorkommend, und der greise Priester brachte es durch dieses Benehmen dahin, daß die Calvinistin um seinen Segen bat für ihren Sohn. Der kluge Rabbi zögerte zu willfahren; er betrachtete den Knaben und unterhielt sich mit ihm. Geist und Leb-

haftigkeit zeichnete schon damals das Kind aus, und mehr als dies mag vielleicht der Umstand auf den Rabbi gewirkt haben, daß Ludwig nicht mit Hohn und Mißachtung auf die fremdartige Umgebung blickte und noch nicht jene Scheu zeigte, die nahe an Abscheu grenzt. Wir wollen das Ausmalen dieser Seelenzustände eines klugen Rabbi, einer beängstigten Mutter und eines geistvollen Knaben, einer dichterischen Feder überlassen; die Thatsache ist, daß der Rabbiner seine Hände auf den Kopf des Kindes legte, und ihn segnete. Für ein so großes Ereigniß wurde dies in jener Gegend betrachtet, daß die Kossuth'sche Familie den vom Rabbi citirten Psalmenspruch sich notirte: Ps. 60, V. 6 Natata l'ejericha nes lehisnoses mipné K o s c h e t sela. Deutsch: Du verleihest deinen Frommen ein Panier, um damit zu glänzen ob der Wahrheit willen.

Der Rabbiner wählte diesen Vers wegen des Wortes „Koschet." Man kennt diese Wortklaubereien und peripathetischen Spitzfindigkeiten der Talmudisten. K o s c h e t heißt Wahrheit, aber die Auslegungsbeflissenen schoben den Sinn unter: Du verleihest deinen Auserlesenen ein Panier, um damit zu glänzen ob Kossuth's Willen (sprich Koschut).

Diese philologische Unrichtigkeit that dem Segen und seiner Bedeutung bei den Israeliten keinen Abbruch. Der Aphelyer Rabbi hatte dem Knaben noch dazu eingeprägt, nicht feindlich zu sein gegen die armen Juden, und Ludwig Kossuth zeichnete sich sogar in der Schule durch Toleranz aus. Diese kleinen Züge und da er wirklich am Leben blieb, gaben den Worten des Rabbi noch mehr Gewicht.

Als Ludwig Kossuth seine größere politische Wirksamkeit begann, äußerte er sich in liberalem Sinn über die Verhältnisse der Juden, und in der letzten Zeit suchten die frommen und gläubigen die bereits verschollene Anecdote wieder hervor, um an den Spruch eines ihrer Weisen die Hoffnung für die Zukunft zu knüpfen. Der erwähnte Psalm wurde in den Synagogen gebetet, und fand die spitzfindigsten Deutungen; schon das Finden des Wortes in der heiligen Schrift wurde als ein Zeichen Gottes angesehen.

Kossuth aber, seiner Politik Alles opfernd, verschob die Anerkennung der Bürgerrechte der Juden immer auf spätere Berathungen, um nicht Antipathien rege zu machen, die seine Reihen entzweien konnten. Die Juden bluteten auf den ungar. Schlachtfeldern, Kossuth benutzte sie zu vielen Diensten, und selbst einer seiner Geheimsecretäre war ein Jude; aber die Emanzipation wurde erst in Szegedin, als schon die Russen auf den Fersen waren, im Prinzip anerkannt.

Die östreichische Regierung erkannte die Nothwendigkeit das gährende Element zu besänftigen. Stadion der in Polen Gelegenheit hatte, die Rührigkeit und Zähigkeit der Juden kennen zu lernen, erkannte die fortdauernde Gefahr für Oestreich, wenn diese an Geld und Geist reiche Menschenclasse wieder in's Ghetto zurückgedrängt würde. In Wien wußte man, daß Pillersdorf's Sturz und die Verwerfung seiner Verfassung großen Theils in der Nichtausführung des Prinzips

confessioneller Gleichstellung in allen bürgerlichen Rechten ihren Grund haben. Die Sturmpetition des 15. Mai 1848 hat gleiche Ursache. Das Schwarzenberg'sche Cabinet entzog diese natürlichen Bundesgenossen der demokratischen Fraktion in Oestreich; Kossuth aber geschah hiedurch kein Abbruch, da die ungarischen Juden trotzdem aus Vaterlandsliebe bei ihm ausharrten. Der Segen des Rabbi weihte ihn in den Augen der Orthodoxen ungeachtet der verzögerten Emanzipation.

Strafen in Oestreich.

Der „Wanderer" enthält folgenden Brief der Frau v. Maderspach, den die Redaktion aus achtbarer Quelle zu haben versichert. Wir können nicht umhin, denselben unverkürzt in unsere Spalten aufzunehmen:

„Ruskby, 18. September. Ich werde Ihren theilnehmenden Herzen die Schicksale meines Hauses erzählen mit kalter Ruhe, denn mein Herz ist zu Stein geworden. In unserer nächsten Nähe übergab sich eine Armee der Ungarn, 10,000 Mann mit 40 Kanonen. Zwei Tage später rückten die kaiserlichen Truppen, eine Abtheilung Lichtenstein Chevauxlegers mit einem Rittmeister .... aus .... gebürtig in Ruskby ein. Ich mag wohl durch mein großes beneidenswerthes häusliches Glück mir Feinde in Ruskby gemacht haben, die sich vorgenommen es zu zertrümmern, denn keiner andern Schuld bin ich mir bewußt. Zwei Familien, gemeine ungebildete Familen, ... und .... vereinigten sich mit oben besagtem Rittmeister das Gräßliche zu beginnen. Genug, ich wurde aus den Armen meines Gatten, aus dem Kreise meiner Kinder, aus den heiligen Mauern meines geehrten Hauses gerissen, ohne Klage, ohne Verhör, ohne Richter in einem Quarree Militärs, in meinem eigenen Orte, Angesichts der Bevölkerung, die gewohnt war mich zu ehren, nicht weil ich ihre Herrin, sondern mein Wandel es verdient, mit Ruthen gepeitscht. — Sehen Sie, ich schreibe dieses Wort nieder ohne zu sterben! Aber mein Mann gab sich den Tod. Aller Waffen beraubt erschoß er sich mit einem Pöller. Ein Schrei des Entsetzens erfüllte die Luft. Ich wurde weiter nach Karansebes geschleppt. Das Volk wollte die Urheber dieser Gräuel tödten, nur der Schutz des Militärs rettete ihr Leben. Mein älterer Sohn wurde mit der Görgey'schen Armee gefangen und als Gemeiner nach Italien gesandt, und so ist das Maaß meines Elendes voll. Können Sie sich einen Begriff meiner Gemüthsstimmung machen? Sie kannten meinen Gatten nicht. Ich sage Ihnen, es gibt und wird nie einen edleren, erhabneren, anbetungswürdigeren Charakter geben als er war. Die Werke seines Geistes sind bekannt, er ist der Erfinder

der eisernen Bogenbrücken, an ihm hat die Welt verloren. Mein Unglück ist grenzenlos und ohne Beispiel sind die Qualen, die ich ausgestanden. Mein Leiden wird ewig sein. Sie werden begreifen, daß ich an nichts zu denken vermag, als an mein Unglück. Nur der Wunsch, meinen Sohn zu befreien, belebt mich noch. Er ist nach Gratz transportirt, haben Sie Bekannte dort, o so gedenken Sie meines armen 18jährigen Sohnes.

F. v. Maderspach."

Die Nationalversammlung und die Parteien in Paris.

— Vergangenen Montag hat die Nationalversammlung wieder ihre Sitzungen begonnen. Der Zudrang zu den Galerien ist ein sehr geringer gewesen, das Publikum ist der Politik müde bis über die Ohren und die einstigen Magnete, welche es in die Sitzungen zogen, sind daraus verschwunden und träumen im Exil von bessern Zeiten. Nichts destoweniger hat die Assemblée nationale ganz ihr altes Gepräge beizubehalten gewußt und überall begegnen dem neugierigen Blick bekannte Gesichter. Der Präsident Dupin trägt noch dieselben schweren und mit dicken eisernen Nägeln beschlagenen Schuhe, welche längst in ganz Frankreich historisch geworden sind, der kleine Weltmann Thiers lächelt noch immer einem Jeden freundlich wohlwollend durch die Brille zu, die große, mit Warzengebirgen besäete Nase Taschereau's scheint an Umfang und Intensivität der Farbe während der Vacanzen gewonnen zu haben, und der starke Marquis Larochejaquelin weiß noch immer die theatralisch-majestätische Pose zur Geltung zu bringen, welche dem letzten Sprößling großer Ahnen wohl geziemt. Was wird uns diesmal die Versammlung wohl bringen, Gutes oder Schlimmes? Wahrscheinlich einen Consul auf Lebenszeit, und in welche Kategorie diese Gabe gehört, das ist im Voraus unmöglich zu entscheiden. So sehr aber auch jeder Pariser davon überzeugt ist, daß diese Würde auf Louis Napoleons Schulter gelegt werden wird, ebenso sehr ist er es auch davon, daß der Prinz sie nicht mißbrauchen, es nicht wagen wird, sich zum Kaiser ausrufen zu lassen. Dazu fehlt ihm der Anhang, und er hat bis jetzt nichts gethan, sich denselben zu verschaffen. Seine Stellung zur Nationalversammlung ist eine schiefe, sie würde unhaltbar sein, wenn die eifersüchtigen Reibungen der Parteien ihn nicht fortwährend über dem Niveau der Wogen erhielten. Wie es mit den Sympathien der Assemblée für die republikanische Staatsform aussieht, können Sie daraus entnehmen, daß von den siebenhundert fünfzig Deputirten nicht weniger als fünfhundert neunzig ganz gute Royalisten sind. Diese geben sich alle mögliche Mühe, die Form des Gouvernements zu ändern, und da Napoleon Louis keineswegs große Lust zeigt, einem Andern Platz zu machen und

als ein sehr mächtiger Stein des Hindernisses im Wege liegt, so hoffen sie denselben nicht allein durch das Consulat zu irgend einem gewagten Weiterschritte zu verleiten, sondern auch durch jenes das Volk auf die Monarchie von Neuem vorzubereiten. Aber der Präsident wird schwerlich in die Falle gehen, und die Nation, d. h. der jetzt dominirende Kern derselben, die Arbeiter, sind so entschieden socialistisch-republikanisch, daß ein jeder Versuch der Bourgeoisie, gegen welche unter ihnen eine maßlose Erbitterung herrscht, das Haupt zu erheben und an der bestehenden Staatsform zu rütteln, zu den blutigsten Kämpfen führen würde. Es ist kaum glaublich, mit welcher Geschicklichkeit, Kühnheit und Ausdauer die Führer der Socialisten die unteren Schichten der Gesellschaft zu bearbeiten, gewinnen und zu organisiren verstanden haben. Kein Zweifel, Einigkeit und innere Kraft machen die socialistische Partei in Frankreich zu einem höchst gefährlichen und drohenden Körper. Ein Zusammenstoß mit demselben würde heutzutage wahrscheinlich noch weit furchtbarer werden, wie in den Junitagen, und selbst die mit den Hilfskräften der Regierung genau bekannten Männer schütteln bedenklich den Kopf, wenn man über Möglichkeit und Erfolg einer neuen Revolte debattirt.

Die Parteien in der Nationalversammlung sind consolidirt und haben ihre Phalangen geschlossen, Führer und Sprecher, Organe und Berathungslocale gewählt. Gegenwärtig sind die Legitimisten die zahlreichste und mächtigste Partei. Die Anhänger des Comte de Chambord, Henry V., haben ihr Ziel mit einer Beharrlichkeit und Hartnäckigkeit verfolgt, welche ihnen Bewunderung zollen macht. Dadurch ist es ihnen gelungen, sich von einem kleinen Stamm, der in Louis Philipps ersten Regierungsjahren zwar bemerkbar genug emporstrebte, aber von der Regierung mit Geringschätzung betrachtet wurde, zu einem riesig verzweigten Baum auszubreiten, der allenthalben hin seine Aeste und Wurzelausläufer sendet. Im ganzen Midi de la France, in der Bretagne oder Vendée bildet die legitimistische Partei die Mehrzahl der Bevölkerung. Ihre Chefs in der Nationalversammlung sind hauptsächlich Berryer und Larochejaquelin. Den letzteren habe ich Ihnen schon früher zu schildern versucht; er repräsentirt das noble und chevalereske Element in der legitimistischen Fraction, Berryer dagegen ist der gelehrte Kämpfer, der elegante Polyhistor, der weise Schiedsrichter der bourbonistischen Salons in der Chaussée d'Antin und Rue Richelieu. Das vorzüglichste Organ der Interessen Heinrichs des Fünften ist die Gazette de France. Ihr langjähriger Redacteur, der vielbekannte und oftgenannte Abbé de Genoude, ein Zögling der Jesuiten, ist kürzlich an der Cholera gestorben und wurde dicht neben seinem unversöhnlichen Feind Bugeaud auf Pere la Chaise begraben. Der Abbé de Genoude hatte nur einen Wahlspruch: Gott ist groß und Chateaubriand ist sein Prophet — die Bourbonen aber sind die geborenen Stellvertreter Gottes auf Erden. Sein Nachfolger in der Redaction ist Herr de Lourdaix, ein Mann, dessen Fähigkeiten groß genug sind, welcher aber keineswegs die eiserne Consequenz des

Abbés besitzen und daher blos eine Maschine in der Hand der Parteihäupter sein soll. — Die zweite Fraction der Assemblée nationale bilden die Orleanisten oder die Anhänger der Familie des Exkönigs Louis Philippe. Dieselben zerfallen in zwei Spaltungen, von welchen die eine unbedingte Zurückberufung der Familie Orleans mit der Wiedereinsetzung des alten Bürgerkönigs im Hintergrunde, die andre blos eine Regentschaft für den Grafen von Paris will. An der Spitze der ersten steht der alte Molé. Dieser merkwürdige Mann, welchen alle Parteien wenigstens für ehrlich halten, hat seine persönliche Freundschaft für Louis Philipp, mit welchem er gar manches gute Geschäftchen gemacht haben soll, so innig mit dem Wohle des Staats amalgamirt, daß er beide nicht mehr zu trennen vermag. Er hat Verstand und Mittel, aber seine Sache ist nicht die Beste, und darum wird er scheitern. Sein Organ sind die Debats, welchen zugleich Rothschild seine zärtliche Theilnahme und seinen noch werthvolleren Kredit zugewendet hat. Die zweite Fraction besitzt den Constitutionel, und ihr Chef ist Thiers. Wer kennt ihn nicht aus seinen Schriften, aus seinen Reden, welche in allen Zeitungen der Welt abgedruckt worden sind, endlich aus den tausend und aber tausend Carricaturen, eine wie die andre, mit welchen Cham den kleinen Reactionär fortwährend verfolgt? Thiers ist jedenfalls der geistreichste Franzose, d. h., er besitzt jenen sprühenden, hüpfenden Esprit der wie Funken eines Feuerwerks blendet aber dann auch nichts weiter in der Seele zurückläßt. Anerkennenswerth ist die Haltung des kleinen Mannes in der Kammer; er versteht es immer zu imponiren und seinen Gegnern eine Blöße abzugewinnen, so wenig diese im Stande sind, jemals seine Achillesferse zu entdecken — denn er hat keine und alle Pfeile gleiten ab an diesem glatten, ewig lächelnden Staatsmännlein. Eine dritte Spaltung der Orleanisten wird durch das Journal La Patrie repräsentirt, welches sein Leben und seine Erhaltung insbesondre dem Patriotismus des Banquiers Delamarre verdankt. Jene spricht sich nicht bestimmt genug über ihr Wollen und Ziel aus; es scheint, daß sie einer Verschmelzung der bourbonischen und orleanistischen Interessen, etwa durch das Medium der Adoption des Grafen von Paris durch Henry V. nicht abgeneigt ist. Die Freunde der vertriebenen Königsfamilie leben vorzüglich in Paris — alle bons bourgeois können den Alten mit seinem Regenschirm nun und nimmermehr vergessen — ferner in der Normandie du Coté de Havre, im Departement Calvados 2c. Als dritte Partei der Nationalversammlung sind die echten, oder gemäßigten Republikaner zu nennen. Ihrer sind verhältnißmäßig außerordentlich wenige; ihre Hauptvertreter sind in der Kammer Lamartine und Cavaignac, — Butter und Brot, oder Trompete und Säbel wie der Volkswitz sie zu nennen beliebt. In der That gleicht die bodenlose romantische Schwärmerei des Dichters der Meditations, welche er in streng politischen Angelegenheiten noch mehr am Orte hält, wie in Poesien, der in der Sonne rührender Wehmuth zerfließenden Butter und keine Trompete hat noch so schmetternd und beharrlich ihren Ton

in die Welt geblasen, wie Lamartine sein Selbstlob. Dieser Mann ist sehr schnell von dem Gipfel herabgerutscht auf welchen ihn die Begeisterung eines Moments gehoben hatte. Dagegen steht Cavaignac noch in demselben Ansehen, wie je zuvor. Der energische Feldherr ist ein energischer Federheld geworden, und sein Journal, le Credit, beweist, daß er sich eben so gut in der Arena der Wortgefechte zu tummeln versteht, wie im Sande der Wüste bei irgend einer Razzia. Lamartine legt die salbungsvoll poetische Weisheit seiner politischen Meinung jetzt im Siècle nieder. Ein anderer Mann dieser Partei, früher ihr Anführer, der ehemalige Präsident der Constituante, Armand Marrast, ist bei den letzten Wahlen zur Legislative total durchgefallen. Er hat dies selbst verschuldet durch thörichten Hochmuth und ein Betragen, das ihm bei allen Parteien Feinde erwarb. Jetzt muß der petit marquis Marrast, wie er spottweise genannt wird, sich begnügen, im Hintertreffen zu stehen und im Dunkeln zu wühlen.

Die Socialisten bilden die vierte Partei und jedenfalls die am besten organisirte. Zu der Fahne der la Montagne schwören mindestens ⅔ aller Arbeiter in ganz Frankreich, und, wie die letzten Wahlen es auf das Evidenteste bewiesen haben, beläuft sich deren Anzahl allein in Paris auf mindestens 130,000. Ihre Führer sind in der Kammer Etienne Arago, Charras, Jules Favre, Lagrange, Lammenais, Savoie 2c., aber diese besitzen nicht die Energie und das Talent der Haupthähne Ledru=Rollin, Proudhon, Considerant 2c., welche jetzt leider theils auf der Flucht, theils im Gefängniß sind. Seitdem diese vom Schauplatz abgetreten sind, hat die socialistische Partei, trotz ihrer guten Organisation, sehr viel eingebüßt an Einigkeit und Taktik. Merkwürdig ist dabei aber immer und sehr bezeichnend, daß sie trotz aller Uneinigkeit unter sich, dem Feinde gegenüber stets wie ein Mann steht und stimmt. Barbés lag im Krieg mit Blanqui, Proudhon mit Considerant, dieser mit Cabet, Louis Blanc mit Allen zusammen und mit der ganzen Welt; jeder hat seinen socialistisch theoretischen Standpunkt wüthend vertheidigt und mit Worten um sich geworfen, welche anderswo ewige Trennung nach sich ziehen würden — aber nein, die Pariser Socialisten bekämpfen in ihren verschiedenen Spaltungen sich einander selbst sehr hartnäckig, noch hartnäckiger aber ihren Feind, die Bourgeoisie, und unter diese rangirt, wer nicht zu ihnen gehört. Ledru=Rollin ist seiner Zeit als der Klügste der Dictator des französischen Socialismus gewesen blos deshalb, weil er sich über dessen einzelne Parteiungen gestellt und es verstanden hatte, alle zu gemeinsamem Zweck im Handeln zu vereinigen. Welches Ansehn dieser gefeierte Volkstribun genoß, wie sehr ihn das Volk, nicht allein von Paris, sondern von ganz Frankreich ehrte und liebte, davon kann man sich im Ausland gar keinen Begriff machen. Talent war dem Manne nicht abzusprechen, auf der Rednerbühne riß er die Zuhörer unwillkürlich hin und behandelte die Rechte mit Keulenschlägen so schonungslos und übermüthig, daß immer ein Zucken der Furcht durch ihre Glieder fuhr, sobald Ledru=Rollin

die Tribune bestieg. Und dennoch ist er selber der Mann der bleichen Furcht gewesen am verhängnißvollen 13. Juni. Damals war er das zitternde Werkzeug in der Hand Anderer, welche sich seiner zu bemächtigen verstanden hatten; von ihnen begleitet, mit Argusaugen gehütet, wurde er gezwungen, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Als er seinen Umzug durch die Straßen hielt, ritt der Sergeant Boichot, die gespannte Pistole in der Hand unterm Mantel, immer dicht hinter ihm — der Soldat hatte geschworen, ihn bei den geringsten äußern Zeichen der Zaghaftigkeit, welche in ihm war, augenblicklich niederzuschießen! Nachdem sich im Conservatoire des Arts et des Metiers der Convent gebildet hatte, war Ledru-Rollin der Erste, welcher eine passende Gelegenheit ergriff, Reißaus nahm und in schmutziger Blouse verkleidet glücklich nach England floh. Alle diese Einzelnheiten sind jedem Franzosen bekannt, Keiner wagt sie zu leugnen, und dennoch ist Ledru-Rollin noch immer der Abgott des Ouvriers. Unbegreifliche Blindheit des politischen Fanatismus - auch er kennt eine Affenliebe. — Diejenigen Departements, welche die meisten socialistischen Wähler aufzuweisen vermögen, sind das du bas Rhin (Elsaß), du Rhône (Lyon) und das de la Seine (Paris selbst). Aber in allen übrigen leben sie zerstreut, und ihr Stamm sind allenthalben die Gesellen der Handwerke in großen und kleinen Städten, die Fabrikarbeiter und Tagelöhner. Ihre hauptsächlichsten Organe — und es gibt deren mehr, als der gesammten übrigen politischen Richtungen zusammengenommen, sind in Paris: La voix du Peuple (ehedem le Peuple de Proudhon), Le Temps, La Reforme, La democratie pacifique (le journal phalanstérièn de Considérant), und vor Allen Le National, welcher früher unter Marrast's Redaction das Organ Cavaignac's und der Seinigen war. Einen neuen Champion hat die socialistische Presse jetzt gefunden in dem berüchtigten Emile de Girardin. Das ist ein Mann von scharfem, durchdringendem Verstand und vielen Kenntnissen — mais de mauvaise foi, un peu canaille. Er war in allen Lagern — nachdem er zuerst Legitimist, dann Philippist, vor der Wahl Napoleons Bonapartist gewesen, ist er nunmehr förmlich zum Socialismus übergegangen. Längst ist er ein genauer Freund Proudhon's gewesen. Es ist Schade um die Fähigkeiten Girardin's, welche er von jeher auf das Unverzeihlichste vergeudet hat. Sein Journal, La Presse, ist eines der größten, bedeutendsten und gelesensten in Paris und es ist mit demselben ein trefflicher Bundesgenosse auf die Seite des Berg's getreten. Daß die Weiber der großen Mehrzahl nach auf der letzteren stehen, ist leicht begreiflich. Sie haben es wohl schon gelesen, daß mehrere Frauen als Prätendenten zur Wahl in die Nationalversammlung aufgetreten sind, indem sie ihre mit Füßen getretenen heiligen Menschenrechte, so gut wie die des Mannes, mit vieler Entschiedenheit reclamirten. Sie sind durchgefallen, die Beklagenswerthen, aber trotzdem war ihr Muth nicht gebeugt. Er sprudelte so über, daß bei dem großen socialistischen

Banquette in voriger Woche die Excandidatin Jeanne Derouin eine andere socialistische Dame, Madame Rebollet, auf Pistolen forderte, als die letztere die Kühnheit gehabt hatte, zu sagen, sie fände es unpassend, wenn Frauen in der Assemblée nationale Sitz und Stimme bekämen. Das Duell fand wirklich am folgenden Tage im Bois de Boulogne statt und die Candidatin erhielt eine tüchtige Verwundung von ihrer braven Gegnerin. Nehmt ein Exempel d'ran! Sonst ging es bei jenem Banquett, welches gewissermaßen der feierliche Einweihungsact der neuen Sitzungsperiode von Seiten der Socialisten war, sehr ruhig und anständig zu, was einigen Zuschauern aufgefallen ist. Ueberhaupt nimmt sich la Montagne außerordentlich zusammen. Lammenais, welcher jetzt, nachdem Ribeyrolles nach England decampirt ist, die Reforme redigirt und eines der Parteihäupter ist, hatte vor Eröffnung der Nationalversammlung alle Mitglieder des Bergs versammelt und ließ dieselben den feierlichen Schwur leisten, sich während der kommenden Debatten stets ruhig, ernst, still und würdig zu halten! Sie schworen Alle, aber das kleine Journal, welches andern Tages die ganze Scene hämisch beschrieb, wird Recht behalten mit der Schlußphrase seines Artikels: „Le naturel l'emportera!“ —

Eine fünfte, sehr kleine Partei sind die Bonapartisten, mit dem General Piat als Chef. Nur ein Journal, Le dix Decembre, vertritt hier ihre Interessen und trotz der Präsidentschaft des ersten Napoleoniden und der Agitation seiner vielen Vettern leben die Sympathieen für den petit Caporal nur noch in den Herzen weniger Graubärte und Stelzfüße, und die für seine Familie in noch viel wenigeren.

Vieles böse Blut haben in allen politischen Fractionen ohne Ausnahme die römischen Angelegenheiten gemacht. Niemand ist in Paris, welcher die Politik, die das Gouvernement in jenen befolgte, gebilligt hätte. Namentlich war und ist noch die Erbitterung darüber in den unteren Volksclassen sehr groß, und es dürfen sich nirgends Troupiers sehen lassen, ohne sogleich aus hundert Kehlen mit dem Spottruf: Soldats du Pape! begrüßt zu werden. Am letzten Sonnabend gab man im Theater der Porte St. Martin zum ersten Mal ein neues Drama: Rome, eine lose Aneinanderreihung von Episoden aus der Belagerung und Einnahme Roms. Paris hat noch niemals einen Tumult gesehen, wie den bei jener Aufführung. Es scheint, daß sich alle revolutionären Clubs ein Rendezvous im Theater gegeben hatten; ein Alles übertäubender Beifallssturm begleitete den Mord Rossi's; als die französischen Soldaten auftraten, erscholl ein Pfeifen, Trommeln, Schnarren, Stampfen, das mit dem Wuthgeschrei: A bas les soldats du Pape! — ein solch infernalisches Getöse bildete, daß ein guter Deutscher davon hätte wahnsinnig werden können. Auf diesen Scandal hin ist das Stück gestern verboten worden. Es darf dies schon um deswillen ein Glück genannt werden, weil sämmtliche hier liegende Regimenter, wie mir aus sicherster Quelle mitgetheilt worden ist, aus jeder Compagnie eine Anzahl entschlossener, tapferer Männer ausgewählt

hatten, welche ihre Ehre darauf verpfändeten, bei der zweiten Aufführung des Stücks den leisesten, ihrer Uniform angethanen Schimpf, im Theater selbst zu rächen. Welche furchtbaren und blutigen Scenen hätten da erfolgen können! Ueberhaupt erstreckt sich die politische Farbenabsonderung auch sogar auf die Theater. Gymnase und Vaudeville stehen auf Seiten der Bourgeoisie, und bringen ganz wunderhübsche anti democ soc'sche Possen, in welchen man fast vor Lachen sterben muß, so z. B. La foire aux Idées; La propriété c'est le vol; Un socialiste en Province etc. etc. Dafür sind sie auch, wie Français, Historique etc., du bon genre oder vielmehr Theater der Aristo's. Im Odeon, den Funnambules, Porte St. Martin ꝛc. feiert dagegen allabendlich die Blouse den Trimuph der Demokratie. Welchen großen Einfluß in Frankreich die Circenses auf die öffentliche Meinung haben, geht aus folgender Thatsache hervor: Während der Wahlen eröffnete das Theater des ancien Cirque wieder seine lang verschlossenen Räume mit dem bekannten Schauspiel Murat. Nur in Folge der Aufführung dieses Dramas erhielt der Sohn des Königs von Neapel, Lucien Murat, ein wahrer Riese von Gestalt, die ungeheure Stimmenzahl von den Pariser Wählern! Wäre in Deutschland jemals so etwas möglich? Inzwischen ist die Freiheit hier in der Republik zu einem Schattenspiel geworden, welches so kläglich ist, daß sich gar Viele nach den Zeiten Louis Philipps zurücksehnen. Alle Vereine und Clubs sind unterdrückt, die Freiheit der Presse ist außerordentlich beschränkt, nur noch selten läßt man ein socialistisches Banket passiren und überall ist die Polizei, der dritte Mann, welcher Einem auf der Straße begegnet, ein Diener der öffentlichen Sicherheit. Selbst bis in die heitere Region der Pariser Freudensäle, in die Tanzlocale, erstreckt sich der grelle Schlagschatten des zerrissenen, politischen Lebens. Sollten Sie wohl denken, wie weit es in Paris schon gekommen ist? Kürzlich wollten zwei junge, wohlgekleidete Deutsche einem Ball beiwohnen. Als sie an der Thüre des Saales angelangt waren, wurden sie bedeutet, sogleich ihre weißen Glacéehandschuhe auszuziehen und im Vestiaire abzugeben. Pourquoi donc? fragten sie. — Citoyens, c'est antisocialiste, c'est la mise des Aristos. — — —

Paris, am 4. October 1849. K. H.

Historische Gemälde.

Vor einem Jahr war es schwer für einen Journalisten, sich mit etwas anderem zu beschäftigen, als der großen Frage des Tages, der deutschen Politik. Die Verhältnisse haben sich geändert. Nicht als ob die heutigen „Versuche und Hindernisse" im Staatsleben in irgend einer Art von minderer Wichtigkeit wären, als die lärmende Kannegießerei, in welche damals wenigstens zum Theil die nationale Erhebung aufging, aber damals war es dem Privatmann, wenn er sich in die

Parteien einließ, unendlich leichter, einen wirklichen Einfluß zu gewinnen. Wenn man sah, von was für Leuten das große Wort geführt wurde, so mußte jeder, der sich etwas mehr Verstand im Allgemeinen oder Besondern zutraute, die unabweisliche Versuchung fühlen, auch sein Wort darein zu reden. Die Journalistik war damals in der That eine Macht, wie die Clubs.

Sie ist es nicht mehr, wenigstens lange nicht in dem Grade. Die Hauptactionen der grande Politique gehn hinter den Coulissen vor, an abgelegenen Orten, wohin der Lärm des Marktes sich niemals verirrt — das will erkannt sein. Es ist nicht blos unsere Partei, die sich umsonst den Pelz zerreißt für den Bundesstaat, es ist ebenso mit den Großdeutschen, ebenso mit den Demokraten, ebenso mit den verschiedenen absolutistischen Coterien. Wenn Herr v. Gerlach in irgend eine Philippika gegen den ruchlosen Geist des Jahrhunderts ausbricht, so ist er darin gerade ebenso Dilettant, als wir in der deutschen Zeitung, oder der Augsburger Allgemeinen, oder dem Reibeisen. Wir machen Chorus, aber wir agiren nicht mehr. Wer sind eigentlich die Acteurs? Nicht einmal die Heere, überhaupt keine Helden; es sind die alten Herren mit weißen Cravatten und süßem, erfrornem Lächeln auf den dünnen Lippen, die seit dem Jahr 15 die Welt beherrschen. Wer unter ihnen am wenigsten Angst hat, wird der Sieger bleiben.

Darum soll die Presse nicht aufhören, sich mit dem Vaterlande zu beschäftigen. Die Zeit der Diplomaten wird nicht ewig dauern, so wenig wie die Rednerbühne der Clubs. Es wird wieder ein Tag kommen, wo das Volk seine Stimme abzugeben hat in den Fragen, die es zunächst angehen; und es wäre sehr schlimm für Deutschland, wenn dieser Tag einen ebenso großen Mangel an politischer Bildung finden sollte — der große Moment ein so kleines Geschlecht, — als im vorigen Jahre. Es ist keine brillante Rolle, aber man muß Resignation üben. Lernen wir unsre Lection, um im zweiten Examen nicht wieder so schlecht zu bestehn, als im ersten.

Aber die Erschöpfung des politischen Treibens gibt einer andern Sphäre Raum, die in dem letzten Jahre zu sehr vernachlässigt ist, der Kunst. Die Grenzboten werden mehr als früher die Gelegenheit ergreifen, sich der künstlerischen Interessen anzunehmen. Für den Augenblick sollen uns die verschiedenen Leipziger Kunstausstellungen Stoff geben.

Wir wählen aus dem weiten Gebiet der plastischen Kunst einen beschränkten Kreis, das historische Gemälde; eine Richtung, die noch im Werden ist, die aber das eigentliche Centrum der modernen Malerei zu werden verheißt.

Die sogenannte classische Zeit der Malerei kennt das historische Gemälde nicht. Abgesehen von der Landschaftsmalerei, die wir hier bei Seite lassen, und von der wir nur erwähnen wollen, daß sie durch die moderne Naturforschung gleichfalls in ein neues Stadium getreten ist, bezogen sich ihre Darstellungen, in denen menschliche Figuren die Hauptsache waren, nie auf die Geschichte, sondern

theils auf die Kirche, und dann nahmen sie einen symbolischen Charakter an, theils auf die specifisch körperliche Schönheit, die jede zeitliche Bestimmtheit ausschließt, und dann schlossen sie sich am liebsten an die heidnische Mythologie an, oder kostümirten sich wenigstens annähernd mythologisch, wie die Thierjagden von Rubens und Snyders; oder sie stellen die unmittelbare Gegenwart dar, und verloren sich entweder in's Genre oder in's Portrait. Selbst bei scheinbar historischen Stoffen, Schlachten u. dergl., war die historische Genauigkeit Nebensache, es kam vor allem auf die Entwickelung kräftiger körperlicher Formen an.

Das historische Gemälde, wie wir es verstehn, knüpft sich an zweierlei. Es soll portraitiren und zugleich idealisiren, d. h. die geschichtlichen Ereignisse in einen dramatischen Moment zusammenfassen.

Ich habe zunächst auf eins aufmerksam zu machen. Die moderne Kritik ist durch die Philosophie zwar mit vielen neuen Problemen und Gesichtspunkten bereichert, aber auch vielfach verwirrt worden. In den übrigen Künsten wie in der Poesie thut es wenigstens ebenso Noth, gegen überspannte Ansprüche philosophischer Halbbildung Protest einzulegen, als gegen den Schlendrian eines hergebrachten Empirismus. Die Kritik soll den Künstler nicht verwirren, indem sie von hohen Wolken, dem Geyer gleich, auf die Erde herabsieht, und alle Perspection verkehrt, sie soll ihn im Gegentheil befreien von all den Einflüssen, die außerhalb der Kunst liegen.

Dagegen soll sie der blos romantischen Caprice gegenüber ohne Nachsicht sein. Wenn ein verschrobener Mäcen sich ein Bild bestellt, wie die Israeliten Manna sammeln, oder wie Danae den Zeus im goldenen Regen empfängt, oder ein Christus mit fünf Broten und sieben Fischen fünftausend Mann speist, so mag der Künstler Gelegenheit finden, an einem so lächerlichen Stoffe so viel Charakteristik und Schönheitssinn zu verschwenden, als er besitzt; die Kritik wird ihr Verdammungsurtheil nicht zurückhalten können. Noch weniger, wenn aus grillenhafter Verehrung alterthümlicher, unvollkommener Kunstformen der Maler etwa in Einem Rahmen der Zeit nach Unterschiedenes darstellen wollte; oder Aehnliches.

Was soll das Gemälde? Uns den Blick in die Wirklichkeit ersetzen. Das historische Gemälde soll uns eine geschichtliche Scene darstellen, die uns — aber wohlgemerkt! ä s t h e t i s c h interessirt. Nicht das historische, geistige Interesse ist maßgebend, sondern das sinnliche. Vor dieser Begriffsverwirrung muß man heut zu Tage am meisten warnen, wo man so weit gegangen ist, in einer Bethovenschen Symphonie etwa die Lösung eines ethischen Problems zu suchen. Der Friedensschluß zu Cambray z. B. ist ein wichtiger historischer Moment, aber ein Paar schreibende Frauenzimmer im Renaissancecostüm neben einander sitzen zu sehn, kann ein ästhetisches Interesse nicht erregen. Dagegen ist die Ertheilung eines Ordens an van Dyk, historisch betrachtet, so unwichtig als möglich, und doch hat de Biefve ein vortreffliches historisches Gemälde daraus gemacht. Wir kommen später darauf zurück.

Die erste Forderung an ein historisches Gemälde ist D e u t l i c h k e i t. Wir müssen wissen, um was es sich handelt. Wenn man z. B. den Herzog von Braunschweig auf dem Ball am Abend vor der Schlacht bei Waterloo darstellt, wie er den fernen Kanonendonner hört, und von Todesahnung erfüllt wird, so mag der Künstler alle Kraft seiner physiognomischen Studien aufbieten, wir werden doch erst aus dem darunter gesetzten Motto von Byron den eigentlichen Sinn des Ganzen erfahren. Der lyrische Moment hat keine plastische Berechtigung.

Hier tritt nun bei historischen Gemälden eine Schwierigkeit ein, die bei den frühern, mythologischen in viel geringerem Grad vorhanden ist. Wenn wir eine Findung Mose's, eine Opferung Isaak's u. dergl. vor uns sehn, so fällt uns die Fabel sogleich ein, wir sind orientirt, ohne daß es dem Künstler weitere Mühe

macht. Im Nothfall half ein bloßes Attribut aus, das auf ästhetische Weise die Zettel ersetzte, die sonst den Personen aus dem Munde hingen. Die Geschichte hat dergleichen symbolisch ausgebreitete und allgemein bekannte Fabeln zu wenig oder zu viel.

Dagegen hat das historische Gemälde in dieser Beziehung einen wesentlichen Vorzug, das Portrait. Die Moses, Christus, Abraham u. s. w. von einander zu unterscheiden, bleibt der jedesmaligen Phantasie des Künstlers und der Bestimmtheit der Situation überlassen, Friedrich, Napoleon, Goethe kennt Jeder. Wo hier die Grenze dessen, was der Maler voraussetzen darf, zu stecken sei, wollen wir hier nicht im Allgemeinen beantworten, sondern an den einzelnen Gemälden entwickeln.

Nur Eins bleibe fest: über die historische Bezüglichkeit möge das Publikum sein Gedächtniß oder die Chronik befragen, aber die allgemein menschliche Beziehung muß vollkommen klar, vollkommen plastisch ausgedrückt sein. In welcher Himmelsgegend wir uns befinden, welche Personen wir auf der Leinwand vor uns haben, das muß unsere Gelehrsamkeit uns sagen, aber was diese Personen mit einander machen, müssen wir *sehn*. Symbolische Erläuterungen durch Attribute u. dergl. sind verwerflich.

Die zweite Forderung ist *Idealität*. Den allgemeinen Satz könnte man etwa so aussprechen: die Form der Behandlung muß denjenigen Grad von Würde und Größe haben, welcher der Würde und Größe des Gegenstandes entspricht. Ein Bild z. B., in welchem Essen und Trinken das sinnliche Hauptmotiv bilden, wie z. B. das Todtenmahl der Girondisten, oder irgend eine Hochzeit von Kana, darf über das Genre nicht hinausgehn; wenn also eine tiefe symbolische Bedeutung hineingelegt werden soll, so wird diese über die Form hinausdringen, die Idee findet einen nur unvollkommenen sinnlichen Ausdruck, und das Motiv ist verfehlt. In keiner Kunst tritt so deutlich hervor, als in der Plastik, daß jener Idealismus, der auf's Symbol ausgeht, ein durchaus verwerflicher ist. In der Poesie wird diese Wahrheit erst bei der scenischen Vorstellung lebendig; wenn man den Faust aufführt, so treten die symbolischen Züge in ihrer Unwahrheit hervor, die im Lesen namentlich der Deutsche sich durch allerlei Ideen-Associationen zu rechtfertigen versteht.

Idealität und Wahrheit im höhern Sinn ist identisch. Damit beantwortet sich auch die Frage, ob der Maler das Recht hat, Wunder darzustellen. Wenn diese Wunder sinnlich unwahr, oder wenn sie ästhetisch beleidigend sind, so hat er nicht das Recht. Dahin gehören: Verwandlung des Wassers in Wein, Speisung der 5000 Mann, Heilung von Aussätzigen u. s. w. Dagegen ist es nicht nöthig, daß in der Auferweckung eines Todten, oder einer ganzen Masse von Todten eine sinnliche Unwahrheit oder eine ästhetische Rohheit enthalten ist. Daß man noch immer zu Wundern greift, liegt nicht allein in dem Eigensinn unserer Romantik, es hat auch einen technischen Grund. Um einen harmonischen Eindruck hervorzubringen, bedarf das Bild Höhe und Tiefe; die abstracte Breite des Basrelief, wie sie Paul Veronese gibt, in neuerer Zeit Martersteig, beunruhigt und zerstreut. So bieten sich Himmel und Hölle als zu natürliche Surrogate der Erde, und es ist auch nichts dagegen einzuwenden, so lange sie sich nur den irdischen Gesetzen fügen.

Die Idealität des Bildes muß *sinnlicher* Natur sein. Es ist verfehlt, wozu die neuen Maler bei der vorherrschend subjectiven und spiritualistischen Richtung der Zeit nur zu geneigt sind — in den vorzugsweise geistigen Theil des Körpers, die Physiognomie, den ganzen idealen Gehalt der dargestellten Stimmung oder Leidenschaft zusammenzudrängen. Eine solche Destillation ist unnatürlich und

unkünstlerisch, der potenzirte Ausdruck wird zur Fratze, oder er verliert sich so ins träumerische, daß man allerlei empfinden, aber nichts bestimmtes sich vorstellen kann. Diese Art wird nur durch Humor gerechtfertigt, wo sie aber von selbst ins Genre übergeht.

Die dritte Forderung ist geschichtlicher Charakter. Das historische Gemälde soll nicht abstracte Helden, abstracte Schlachten u. dergl. versinnlichen, sondern die bestimmte That und den bestimmten Charakter. Es soll charakteristisch sein, und sich darum nur mit solchen Gegenständen beschäftigen, die einen Charakter haben. Das geschichtliche Costüm und dergleichen Aeußerlichkeiten, Dinge, in denen wir eher zu scrupulös sind, reichen allein nicht aus, denn auch die Charakteristik muß etwas Ideales haben, wie Shakespeare, freilich nicht wie die Alten, die den zeitlichen Unterschied noch nicht zum Moment der Darstellung machen durften. Das Ideal erscheint in den drei Formen des Schönen, des Furchtbaren (Erhabenen, Tragischen) und des Komischen; die letzte Form schließt sich in unserm Fall von selbst aus, aber auch Bilder, wie die Martersteig'schen, in denen das Häßliche, welches nur als Uebergangsmoment seine Berechtigung hat, sich noch nicht zum Erhabenen oder Tragischen verklärt, streifen bei allem sonstigen Verdienst über die Grenze der plastischen Kunst hinaus. In dem Bilde soll allerdings ein dramatisches Leben sein, es soll also den unaufgelösten Widerspruch — das ist das Häßliche — als Moment enthalten, aber es soll darüber dominiren. Man stelle sich das Gemälde als Schlußscene einer Tragödie vor, denn nur eine solche ist darstellbar; so wie in dieser der Conflict, zwar mit Härte, aber immer mit Größe, gelöst sein muß, so wollen wir auch im Bilde einen Halt haben; das unvermittelte Walten häßlicher Leidenschaften und häßlicher Menschen, wie in Martersteig's Huß, kann uns diese Befriedigung nicht geben.

Nach diesen zerstreuten Bemerkungen, die sich freilich, wie alle Regeln, im Ganzen nur in der Verneinung bewegen können, gehen wir an das Einzelne.

1. Friedrich der Große nach der Schlacht bei Kollin.

Von Professor Schrader in Berlin.

Die Würdigung dieses Gemäldes wird erleichtert durch die Behandlung desselben Gegenstandes von Clara Oenicke, welche sich an der entgegengesetzten Wand befindet und unmittelbar zur Vergleichung einladet. Wenn der Künstler mit dieser Parallele nur zufrieden sein kann, so wirkt dagegen eine andere Reminiscenz höchst schädlich. Der Maler hat offenbar den Napoleon von Paul Delaroche im Auge gehabt, die Manier ist dieselbe, das Resultat aber ein höchst verschiedenes.

Die Situation, die beiden Gemälden zum Vorwurf dient, ist auf den ersten Anschein sehr ähnlich, fast identisch. Napoleon ist mit seinen letzten Versuchen gescheitert, seine vornehmsten Anhänger haben ihn verlassen und er steht allein, ein banquerontter Spieler, der die letzte Karte verloren hat. Friedrich hat zwar nur eine Schlacht verloren, aber bei seinen geringen Kräften liegt die Gefahr des Unterganges nahe genug.

Und doch ist diese Aehnlichkeit eben nur ein Schein. Der erste, wesentliche Unterschied ist unsere Wissenschaft von dem weitern Verlauf der Dinge. Laroche konnte seinem Helden jenen furchtbaren Ausdruck der Verzweiflung leihen, der uns erschüttert, aber auch erhebt, denn in diesem titanischen Antlitz ist es mit ehernen Zügen eingegraben, daß der Gewaltige fallen mußte, wie Lucifer, der seinen Stuhl neben den Stuhl Gottes setzen wollte, und daß er wirklich gefallen ist. Schrader konnte diesen Ausdruck nicht gebrauchen. Wie sollen wir es dulden, Friedrich in Verzweiflung zu sehen, da wir wissen, daß es noch keine Noth hat, da wir wissen, daß ihm sittliche Mächte zu Gebote stehn, die nicht unbedingt abhängig sind von

dem Ausgange einer Schlacht. Freilich ist Friedrich der waghalsige Eroberer, aber er ist zugleich der legitime König, zugleich der weise Freund seines Volks; Napoleon ist nur Abenteurer, nur Sohn seiner Thaten; lähmt einmal die Schwingen seiner Kraft und er stürzt unaufhaltsam in den bodenlosen Abgrund.

Ein zweiter Unterschied. Napoleon hat sein Letztes gethan, Frankreich hat ihm erklärt, daß es ihn nicht mehr will. Er hat nichts weiter zu thun, als sich auf sein Zimmer zurückzuziehn und seinem Geschick zu fluchen. Aber Friedrich ist mit der Niederlage nicht zu Ende. Sein Heer ist geschlagen, auf der Flucht, aber er muß es führen, er kann es nicht im Stich lassen. Wir sehen von weitem die Flucht des Heeres, und es setzt uns in Erstaunen, daß der König müßig dasitzt und Grillen fängt, während Gefahr im Verzuge ist. Was macht er eigentlich da! Das Bild gibt uns keine Antwort. Es folgt unmittelbar daraus, daß der Ausdruck des Ganzen ein unbestimmter ist.

Außerdem hat diese Isolirung bei Friedrich keine sittliche Berechtigung. Auch in der Niederlage wollen wir Friedrich in der Umgebung seiner Generale, seiner Soldaten sehen, die dem Erben der Hohenzollern treu bleiben auch im Unglück. Die Anekdote, dieser Mythus der neuen Zeit, stellt Friedrich nie allein dar, sondern stets im gemüthlich-sittlichen Rapport mit seinem Heer; sie hat Recht daran. Napoleon ist dagegen am meisten er selbst, wenn er allein ist.

Ich will den Vergleich nicht weiter ausdehnen, weil ich noch einmal auf Paul Delaroche zurückzukommen gedenke. Im Allgemeinen will ich über die Kunstform nur Folgendes bemerken.

Diese Art Monodram ist eben so die erste, wie die letzte Stufe der plastischen Kunst; die erste, denn sie geht vom einfachen Portrait aus, gibt ihm einen beliebigen historischen Hintergrund, und einen Ausdruck, der dem Moment entspricht; einen Ausdruck, der um so weniger von der ursprünglichen Bestimmung des Portraits sich entfernen wird, je ausgeprägter der Charakter des Helden in der Geschichte oder der Tradition ausgebildet ist. So ist es der Fall mit Friedrich.

Andrerseits ist aber diese Kunstform, in einem Portrait das geschichtliche Resultat zu concentriren, der Ausfluß unserer Sentimentalität, die mehr für lyrisch reflectirte Stimmungen, als für die epische Entfaltung der Begebenheiten Sinn hat. Die Physiognomie soll der Spiegel der Seele, die Seele der Brennpunkt einer ganzen Reihe von Ereignissen sein. Man sieht, das Motiv streift schon ans Raffinirte, denn selbst der Monolog, den wahrhaft dramatische Dichter nur in gesteigerter Seelenspannung zulassen, hat immer noch eine Art dialectischer Entwickelung, die Gedanken entwickeln sich successiv auseinander; im Bilde dagegen soll alles auf einmal ausgedrückt sein, und es liegt zu nahe, daß das Resultat die Voraussetzung aufhebt.

Wie Paul Delaroche diesen Moment wahrhaft dramatisch versinnlicht hat, davon später. Schrader kann auf solches Lob keinen Anspruch machen. Sein Friedrich ist nichts als ein Portrait mit historischer Staffage. Als solches ist es uns aber werth und theuer, wie das seelenvolle Gesicht des großen Königs, den es zum Gegenstand hat. Die Züge sind glücklich und edel wiedergegeben, der Ausdruck ist, wie das Portrait ihn erfordert, ruhig und nachdenklich. Das Kostüm — der staubbedeckte grobe Kriegsmantel, die beschmutzten Reiterstiefeln u. s. w. — ist eines kriegerischen Fürsten würdig und unendlich angemessener, als jener stolze Kaisermantel, in welchen auf der Wand gegenüber Gerard seinen Napoleon eingewickelt hat, wie einen Pagoden, ein weibischer, zweckloser Putz, aus welchem das energische Feldherrngesicht in einem wunderlichen Contrast herausblickt.

Verlag von **F. L. Herbig**. — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Druck von Friedrich Andrä.

Das russische Heerwesen.

Wer Rußlands Heerwesen kennen lernen will, muß vorzugsweise die südlichen und westlichen Theile des gewaltigen Reiches bereisen. Hier hat Rußland seine größten Militärmassen aufgehäuft. Kurland und Liefland sind außerordentlich stark mit Regimentern belegt, jedoch noch viel stärker das Königreich Polen, Lithauen, Podolien und Wolhynien. Auch die Districte an der türkischen Grenze sind mit starken Soldatenmassen angefüllt, desgleichen die am schwarzen Meere. Im Innern Rußlands dagegen werden die Heeresmassen so verdünnt gefunden, daß man mehrere Tage lang reisen kann, ohne auf eine uniformirte Gestalt zu stoßen. Hier sind nur die wichtigsten Hauptstädte, wie Moskau, Nisny-Nowogrod, Kasan, Orenburg, Tula, Smolensk ꝛc. besetzt, während in jenen Theilen des Reiches selbst die kleinsten Orte ihre Besatzung haben. Diese sehr natürliche Anordnung hat viele Reisende, welche nicht weit über die südlichen und westlichen Gebietstheile hinauskamen, getäuscht, und den Glauben an eine kaum ermeßliche russische Heeresmacht verbreitet. Sie haben gemeint, das ganze Riesenreich sei so von Truppen erfüllt, wie die Districte, welche sie durchreisen, doch ist die Heeresmasse, die sie in den südlichen und westlichen Districten fanden, beinahe die ganze, welche das russische Reich besitzt, wovon schon 1831 der klarste Beweis zu Tage kam. Denn als Rußland seine sämmtlichen Regimenter aus diesen Reichstheilen versammelt und dadurch ein Heer von 119,000 Mann mit 400 Kanonen gebildet hatte, war es erschöpft, und hätte — in demselben Jahre wenigstens — kein Bataillon mehr nach Polen schicken können.

Allein es ist nicht sowohl die Soldatenmenge, welche die Macht erzeugt, als der moralische Zustand der Soldaten. Mit dem ersten Schritte, welchen ich über die russische Grenze that, machte schon der dortige Soldatenstand einen sehr unangenehmen Eindruck durch sein Aeußeres auf mich und kaum konnte ich eine andere Meinung fassen, als die, daß er aus einer Masse zusammengetriebenen losen Gesindels bestehe. Der Kosakencapitän, mit welchem ich meines Passes halber zu sprechen die Ehre haben mußte, war ein zottiger Mensch. Seine blaue Häfteljacke und weiten Beinkleider waren so verschabte, verschmutzte, unsaubere Gegen-

stände, daß vielleicht mancher deutsche Bettler Anstand genommen haben würde, sie an seinen Leib zu legen. Seine Waffenstücke, besonders der gewaltige Säbel, harmonirten mit dem uralischen Gesicht, indem jener so wenig den Gebrauch des Putzpulvers als dieses den Gebrauch der Seife verrieth. Das war ein Capitän; an seinem Burschen waren die Beinkleider aus Flicken zusammengesetzt. —

Die Uniformirung der Gemeinen besteht aus einem langen bis zu den Füßen hinabreichenden schlafrockartigen braunen Kittel, einer roth umstreiften grünen oder blauen Mütze und groben weiten Leinwandbeinkleidern. In diesen Kleidungsstücken findet man den russischen Soldaten im Sommer wie im Winter, beim Exerciren und beim Müssiggehen. Eine bessere Uniform, welche in grauen Beinkleidern und einer Art Frack besteht, bekommt er nur bei hohen Festen und Paraden; doch befinden sich diese besseren Montirungsstücke außer bei dem Gebrauche derselben nie in seinen Händen. Das Tuch zu den Montirungsstücken der Gemeinen ist das gröbste, welches man auf Erden finden kann. Das zu Mänteln, Mützen und den Paradebeinkleidern wird nicht einmal aus reiner Wolle verfertigt, sondern aus einem Halbgemisch von Wolle und Kuhhaaren, daher es denn dem groben Filze gleicht. Bei der Cavallerie machen die scharf abstechenden Farben die schlechte Qualität der Bekleidungsstücke weniger bemerkbar, dagegen muß man beim ersten Blicke auf einen Infanteristen, der, die Leinwandbeinkleider in die plumpen kurzen Stiefel hineingestopft, in seinem langen braunen schnittlosen Filzkittel wie ein Züchtling vorüber humpelt, die Bemerkung machen, daß die Regierung den gemeinen Soldaten kaum so hochachtet als das Pferd, welches sie vor die Kanonen spannen läßt.

In manchen Beziehungen steht der gemeine Soldat selbst dem Thiere noch nach, z. B. in der Pflege seines Körpers. Er reinigt sich ohne Zwang nie, und da der Zwang bei so großen Massen doch nicht alltäglich in Ausübung gebracht werden kann, so hat er fast stets ein Ansehen, als ob er ein Mann der heißen Zone wäre. Die graubraune Gesichtsfarbe ist keineswegs eine natürliche. Des Gesundheitszustandes halber hat sich die Regierung in's Mittel schlagen und Anstalten errichten müssen, in welchen große Massen auf ein Mal gereinigt werden können. Dies sind die russischen Dampfbadehäuser. Vorschriftsmäßig werden die Soldaten alle acht, mindestens alle vierzehn Tage zur Reinigung in die Dampfbäder getrieben, außerdem jedes Mal vor großen Kirchenfesten, Festen des kaiserlichen Hofes und großen Paraden. Es ist ein eigenthümliches Schauspiel, an den bestimmten Tagen Rußlands Stütze und Stolz, compagnieweise und in Reihe und Glied in das Dampfbad treiben zu sehen. Jeder der schmutzigen Burschen trägt in der einen Hand ein weißes Hemd, in der andern einen Besen von Birkenreisig, mit welchem er im Bade den in der Compagnie hinter ihm stehenden Mann reinigen muß, so wie dieser ihn als seinen Vordermann. In Warschau und anderen Städten, die eine starke Besatzung haben, sind mehrere Badehäuser eingerich-

tet und werden täglich benutzt, doch vergehen fast stets zwei Wochen, bis ein und dieselbe Abtheilung wieder an die Reihe kommt. Gleicher Weise müssen sich die russischen Soldaten alle vier Wochen regelmäßig einer großen Haarschur unterwerfen, welche ebenfalls massenweise ausgeführt wird. Die Haare werden dicht auf der Haut weggeschnitten, wie in andern Ländern bei den Galeerensclaven. Ursache zu solchem Verfahren mag wohl genügend vorhanden sein, denn selbst bei den sehr kurzen Haaren der Soldaten ist es immer noch nicht ungefährlich mit ihnen in allzu enge Berührung zu kommen. Der Sold, welcher den Soldaten gegeben wird, ist freilich vielleicht der niedrigste, den es in Europa gibt. Er beträgt noch nicht ein Mal drei Pfennige für den Tag. Bei solchem Verdienst würde der beste Wille, sich Kamm und Seife zu halten, ein vergeblicher sein. Man zahlt überdies den Sold, damit das Geldstück doch nicht allzu erbärmlich aussehe und die Sache der Mühe werth sei, nur alle vier Monate ein Mal aus. Es bekommt dann der Mann einen Silberrubel, und diese seltene Gabe wird ihm natürlich der Grund zu einem Freudenfeste, bei welchem an Bedürfnisse des Leibes von solider Art nicht gedacht werden kann.

Die Regierung scheint bei Anordnung solcher Zahlungsweise auf die bestialische Branntweinsucht der Soldaten Rücksicht genommen zu haben. Häufige Soldzahlung würde die Folge haben, daß das Heer oft betrunken wäre. Die Trunkwuth hat der Regierung auch so unbesiegbar geschienen, daß sie für mehrere Tage nach der viermonatlichen Soldzahlung dem Heere eine Art gesetzkräftiger Unzurechnungsfähigkeit zu Theil werden läßt. Man sagte mir für 3 Tage. In diesen Tagen wird der Soldat nicht zum strengen Dienst gefordert und nicht auf den Exercierplatz geführt, sondern darf sich, ohne eine Strafe fürchten zu müssen, so berauschen, daß ihn die Posaunen des Weltgerichtes nicht, vielweniger die Hörner der Signalisten, erwecken würden. Man gewahrt es augenblicklich, wenn bei einem Regimente die Soldzahlung stattgefunden hat. Was von den niedrigsten Klassen dieses Regimentes zu erblicken ist, taumelt oder liegt und schläft; letzteres geschieht nicht selten auf offenen Straßen und in Gräben. So fand ich einmal auf dem schmutzigen Platze vor dem Spital der protestantischen Gemeinde in Warschau elf Leute eines Infanterieregiments, die auf einem großen Schutt- und Kehrichthaufen die scheußliche Feier ihres Soldempfangs ausschliefen. Eine gleiche Ansicht wurde mir hinter Powoski an der Straße nach der Festung Modlin zu Theil. Dort lagen dreiundzwanzig gemeine Leute von dem sogenannten gelben Uhlanenregimente rings um ein leeres Fäßchen in dem eisernen Schlafe der viehischsten Trunkenheit, und gleichartige, jedoch kleinere Gruppen fand ich an demselben Wege noch drei. Hat der Soldat seinen Rubel in den paar Tagen durchgebracht, so ist er natürlich zu einer vier Monate langen Nüchternheit gezwungen.

Das Brot, welches allwöchentlich gegeben wird, möchte in Deutschland kein

Bauer seinem Hunde in den Napf schneiden. Es besteht aus Schrot von Roggen und Gerste, bisweilen auch noch geringeren Getreidearten, welche die Magazinverwalter regelmäßig, oftmals aber in allzugroßen Massen beimischen, ihrer Börse wegen. Derartige „Ersparnisse" sind bei dem ganzen russischen Heere gebräuchlich. Die Furcht der Mannschaft verhindert, sie zum Gegenstande einer Beschwerde zu machen, auch würden dergleichen Beschwerden keinen Erfolg haben, da der Nutzen der Ersparnisse gerade denjenigen Leuten zu Theil wird, welche die Beschwerden aufzunehmen haben. Der Magazinverwalter theilt sie mit dem Obersten, bei dessen Regimente sie gemacht werden, andere macht sich der Oberst allein zu Nutzen, wieder andere aber theilt er mit dem Brigadegeneral, und dieser macht mancherlei Ersparnisse, welche ihm und dem Divisionsgeneral zu Theil werden.

Außer dem Brote, werden dem Soldaten Graupen, Grütze und Erbsen, auch Kartoffeln gegeben. Ihm bleibt es überlassen, sich diese Sachen zu bereiten. Welches Product der tölpische Mensch hervorbringt, kann man sich leicht denken. Meist fehlen ihm die nöthigsten Hilfsmittel, als Geschirre, Holz und dergl. Ein Glück ist's, daß der Magen der Russen halb rohe, ja selbst rohe Nahrungsstoffe zu überwinden im Stande ist, sonst möchten die Sterbefälle in dem russischen Heere entsetzlich häufig sein. Ohnehin sind sie keinesweges selten. Doch rühren sie oft nicht sowohl von den schlechten Speisen als vom übermäßigen Genusse her, dem sich der gemeine russische Soldat stets überläßt, wo er eine Gelegenheit dazu findet. Bei dem Durchmarsche eines russischen Regiments wurde, — um ein Beispiel zu geben — ein Soldat Namens Iwan bei einem Bauer in dem Dorfe Kamien in Niederpolen einquartirt, welcher an demselben Tage ein Schwein geschlachtet hatte. Nach polnisch bäurischem Gebrauch war das ganze unzertheilte Gedärm des geschlachteten Thieres mit rohem gehacktem Fleisch gefüllt und diese 19 Fuß lange Wurst unter der Decke der Stube aufgehängt worden, damit sie austrockne und dann in den Schornstein zum Räuchern gebracht werde. Daß der russische Soldat trotz dem an der Wand hängenden Christusbilde die Seelenkraft nicht besaß, sich vor unerlaubter Antastung dieser Wurst zu bewahren, war wohl natürlich, daß er aber diese 19 Fuß lange, aus rohem Fleisch bestehende Wurst während der Nacht total aufaß, das möchte doch ein Nichtrusse für mehr als natürlich halten. Man kann sich die Wirkung der ungeheueren Masse rohen Fleisches in dem Magen denken. Der Mensch mußte desselben Tages seinen Geist aufgeben und beschwor — aus Furcht vor der Knute — noch mit seinen letzten Athemzügen „er sei es nicht gewesen, der während der Nacht die Wurst aufgefressen habe." So überluden drei russische Soldaten, welche bei Siedlce in den Gemüsegarten eines Herrn v. Potocki eingebrochen waren, ihre Magen so mit rohem Kohlrabi, daß zwei davon nach wenigen Stunden starben und der dritte nur durch die Prügel des energischen Feldwebels gerettet wurde, welche ihm eine ungewöhnlich starke Leibesbewegung verschafften.

Derartige Ereignisse sind ungemein häufig, man könnte sagen, gewöhnlich. Die meisten Soldaten verkaufen die ihnen zugetheilten Nahrungsmittel für einige Pfennige und ersetzen dann das Mittagsmahl durch Branntwein, den sie nicht erst kochen müssen. Diese Lebensweise ist die Ursache einer entsetzlichen Schlaffheit und Marklosigkeit. Unter den russischen Soldaten pflegt man sich in Deutschland ungeheure Riesen, Brüder des Herkules vorzustellen; und doch sähe man sie in ihrem Garnisonleben, wie sie mit geistlosen Mienen, dürr und mürbe, schwach und müde schlottern, man müßte Mitleiden für sie empfinden, noch mehr Mitleiden, wenn man beobachtete, welche Wirkung die Pflege derselben auf ihre Moral hat. Neben dem Exerciren betreibt der Soldat das Stehlen nicht blos mit großer Liebe, sondern auch mit einer Art von Befugniß, denn die Offiziere hindern ihn nicht daran. Ich glaube, daß der gemeine russische Soldat darin den polnischen Jahrmarktsjuden um nichts nachsteht. Bei Volksfesten, welche die Bewohner der Häuser aus ihren Wohnungen gelockt haben, pflegt er stets derjenige zu sein, welcher sich in den Häusern befindet und das Schloß einer jeden Thür prüft. Obschon er ziemlich plump verfährt, so erfreut er sich doch nicht selten einer guten Beute. Küchen und Brotschränke haben für ihn besondere Anziehungskraft. In Kalisch machte ich mit meiner Wirthin einen Spaziergang nach dem Platze, auf welchem bei Illumination die Feier des kaiserlichen Krönungsfestes stattfand. Auf dem Heimwege begegnete uns ein russischer Infanterist, der, alle Mienen seines braunen Gesichts von Glückseligkeit strahlend, einen zur Hälfte in einen Lappen gewickelten großen gekochten Schinken unter dem Arme trug. Meine Begleiterin meinte: „wem der gestohlen ist, der wird sich nicht wenig ärgern.“ Nach Hause gelangt, fand sie, daß sie selbst die Bestohlene war. Gleicherweise sind die gemeinen russischen Soldaten bei Jahr- und Wochenmärkten in energischer Thätigkeit. Allenthalben sieht man sie zwischen den Buden schleichen und in ihren Taschen sind Dinge zu gewahren, von denen man nicht begreift, wie sie natürlicherweise in den Besitz eines Soldaten gelangen können. Gegenstände, welche Bedürfnisse der Frauen sind, haben für sie besonderen Reiz, z. B. Zwirn, Band, Häftel, Zeuge, Tuche u. dergl. In den Kasernen hinter dem sogenannten „eisernen Thore“ in Warschau befindet sich an dem Wege nach der Electoralstraße ein tafelförmig gedeckter Brunnen. Dieser hat durch die Länge des Gebrauchs förmlich die Bestimmung gewonnen, eine militärische Handelsbank zu sein. Auf ihm legen die Soldaten der Kaserne offen und ohne Scheu an jedem Markttage die Gegenstände zum Verkauf aus, welche sie auf dem benachbarten Marktplatze (Grzybow) gestohlen haben. Hier pflegen sich eine Menge Frauen der armen Klasse einzufinden und Zwirn, Band, Nadeln 2c. zu kaufen. Der russische Soldat läßt seine Handelsartikel, da sie ihn selbst nichts kosten, zu einem Spottpreise, und dies gibt dem Absatze Sicherheit. Die Offiziere gehen vorüber, und machen die handelnden Soldaten nur ihre Honneurs, so fällt es diesen gar nicht ein, die armen hungrigen Burschen darnach zu fragen, woher sie die Han-

delsartikel genommen haben. Ohnehin wissen sie dies sehr wohl. Schwerlich mag man durch mehrere Straßen einer mit russischem Militär besetzten Stadt gehen können, ohne an einer Ecke einen Soldaten zu finden, der gestohlenes Gut feilbietet. Oftmals geräth aber auch der Finger des Soldaten auf viel werthvollere Dinge, als die genannten, und oftmals rafft er Massen auf, welche sich nicht in der Tasche fortbringen lassen. So wurde in einer Nacht auf der Krakauer Vorstadt in Warschau gerade vor der Hauptwache eine Tuchniederlage fast völlig ausgeräumt. Das Quantum des Gestohlenen betrug über 18 Centner. Niemand hat die Diebe kennen gelernt, aber daß sie Soldaten waren, das leuchtete nur zu sehr ein, eben so wie, daß sie mit der Mannschaft der Hauptwache und respective dem Herrn Offizier derselben in bestem Einverständniß gewesen sein mußten. Nicht genug, daß sie das Gestohlene offen feil bieten, sie hausiren auch sogar damit und suchen es einem gewaltsam, jedoch stets in sehr höflicher, demüthiger, mitleiderregender Weise aufzudringen. Ich habe einmal zwei Stunden lang mit einem Compagnieschreiber von Unteroffiziersrang, der mich zum Kauf einer wunderschönen goldenen Repetieruhr zu zwingen suchte, zu kämpfen gehabt. Er forderte zuerst fünf Dukaten, und erklärte sich zuletzt bereit, die Uhr sogar für 1 Dukaten hinzugeben.

So dumm der Soldat ist, so weiß er bei seinen Diebereien doch sehr wohl das Werthvolle zu unterscheiden. Ein junger Kaufmann aus Warschau bezog im Auftrage einer Warschauer Metallwaarenfabrik den Jahrmarkt einer Provinzialstadt und nahm commissionsweise von einem Uhrfabrikanten in Warschau ein Kästchen voll goldener und silberner Taschenuhren (im Werthe von 3000 pol. Gulden oder 500 Thalern) mit. Dieses Kästchen behielt er der Sicherheit wegen auf seinem Zimmer im Gasthaus. Vor den offenen Fenstern dieses Zimmers befanden sich zufällig mehrere Soldaten eines durchmarschirenden Infanteriebataillons. Der junge Mann verließ, ohne die Fenster zu schließen, die Stube auf einige Minuten. Als er zurückkehrte, fand er das Kästchen leer, und die Soldaten waren verschwunden. Ehe er den Bürgermeister dazu bewegen konnte, den commandirenden Offizier um eine Untersuchung anzugehen, war das Bataillon abmarschirt, und nun war gar nichts mehr zu erlangen. Ueberhaupt kommt der von russischen Soldaten Bestohlene durch eine Untersuchung fast niemals zu seinem Eigenthum. Fängt er die Diebe bei der That, so entgehen sie dem furchtbarsten Spießruthenschlagen nicht; zu einer Untersuchung lassen sich die Offiziere aber nicht leicht bewegen, selbst nicht, wenn sie die Diebe und ihre That auf's Genaueste kennen. In der That haben die Offiziere meist nicht viel edlere Grundsätze als die gemeinen Soldaten, wovon ich vielfältige Beispiele anführen könnte. In der Methstraße in Warschau befindet sich ein Galanteriewaarenhandelsgeschäft, in welchem auch Epaulettes verkauft werden. In diesem Geschäft fand sich eines Tages ein russischer Premierlieutenant ein und ließ sich eine Menge Epaulettes zur Auswahl vorlegen. Er

besah die Waare lange und begann um ein Paar zu handeln, während er heimlich ein anderes Paar in seinen Mantel zu practiciren suchte. Allein der Kaufmann kannte diese Art von Käufern und bewachte mit dem schärfsten Auge die Hände des Kriegshelden. Er packte den Offizier rasch beim Arme und rettete die Epaulettes, die sich schon unter den Falten des Mantels befanden. Anfangs war der Dieb verdutzt, dann erhob er sich plötzlich wie ein empörter Löwe, spie vor dem Kaufmann aus und verließ das Local mit dem Ausrufe: „Pfui, Du Schweinigel!" (ſe je but twui mat.)

Die friedliche Dieberei artet sogar in gewaltthätige, in Straßenräuberei aus. Ohne Gefahr kann man des Nachts niemals die Straßen passiren, welche sich in der Nähe russischer Kasernen befinden. Durch Soldaten ausgeübte, gewaltsame Beraubungen auf offener Straße sind mir während meines doch nicht allzulangen Aufenthaltes in Warschau nicht weniger als drei und dreißig, in Kalisch fünf, in Rodom sieben, in Kutno zwei, in Plock fünf bekannt geworden. Noch in derselben Nacht, nach welcher ich für immer Warschau verließ, wurde einer meiner Freunde, Namens Rode, in einem Gäßchen bei den schon erwähnten Kasernen hinter dem „eisernen Thore" von drei Infanteristen überfallen und seines Mantels, seiner Uhr und sogar seines Rockes beraubt. Durch Gegenwehr rettete er das Uebrige, was er am Leibe trug. Es geht so weit, daß die Soldaten im Dienst, ja sogar im Sicherheitsdienste Räubereien begehen. Kaum glaubhaft erscheint die Behauptung, daß man sich, wegen der Gefahr beraubt zu werden, den Patrouillen zu begegnen hüten müsse, welche des Nachts zur Sicherung der Straßen ausgesendet werden. Doch ist es nur zu begründet. Ein Beispiel ist das Schicksal eines jungen wohlhabenden Bürgers von Warschau, Namens Große, dessen Vater als Zimmermeister ein außerordentlich ausgebreitetes Holzhandelsgeschäft besitzt. Der junge Mann unternahm in Angelegenheit dieses Geschäfts eine Reise in das westliche Gubernium. Heimkehrend begegnete er auf der Straße zwischen dem Dorfe Grochow und der Vorstadt Praga einer Patrouille von der sogenannten Tscherkessenabtheilung *), deren vorzüglichstes Dienstgeschäft es ist, die Bedeckung des Fürsten Paskiewitsch zu bilden. Dieselbe fiel seinen Pferden in die Zügel und richtete sogleich die Frage an den Reisenden: was er bei sich führe. Auf die Antwort „nichts," forderte sie ohne alle Zeremonie sein Geld. Drei warfen sich sogleich über ihn her, und da er sich zu wehren suchte, so wurde er auf das fürchterlichste gemißhandelt. Während dies drei von den Soldaten der Patronille thaten, beschäftigten sich die übrigen damit, das Gepäck des Reisenden aus dem Wagen auf ihre Pferde zu bringen, und als dies geschehen war, machten sie sich plötzlich sämmtlich, den Weg quer durch die Felder nehmend, in fliegendem Galopp

*) Die Leute dieser Truppe sind theils wirkliche Tscherkessen, größern Theils aber Russen in der Tracht der Tscherkessen.

davon. Der Vater des Beraubten setzte alle Mittel in Bewegung, um der Gerechtigkeit einen Triumph zu verschaffen. Er wendete sich an die Civilgerichte, allein vergebens. Diese lehnten mit Hartnäckigkeit die Aufnahme der Beschwerde ab, welche das Heer so sehr compromittirte. Er wendete sich an die Militärbehörde, aber auch diese wies ihn zurück, und es schien, als ob er gegen Räuber aus derjenigen Heeresabtheilung, welche unter dem Schutze der besonderen Gunst des Fürsten Paskiewitsch steht, gar nichts sollte ausrichten können. Allein der wackere deutsche Zimmermeister besaß eine ausdauernde Energie. Er wendete sich sogar — irre ich nicht, durch Vermittelung der Adjutantur — an den Fürsten Paskiewitsch selbst und dieser konnte, da die Verbrecher so genau bezeichnet und sicher aufgefunden werden konnten, die Klage nicht abweisen. Ob und wie die Untersuchung vorgenommen worden, hat man nicht erfahren, aber Große wurde nach einigen Wochen in die Canzlei citirt und ihm da sämmtliche geraubte Sachen mit dem Bedeuten zurückgegeben: „hier seien die Gegenstände alle, die er als geraubt angegeben habe. Es fehle nichts daran. Damit aber solle er sich begnügen und durchaus nicht einfallen lassen zu sagen, daß Soldaten, noch weniger daß Tscherkessen den Raub begangen haben. Wer die That ausgeübt habe, brauche er nicht zu wissen, ja man wisse es selbst nicht, denn die Thäter seien nicht entdeckt worden. In weiterem aber solle er seinem Sohne den Rath geben, ein anderes Mal nicht bei Nacht zu reisen."

Das Betteln der Soldaten ist so gewöhnlich wie das Stehlen. Auf offener Straße wird man von den bejammernswerthen Leuten angefleht, und sieht man ihnen recht in das Noth und Elend bezeugende Gesicht, so kann man nicht zögern, ihnen einige Pfennige in die Mütze zu werfen. Sie küssen Einem dann gewöhnlich unzählige Male den Arm oder die Hand. An den Chausseen sieht man sie oft in größerer Zahl den Equipagen auflauern und diese dann mit verkehrt emporgehaltenen Mützen im Trabe begleiten. Einmal sah ich zwei russische Soldaten am Spätabend eines Gallafesttages beim Lustschloß Lazienki alle Lustwandelnden bettelnd anfallen, während gleichzeitig in dem prachtvollen Parterresaale des Schlosses das Offiziercorps bei der überladensten Tafel saß und auf dem kleinen See vor dem Schlosse ein Feuerwerk abbrennen ließ, welches wohl mehrere tausend Thaler kosten mochte.

Die Regierung kennt sehr genau den jammervollen Zustand der untersten Klassen ihres Heeres. In Deutschland und andern civilisirten Ländern werden Diebe und andere Uebelthäter aus den Heeren gestoßen und der Verwandtschaft mit dem Banner des Thrones und Reichs beraubt. In Rußland dagegen werden sie dazu verurtheilt. Ein Jahr Zuchthausarbeit gilt dann gleich einem Jahre Dienst im Heere. Doch wird es in den betreffenden Fällen keineswegs so genau genommen, daß man den Menschen, der ein Jahr Strafdienst erwirkt hat, nicht sollte seine halbe Lebenszeit unter der kaiserlichen Kriegsfahne stehen lassen. Für

die Sträflinge bestehen keineswegs besondere Abtheilungen im Heere, wie bei uns die Strafcompagnien. Sie werden in jede beliebige Truppe eingestellt, in welche sie körperlich passen, und fast macht dies glauben, die Regierung sei der Ansicht, die ganze uniformirte Gesellschaft unter der Kriegsfahne bestehe aus Verbrechern, und es sei daher nicht nöthig und möglich, Rücksichten zu nehmen und Absonderungen zu machen. In den Zuchthäusern findet man in Rußland fast nur körperlich unbrauchbare Leute. Die kräftigen Züchtlinge männlichen Geschlechts hat man im Heere zu suchen. Daß sie dort nicht dazu beitragen den moralisch schlechten Zustand zu verbessern, ist wohl denkbar. Doch daran scheint der Regierung nichts zu liegen. Sie ehrt die Flechse und den Knochen des Soldaten, das Geistige an ihm ist ihr völlig gleichgiltig.

Auch die Art der militärischen Strafen verleiht dem Heere das Ansehn einer Strafanstalt. Die Härte derselben ist entsetzlich und ihre Anwendung so häufig, daß man des Glaubens wird, der russische Soldat sei nur dazu da, tyrannisirt zu werden. Arrest kommt beim Gemeinen fast gar nicht vor, um so häufiger die körperliche Züchtigung. Das geringste Versehen im Dienste zieht eine Prügelstrafe nach sich. Die falsche Abgabe eines Executionszettels sah ich mit zwanzig Knutenhieben bestrafen. Das Verwechseln eines Montirungsstückes, das Ueberhören eines Signals, das zu späte Eintreffen auf dem Sammelplatz werden unverzüglich durch Knutenschläge geahndet. Insubordination, Untreue gegen kaiserliches Eigenthum und Desertion werden als die schwersten Verbrechen betrachtet, und ein Soldat, welcher von der kaiserlichen Flinte eine Schraube, oder von der kaiserlichen Patrontasche eine Schnalle von einigen Pfennigen Werthes verkauft, hat zu erwarten, daß er zu einer Strafe von 3 bis 400 Knutenschlägen verdammt werde. Deserteuren werden nie unter 1000 Knutenschlägen zu Theil, welche sie wohl niemals mit dem Leben überstehen. Und sollte dies bei einem der Fall sein, so wird ihm zuschußweise gewöhnlich noch das Schicksal zu Theil, in ein sibirisches Regiment versetzt zu werden.

Von einem Strafreglement ist nichts vorhanden, noch weniger von einer Rücksicht auf dasselbe. Einige Strafangaben befinden sich zerstreut in der Instructionssammlung, doch dienen sie nicht zur Maßgabe. Daher ist auch von einem Strafgericht nicht die Rede. Jede Strafe entspringt der Willkür des Vorgesetzten. Jeder Vorgesetzte hat die Macht, dem Soldaten Prügel zuzudictiren oder eigenhändig zu ertheilen, selbst der niedrigste, der Unteroffizier, und jeder derselben gibt nur zu gern Beweise von dieser Macht.

Der Kaiser hat einen Ukas erlassen, nach welchem Soldaten, denen Orden ertheilt worden sind, keine Prügelstrafe zudictirt werden darf. Allein die Offiziere wissen ihrer Knute die unumschränkte Herrschaft zu bewahren, ohne den kaiserlichen Ukas zu verletzen, indem sie nämlich dem Soldaten die Orden von der Brust

nehmen, sie bei Seite legen und ihm erst, nachdem er seine Prügel erhalten hat, wieder geben. Die Prügelfähigkeit ist übrigens nicht auf die Klasse der gemeinen Soldaten beschränkt, sie dehnt sich auch auf die der Gefreiten, Unteroffiziere und Feldwebel, überhaupt auf alle Personen des Heeres aus, welche nicht von Adel sind. Selbst der Adel wird in manchen Fällen nicht respectirt.

Auch die Strafen der Offiziere entspringen größten Theils der Willkür des Vorgesetzten, doch sind in Betreff des Offiziercorps Verordnungen für eine Art Strafgericht und Vorschriften eines gewissen Strafmaßes vorhanden. Allein sie dienen nicht zur Richtschnur. Die Strafen sind hart und zum Theil nicht minder entehrend. Die Hauptrolle spielt die Degradation, durch welche dem Offizier sogar das Schicksal zu Theil werden kann, prügelfähig zu sein. Es kommt häufig vor, daß Offiziere bis in die Klasse der gemeinen Soldaten zurückversetzt werden, und ist ihnen keineswegs erlaubt, um der Schande einer solchen Strafe zu entgehen, den Abschied zu verlangen. In Rußland erleiden sogar Generale eine solche Degradation, und man darf nicht glauben, daß Fälle dieser Art selten sind. Ich habe einen Freiherrn v. B., gebürtig aus den russischen Ostseeprovinzen, kennen gelernt, welcher drei Male, ein Mal vom Major, das zweite Mal vom Capitain und das dritte Mal durch den Fürsten Paskiewicz abermals vom Capitain zum gemeinen Soldaten degradirt worden war. Als er die dritte Entehrung erlitt, sagte er: diese Degradation ärgert mich, denn mein Vergehen war kaum beachtenswerth; allein ich schreibe jetzt ein Bändchen Gedichte, werde diese drucken lassen und dem Paskiewicz dediciren, so, daß ich dann hoffen kann, bald wieder Major zu sein."

So häufig nun bei dem russischen Heere die Strafen sind, so häufig sind die Belohnungen. Diese erstrecken sich auch bis auf die untersten Klassen, allein für diese bestehen sie nur in leerem Ordenstand. Dem Obersten, der ohnehin schon Reichthümer in Ueberfluß besitzt, werden confiscirte Güter geschenkt, welche jährlich Tausende einbringen; der verhungerte Soldat dagegen bekommt eine kupferne Mütze oder Stahlschnalle, welche ihm Niemand gegen eine Semmel abtauschen möchte.

In schneidendem Contraste mit dem jammervollen Zustande der gemeinen Soldaten stehen die Häuser, in denen sie wohnen. Die Kasernen sind wahrhafte Paläste. Sie werden mit Luft geheizt, es befinden sich in ihnen Apotheken und vieles ähnliche.

Die Kasernen, welche außerhalb der Städte erbaut werden, gleichen allerdings denen in den Städten an guter Einrichtung nicht. Sie bestehen gewöhnlich aus zwei geraden Reihen isolirt stehender kleiner Häuser und bilden eine Straße, in welcher sich von Strecke zu Strecke ein Ziehbrunnen und ungeheurer Wassertrog befinden, welcher letztere die Stelle der Waschwanne vertreten muß. Es ist kein uninteressantes Erlebniß, an einem solchen Troge eine ganze Compagnie Soldaten unter dem Befehle eines Lieutenants ihre Hemden waschen zu sehen. Dies ge-

schieht gewöhnlich an dem Tage, nach welchem sie in das Dampfbad getrieben werden soll. Natürlich befinden sich die Soldaten viel wohler als in den Kasernen in den Quartieren bei den Bürgern oder Bauern. Diese pflegen sie denn auch für ihre Paradiese zu halten. Will der Bürger oder Bauer nicht in Küche und Brotschrank allaugenblicklich bestohlen werden, so muß er den Soldaten mit an den Tisch setzen und genießen lassen, so viel er bedarf. Allein nur selten wird dem Soldaten das Glück zu Theil. Wo es irgend möglich ist, 'wird jede Berührung des Soldaten mit dem Bürger verhindert; man baut lieber ganze Kasernenstädte. Die Kosten, welche solche Bauten verursachen, zu decken, wird die Börse des Bürgers gezwungen. In den größeren Städten erklärt die Regierung jeden Hausbesitzer für verpflichtet, einen Raum seines Hauses unentgeltlich an das kaiserliche Heer abzutreten. Nach Umfang und Eleganz sind die Häuser den vierzehn militairischen Rangstufen entsprechend classificirt. Da nun die Regierung diese Wohnungen nicht von Soldaten beziehen läßt, so fordert sie von dem Hausbesitzer eine Steuer, welche dem Miethwerthe der Wohnung gleichkommt. Das Quartier eines Generals ist in Warschau mit 6000 Gulden veranschlagt. Das ist die Quartiersteuer. Im Sommer muß das Heer ins Lager ziehen. Die Kasernen behalten dann nur eine Wachtmannschaft, die große Masse ihrer Einwohnerschaft bezieht die Zelte, welche, gewöhnlich in nächster Nähe der Stadt, auf Wiesenflächen aufgeschlagen sind. Für die höheren Offiziere ist diese Anstalt eine Spielerei. Ihre Zelte sind Gebäude voller Prunk und Bequemlichkeitsgeräthen, haben verschiedene Zimmer, Küchen, sogar Säle, und dienen gewiß nicht dazu, die Herrn Bewohner mit den Kriegsbeschwerden vertraut zu machen. Gleiches ist natürlich nicht von den luftigen Zelten der gemeinen Mannschaft zu sagen, in denen sich außer einigen Haken zum Aufhängen der Geräthschafte nichts befindet als die Schlafstreue. Jeder Soldat gräbt sich in der Nähe des Zeltes ein Loch in die Erde, welches er als Küche benutzt. Diese Feuerlöcher geben Einem Auskunft über die Zahl der Soldaten, welche sich im Zelte befinden. Für das Brennmaterial muß der Soldat selbst sorgen, wenn er gekochte Speisen genießen will, daher er gezwungen ist, die nächsten Wälder zu plündern, was die Offiziere für eine im Kriegsleben ganz ordnungsgemäße Sache halten und die Waldbesitzer nicht zu verwehren wagen. Die Plünderung pflegt sich nicht blos auf die Wälder, sondern auch auf die Felder zu erstrecken. Hat der Soldat etwas, wobei er kocht, so will er natürlich auch etwas haben, was des Kochens werth ist. Die Früchte derjenigen Felder, in deren Nähe ein russisches Soldatenlager aufgeschlagen wird, sind niemals das Eigenthum ihres rechtmäßigen Herrn. Daher pflegen die Bürger oder Bauern in der Nähe eines Lagerortes ihre Grundstücke gar nicht zu bestellen. Im September wird das Lager aufgehoben.

Viele Offiziere können nur ein einziges Wort schreiben, nämlich ihren Namen, sonst keins. Bei dem Offiziercorps der Kosaken ist der traurige Ruhm, we-

der lesen noch schreiben, und nur hauen und stechen zu können, ein fast allgemeiner. Die Regierung hat, um diesem in manchen Fällen nur zu gefährlichen Uebel abzuhelfen, im Innern Rußlands Militairschulen errichtet, in denen Lesen, Schreiben, Rechnen und Zeichnen gelehrt wird. Allein Personen, welche diese Künste selbst nur nothdürftig zu üben verstehen, sind immer noch so selten, daß man ihnen gleich bei ihrem Eintritt in ein Regiment Unteroffiziersrang verleiht und sie in einem Bureau anstellt.

Durch Unwissenheit zeichnen sich vorzüglich die Offiziere der Infanterie aus. Allein ihr Dünkel pflegt so großartig zu sein als ihre Bornirtheit, daher sie diese unter einem Schein von hoher Gelehrsamkeit zu verbergen suchen. So zum Beispiel erscheinen diese russischen Offiziere, welche kein Wort lesen können, sehr gern in Bibliotheken, Buchläden und öffentlichen Lesezimmern. Sie verweilen da lange und betrachten die Titel der Bücher mit einer Miene, als ob ihr Geist den innigsten Antheil hätte. Als ich einen von diesen Herren, welcher in einer Schweizerbäckerei neben mir sitzend wohl zwei Stunden lang unter seltsamen Mienenzuckungen in die Preußische Staatszeitung gestiert hatte, fragte, was für Weltkunde in dem Blatte zu finden sei, sah er mich anfangs ganz verdutzt an und antwortete dann: „viel Neuigkeit — wie es so in der Welt zugeht — in Ungarn hat man gestohlen, in der Türkei sind schreckliche Mordthaten vorgekommen und England läßt marschiren." Nachdem er sich entfernt hatte, sah ich das Zeitungsblatt an und fand, daß es gar keine Artikel aus Ungarn und der Türkei enthielt, und in den zwei englischen Parlamentsreden, welche sich darin befanden, war kein Wort vom Marschiren zu lesen. Ein Anderer von dieser Klasse trat eines Tags in die Glücksberg'sche Buchhandlung in Warschau und ging, nachdem er versichert, daß er ein großer Freund und Kenner der Literatur sei und sich eine Bibliothek anlegen wolle, mit aufmerksamer Miene die Rückentitel der Bücher betrachtend, eine Stunde lang an den Repositorien auf und nieder. Endlich fiel sein Auge auf einen ungeheuern, mit Stricken eingeschnürten, an der Erde liegenden Ballen. Er glaubte, daß er Druckschriften, die Werke irgend eines Autors, enthalte. Allein es war ein Ballen Löschpapier. Löschpapier heißt auf polnisch Bibala. Zu seinem Unglück kannte der Offizier dieses Wort nicht und hielt es für den Namen eines Schriftstellers. Als ihm also der Commis gesagt: „es ist Bibala," glaubte der russische Offizier sogleich einen Beweis seiner Liebe und Kenntniß der Literatur geben zu müssen und rief mit scheinbar herzinniger Theilnahme aus: „ah! ah!! ah!!! Bibala!" das ist ein köstlicher Schriftsteller, eigentlich mein Lieblingsschriftsteller!"

Die am wenigsten ungebildeten und unwissenden Offiziere im russischen Heere sind die Kurländer. Sie sprechen gewöhnlich mehrere Sprachen und sind nicht blos mit allen Fächern der Kriegswissenschaft vertraut, sondern besitzen sogar eine gewisse akademische Gelehrsamkeit. Daher findet man sie vorzugsweise in der

kaiserlichen Adjutantur, bei den Garden und dem Geniecorps. Sie pflegen auf's Schnellste zu den höchsten militärischen Würden emporzusteigen. Ein 35jähriger General, wenn er ein Kurländer ist, ist in Rußland keine Merkwürdigkeit. Leute dieser Art sind Nesselrode, Sas, Rüdiger, Dehn, Gallicin, Rosen, Geißmar, Pahlen, Sacken, Richter.

Die Bewaffnung des russischen Heeres kann nicht getadelt werden. Die Waffenstücke der Infanterie sind sehr gut gearbeitet, schwer und dauerhaft. Die Hauptwaffe der Cavallerie ist die Pike. Kürassiere und Husaren gibt es wenige, Uhlanen desto mehr. Sie machen fast drei Viertheile der Cavallerie deren Pferde durchgängig vortrefflich sind, aus. Von den Kosaken, welche ein irreguläres Korps bilden und sich selbst equipiren müssen, läßt sich gleiches nicht sagen. Ihre Waffen sind so roh und schlecht, wie ihre katzenartigen Pferde. Sie sind die Leute des Stehlens und der Flucht. Die Todten der Schlachtfelder zu plündern, ist ihr Lieblingsgeschäft und mehr thun sie nicht gern. Ihr kriegerisches Gewicht liegt eigentlich nur in der falschen Vorstellung, welche sich der Feind von ihnen macht. In dem polnischen Insurrectionskriege ist nicht ein einziges Mal der Fall vorgekommen, daß Kosaken einen Sieg errungen hätten, dagegen wurden oftmals ganze Kosakenregimenter von wenigen Sensenträgern zersprengt und in die Flucht getrieben. Als der polnische General Dwernicki hinter Pulawy mit 3000 uneinexercirten Sensenleuten ohne Artillerie neun russische Cavallerieregimenter warf und in die Flucht trieb, waren die drei Kosakenregimenter die ersten, welche den Platz verließen. Vor Kanonen halten sie niemals Stand, da bewahren sie gewissenhaft die Ehre ihres Sprichworts: „unsere Piken sind schrecklich, aber Kanonen lassen sich nicht erstechen.“

Die am besten ausgerüstete Truppengattung des russischen Heeres ist die Artillerie. Die Geschütze sind vortrefflich gearbeitet und mit allen Vortheilen versehen, welche das westliche Ausland erfunden hat. Allein sie werden ungeschickt bedient, da das Exercitium ein sehr uncultivirtes, schwerfälliges ist und der russische Soldat kein natürliches Geschick besitzt, die Mängel desselben zu beseitigen. Daher kam es, daß Dibicz bei Grochow mit 323 Kanonen nichts gegen die 63 Kanonen der Polen auszurichten vermochte. Die Regierung verwendet große Summen vorzugsweise auf die Artillerie und hat die Zahl der Geschütze zu einer ungeheueren Höhe gebracht. Rußland kann mit Leichtigkeit 400 Geschütze auf einen Kampfplatz außerhalb seiner Grenzen und sechs- bis siebenhundert auf einen innerhalb seiner Grenzen führen. Die Dienstpflicht dehnt sich im Allgemeinen auf 15, in manchen Fällen sogar auf 25 Jahre aus. Selbst dem stärksten Geiste würde aller Lebensmuth bei dem Bewußtsein, funfzehn oder fünfundzwanzig Jahre lang den Druck einer russischen Kriegsfahne ertragen zu müssen, verloren gehen. Der russische Rekrut sieht nichts mehr vor sich als ein ewiges Elend, denn nachdem er das Soldatenelend so lange ertragen, ist er zu nichts weiter tüchtig als zum Bet-

teln oder dasselbe Elend noch weiterhin zu ertragen. Er bleibt daher gewöhnlich bis zu seinem Tode Soldat und hascht endlich nach dem jämmerlichen Glücke, in eine derjenigen militärischen Klassen versetzt zu werden, welche zur Bewachung der Straßen, der Städte oder ähnlichen ungefährlichen Zwecken eingerichtet sind. Jedes Jahrzehend bringt ihm dann ein gelbes Tressenband um den rechten Rockärmel, und das ist die einzige Unterbrechung, die in den einförmigen hohlen Ton seiner in einer Bude an der Straßenecke hingebrüteten letzten Lebenszeit fällt.

Das Mitgetheilte genügt wohl zu der Ueberzeugung, daß Europa vor Rußlands Heeresmacht nicht zu zittern brauche. Rußland besitzt ein großes Heer, das Heer aber keine Seele. Es hat 320,000 Mann auf den Füßen und kann, trifft es richtige Anordnungen, 200,000 Mann mit 4- bis 500 Kanonen über die Grenze schicken, aber gegen eine civilisirte Macht hält eine Horde von Wilden auf die Dauer nicht Stand.

Mecklenburg in seiner jetzigen Entwicklung.

Der 11. October wird immer ein Freudentag in der Geschichte Mecklenburgs bleiben, denn an ihm erfolgte endlich die langersehnte Publikation unserer neuen Verfassung. Von der schweren Bürde seiner alten Feudalzustände, die jede geistige Entwickelung, jede materielle Verbesserung im Keime zu ersticken drohten, ist das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin (Strelitz, dies unverbesserliche Nest der krassesten Aristokratie, die Deutschland besitzt, hat den alten Unrath vorläufig noch zurückbehalten müssen) jetzt endlich erlöst. Die jetzige Verfassung ist größtentheils aus den Vorlagen, die unser Ministerium dem außerordentlichen Landtage vorgelegt hatte, hervorgegangen, läßt zwar die Forderungen der äußersten Linken, und zum Glück des Landes, größtentheils ganz unberücksichtigt und ist als Ausdruck des Centrums, und somit des Kernes der mecklenburgischen Bevölkerung anzusehen. Die Verfassung enthielt wesentlich alle Bestimmungen der Frankfurter Grundrechte, und hat sich sonst die norwegische und belgische zum Muster genommen, den Rechten des Volkes, die bisher von unseren Feudalständen so oft mit Füßen getreten wurden, trägt sie die Rechnung, die ihnen gebührt, ohne dabei das nothwendige Ansehen der Krone so zu schwächen, daß diese als ein bloßer Spielball in den Händen einer ehrgeizigen Opposition sich verhöhnen lassen müßte. Unserer äußersten Linken war zwar diese Verfassung anfänglich gar nicht genehm, und sie wendete alle Mittel an, dieselbe zu verdächtigen. Als ihr aber später der Boden unter den Füßen zu wanken begann, und die Reaction,

durch die Erfolge der östreichischen und preußischen Waffen übermüthiger gemacht, ihr Haupt erhob, beeilte sich auch diese Linke den Kampf gegen diese neue Verfassung aufzugeben. Die Vorlagen der neu ernannten Regierungscommissionäre Groth, Stever und von Liebeherr, gewannen nun immer mehr Anhänger in der Kammer, und fast alle ihre Anträge wurden mit der überwiegendsten Majorität angenommen. Nur die äußerste Rechte, aus 7 — 8 Landedelleuten, Mitgliedern der adeligen Ritterschaft der früheren sogenannten Landtage, bestehend, stimmte consequent gegen alle Paragraphen und legte endlich ihr Mandat nieder. So kam denn unsere neue Verfassung so einmüthig wie es wohl selten in Deutschland geschehen ist, zwischen unserer Kammer und der Regierung zu Stande. Mit aufrichtigem Herzen beschwor sie Ende August, wo die Verfassung beendigt und somit der außerordentliche Landtag aufgelöst wurde, unser junger Großherzog, der in den letzten Jahren sich die ungetheilte Achtung erworben, und so schien aller Streit beendet. Mecklenburg-Strelitz, das bisher mit Schwerin in einer landständischen Union vereinigt war, und somit auch Abgeordnete zu diesem außerordentlichen Landtag nach Schwerin gesandt hatte, obgleich später bei dem constitutionellen System eine gemeinsame Kammer beider Länder, und zwei verschiedene, völlig von einander unabhängige Regierungen derselben, ein Unding gewesen wäre, hatte schon früher seine Abgeordneten abberufen. Der mächtige Adel in diesem 80,000 Einwohner zählenden Ländchen, hatte wieder sein Haupt erhoben und der Regierung eingeredet, sie brauche nun, wo die Gefahr vorüber sei, ihre im vorigen Jahr gegebenen Versprechungen nicht zu halten. Man stützte sich auf die Hilfe preußischer Bayonnette, die jeden Widerstand besiegen konnten; hatten im vorigen Herbste doch schon einmal preußische Kürassiere in Strelitz einwirken müssen, um den Großherzog, der von dem Volke in seinem Schlosse zu Strelitz belagert, zu seiner Rettung aus dem Fenster gesprungen war, zu schützen. Durch die einseitige Abberufung seiner Abgeordneten aus der gemeinsamen Kammer hatte die mecklenburg-strelitzsche Regierung übrigens ihrerseits die Union mit Schwerin aufgekündigt und war so den Wünschen letzteren Landes zuvorgekommen. Sie hatte dadurch von selbst das Recht aufgegeben, gegen jede Veränderung in den staatlichen Verhältnissen von Schwerin zu protestiren. Wenn sie jetzt sich den Anschein gibt, als könne sie aus religiösen Gründen die Einführung des constitutionellen Systems in Mecklenburg-Schwerin nicht dulden, so verdient das keine weitere Berücksichtigung.

Aber ein zweiter Feind, von dem man es hätte kaum glauben sollen, daß er noch wieder aufzutauchen wage, erhob jetzt plötzlich sein Haupt, und bemühte sich unserem Großherzog und seinen wackeren Ministern v. Lützow, Stever, Meyer und von Liebeherr bei der Publikation unserer neuen Verfassung Verdrießlichkeiten über Verdrießlichkeiten zu bereiten. Ein großer Theil des Landadels unserer früheren Ritterschaft gab sich plötzlich das Ansehen, gegen die Publikation unserer neuen Verfassung protestiren zu müssen, und wollte zu Gunsten derselben auf seine frühern

landständischen Rechte nicht verzichten. Welch andere Gesichter machten diese Herren im Frühling vorigen Jahres, wo sie nicht ohne Grund eine Züchtigung für ihr früheres Schalten und Walten erwarteten. Damals als die Tagelöhner auf den großen Rittergütern unruhig zu werden anfingen und einige Edelhöfe schon demolirt hatten, wandten sie sich an dieselbe Regierung, auf die sie jetzt wieder so hochmüthig herabblickten, und baten um Schutz. Und die Festigkeit unseres jungen Großherzogs, von dem Jeder wußte, daß er aus Furcht nichts sich abtrotzen lasse, er aber auch jedes freiwillig gegebene Versprechen unverbrüchlich halten werde, rettete das Land vor unermeßlichem Unglück. Die früheren Landstände kamen in ihrer Furcht in Güstrow zusammen und erklärten öffentlich, sie würden zu Gunsten einer neuen Repräsentativ-Verfassung, die zwischen dem Großherzog und einem außerordentlichen Landtag vereinbart würde, gern ihre früheren Vorrechte auf den Altar des Vaterlandes niederlegen. Und jetzt, wo wir endlich eine Verfassung erhalten haben, die im vorigen Frühjahr noch als conservativ gegolten hätte, wagen es 153 adelige und 10 bürgerliche Gutsbesitzer der früheren Ritterschaft (dieselbe bestand im Ganzen aus ungefähr 220 adeligen und eben so viel bürgerlichen Gutsbesitzern) in einer am 5. October zu Rostock gehaltenen Versammlung gegen diese neue Verfassung zu protestiren. Eine eigene Deputation, aus drei Mitgliedern bestehend, ward nach Schwerin entsendet, um bei dem Großherzoge persönlich gegen die Publicirung der neuen Verfassung zu protestiren, und demselben Vorstellungen aller Art dagegen zu machen. Der Großherzog aber, von weisen Rathgebern berathen, ließ der Deputation sagen, er kenne keine Ritterschaft mehr, könne also auch keine Deputation von solcher annehmen. Im Sommer aber habe er schon öffentlich erklärt, Deputationen politischer Versammlungen nicht mehr persönlich empfangen, sondern die Wünsche solcher nur schriftlich entgegennehmen und schriftlich beantworten zu wollen, er könne somit mit dieser auch keine Ausnahme machen. So mußte denn diese Deputation unverrichteter Sache wieder abreisen, nachdem sie vorher noch die Ungezogenheit gehabt hatte, einen Brief des Ministers v. Lützow, in welchem ihr im Namen des Großherzogs schriftlich die Gründe der Nichtempfangung auseinander gesetzt waren, unerbrochen zurückzusenden. Die Wuth unseres Landadels und der kleinen eng mit ihm verbundenen hocharistokratischen Hof- und Beamtenkreise, über diese Demüthigung, die ihm vermeintlich wiederfahren sein sollte, ist eben so groß, wie die ungetheilte Freude des ganzen übrigen Volkes. Noch größer aber und nachhaltiger war diese Freude auf der einen, die Wuth auf der andern Seite, als unser Ministerium am 11. October die neue Verfassung öffentlich publiciren und derselben somit Gesetzeskraft geben ließ, die beste Antwort, die es auf jenen Rostocker Protest der Landjunker ertheilen konnte.

Schon wenige Stunden nach Bekanntmachung dieser magna charta vereinten sich mehrere hundert der angesehensten Einwohner Schwerins (der zahlreiche Hof und Beamtenadel hielt sich ganz passiv dabei), um dem Großherzog ihren Dank

durch eine Abendmusik darzubringen, und eine zahllose Menschenmasse stimmte aus vollem Herzen in das laute Lebehoch auf diesen edlen Fürsten mit ein. Auch dem Ministerpräsidenten v. Lützow, auf den sich jetzt der ganze Haß seiner Standesgenossen gewälzt hatte, ward eine Nachtmusik gebracht. Unser Landadel will jetzt übrigens auf gerichtlichem Wege gegen diese neue Verfassung protestiren und unsern Großherzog wegen der Publikation derselben beim Bundesschiedsgericht verklagen. Ein Organ fand diese Partei in dem zu Rostock erscheinenden „Norddeutschen Correspondenten.“ Als Redacteur desselben ist der bekannte Herr v. Florencourt aus Naumburg verschrieben, der früher als „Ultraradikaler“ die „hamburgischen kritischen Blätter“ redigirte, dann als Constitutioneller viel an den Biedermann'schen Zeitschriften mitarbeitete, und endlich die berüchtigte, Tippelskirchische „Wochenschrift für Stadt und Land,“ eine Zeitung, die unter der Maske eines scheinheiligen Pietismus, ein planmäßiges Verdummungssystem verfolgt und daher an den Herren Eichhorn, Gerlach, Leo und Consorten kräftige Beschützer fand, redigirte. Diese Gönner recommandirten ihn denn auch nach Mecklenburg, um auch hier jede auftauchende freiere geistige Entwickelung niederzukämpfen, ein Bestreben, was außer bei unseren Landjunkern und deren Anhängsel, bisher sehr wenig Erfolg gehabt hat. Hatte dieser „Norddeutsche Correspondent“ doch die Frechheit, die Spalten, in denen er unsere neue Verfassung verkündete, mit einem breiten Trauerrand zu versehen.

Befolgt man von Seiten unseres Ministeriums den einmal betretenen Weg mit Festigkeit und bleibt nach wie vor, wie man es jetzt so schön begonnen, aufrichtig constitutionell gesinnt, so geht Mecklenburg-Schwerin einer schönen Zukunft entgegen. Vor dem Elend der Ueberbevölkerung, und der daraus entspringenden Armuth so vieler Landstriche Deutschlands, ist es bis jetzt noch bewahrt, denn der reiche Boden desselben vermag mit Leichtigkeit noch die doppelte Zahl von Bewohnern zu ernähren. Zwar herrscht jetzt in manchen weniger fruchtbaren Theilen des Landes oft ein Mangel an Arbeit, und die Zahl der besitzlosen Familien Mecklenburgs ist verhältnißmäßig groß. Allein der Uebelstand, durch den dies hervorgerufen ward, die Anhäufung großer Landgüter zu Majoraten und Fideicommissen ist in Folge der neuen Gesetzgebung gehoben. Landstriche, die ihrer Größe wegen, von einem Besitzer kaum gut bewirthschaftet werden konnten, werden künftig drei bis vier Familien und dadurch wieder eine Menge Arbeiter sehr reichlich ernähren. Auch in städtischen Gewerben und in der Anlage industrieller Unternehmungen, die Mecklenburg bisher noch gänzlich fehlten, wird durch den bald bevorstehenden Anschluß an den Zollverein ein wohlthätiger Umschwung geschehen. Ebenso wird die Trennung der Verwaltung von der Justiz, die Aufhebung der Patrimonialgerichte, die Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren und der Geschwornengerichte, die Achtung vor dem Ge-

setze wesentlich im Volke erhöhen. Ueberhaupt dürfte kein Zweig des öffentlichen und staatlichen Lebens gefunden werden, der nicht von unserer neuen Verfassung und den durch sie mit hervorgerufenen neuen Einrichtungen, auf das Wohlthätigste berührt würde. Und diese schwere Krisis der Wiedergeburt ist für Mecklenburg verhältnißmäßig leicht und ohne große Opfer vor sich gegangen. Dafür jetzt der Undank unserer hohen Aristokratie, die kein Mittel unversucht läßt, das Herz unseres jungen Herzogs zu betrüben. So haben auch die meisten unserer hocharistokratischen Gutsbesitzer den Entschluß gefaßt, den Hof fortan gänzlich zu vermeiden, um so dem Großherzog in ihrer Meinung die ganze Schwere ihres Zornes fühlen zu lassen. Haben sich doch einzelne dieser Herren nicht gescheut, in größeren Kreisen zu erklären, „man könne jetzt nicht mehr anständig bei Hof kommen, denn man treffe so viel bürgerliche Menschen dort, mit denen man nicht zusammen sein wolle." Auch über die im nächsten Monat stattfindende Vermählung des Großherzogs mit einer Prinzessin Reuß aus einer mediatisirten Seitenlinie, macht sich unsere Hocharistokratie lustig, da ihr diese Parthie nicht vornehm genug erscheint. Um ja nach ihrer Art eine recht glänzende Rache zu nehmen, haben sich unsere adeligen Gutsbesitzer auch verschworen, bei diesen Vermählungsfeierlichkeiten nicht zu erscheinen, indem sie sich einbilden, daß diese ohne ihre Mitwirkung gar nicht glänzend sein und der Großherzog dadurch verletzt sein würde. Dafür wird der Einzug der Großherzogin in Schwerin, der wahrscheinlich am 6. November erfolgt, von den Bürgern der Stadt auf das glänzendste gefeiert werden, um derselben zu zeigen, wie sehr man ihren Gemahl verehrt. Dieser Bund ist übrigens aus reiner Neigung der Herzen entstanden und zeigt auf's Neue den edlen Charakter des Großherzogs. Schon als Knabe, wo er seine Erziehung theilweise im Blochmann'schen Institute in Dresden erhielt, lernte er die damals sich auch in dieser Stadt aufhaltende Prinzessin Auguste v. Reuß kennen und hat diese Erinnerung seiner Jugend bis jetzt, wo er ihr seine Hand reicht, in treuer Liebe bewahrt. Die Hofhaltung des neuen fürstlichen Paares soll den Wünschen desselben gemäß, so einfach als möglich werden und man will alles steife Ceremoniell verbannen. Große Hoffeste, wo Alles nur in Gallauniform erscheinen kann, sollen künftig ganz wegfallen, dagegen will der Großherzog alljährlich einige größere Gesellschaften geben, bei denen Gebildete aller Stände eingeladen werden. So wird auch unser ganzes Hofleben, das früher ziemlich exclusiv war, einen anderen Charakter erhalten und dies mit der Zeit vortheilhaft wieder auf Umänderung unseres geselligen Lebens, das jetzt noch an dem Fehler des furchtbarsten Kastengeistes leidet, zurückwirken.

Zur Kunst und Literatur.

(Theater.)

1. Deborah von Mosenthal.

Jedes neue Stück setzt die Kritik in nicht geringe Verlegenheit. Die Productivität unserer dramatischen Dichter ist so gering, daß man eigentlich für jeden Versuch schon aus dem Grunde dankbar sein sollte, daß er überhaupt gemacht ist. Unser Theater wird sich nicht heben, so lange nicht jeder Poet von einigem Talent es für seine Pflicht hält, jährlich ein bis zwei neue Tragödien, Komödien, Dramen oder wie er es sonst nennen mag, auf die Bühne zu bringen. Ich sage das nicht im Scherz. Das französische Theater befindet sich wohl dabei, und bei aller Fruchtbarkeit der Theaterdichter sind ihre Leistungen, wenn man die mittlere Proportionale zieht, immer noch viel besser als unsere deutschen. Sie sind in der Regel liederlich gearbeitet, wie auch zum Theil die französischen Gemälde, aber es ist stets Leben und Erfindung darin.

Eigentlich sollte also die Kritik, auch was sie zu tadeln hat, immer mit einem lebhaften Händeklatschen begleiten, um nur ja nicht abzuschrecken, wo sie ermuntern will. Aber es geht nicht, wir kommen aus unserer Haut nicht heraus. Der Deutsche ist zu gewissenhaft für stofflose Complimente.

Das vorliegende Stück soll von einem ganz jungen Manne herrühren. Wenn sich daher irgend ein ursprüngliches Streben darin kund gäbe, so roh und ungelenk es auch sein möchte, wir würden es anerkennen. Nach der günstigen Aufnahme, die ihm selbst in dem blasirten Berlin zu Theil geworden ist, sollte man das auch vermuthen. Aber es ist nicht so. Wir haben es mit einer ausgeprägten, zu einer gewissen Vollendung ausgebildeten Manier zu thun. Deborah hat von der alten, Schiller-Körner'schen Schule das banale Pathos, von der jungen Literatur die verwischte Zeichnung. Und um das Maß voll zu machen, noch die politische Tendenz. Es wird beständig gepredigt, die Personen wissen nie, was sie eigentlich wollen, und das Ganze dreht sich um die Juden-Emancipation. Zuweilen steigert sich der Enthusiasmus so ins Unaussprechliche, daß er sich lyrisch in ein Düsseldorfer lebendes Bild mit bengalischer Flamme und melodramatischen Akkorden verliert.

Das Wesentliche der dramatischen Motive läßt sich übersichtlich genug zusammenfassen.

Eine Jüdin, Deborah, flieht mit ihren Angehörigen aus Ungarn, wo sie durch den christlichen Fanatismus verfolgt war, nach Steyermark. Auch hier wird sie übel genug aufgenommen, beinahe gesteinigt, doch knüpft sie ein Liebesverhältniß mit einem jungen Bauern, Namens Joseph, an. Sie beschließen, mit einander

nach Amerika zu entfliehen, und zu diesem Zweck die beiderseitigen Anverwandten im Stich zu lassen.

Joseph erklärt sich gegen seine Familie, und sein Herz geräth durch die Erschütterung, die seine Absicht hervorbringt, in unauflöslichen Conflict mit sich selbst. Er weiß nicht mehr recht, ob er auch die Jüdin wirklich liebt, oder nicht vielmehr eine Cousine, ein frommes, braves und in religiöser Beziehung sehr aufgeklärtes Mädchen. Er möchte bleiben, aber er hat der Jüdin sein Wort gegeben. „Das Wort war ein Bruch gegen den christlichen Eid, gilt also nichts. Außerdem hat es die größten Nachtheile für das Familienleben, wenn die Eltern verschiedener Confession sind, und die Kinder nicht wissen, zu welcher sie sich eigentlich halten sollen." Was also thun? Joseph läßt sich bereden, seiner Geliebten — eine Summe Geldes anbieten zu lassen, um sie zur schleunigen Abreise zu bewegen, halb in der Hoffnung, sie werde es ausschlagen, halb in der Hoffnung, sie werde es annehmen, und er alsdann seiner lästigen Verbindlichkeiten gegen eine so niedrig denkende Person ledig sein. Deborah denkt natürlich viel zu edel, um auf dergleichen Anträge eingehn zu können, aber durch eine eigenthümliche Verkettung der Umstände kommt es so, daß Joseph es sich wenigstens weiß machen kann, sie sei darauf eingegangen. Nun ist er gedeckt, er weist sie mit der nöthigen Verachtung von sich und wird seine Cousine heirathen.

Die Heirath geht vor sich, aber Deborah benutzt die Gelegenheit, ihm zu fluchen. Er fällt in Ohnmacht.

Nach fünf Jahren kehrt die Jüdin zurück, als Bettlerin. Sie hoffte, ihr Fluch werde in Erfüllung gegangen sein und Joseph mit seiner Familie im größten Elend leben. Im Gegentheil. Sie leben ganz glücklich, und haben nur hin und wieder eine gewisse Reue darüber, daß sie mit der armen Deborah so übel umgegangen sind. Sie haben daher ihr Kind Deborah getauft, und suchen überall Juden auf, um ihnen Wein, Wurst und Käse zu spenden. Das Judenthum ist ein Grund spezieller Berücksichtigung geworden. Bis zu welchem Grade in diesen fünf Jahren die religiöse Aufklärung gestiegen ist, davon noch später ein Zug. Alle diese Umstände veranlassen Deborah, ihren Haß aufzugeben, und mit Hinterlassung ihres Segens mit einer jüdischen Colonie nach Amerika auszuwandern. --

Was wird eigentlich durch dieses Stück bewiesen? daß man ein guter Familienvater, guter Wirthschafter und überhaupt guter Mensch sein kann, wenn man sich auch in einem tragischen Conflict nicht zu benehmen versteht? Tant de bruit pour une omelette! Das Drama soll uns doch einen sittlich-ästhetischen Eindruck hinterlassen, aber diese laxe Moral, so anwendbar sie für das Leben ist und für den Roman, gehört nicht in die Poesie. Die Frage ist immer die, wie hat Joseph den einzigen Conflict seines Lebens gelöst? Und ich muß antworten, wie ein Lump! Man muß das bestimmt aussprechen, da wir so lange in unserm Leben im Großen und Ganzen unfähig sein werden, sittliche Conflicte zu lösen, so

lange wir auf unserer Bühne die Lumpe als Helden oder als liebenswürdige Menschen verehren.

Aber man mißverstehe mich nicht. Der tragische Conflict ist da. Eine Leidenschaft hat Joseph in ein Verhältniß gebracht, dessen weitere Verwickelung ihn zu einer Verletzung seiner natürlichsten Pflichten und Neigungen bringen muß. Eine Lösung muß erfolgen. Joseph wird entweder von seiner Leidenschaft so erfüllt sein, daß er Vater, Heimath und alles übrige aufgibt, oder er wird sich gewaltsam zusammenraffen, seine Uebereilung einsehn, und nun der Geliebten sagen: trage es wie du kannst, die Sache ist einmal so. In beiden Fällen wird ein großer Schmerz die Folge sein, aber ein starker Mensch kann eben aus einem ernsten Conflict nicht hervorgehn, ohne Schmerzen zu bereiten und zu empfangen. Aber in der Schwebe zu bleiben, und in dieser Verlegenheit der Geliebten Geld anbieten zu lassen, um dadurch sein Wort abzukaufen, mit dem Glauben, sie werde es nicht annehmen, sich dann rasch zu der Ansicht zu forciren, sie habe es angenommen, sie sei eine gemeine Creatur, und in seiner Schuld noch den Tugendhaften zu spielen, — das ist feige, das ist niedrig, und Joseph mag nachher ein so vortrefflicher Wirthschafter und Familienvater sein, als er will, er bleibt doch ein Lump. Freilich bleibt Deborah zuletzt nichts weiter übrig, als ihn unangefochten zu lassen, denn so eine Figur aus Teig, so eine Molluske bricht ja nicht unter den Schlägen des Schicksals; wenn er bestraft werden sollte, so könnte das nur äußerlich geschehn. Aber darum soll man ihn eben nicht in eine Tragödie bringen wollen.

Und Deborah ist auch nichts weniger als eine Heldin, so energisch sie auch ihr Gefühl ausströmt. So lange sie sich lyrisch bewegen kann, in Empfindungen, ist sie vortrefflich gehalten, wie der griechische Chor in ähnlichen Fällen, aber im letzten Act, wo sie ihr Wesen eigentlich erst entfalten soll, fällt sie in sich selbst zusammen. Sie hatte geglaubt, ihr Fluch würde in Erfüllung gehn, was hätte sie in diesem Fall gethan? Sich an dem Elend ihres Ungetreuen geweidet? Das wäre gemein gewesen. Ihm doch verzeihen? Das hätte ihm dann nicht viel geholfen. Der Fluch ist nicht in Erfüllung gegangen, ihr Gott hat sie im Stich gelassen. Was soll sie nun thun? Sich persönlich rächen? dem Joseph das Haus anzünden? sein Weib vergiften? sein Kind entführen? — Das wäre immer keine Lösung des Conflicts. Oder vor Wuth und Gram sich tödten? Da ist sie immer die Besiegte. Es ist also das beste, daß sie verzeihend abgeht. Aber dann war die ganze Fluchgeschichte — wenigstens für das Drama — überflüssig. Eine so weit ausgesponnene Rache kann überhaupt nur in unserer blasirten raffinirten Zeit zum Gegenstand einer Tragödie gemacht werden. Die wahre Leidenschaft handelt im Moment. — Zudem ist das Motiv ihrer Versöhnung sehr schwach. Joseph hat sein Kind Deborah taufen lassen, er erquickt vagabundirende Juden mit Speise und Trank, er reist bis nach Wien, um für sein Dorf

einen jüdischen Schulmeister zu gewinnen. Ein energisches Weib, mit großen Leidenschaften, müßte das Motiv dieser feigen Reue durchschauen, und ihn um so mehr verachten. Sie hätte ihm sagen können: „lebe so weiter fort, du Knabe der Thränen! du bist es nicht werth, daß Jehovah deinetwegen seine Blitze in Bewegung setzt!“ Aber gerührt werden, weinen, das Kind küssen, und wieder küssen, das Haus segnen — sehr liebenswürdig ist es von dieser Jüdin, aber eine tragische Heldin ist sie nicht.

Und so ist es mit den übrigen Personen. Mit Ausnahme einiger Choristen und eines alten Juden, der sonst überflüssig ist und nur als Träger alttestamentlicher Reminiscenzen auf die Bühne gebracht wird, erscheint Alles, den Pfarrer und den erzürnten Vater mit eingeschlossen, so weich, so zärtlich, so aufgeklärt, so tugendhaft, daß der sogenannte religiöse Conflict alle Berechtigung verliert. Es ist lediglich ein Conflict der Convenienz. Nur Ein Bösewicht ist im Stück, und auch dieser — das ist charakteristisch — wird bekehrt. Es ist doch nöthig, daß der Fanatismus der Bauern gegen die Juden sich in einem bestimmten Träger verkörpert. Ein strenggläubiger Katholik wäre dazu am besten geeignet. Aber das ist zu einfach! Es ist ein getaufter Jude, welcher die Juden darum verfolgt, weil er fürchtet, von ihnen entlarvt zu werden. So geschieht es auch wirklich; ein alter, blinder Jude, den er eben austreibt, erkennt ihn an der Stimme und an dem Gesicht, das er befühlt, als einen getauften Juden; in Folge dessen verliert er seine Schulmeisterstelle. Das soll östreichisches Gesetz sein; ob es wahr ist, weiß ich nicht. Darauf geht er in sich und bessert sich hinter den Coulissen, er nimmt mehrere ungetaufte Verwandte zu sich und erlangt darauf seine Stelle wieder. Joseph reist nämlich nach Wien zu dem jungen, edlen Kaiser, dessen Thür jedem Bittsteller offen steht, und dessen Bildung weit über den Fanatismus der öffentlichen Meinung hinausreicht, und erhält von ihm die Erlaubniß, einen getauften Juden als Schulmeister in seinem Dorfe zu haben! — Diese Person ist charakteristisch für die Gutmüthigkeit des Dichters, aber auch für seine geringe Empfänglichkeit für tragische Probleme.

Diese Gutmüthigkeit hat ihn auch zu der Wahl des Stoffes verleitet. Humanität, Toleranz, Emancipation! Ich dächte, wir hätten der Judenwirthschaft nachgerade genug auf unserm Theater. Als Lessing seinen Juden auf die Bühne brachte, war es ein Verdienst, denn die große Masse des Volks war in ihrer christlichen Intoleranz noch naiv; das heutige, romantisch reflectirte Christenthum geht mit seinen Scheidungsversuchen so bescheiden zu Werke, daß es ein Kampf gegen Windmühlen wäre, wenn man eine schwere Lanze gegen diese hohle Rüstung einlegen wollte. Kommt es auch hie und da noch vor, daß Gassenjungen einer orientalischen Erscheinung ihr Hepp Hepp nachrufen, so ist das kein tragischer Conflict, kein Gebildeter macht zwischen Juden und Christen einen andern Unterschied, als der in ihrer menschlichen Erscheinung liegt. Daß man die Gemeinheit

eines Schacherjuden in anderem als komischem Lichte ansehen soll, weil er den tragischen Stempel der Ahasverus-Figur in der sentimentalen Einbildung unserer jungen Poeten an sich trägt, das ist denn doch selbst von der christlichen Liebe zu viel verlangt. Für diese Sentimentalität wird schon der Ausdruck Schacherjude Anstoß geben; ich hätte sagen sollen: ein der mosaischen Confession angehöriger Handelsmann, und auch das kaum! Was nun die Ebenbürtigkeit der socialen Verhältnisse betrifft, so ist das nur Gegenstand für's Lustspiel. Wenn ein heruntergekommener Baron durch die Heirath mit einer reichen Jüdin seinen Ahnensaal restauriren will, aber vorher von ihr verlangt, sie solle sich taufen lassen, und ihre Vetter Isaschar und Naphtali, so lange sie ihr Geschäft fortsetzen, sollen sich dem Rayon des Schlosses in einem Umfang von drei Meilen nicht nähern — nun, die Gesetzgebung hat die Civilehe erlaubt, die Verkehrtheit der Sitte, wenn eine darin ist, gehört in die Komödie. Wenn ein reicher Banquier seine Tochter einem Assessor nicht, sondern nur einem Geheimenrath geben will, so ist das für den verliebten Assessor zwar unbequem, aber ein Proletarierdrama daraus zu machen, ist eben so lächerlich, als zur Bekehrung jenes Barons die Geister der alten Inquisitionsgerichte herauf zu beschwören. Geh zur Ruhe, alter Ahasver! zu stoffloser Rührung fehlt es uns an Zeit.

Aber selbst zur wirklichen Darstellung des Judenthums ist unsere Poesie zu gutmüthig. Wer würde es heute wagen, einen Shylock zu malen! Wenn man die Juden unserer Poesie betrachtet, so wird es absolut unbegreiflich, wie jene Verachtung des Stammes in der öffentlichen Meinung so allgemein werden konnte. Lauter Heroen, lauter leidende Engel! Das blöde Vieh müßte sich bei ihrem Anblick bekehren! Die Juden unsers Dichters sind lyrische Reminiscenzen aus den Psalmen und Propheten — wie der christliche Pfarrer aus dem neuen Testament, der Chef der jüdischen Auswanderungscoterie eine Reminiscenz der Berliner Reformgemeinde. Aber diese bloße Lyrik hat keine Kraft, in das dramatische Räderwerk energisch einzugreifen. Daher läßt sich unser Drama in eine Reihe Tableaux mit obligaten Psalmen zerlegen. 1) Christlicher Sonntag mit Musik, 2) die verfolgte Jüdin, zürnend um sich blickend, das Kreuz, das sie schirmen will, zurückweisend, 3) Waldscene mit Mondschein: die geflüchtete jüdische Familie um den blinden Patriarchen, 4) Donner und Blitz, die Jüdin als verstoßene Geliebte, 5) Kirchhof, mit Orgelbegleitung, der Fluch der Jüdin, 6) großes Lebensbild mit bengalischer Flamme und leisen Harfenklängen, die trauernden Juden am Meeresstrand — man wird überrascht, als nach langem Schweigen die Personen anfangen zu sprechen, 7) idyllische Schlußscene, gemüthliches Stillleben.

Gerade aus diesem Grunde ist für eine Schauspielerin von edlem Aeußern, kräftiger Stimme und geschickter Deklamation die Deborah eine der dankbarsten Rollen, die ich kenne. Sie gibt zu malerischen Attitüden, zu frappanten Gruppen Veranlassung. Aber die dramatische Kunst wird nicht gefördert.

2. Unter der Erde.

Ein Wiener Localstück ohne den Wiener Dialekt — es soll uns unmöglich sein, ein richtiges Urtheil darüber zu gewinnen. Der Brei ist derselbe, aber der Pfeffer fehlt, die Würze der linguistischen Gemüthlichkeit.

Ein junger Herr von guten Anlagen verwildert in der strengen Zucht eines Professors, der theils durch sein eignes abstractes Wesen, theils durch den Servilismus und die knechtische Furcht seiner nächsten Umgebungen charakterisirt wird. Er entläuft ihm zuletzt und tritt unter die Vormundschaft eines braven Mannes, Vorstehers eines Bergwerks, der ihm Liebe zur Arbeit einflößt und ihn dem Laster des Müssiggangs entfremdet. Er heirathet seine Tochter, tritt mit ihm in Compagniegeschäft, und zuletzt wird auch der abstracte Professor bekehrt. Außerdem treten einige Personen auf, die zeitgemäße Couplets singen, und das Bergwerk gibt zu angemessenen Dekorationen „unter der Erde" Veranlassung. Was der abstracte Professor und seine servile Umgebung sagen, ist Unsinn, gemein und niederträchtig, was der brave Bergmann und seine „Familie" — alle Bergleute gehören dazu — sprechen, ist Tugend und Weisheit. Es ist eine faustdicke Moral und nicht mißzuverstehen.

Hat das Vaudeville seine Berechtigung? — Ich denke nur in dem Falle, wo es, wie das französische, heiter und witzig ist. Und selbst da kaum. Wenn man Tag und Nacht nur die Drehorgel hört, verliert man zuletzt die Fähigkeit, eine gute Musik zu empfinden. Das Publikum verwildert, und der poetische Geist erstirbt in Trivialität. Wir stecken ohnehin tief genug im Schlamm.

Historische Gemälde.

2. Das Todtenmahl der Girondisten. Von Teichs.

In einer andern Art, als das vorige Gemälde, welches wir kritisirt haben, geht auch dieses aus dem Portrait hervor, aus dem Bestreben nämlich, eine Anzahl der Zeit nach zusammenhängender Portraits zu gruppiren. Es ist darin dem Goethebild v. Pecht ähnlich, welches wir im vorigen Jahre in Leipzig hatten. Der Vergleichung halber wollen wir einen Blick auf das letzte werfen, ohne auf den Werth der Ausführung näher einzugehn.

Goethe's Iphigenia ist im Hoftheater zu Weimar aufgeführt, und die Schauspieler, an ihrer Spitze Corona Schröder, überreichen im Garten bei Fackelbeleuchtung dem Dichter den Ehrenkranz. Um den Dichter, der uns in der Blüthe seiner männ-

lichen Jahre vorgeführt wird, gruppiren sich die Notabilitäten, die er in seinen Kreis bannt, Wieland und Andere, namentlich Frauen, darunter die Frau Rath und Bettine, als Sinnbilder von zwei verschiedenen Generationen, die jede von ihrem Standpunkt aus den Dichter verehrten. Gegenüber eine Gruppe selbstständiger Geister, die mit Ehrfurcht, aber auch mit Selbstgefühl auf den gekrönten Dichter blicken, Schiller, Fichte, Herder u. s. w. Im Vordergrund ein paar allgemeine Figuren, die Jugend der Zukunft: das Mädchen den Blick auf Goethe, der Knabe auf Schiller gerichtet. Die Neider, Hofmarschälle u. s. w. verschwinden in Büschen des Hintergrunds.

Der Inhalt des Bildes ist leicht übersichtlich. Einige Personen in antikem Costüm unter einer Reihe modern gekleideter müssen doch wohl Schauspieler sein, und wenn sie Jemand einen Kranz überreichen, so ist es muthmaßlich der Dichter des Stücks, das sie eben aufgeführt haben. Die andern Personen sind, je nach ihren Verhältnissen, mit einem verschiedenen Grade des Interesses dabei betheiligt, und geben der Ehrenbezeigung Relief. Außerdem sind in Deutschland, und auch wohl jetzt ziemlich im ganzen civilisirten Europa die Portraits von Goethe und Schiller ebenso bekannt, als die von Luther und von Friedrich, und an diese Kenntniß knüpft sich nun sogleich eine Reihe von Vorstellungen an; wir sind zu Hause, und wenn wir auch noch vorläufig die einzelnen Personen nicht zu unterscheiden wissen, so ist es doch von Interesse, sie zu errathen oder zu erfragen. Wohl nirgend und zu keiner Zeit findet sich ein solcher Kreis zusammen, in welchem jeder Einzelne uns eine so individuelle Theilnahme abzugewinnen weiß.

Anders ist es mit den Girondisten. Für uns ist dieser Name ein Gattungsbegriff, in den der Einzelne aufgeht. Von den Gefangenen des 2. Juni werden uns höchstens zwei menschlich näher getreten sein, Vergniaud als der Redner, Brissot als der Intriguant der Partei. Für die übrigen Portraits kann also unsere Theilnahme nicht weiter gehen, als ihre unmittelbare Erscheinung sie erheischt.

Diese Portraits hat der Künstler in folgenden historischen Vorwurf combinirt.

Die 22 Gefangenen sind zum Tode verurtheilt und sollen am folgenden Tage guillotinirt werden, Einer von ihnen hat sich erschossen. Ein guter Freund findet Mittel, ihnen für die letzte Nacht ein festliches Mahl zu bereiten. Vergniaud hält während desselben eine Rede über die Unsterblichkeit der Seele. Dies der Moment.

Den Mittelpunkt bildet also eine Anzahl trinkender Personen. Die vielen leeren Weinflaschen zeigen die bisherige Thätigkeit, einige halten noch das Glas an den Mund oder wenigstens in der Hand. Der Tisch ist mit Blumen geschmückt.

Eine Mahlzeit, ich habe es schon in dem vorigen Artikel gesagt, ist wohl für ein

Genrebild, aber nicht für ein historisches Gemälde ein geeigneter Vorwurf. Das Historische wird in unserm Fall nicht in der Sache selbst, sondern im Contrast gegeben. Morituri bibunt. Die Wirkung durch den Contrast ist sentimental, witzig, epigrammatisch, kurz, sie gehört der Romantik an, nicht der Plastik. Spielende Kinder auf einer Brandstätte u. dergl. ästhetisch zu würdigen, war unserer modernen Empfindsamkeit vorbehalten. Abgesehen davon, ist die Frage, wie der Künstler den Contrast versinnlicht hat.

Er hat es theils durch den Ausdruck der Gesichter, theils durch die Umgebungen zu erreichen versucht.

Das erste ist ein höchst mißliches Unternehmen. Ein Trinkgelage soll heiter sein, melancholische Trinker sind eine unzweckmäßige Combination. Nur barbarische Völker saufen um die Leiche ihres verstorbenen Freundes. Es ist natürlich, die Erscheinung mit der zunächst sich darstellenden Ursache in Verbindung zu bringen, also hier den leidenden Ausdruck der Physiognomien mit dem getrunknen Wein. Ich frage einen Jeden, der ähnliche Scenen aus eigner Anschauung kennt, auf sein Gewissen, ob seine erste Vermuthung nicht darauf geht, die Gesellschaft sei in dem Stadium der Trunkenheit angekommen, wo sie elegisch wird. In dem Stadium, wo man sich umarmt, wo man tiefsinnig auf's Glas stiert, oder den Kopf in höchst zweideutiger Absicht nach Vorn herüberbeugt. Der Ausdruck der Hauptperson trägt wesentlich dazu bei, diese Auffassung zu bekräftigen. Bleich, mit verwilderten Blicken, ungeordneter Cravatte, Rock und Weste weit aufgerissen, hält er eine Rede. Die umstehenden Kellner sehn mit Befremden auf die wunderliche Gruppe.

Was den Contrast der Umgebung betrifft, so hätte er allerdings stärker sein können. Sähen wir die Gesellschaft mit Fesseln belastet, in einem feuchten Gewölbe, im Hintergrund die Henker mit gezücktem Schwert und wüstem Lärm hereinstürzend, so würden wir zwar über die Zweckmäßigkeit, in solchem Augenblick ein Trinkgelage zu halten, verschiedner Meinung sein, aber wir würden wenigstens wissen, warum es sich handelt. Die allzu zarte Färbung des Contrastes läßt uns im Dunkeln. Links auf einem Tisch liegt ein Todtenkopf, ein Krucifix und mehrere Bücher. Daraus ersehen wir noch nichts, denn wir wissen, daß es bei den ägyptischen Mahlzeiten Sitte war, ein Gerippe neben den Blumen aufzustellen. Rechts liegt ein großes Tuch, einer der Gäste hebt, scheu zur Seite blickend, einen Zipfel auf, und wir entdecken ein Stück vom Kopf eines Leichnams. Wie kommt er dahin? und warum erregt eine so seltsame Erscheinung in der Gesellschaft nicht größere Aufmerksamkeit? — Nur aus dem Katalog ersehen wir, daß es die Leiche jenes Girondisten ist, der sich selbst erschossen hat und trotzdem auf dem Karren mit zur Richtstätte geschleppt werden soll. — Ein aufgedunsener Philister, den wir aus einigen Schlüsseln als den Schließer des Gefängnisses erkennen sollen, geht an den Gefangenen vorüber — eine Copie der

entsprechenden Figur in Kaulbach's Narrenhaus. An den Thüren lassen sich einige rothe Jakobinermützen sehen, die eine sich hereindrängende Frau zurückhalten — vermuthlich die Verwandte eines der Gefangenen — aber alles das ist im dunkeln Hintergrunde. Die Jacobiner, unter denen sich ein in einen rothen Mantel gehüllter Mann, vielleicht der Henker, auszeichnet, halten sich, mit Ausnahme einiger unbedeutenden komischen Personen, sehr anständig; sie sehen finster, aber ohne gemeine Schadenfreude, auf ihre Gefangenen herab. Daß die letzteren es sind, ist durch kein bestimmtes Zeichen zu erkennen.

Diese Undeutlichkeit in Beziehung auf den eigentlichen Zweck des Bildes, nach meiner frühern Auseinandersetzung der schlimmste Fehler der Kunst, wird noch gesteigert durch die unmittelbare Beschäftigung der dargestellten Figuren. Vergniaud hält eine Rede, die Andern hören zu; was er ihnen sagt, können wir nicht sehen, wir können also auch über den Einfluß seiner Worte auf die Empfindungen der Uebrigen nicht ins Klare kommen. Er echauffirt sich, und sie bleiben kalt, der eine läßt den Kopf hängen, der andere fährt in der Lectüre seiner Zeitung fort, noch andere unterhalten sich mit einander; im besten Fall zeigt man eine höfliche, aber durch wechselnde Betrachtungen immer zerstreute Aufmerksamkeit.

Eine Rede zu malen, ist nur in Einem Fall erlaubt: wenn sich ihre Wirkung in unmittelbarer sinnlicher Anschaulichkeit ausprägt. Ein Demagog, Hussit u. dgl., der zu den Waffen ruft, umgeben von einem tobenden, exaltirten Getümmel, von Waffengeklirr und Säbelschwingen; oder ein Bußprediger, um den sich eine heulende Menge, Asche auf dem Haupt, im Staube windet, das ist verständlich. Aber ein doctrinärer Vortrag, sei er auch noch so sehr auf das Gemüth berechnet, läßt sich nicht versinnlichen. Eine Rede über die Unsterblichkeit der Seele! Was sollen die Zuhörer dazu für Gesichter machen? Der Sceptiker, der Christ, der sentimentale Schwächling, der trotzige Freie, sie werden Jeder einen so eigenthümlichen Ausdruck zeigen, daß auch der geübteste Physiognom, wenn er die Worte nicht hört, das Gemeinsame nicht herausfinden wird.

Dazu kommt noch ein zweiter Umstand. Das Geschäft des Zuhörers ist, so kluge Sachen auch gesprochen werden mögen, immer ein passives, etwas einfältiges. Im Dialog geht es; die Antwort, mit der ich meinen Gegner vernichten will, drängt sich, schon ehe ich zu Worte komme, in meinen Blick, meine Stirn, meine Nüstern. Aber wenn eine ganze Gesellschaft einem Vortrag folgen soll, so wird sie unvermeidlich in jene gelinde melancholiche Abgespanntheit verfallen, die dem Gesicht einen unerträglich langweiligen Ausdruck gibt. Am einfältigsten sieht der Mensch aus, wenn er sich malen läßt; zunächst, wenn er eine Predigt anhört. Nun noch beides zusammen! Denn es soll ja jedes Portrait ein eigenthümliches Leben, also auch eine eigenthümliche Beschäftigung ausdrücken; der Künstler sucht also jeder seiner Figuren eine besondere geistige Thätigkeit zu verleihen, und paralysirt dadurch die Wirkung der Hauptfigur, des Redners.

Es ist das ein Uebelstand, der bei gruppirten Porträts immer eintreten wird, der bei dem Pecht'schen Gemälde sich in einem noch viel höhern Grade geltend macht: die sämmtlichen Personen drängen sich der Aufmerksamkeit auf, sie präsentiren sich: ich bin der und der, betrachte mich genau und unterscheide mich von den Uebrigen. Der Maler verfällt dabei zu leicht in eine gewisse Coquetterie, die man sich am besten aus dem widerlichen Eindruck versinnlichen kann, den eine daguerrotypirte Gruppe verschiedener Personen macht.

Unter den Einzelnen sind manche interessante Gesichter, Brissot vor Allem; Vergniaud vielleicht am wenigsten. Aber auch manche, die durch Rohheit und Stumpfsinn den Eindruck geradezu stören. In historischer Beziehung wäre diese Genauigkeit ein Gewinn, aber um sie künstlerisch zu berechtigen, fehlt unserer Kenntniß von den einzelnen Personen das individuelle Interesse. Ob Ducos, Fonfrede, Boileau, Faucher so oder so ausgesehen haben, daran liegt uns im Ganzen wenig.

Wie es dem historischen Maler ziemt, sind ältere Porträts, namentlich die von David, fleißig benutzt. Kenner versichern mir, es sei mit zu sclavischer Nachahmung auch in Bezug auf die Haltung der Einzelnen geschehen. Aus eigener Anschauung kann ich darüber nicht urtheilen.

Karl Beck.

Als ein erfreuliches Symptom, daß es unter den strebsamen Gemüthern in Oestreich denn doch noch einige gibt, die mit dem gegenwärtigen Stand der Dinge zufrieden sind, theilen wir aus dem Gedicht von Karl Beck „An Franz Joseph" (2. Aufl., Wien, Jasper, Hügel u. Manz), in welchem der Kaiser um Amnestie für die besiegten Ungarn gebeten wird, folgendes Fragment mit.

Jüngst schrankenlos und doch ein Knecht,
Ein Freier nun in Maaß und Schranken,
So schaut der Mann mit festem Blick,
Ins Angesicht dem Weltgedanken.

Die Jugend sucht kein Ritterspiel,
Nach Riesen späht sie nicht auf Reisen:
Sie zündet stumm das Lämpchen an,
Und sucht den Weg ins Thal der Weisen,

Zum Sturme rief das Crucifix,
Zum Streite ging des Thurmes Hammer:
Zum Segen klingt nun das Geläut,
Und sühnend schmückt das Kreuz die Kammer.

Verjüngten Leibs erhebt die Stadt
Sich allgemach der Feuertaufe,
Die Straße lebt, am Fenster steht
Kein wüster Schütz, das Blei im Laufe.

Die Blume sieht, das Kind heraus —
Vom Markt und von der Kirchenschwelle,
Vom Bürgersteig entflieht der Tod,
Verwiesen in des Kranken Zelle.

Was lebt, das freut des Lebens sich;
Was aber jung der Kampf begraben —
Die Sage wird im Volk dafür
Ein tönendes Gewissen haben.

Aus Pesth.

Ein Fremder, der jetzt die Hauptstadt besucht und die Straßen belebt, die Gassen gedrängt von Menschen findet, würde leicht getäuscht werden, wenn er dies als einen Beweis ansehen wollte, daß für die Gemüther schon wieder beruhigt, und die Geschäftsordnung wieder ins frühere Gleis zurückgekehrt sei. Unsere Straßen sind von Neugierigen gefüllt, welche in ihrer Schaulust zur Besichtigung des Reactions-Heerdes nach Ungarn geführt worden sind, andrerseits sind es Kaufleute, welche den durch die frühere Absperrung ihnen zugefügten Schaden auf dem bedeutendsten Productenmarkt der Monarchie sich einbringen möchten, es sind also Fremde, die gegenwärtig unsere Straßen füllen; denn die Pesther und die Bewohner der umliegenden Gegend sind von dem schrecklichen Unglücke, das sie getroffen, so gebeugt und ihr Muth so gebrochen, daß sie sich vor sich selbst verbergen würden. Verurtheilen und Hinrichten, Erschießen und Hängen sind unsere Tagesneuigkeiten. Am 6. October wurde der ehemalige Premierminister Graf Ludwig Batthyani zum Strange verurtheilt, der Graf um der Schmach zu entgehen, wußte sich im Gefängnisse einen Dolch zu verschaffen, mit dem er sich einen Hals- und Bruststich versetzte, die aber zu seinem Unglücke nicht tödtlich ausfielen; das Kriegsgericht an der Vollziehung des gefällten Todesurtheiles für die bestimmte Morgenstunde verhindert, ließ noch am selben Tage Abends den Grafen erschießen. Und so fiel am verhängnißvollen Tage, an dem Graf Latour in Wien durch Volksjustiz gerichtet wurde, das Haupt eines der angesehensten, einflußreichsten und hochgestelltesten ungarischen Magnaten. Batthyani hat sich weder an der Unabhängigkeitserklärung noch an dem Debrecziner Parlamente betheiligt,

ja er wurde sogar in den letzten Wochen seiner Ministerpräsidentschaft von den Liberalen als reactionär verschrieen. Er war Anführer der Deputation, welche der ungarische Reichstag dem Fürsten Windischgrätz bei seinem Vorrücken gegen Pesth entgegen sandte, und welche seine fürstliche Durchlaucht als Parlamentäre gefangen nehmen ließ. Er trat auch den ungarischen Ultras stets mit Entschiedenheit entgegen, und suchte die während seiner Präsidentschaft eingetretenen Conflicte mit dem Wiener Cabinette auf friedlichem Wege auszugleichen. Er ertrug seine Verurtheilung mit Fassung und betrat auch den Richtplatz mit männlicher Standhaftigkeit.

An demselben Tage wurden in der Festung Arad 13 Generale, und zwar 9 durch den Strang und 4 durch Pulver und Blei hingerichtet, unter denen Damjanich, Kiß, Pöltenberg, Nagy Sandor sowohl durch persönlichen Muth als auch durch Tact in dem letzten Winterfeldzuge sich unsterblichen Ruhm erworben haben. Tags darauf wurden Csanyi und Baron Jessenak hingerichtet, von denen der erstere als Minister der Communication unerschütterlichen Muth und den regsamsten Eifer für den Befreiungskampf mit einer bewundrungswürdigen Selbstverleugnung an den Tag legte, und auch nur seiner Selbstverleugnung ist sein Ende zuzuschreiben. Er besaß die unerbittliche Strenge und die durch nichts getrübte Vaterlandsliebe eines Cato. Noch am Richtplatze wollte er einige tröstende Worte an einige betrübte Zuschauer aus dem Volke richten, da wurde auf Befehl des Commandanten sogleich die Trommel gerührt, welche ihm das Sprechen vereitelte.

Nun denken Sie sich das Gefühl der geknechteten Pesther, die solche schauderhafte Blutscenen ruhig mit ansehen müssen, und fragen Sie dann, ob denn dies die Art und Weise ist, ein Land zu pacificiren? Gleichzeitig wurde in der Kirche eine Friedensfeier auf höherem Befehl abgehalten, wo der Geistliche in einer Sonntagspredigt das Volk aufruft, dem Himmel zu danken, für die Segnungen des Friedens, und in künstlichen Redensarten beweist, daß wir nicht genug uns freuen können, dem Terrorismus entgangen zu sein und dem milden, gnadenreichen östreichischen Königsscepter zu huldigen. So lernt das Volk seine Geistlichen als Schauspieler und die Kanzel als Hofbühne ansehen, es werden die heiligsten Gefühle von ihm verachtet, und nur mit Widerwillen kehrt es nun den Rücken dem Hause der Andacht und der Erbauung.

Und all diese täglichen Verurtheilungen und Blutgerichte sollen uns einen dauernden Frieden sichern?

Durch das neu eingeführte und nach dem Wiener Hauptmuster hier weit ververzweigte Polizeisystem und im geheim besoldete Spione, ist die in Ungarn exotische Giftpflanze der Denunciation auch auf magyarischen Boden verpflanzt worden, und schießt auf den versumpften Städten gleich Pilzen hervor. Mit der Capitulation Komorns ist den Liberalen der letzte Hoffnungsstrahl geschwunden, und die Auswanderung nach Amerika ist die letzte Aussicht, mit der man sich tröstet.

Kaiserliche königliche Anarchie.

Würden diese Zeilen blos von Oestreichern gelesen, so könnten viele Buchstaben der Aufschrift erspart werden, denn diese verstehen die volle Bedeutung des „k. k." Als Geßler seinen Hut auf die Stange steckte, wagte es doch ein Schweizer, die Reverenz zu verweigern, aber noch ist der Oestreicher nicht geboren, der dem Ka ka seinen Respekt vorenthalten möchte. Den Demokraten und Umstürzlern ist freilich nichts heilig, aber die sind Ausländer, Fremde, wie es die östreichische Regierung vielfältig behauptete; selbst die revolutionären Oestreicher wagten es niemals, ein Pünktchen vom k. k. wegzustreichen.

Als Kaiser Franz durch die Erfolge des corsischen Generals gezwungen wurde, die deutsche Krone abzulegen, erhob er Oestreich aus eigener Machtvollkommenheit zu einem Kaiserstaate; es war und blieb ein leerer Name, der einen Ersatz geben sollte für die verlorene Herrlichkeit. Man impfte aber diesen Namen auf jedes Zweigchen des neuen Staatslebens, und mit polizeilicher Sorgfalt wurde es in Kirche, Amt, Schule und Privatverkehr vorgebracht und wiederholt. Wohin das Auge des Oestreichers blickte, sah ihm k. k. entgegen; der k. k. Staatsminister und k. k. Tabakverschleißer, k. k. Schulrath und k. k. Hofschwanzrührer *).

Man muß das Beamtenleben der vormärzlichen Zeit mitgemacht haben, um die ganze Glorie zu erfassen, welche dieses k. k. einem Angestellten verlieh. Der Praktikant, der 10 und 20 Jahre ohne Gehalt dienen mußte, um endlich ein Adjutum von 300 Fl. oder eine ähnliche Bedienstung durch Protectionen zu erlangen, sah doch mit Stolz und Hochmuth auf alle Beamten der Herrschaften herab, denen das k. k. vor dem Titel fehlte. Die Patrimonialgerichtsbarkeit gab fette Pfründen für manchen Justizamtmann oder Herrschaftsverwalter, und die beim regierenden Fürsten Lichtenstein Angestellten thaten sich nicht wenig auf ihre Uniform zu Gute; aber vor einem k. k. Concipisten oder Secretär traten sie voll Scheu und Ehrfurcht zurück. Selbst die Angesehensten strebten mit Eifer darnach, dieses k. k. zu erlangen, das heißt in kaiserlichen Dienst zu kommen, womit natürlich die ewige Versorgung, Aussicht auf Beförderung, Pension und dergl. verbunden blieb. Ein k. k. Beamter, selbst vom untergeordnetsten Rang, war stets ein unumschränkter

*) Authentisch und offiziell. Die Todtenliste der Wiener Zeitung brachte diesen Titel. An den Wasserfässern nämlich, welche zur Bespritzung der Hofräume in der Burg rc. gebraucht werden, sind Lederschläuche angebracht, deren Oeffnung mit einem Siebe versehen ist. Diese Schläuche werden mittelst eines Strickchens, während das Faß auf dem Wagen vorwärts gefahren wird, nach rechts und links geschwenkt, und der Angestellte dieser Beschäftigung erhält den obgenannten Titel.

Herr in seiner Sphäre — nach Unten, und da das Volk stets unter den Beamten blieb, so war dieses k. k. das Eldorado und die Sehnsucht aller Anstellungsuchenden.

Außer den Beamten haschte jeder Privatmann nach dieser Bezeichnung, wenn er nicht auf die Adelsverleihung Anspruch machen durfte. Jeder Fabrikant bemühte sich, das k. k. für seine Firma zu erwerben; jede industrielle Association erwarb diesen Beisatz und die Schuhwichsverbesserer suchten ein k. k. Privilegium zu erhaschen.

Das ka ka wurde zum Dogma in der nichtpolitischen Glaubenslehre Oestreichs, ein Sacrament des alleinseligmachenden Polizeistaates! Was Wunder, daß das k. k. auch auf die Revolution übertragen wird und unter diesem eisernen Schilde die Willkür und Gesetzlosigkeit ihre Pfeile losschleudern?! Wir sind im Monat October, und seit Jahr und Tag ist Oestreich der k. k. Anarchie verfallen.

Die Krone und der Staat mußten mit dem Schwerte ihre Erhaltung und Fortdauer erkämpfen; die Thorheit und das Verbrechen rüttelten an Beiden, und als das Mähnenschütteln des königlichen Löwen nicht die demokratischen Mäuse verjagte, erschlug er mit seinem Schweife die belästigenden Thierchen. Oestreich hat seine Kraft und Macht in bitterem Kampfe bewährt; Knaben hatten dem Riesen ein Bein gestellt und er strauchelte, weil ein entnervendes System das Mark aus seinen Knochen gesogen hatte, aber bald richtete er sich wieder auf, und eine neue funkelnde Rüstung umpanzert seine Glieder. Der Staat Oestreich hat eine politische und moralische Berechtigung, gegen welche die nationalen Bestrebnisse, so entgegengesetzt auf diesem Territorium, als untergeordnet erscheinen. Die Heirathscontracte und Erbschaftspunkte haben nicht diesen Staat gebildet und erhalten, sondern er ging aus dem Prozeß innerer Elemente hervor, und noch ist der Schmelztiegel nicht bereitet, um eines oder das andere derselben ausscheiden zu können.

Allein so wie wir die Berechtigung des Kaiserstaates anerkennen, vindiciren wir für die Länder und für die Völker das Recht der culturgemäßen Umformung und Fortbildung. Nach 40jähriger Regierung erfuhr der herzlose Kaiser Franz (das Herz des verstorbenen Fürsten wird nirgends aufbewahrt), in der Gruft der Kapuziner, daß sein treuer Helfershelfer flüchtig das Land verlassen mußte; und Ferdinand der Gütige entschloß sich rasch, den Aufbau seines Vaters umzustürzen. Die Zusagen des Letztern haben Oestreich neu gestählt, und das Hinreichen der kaiserlichen Hand, um die Völker zu den Stufen des Thrones emporzuheben, verhinderte Bündnisse mit den Gewalthabern des Tages.

Der Jüngling Franz Joseph setzte sich mitten im Getümmel des Bürgerkrieges die Krone auf; die Völker harrten, daß der Kaiser und König mit dem Schwerte den Bürgern und mit dem Scepter den Feldherren gebieten werde, einzuhalten, um den Versuch zu machen, die Fehde in Frieden zu schlichten. Die Kronräthe,

nicht aus der Volksvertretung hervorgegangen, ließen den Kaiser Partei nehmen gegen das Volk, und Generale wurden dem jungen Monarchen als die Stützen des Thrones vorgeführt, ehe noch der wenige Stunden von der einstweiligen Residenz entfernt berathende Reichstag die Abdication des gütigsten Kaisers erfuhr. Das Cabinet Schwarzenberg übernahm die Geschäfte, und hiermit begann die k. k. Anarchie.

Wir übernehmen nicht die Leidensgeschichte Oestreichs vom October 1848 bis October 1849 zu erzählen, sie füllt ein dickes Buch, das mit rothen Lettern gedruckt ist. Mehr als drei Viertheile des Reiches wurden formell unter Militärgewalt gestellt, und das letzte Viertheil seufzte ohne diese Form unter gleicher Willkür. Das Denunciren, Inquiriren, Einsperren, auf die Festung führen, Erschießen und Aufhängen ist die Tageschronik, während nicht eine einzige Institution im ganzen Laufe des Jahres in Wirklichkeit ausgeführt wurde, die das Eintreten in einen Rechtsstaat bestätigen könnte. In allen Zweigen der Administration herrscht die vollkommenste k. k. Anarchie, und an der obersten Spitze der Regierung wird ein Ringerkampf geführt, zwischen der Anarchie des Militärcodex und der Anarchie der oktroyirten Verfassung.

Der Staat und die Völker haben Zeit und Geduld; die Constitution braucht nicht über Nacht eine paragraphirte Wahrheit zu werden; die Reformen erfordern Talente und Muße; die neuen Einrichtungen müssen der complicirten Monarchie angepaßt werden. Die ruhigen Männer ziehen alle diese Umstände in Erwägung. Allein wie man im October 1848 binnen 14 Tagen 10,000 Mann versammeln konnte, um die Anarchie in Wien zu bezwingen, so muß es der siegenden und gekräftigten Regierung in noch kürzerer Frist und mit geringern Mitteln gelingen, die k. k. Anarchie zu bezwingen. Das Volk von Wien hat während der Anarchie kein Blut vergossen, aber während der k. k. Anarchie flossen schon Ströme Blutes. Nicht die Straflosigkeit der Verbrecher wird bevorwortet, sondern die Errichtung eines ordentlichen Tribunals; nicht die peinliche Theresianische Halsgerichtsordnung und die Proclamationen von Windischgrätz und Haynau sollen dem Urtheil zu Grunde liegen in einem constitutionellen Staate, sondern das Civilgesetz in seiner civilen Auslegung.

Die Minister steuern dieser k. k. Anarchie nicht; sie können nicht, oder sie wollen nicht. Im ersteren Falle würden Charakter und Ehre fordern, ihrer Stelle zu entsagen; daher muß man glauben, sie billigen diese Proceduren. Wird es dem Justizminister gelingen, die Verantwortung für den im Banat vorgekommenen k. k. Exceß zu führen? Eine Frau Maderspach soll Bem tractirt haben, und bei einem Volksfest stopfte sie eine Figur aus, welche, als letzter Habsburger, begraben wurde. Nach ungarischen Landesgesetzen ist die Frau, so wie die Theilnehmer dieses des Königs Majestät verunglimpfenden Actes dem Tode verfallen, und Niemand dürfte klagen, wenn der Verbrecherin der Kopf vor die Füße gelegt

wird, so lange das Gesetz der Todesstrafe besteht. Ein Rittmeister, der später mit kaiserlichen Truppen in die Ortschaft einzog, ließ die Frau auf öffentlichem Platze peitschen, und als er zur Rede gestellt wurde, sagte er: daß seine Mannschaft nicht zu halten gewesen sei. Der Sohn der gepeitschten Frau wurde unter die Soldaten gesteckt, ihr Mann entleibte sich mit einem Pöllerschuß.

Die That des Offiziers ist nur eine Folge der k. k. Anarchie, die Tausende größere und kleinere Willkürlichkeiten erzeugt; der 6. October 1849 überragt jedoch alle, er setzt der k. k. Anarchie die Krone auf.

In Pesth wurde an diesem Tage der ungarische Premierminister Graf Ludwig Batthyany zum Strange verurtheilt, erschossen; in Arad am selben Tage 13 Führer der Magyaren theils gehängt, theils erschossen.

Wenn der Donner aus schwarzem Gewölke grollt, und der Blitzschlag zerstört ein Haus, so wird dennoch die hehre Natur bewundert; wenn aber das Gewitter bereits abgezogen ist, und aus dem sich klärenden Horizonte ein Blitz den Wanderer niederschlägt, umflort sich der Gedanke und das Gefühl. Seit dem Februar 1848 hat Nichts in solcher Weise erschüttert, aufgeregt, erbittert und mit Zorn erfüllt, als diese Missethat militärischer Anarchie.

Ludwig Batthyany, einer der ersten Magnaten Ungarns, hatte mehr Talent als Wissen, mehr guten Willen als Erfahrung im Regierungswesen. Ein vollendeter Aristokrat riß ihn der Patriotismus auf die Seite der liberalen Volksführer, da er auch die Schlechtigkeit der vormärzlichen Regierungsmänner zu erkennen und zu mißachten Gelegenheit fand. Als Chef der Oppositionspartei bei der Magnatentafel brachte ihn gleiche Tendenz, wovon aber eine Entfernung des Hauses Habsburg oder eine Losreißung von Oestreich weit entfernt war, in Verbindung mit Kossuth, der das Haupt der Opposition bei der Deputirtenkammer war. Die Wiener Revolution gab den Ungarn ein selbstständiges Ministerium, dessen Präsident Batthyany wurde. Hand in Hand mit dem Palatin, seinem Freunde, dem Erzherzog Stephan, besorgte er das Portefeuille, bis der Strom der Ereignisse ihm den Mangel an staatsmännischer Bildung fühlbar machte. Er trat ab. Der Einfall des Jellachich auf ungarischem Boden bewog Batthyany, als gemeiner Husar gegen ihn zu ziehen. Als einfacher Deputirter nahm er dann an den Berathungen in Pesth Theil, bis Windischgrätz erschien. Batthyany, dies ist ein Hauptpunkt, blieb in Pesth, er ging frei herum, als die kaiserlichen Truppen einzogen, und erst einige Zeit später wurde er zur Haft gebracht. Batthyany war also nicht in Debreczin, und blieb allen weitern Vorkommnissen, seit dem Jänner, fremd. Vor das Kriegsgericht gezogen, verweigerte er Anfangs jede Antwort, da er nach den Landesgesetzen gerichtet werden wollte; als Magnat durch die Septemviraltafel, als Minister durch die Reichstafel. Als man hierauf mit Erschießen drohte, gestand er die Macht zu, aber nicht das Recht. Um sich zu rechtfertigen, ließ er endlich den Prozeß beginnen, der, bei der Verwicklung aller

Verhältnisse in Einbeziehung der höchsten Persönlichkeiten wie des Kaisers und seines königlichen Stellvertreters, sich zu seinen Gunsten lenkte. Seine Freilassung wurde in nächste Aussicht gestellt. Allein dem Fürsten Windischgrätz folgte der Baron Haynau, die Personen des Militärgerichts wurden gewechselt, und Graf Ludwig Batthyany wurde, als des Hochverraths schuldig, zum Strange und zum Verlust des Vermögens verurtheilt.

Auch dieses Urtheil mögen vielleicht Einige für recht erklären, obwohl das Tragische ans Komische streift, daß Offiziere und Unteroffiziere und ein paar gemeine Soldaten beurtheilen, ob ein Minister die königlichen Concessionen überschritten und die pragmatische Sanction verletzt habe. In den Nebenumständen erkennt man die k. k. Anarchie.

Der Prozeß wurde 9 Monate lang geführt. Der Entschluß, die Führer der ungarischen Erhebung mit dem Tode zu bestrafen, war längst gefaßt, und deshalb fand die Fürbitte des Fürsten von Warschau um Gnade keine Rücksicht. Die Aufhebung des Belagerungszustandes, für welchen seit Monaten nicht der leiseste Grund vorhanden ist, wurde aus gleicher Ursache verschoben, um jeder Bewegung gleich mit Pulver und Blei zu begegnen. Die Acten des Batthyany'schen Prozesses waren längst geschlossen. Aber aus zwei Motiven wurde die Execution verzögert. Komorn hatte noch nicht kapitulirt, und die Besatzung hätte gewiß die Begnadigung des Grafen Batthyany verlangt; und dann — — wollte man den 6. October festlich feiern.

Die Opfer in Pesth und in Arad genossen sogar, auf ausdrückliche Genehmigung, in den letzten Wochen größere Freiheiten; man nährte die Hoffnung einer allgemeinen Amnestie, um sie zu beruhigen, die Besatzung von Komorn und Peterwardein geschmeidiger zu machen, und die auf türkisches Gebiet Geflüchteten zur Rückkehr zu bewegen. Batthyany spielte stundenlang Schach im Neugebäude zu Pesth mit Bekannten, denen der Zutritt zum Gefangenen leicht gestattet wurde. Die Generäle und Grafen in Arad schrieben hoffnungssichere Briefe an ihre Verwandten und obwohl der Namenstag des Kaisers, 4. October, ohne die erwartete Amnestie verstrich, ergab sich Alles der freudigen Zuversicht, daß kein Blut mehr unter dem Beile des Scharfrichters fließen werde. Kossuth und andere Hauptleute waren entkommen, selbst die „energischen" Noten ließen bezweifeln, daß der Sultan die Auslieferung anordnen werde; andere Führer, wie Klapka mußten begnadigt werden und sogar Reisegeld erhalten, da sonst die Festung nicht übergeben worden wäre. Das Urtheil konnte also nicht gegen Alle angewandt werden; sollte darum der Einzelne büßen?! Man erwartete Versöhnung, Begütigung, Aufrichtung!

Haynau hatte aber bereits die Hinrichtung Aller für den 6. festgesetzt, und als er an diesem Tage in Preßburg bei Tische saß, verkündete er der Gesellschaft, daß jetzt Batthyany und N. N. gehängt seien!!

So gemessen war der Befehl Haynau's, unter allen Umständen ohne Aufschub bei strengster Verantwortung, die Hinrichtung zu vollziehen, daß selbst der Entleibungsversuch Batthyany's nur eine 10stündige Verzögerung veranlaßte, und mit blutendem Halse wurde er am 6. Abends nicht gehängt, sondern erschossen, „aus Rücksichten des Publikums und der Menschlichkeit," wie die Publikation lautet.

Die Todtenfeier für Latour wurde in Wien nicht gestattet, um keine aufregende Demonstrationen zu veranlassen; mit guter Hoffnung vernahm man diese Aeußerung, und auch der Kaiser soll gewünscht haben, das Vergangene vergessen zu lassen. Haynau aber feierte den 6. October mit diesen Executionen.

Das ist kaiserliche Anarchie! ***

Der 6. October des Jahres 1849.

Aus Wien.

Es wird mir schwer fallen, über die massenhaften Hinrichtungen in Arad und Pesth ein ruhiges Wort zu Papier zu bringen. Mildern Sie an meinen Ausdrücken, wenn Sie es vermögen. Wir glaubten schon unsere Nerven bis zur Fühllosigkeit abgestumpft, dann und wann fühlten wir etwas wie Milch der frommen Denkungsart, wie gesundes fieberfreies Blut in unsern Adern rinnen, — aber nein, es scheint in den Sternen geschrieben, daß es in Oestreich keine Versöhnung, keinen Frieden der Gemüther mehr geben soll!

Der 6. October 1848 hat in der ganzen Monarchie Entsetzen verbreitet, der 6. October 1849 wird nicht minder schwarz im östreichischen Kalender angestrichen bleiben. Konnte man die Jahresfeier des unglückseligen Tages nicht passender begehen als durch eine That der erbarmungslosesten Härte? Neun Galgen und vier blutige Sandhaufen in Arad, zwei Blutstätten und seitdem zur Abwechslung wieder drei Galgen in Pesth! Der Eindruck, welchen hier diese Justiz in allen Schichten der Gesellschaft, vom Schiffzieher bis zum Hausbesitzer, bei allen Parteien, von dem Leser der „Geißel" bis zu dem der „Ostdeutschen Post," ja selbst unter gebildeteren Offizieren hervorbrachte, ist unbeschreiblich. Nur der Belagerungszustand erstickt oder dämpft den Schrei der allgemeinen Entrüstung, bevor er ans Ohr unserer Machthaber dringen kann, und zwingt die (geheime) öffentliche Meinung, blos durch ohnmächtige Stoßseufzer und gelinde Zweifel an dem Segen solcher Blutwirthschaft zu verrathen, daß es in Oestreich überhaupt noch eine Meinung gibt.

Achtzehn Hinrichtungen im Laufe von drei Tagen! Unter den Opfern sind dreizehn höhere Offiziere, der F. M. L. Kiß, Graf Vechey, Graf Leiningen, Ge-

neral, Damjanich, General Aulich, v. Dessesy u. s. w.; Männer, die, ohne an den politischen Fäden der ungarischen Erhebung mitgesponnen zu haben, mit dem Gros des ungarischen Militärs, in welchem sie zufällig dienten, der zeitweiligen ungarischen Regierung gehorchend, einen Krieg kämpften, der aus einer allgemeinen, durch das östreichische Cabinet eben sowohl wie durch die magyarische Partei verschuldeten Begriffsverwirrung entsprungen war; Männer, deren Namen zum Theil in der ungarischen Kriegsgeschichte mit Auszeichnung genannt wurden, und denen die kaiserlichen Generale wie ebenbürtigen Feinden mit Achtung zu begegnen gewohnt waren. Ferner sind unter den Hingerichteten zwei Civilbeamte der ungarischen Regierung, ein Geistlicher, der Guerillashäuptling Fekkete und endlich der, seiner Zeit vom Kaiser Ferdinand bestätigte Ministerpräsident, Graf Louis Batthyani. Keiner von ihnen war irgend einer Schuld an der Ermordung Latour's angeklagt, doch wurden funfzehn derselben zur Feier des Tages, am 6. October gehängt und erschossen. Eine Sühne im echten Geiste christlich kroatischer Weltanschauung!

Es fällt mir nicht ein, zu behaupten, daß die Unglücklichen völlig schuldlos waren, so wenig wie ich entscheiden mag, ob der Geistliche, welcher Kossuth's Proklamationen von der Kanzel zu verkündigen hatte, der freiwillige Anführer wilder Roßhirten und der von nationalem Patriotismus verblendete Minister wirklich an einen und denselben Galgen gehörten. Möglich, sogar wahrscheinlich, daß der Buchstabe des Gesetzes Allen den gleichen Strick zuerkannt. Aber dieses Gesetz, und seine Ausleger und Vollstrecker sind im Laufe des Jahres 1849 von der öffentlichen Meinung ganz Europas gebrandmarkt worden. Unsere Kriegsgerichte sind heimlich, den Angeklagten steht kein Vertheidiger zur Seite, die Urtelssprüche sind lakonisch oder konfus, die Motivirung pflegt so vage zu sein, daß sie in ein Gesammturtheil über ganze Regimenter oder Stadtbevölkerungen passen würde, die Angabe mildernder oder erschwerender Umstände pflegt zu fehlen oder höchst unbefriedigend auszufallen.

Das Strafgesetzbuch endlich (die hochnothpeinliche theresianische Gerichtsordnung), aus hundertjährigem Schlummer durch den Terrorismus der Reaction auferweckt, steht in so barbarischem Widerspruch mit deutschen und östreichischen Grundrechten, daß es, auf alttürkisch, den „Hochverräther" noch in seiner Wittwe und in seinen Waisen straft. Wie zu Tököli's und Rakoczy's Zeiten, wird die Confiscation „seines gesammten beweglichen und unbeweglichen, wo immer befindlichen Vermögens" verhängt. Unsere Militärjustiz ist von allen Stand- und Gesichtspunkten der verschiedensten politischen Parteien verurtheilt worden; selbst die pechschwarz-schwefelgelben Organe des patriarchalischen Absolutismus konnten sich nicht enthalten, über die Principlosigkeit und Inconsequenz der Kriegsgerichte den Kopf zu schütteln, denn im Laufe dieses Jahres haben einige hundert Beispiele gezeigt, daß in Oestreich das Schicksal des Individuums

vom Zufall abhängt. Für ein und dasselbe Vergehen kannst du erschossen, erhängt, mit Ruthen gepeitscht, mit Geld gestraft, auf die Festung geschickt, assentirt oder avancirt werden, je nachdem das Ende deiner Untersuchung in die Erschießungswoche oder in das Mondviertel der Gnade fällt. Dein Leben, deine Freiheit und Existenz sind eine Münze von wandelbarem Werth, die man wegwirft oder spart, je nachdem man gerade gestimmt ist, das Mittel der Abschreckung oder Großmuth zu versuchen. Es ist Ausnahmszustand, sagen die Gutgesinnten à tout prix, welche wie Robespierre mit der Rücksicht für das salut public jeden, noch so grellen Anachronismus beschönigen. Aber ein Ausnahmszustand, der ein volles Jahr lang, bis über die Zeit der dringenden Gefahr hinaus, wüthet, macht die constitutionelle Regel selbst zur Ausnahme.

Wir haben keinen Minister der Justiz. Schmerling ist Minister auf dem Papier, in partibus infidelium, und schreibt seine „allerunterthänigsten und treugehorsamsten Vorträge" wahrscheinlich für die Enkel der mittlerweile kriegsrechtlich Gerichteten. Unsere Tendenzprozesse führt eine Kaste, eine Partei, die Armee; eine Kaste, die dem seligen Reichstag noch heute die Verweigerung eines Dankvotums nicht verzeihen kann. Mehr als tausend Unglückliche schmachten in Kufstein, Munkacz und Theresienstadt, in mehr als tausend Familien hat die Militärjustiz physisches und moralisches Elend, Hunger, Schlaflosigkeit und Verzweiflung getragen; der herrschende Stand hat sich, wo er konnte, seine Extra-Satisfaction durch Gewaltthaten *) genommen, und noch ist er nicht versöhnt. Ist ein Schwert in solchen Händen ein Schwert der Gerechtigkeit oder der Rache?

In den Augen der (geheimen) öffentlichen Meinung ist die Militärjustiz überhaupt keine Justiz. Ueber den besiegten Feind kann der Sieger nicht zu Gericht sitzen; hier ist er sein Ankläger, Richter und Nachrichter in einer Person. Haynau, als unverantwortlicher Stellvertreter des Kaisers, bestätigt die Todesurtheile über einen Kiß, einen Damjanich und Aulich, denen er im Pulverdampf gegenüberstand, deren überlegene Taktik und Strategik er vielleicht oft mit Zähneknirschen anerkennen mußte, — und die Feder entsinkt seinen Händen nicht! Ich bin überzeugt, der ritterliche Schlick hätte nicht die Kraft gehabt, zu unterschreiben.

Selbst angenommen, den Unglücklichen wäre auch vor einem öffentlichen Schwurgericht der Stab gebrochen worden, durften sie nicht begnadigt werden? Das ungarische Kriegsspiel ward nicht allein durch östreichische Waffengewalt entschieden, die Ergebung Görgey's und die Kapitulation Komorns gaben dem Ausgang den Charakter einer halb friedlichen Ausgleichung. Wie ein Mirakel wurde die plötzliche Wiederauferstehung Oestreichs angestaunt. Oestreich ward vom Schicksal amnestirt, und in der ersten Freude darüber bringt es dem Himmel seine Dankopfer auf dem Rabenstein.

Es gibt keine Staatsmänner in Schönbrunn. Der mittelmäßigste Diplomat hätte aus der Noth eine Tugend gemacht und neben jenen Insurgenten, die man amnestiren mußte, ein halb Dutzend Andere freiwillig begnadigt. Man war geneigt, Klapka's Befreiung den milden Rathschlägen Radetzky's und dem Herzen des Kaisers anzurechnen und hoffte auf eine ähnliche Behandlung der übrigen Gefangenen. Haynau's Faust hat diese Illusion zerstört und die Gnade Oestreichs zu einer gemeinen Waare herabgewürdigt. Görgey verdankt sein Leben dem Verrath an seinen Waffengefährten oder dem Einspruch Rußlands; die Komorner erkauften ihre Rettung mit ihren Proviantmagazinen und Waffenarsenalen. Oest-

*) Man denke nur an die außergesetzlichen Assentirungen angeblich Uebelgesinnter, oder an die Mißhandlung der Frau v. Maderspach ohne Verhör und Urtheil. Bis jetzt hat man noch nicht vernommen, daß Haynau den Rittmeister, der eine unschuldige Frau öffentlich mit Ruthen peitschen ließ, vor ein Kriegsgericht gestellt hat. Der Eins.

reich war großmüthig, wo es nicht anders konnte, und holte sich blutige Entschädigung an Denen, welche „unprotegirt" in seine Hände fielen.

Der 6. October 1849 raunt uns noch einen traurigeren Gedanken in die Seele. Unsere Machthaber müssen auf einen politischen Winterschlaf von 20 Jahren, nicht nur in Oestreich, sondern in Europa, rechnen. Sie hätten sonst, wenn nicht aus Menschlichkeit, so doch aus Furcht, das Scharfrichterschwert in der Scheide behalten; denn das wird ein Maulwurf sehen, daß über die ungarischen Gräber hohes, sehr hohes Gras gewachsen sein muß, ehe die Saat aufrichtigen Vertrauens in den Gemüthern aufgehen, ehe an einen andern, als antiöstreichischen Patriotismus in Ungarn und in Italien gedacht werden kann. — Es gibt freilich Staatsmänner mit Maulwurfsaugen. Wehe uns, Ihr Herren in Schönbrunn, wenn euch euer Blick nicht trügen sollte. Wehe euch und uns, wenn ihr aus Kurzsichtigkeit so erbarmungslos gehandelt habt. **M. T. U.**

Preußische Briefe.

Vierundzwanzigster Brief.

Schwarzweiß und Schwarzgelb.

Schwarzweiße Fahnen aus den Häusern, schwarzweiße Cocarden am Hut! Die Fenster erleuchtet, die Herzen und Lippen voller Loyalität! im Theater enthusiastische Huldigungen der Lehnspflicht! — O du tricolores Barrikaden-Berlin! wer sollte dich wieder erkennen!

Der 15. October in Berlin, der 6. October drüben an der Theiß. Ein Jubelfest, ein Fest der Sühne. Auch das alte Oestreich hat sich wiedergefunden! Mir schaudert die Haut. Ist denn die aristokratische Gesinnung so tief in unser Blut eingedrungen, daß erst eine Reihe von Fürsten bluten müssen, ehe wir das Entsetzliche unserer jetzigen Zustände mit dem angemessenen Schauder zu empfinden verstehen?

Die Ersten des ungarischen Reichs erhängt! Gestorben den Tod eines Hundes! Selbst in den ersten Tagen frischer Wuth, als Wien in die Hände der Kroaten fiel, hat der verrufene Windischgrätz seinen Schlachtopfern wenigstens die anständige Form des Soldatentodes gegönnt.

Also nicht mit seinen Völkern will Oestreich gedeihen und wachsen, sondern gegen seine Völker. Es will die großen Kräfte seines gewaltigen Reichs nicht für sich verwenden, es will sie zertreten. Sei es so! sein Wahnsinn kommt uns zu Gute, denn früher oder später wird der Tag kommen, wo der feigen Diplomatie nicht mehr der Beruf zu Theil werden wird, über Deutschlands Geschick zu entscheiden.

Diese Empfindung ist es, die in Preußen alle Kreise des politischen Lebens durchdringt. Die bewaffnete preußische Nation, d. h. die preußische Armee, denn beides ist identisch, wird das letzte Wort zu sprechen haben. Halten Sie diesen Grundgedanken fest, so wird Ihnen bei unsern Kammerdebatten und bei den Manifestationen unseres Volkes nichts mehr unverständlich sein. Darum hat man die Bürgerwehr, darum die Vereidigung des Militärs auf die Verfassung fallen lassen, darum jubelt man dem Prinzen von Preußen entgegen, darum ergeht man sich von Neuem in Aeußerungen einer vorsündfluthlichen Loyalität.

Die Tricolore ist zu Grabe getragen. Sie war die Farbe unserer Studentenzeit, die Farbe unserer studentischen Revolution. Auch unsere Freunde und Bundesgenossen werden in der concreten Farbe unseres Staats, in der preußischen

Fahne, eine festere Stütze finden — oder eine härtere Zuchtruthe, als in jener ideal-phantastischen Standarte der deutschen Einheit.

Ich bin wahrhaftig kein Freund unserer Regierung. Sie mißbraucht den starken Gliederbau unseres Staats zu ungeschickten, tölpelhaften Bewegungen, sie hat keinen Glauben an sich selbst, und findet daher auch bei Andern keinen Glauben. Aber stellen Sie die Schritte der übrigen königlichen Regierungen in Vergleich, und unser Manteuffel-Brandenburg wird Ihnen als ein Ideal von Weisheit und Tugend erscheinen.

Wenn ich den Empfindungen, die mich gegen diese Regierungen beseelen, Worte verleihen wollte, so würde die in Ihrem Blatte vorherrschende Sprache mir nicht mehr genügen. Ich lege mir daher Schweigen auf. Nur auf Eins mache ich Sie aufmerksam, daß die offizielle sächsische Zeitung es bereits wagt, auf die Eventualität einer vom Ausland zu erflehenden Hilfe gegen Preußens Uebermacht hinzuweisen, alles zu Gunsten der deutschen Einheit.

Die Zeit ist jetzt der Art, daß wir mit Fug und Recht sagen können: Wer nicht mit uns ist, ist wider uns. Das Organ der Gothaischen Partei, die Deutsche Zeitung, hat das ganz richtig eingesehn; sie ist so schwarzweiß geworden, wie nur irgend eines unserer preußischen Blätter. In kurzem wird in sämmtlichen Raubstaaten schwarzweiß die Farbe der Loyalität sein.

Sollen wir uns darüber freuen? sollen wir klagen? — Genug, es ist so. Durch die Demokratie haben wir zur Einheit, d. h. zum wirklichen Staatsleben, nicht gelangen können, vielleicht kommen wir auf dem umgekehrten Wege einmal zur Demokratie. Für jetzt ist aber nicht die demokratische Partei, sondern die royalistische die Partei der deutschen Einheit und Freiheit.

Denn die innere Freiheit ist undenkbar, wenn sie nicht äußerlich garantirt ist. Ihre Zeschau, Stüve, Pfordten, Römer aber arbeiten gemeinsam mit den Schwarzenberg, gemeinsam mit den preußischen Pietisten dahin, uns zu Vasallen Rußlands zu machen. Rußland ist übermüthig genug über seine letzten Siege, sich im Orient den einzigen Feind heraufzubeschwören, der an Macht ihm gewachsen ist, den einzigen Bundesgenossen, den das aufstrebende Preußen in der Reihe der Großstaaten zu finden hoffen darf. Vielleicht ist die niedrige Rachsucht gegen die verbannten Magyaren noch einmal Ursache, diese Verbindung zur Wahrheit zu machen, aus welcher allein Deutschlands Freiheit sich entwickeln kann.

Ich habe mich vom Anbeginn der Revolution gegen den Eintritt Deutsch-Oestreichs in den neu zu gründenden deutschen Bundesstaat ausgesprochen, und also für die Integrität der östreichischen Monarchie. — Warum? — Weil noch Deutschland nicht kräftig genug war, sich die fremden Bestandtheile zu assimiliren, sie zu verdauen, und weil durch das Ausreißen des Pflocks, den man den östreichischen Kaiserstaat nennt, aus dem Knoten der östreichischen Völker, die wüsten Massen sich lösen und uns durch ihr Gewicht in unserer Arbeit stören, das neu sich entwickelnde Leben erdrücken müßten. — Aber wenn es uns gelingt, jene Kraft zu gewinnen, dann werden wir noch einmal an die Thür des Nachbarhauses klopfen und uns nach unsern Brüdern und Vettern erkundigen.

Für jetzt ist also unsere Aufgabe Concentration unserer Kräfte. Gegen diese tritt alles sonstige Streben als unbedeutend zurück. Selbst das Streben, dem derben Bauerburschen den Verstand einzuflößen, durch den er allein seine Gliedmaßen verwerthen kann. Kommt der junge Athlet erst zur Erkenntniß seiner wirklichen Stärke, dann wird er die Lehre von dem, was er zu begehren hat, eifriger einsaugen, als jetzt, wo der Wunsch noch vom Zugreifen getrennt ist.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

Die neue Centralgewalt.

Wo sind die Flaggen hin, wo die Ehrenpforten und Lieder, mit denen man voriges Jahr die Wahl des Erzherzog Johann zum provisorischen Reichsverweser begrüßte? Es gilt jetzt eine neue provisorische Centralgewalt zu begrüßen, aber das Volk bleibt still, selbst die Gelegenheitspoeten sehen keine Möglichkeit sich zu begeistern. Ohne Sang und Klang, ohne jedes gemüthliche Entgegenkommen der Völker entsteht eine neue Behörde, welche die gemeinsamen Angelegenheiten Deutschlands und Oestreichs verwalten soll. Es ist keine Poesie bei dieser neusten Schöpfung; hoffen wir, daß sie eben deshalb nützlicher und zweckmäßiger sein möge, als die bisherige Reichsverwaltung.

Am 13. October sind zu Wien die Ratificationsurkunden eines Vertrages zwischen Preußen und Oestreich ausgewechselt worden, welcher in 7 Paragraphen Folgendes enthält: Oestreich und Preußen übernehmen die Ausübung der Centralgewalt für den deutschen Bund, es ist ein Interim bis zum 1. Mai 1850. Sie thun es, um den deutschen Bund als einen völkerrechtlichen Verein der deutschen Fürsten zu erhalten; die deutsche Verfassungsangelegenheit bleibt unterdeß der freien Vereinbarung der einzelnen Staaten überlassen.

An die Stelle der provisorischen Centralgewalt tritt eine Bundescommission, aus vier Mitgliedern, zwei von Preußen, zwei von Oestreichern ernannt, sie sitzt zu Frankfurt, die übrigen Regierungen können sich durch Bevollmächtigte bei ihr vertreten lassen. Im Fall von Differenzen zwischen Oestreich und Preußen, wird ein Schiedsgericht aus drei Bundesregierungen gewählt, von denen Preußen eine wählt und Oestreich eine, die Gewählten aber die dritte. Sobald diesem Vertrage die einzelnen Regierungen zugestimmt haben, wird der Reichsverweser seiner Würde entsagen.

Das ist der kurze Inhalt des wichtigsten Vertrages, welcher dem deutschen Volke in diesem Jahre gekommen ist. Es ist nicht daraus zu sehn, wie die Verhältnisse, welche in die Competenz des alten Bundes und in den Geschäftskreis des Reichsverwesers fielen, geordnet werden sollen; weder über die deutsche Marine, noch über die Bundesfestungen, noch über ein andres Object der politischen Differenz ist ein Beschluß gefaßt worden. Der Vertrag soll nun den Weg be-

stimmen, auf welchem eine Verständigung zwischen dem Norden und Süden Deutschlands zu erreichen ist; — vielleicht wird sie auch nicht zu erreichen sein.

Und doch ist die unscheinbare Bundescommission troß ihrer beschränkten Vollmacht und dem diplomatischen Kram, welcher sich herumhängen wird, in Wahrheit ein großer Fortschritt in der Entwickelung unserer deutschen Angelegenheit. Der Prozeß der deutschen Kristallisation ist wenigstens jetzt so weit fortgeschritten, daß sich das nicht Zusammengehörende, scheidet. Die Würde und Thätigkeit des Erzherzog Reichsverwesers stammte noch aus der verhängnißvollen Zeit unserer gemüthlichen Gefühlspolitik, wo die deutsche Nation über ihre eigene Ausdehnung und Kraft in gefährlichem Irrthum war, und deshalb war seine Würde und Thätigkeit nichts als ein Schein, der in seiner Nichtigkeit zuletzt auch vom Volk erkannt wurde. In der neuen Bundescommission haben sich Oestreich und Preußen bereits als Gegensätze geschieden, beide stießen sich feindlich ab, so lange sie in eine unnatürliche Einheit zusammengezwungen werden sollten. Jetzt, wo der Gegensatz zwischen ihnen, die Divergenz ihrer Interessen als bestehend zu Grunde gelegt wird, muß sich über allen Winkelzügen ihrer beiderseitigen egoistischen Politik, das wirklich Gemeinsame ihrer Interessen abklären und zur Geltung bringen. Es ist jetzt wenigstens die Möglichkeit gegeben, daß Preußen und Oestreich gute Nachbarn werden, während sie bis jetzt zänkische Miethsgenossen in demselben baufälligen Hause waren.

Der Vertrag stellt Preußen dem Kaiserstaat gegenüber, er ignorirt Baiern und die übrigen Königreiche so sehr, als dies einem diplomatischen Vertrage nur möglich ist. Baiern mag auch darin eine Zurechtweisung finden. Aber noch mehr. Der Vertrag bereitet die Anerkennung des deutschen Bundesstaates durch Oestreich vor, und Preußen tritt faktisch in dem Vertrage auf als Vertreter der kleineren deutschen Staaten. Es wäre gegen das diplomatische Gewissen Oestreichs gewesen, dies Verhältniß klar auszusprechen, ja demüthigend für sein Selbstgefühl, dies ausdrücklich zuzugeben. Außerdem ist der Bundesstaat noch nicht fertig und die Regierung Oestreichs behält sich immer noch vor, das ihrige dazu beizutragen, daß er nicht fertig werde. Aber der §. 3. des Vertrages lautet: „Während des Interims bleibt die deutsche Verfassungsangelegenheit der freien Vereinbarung der einzelnen Staaten überlassen“ und ferner der §. 4.: „Wenn am 1. Mai 1850 die deutsche Verfassungsangelegenheit noch nicht zum Abschluß gediehen sein sollte, so werden die deutschen Regierungen sich über Fortbestand des Interims vereinbaren.“ Aus diesen Sätzen folgt klar, daß Preußen und die übrigen deutschen Staaten, Oestreich gegenüber freie Hand für Bildung einer Verfassung mit Volksvertretung gewonnen haben, und daß die Intriguen der östreichischen Hofpartei sich jetzt darauf werden beschränken müssen, an den einzelnen Königshöfen gegen den Bundesstaat im Stillen zu arbeiten. — Auch deshalb ist der Vertrag ein Fortschritt in der

Entwickelung unsres Staatslebens und wir wollen Preußen, welches offenbar die Paragraphen 3. und 4. hereingebracht hat, dafür dankbar sein.

Freilich ist von den übrigen Punkten des Vertrages nicht viel Rühmens zu machen. Es ist nämlich nicht abzusehn, wie diese Bundescommission von vier Mitgliedern bei ernsten Conflicten der Bundesstaats- und östreichischen Interessen zu irgend einer Entscheidung kommen soll. Das Schiedsgericht, aus drei Regenten kleiner Staaten gebildet, wird sich in wichtigen Streitfällen als unbrauchbar erweisen. Wenn Oestreich z. B. Baiern wählt, und Preußen Baden oder Nassau, also Verbündete seiner eigenen Politik, so werden die beiden Schiedsrichter in ihrer Ansicht über den fraglichen Punkt grade so weit von einander entfernt sein, als die beiden Großmächte, und deshalb werden sie sich über den dritten Schiedsmann, von welchem die Entscheidung doch allein abhängt, nur schwerlich vereinigen können. Und wenn vollends der Bundesstaat mit Preußens Führerschaft als kompakte Masse auftritt, wird Oestreich gestatten können, daß der Regent eines Bundestheiles noch als Richter in solchen Angelegenheiten auftritt, wo der Bundesstaat selbst die eine Partie ist und Oestreich die andere? — Der Passus über das Schiedsgericht rührt offenbar von Oestreich her, welches an das Zustandekommen des Bundesstaats in seinem Interesse nicht glauben will.

Die öffentliche Meinung in Deutschland hat sich darüber beklagt, daß der Vertrag so diplomatisch vornehm und heuchlerisch gegen die Vergangenheit sei. Es sei nur von dem alten Bunde die Rede, der erneuert werden solle, selbst der Erzherzog Reichsverweser habe in seiner Zustimmung zu dem Vertrage, welche übrigens schon vom 6. October datirt ist, und von der östreichischen Regierung am Tage der Ratification sehr zuvorkommend schon bei der Hand gehalten wurde, der Nationalversammlung zu Frankfurt nicht mit einem Worte gedacht, sondern seine Rechte und Pflichten so dargestellt, als seien sie ihm nur von der deutschen Bundesversammlung übertragen worden. — Man muß aber von einem Vertrage mit dem Cabinet Schwarzenberg nicht zu viel verlangen. Diesem ist die Nationalversammlang in Frankfurt noch in der Erinnerung eben so unheimlich, als die jetzigen Einheitswünsche der deutschen Völker. Es versteht sie nicht, es kann sie nicht lieben und nicht achten.

Beide Regierungen, die von Preußen und Oestreich, sind bei diesem Vertrage zunächst Kämpfer, welche sich ein gesetzliches Feld für den Streit ihrer entgegengesetzten Interessen geschaffen haben. Die östreichische Regierung hat das dringende Interesse, die deutschen Staaten nicht zu einer einheitlichen Existenz mit Volksvertretung kommen zu lassen. Es fürchtet dadurch nicht nur einen äußeren starken Gegner emporschießen zu sehen, sondern noch mehr das böse Beispiel, welches das freiere Leben der Völker in einem deutschen Bundesstaat auf die Seelen seiner eigenen Staatsbürger ausüben könnte. So lange das Streben der einzelnen Theile Oestreichs ist, sich aus Haß gegen den Staat der Habsburger von

dem Ganzen loszulösen, kann Oestreich keine Nachbaren im Westen dulden, welche stark genug sind, magnetisch anzuziehen. Und die Verbündeten von Oestreich sind die kleinen Königshöfe Deutschlands, mit ihren Hausinteressen und dem beschränkten Egoismus, welchen die Herrschaft über ein kleines abgeschlossenes Ganze zu geben pflegt, und bereits haben sich die Antipathien der Könige von Hannover, Sachsen, Baiern u. s. w. sehr förderlich für Oestreichs Wünsche gezeigt. Der Fehler aber, welchen das Cabinet Schwarzenberg in seiner Berechnung der deutschen Schwäche macht, ist der, daß es den verständigen Vortheil der deutschen Völker und ihre ideale Sehnsucht nach Vereinigung in volksthümlichen Formen zu gering anschlägt.

Auf diesen Rechnungsfehler der kaiserlichen Regierung baut Preußen seinen Plan. Mit ihm sind jetzt die Wünsche und Hoffnungen der deutschen Patrioten, auch die unsern.

Der Verwaltungsrath des deutschen Bundesstaates.

Es hilft nicht zu klagen, daß die Fäden, aus denen ein deutscher Bundesstaat gewebt werden soll, jetzt allein durch die Hände der deutschen Regierungen laufen; es ist die Strafe der Völker dafür, daß sie im vorigen Jahre die ganze Angelegenheit ohne die Regierungen abmachen wollten. Anstatt der Nationalversammlung in der Paulskirche sitzt jetzt ein Verwaltungsrath im Königlichen Hause zu Berlin, an die Stelle feierlicher Reden sind protokollarische Erklärungen getreten, die Weitschweifigkeit der Verhandlungen ist dadurch nicht geringer geworden und an dramatischem Interesse haben sie unendlich verloren, aber für unsere Zukunft sind sie nicht weniger wichtig als die Debatten der Paulskirche und der Druck ihrer Protokolle hat, abgesehen von dem wichtigen Inhalt, auch noch den Vortheil, daß er den Leser mit den Hüllen bekannt macht, in welche sich ehrlicher Wille und schwache Winkelzüge einkleiden, wenn sie fähig und diplomatisch auftreten.

Wir versuchen unseren Lesern einen schnellen Ueberblick über die bedeutenden Verhandlungen des Verwaltungsraths seit dem Anfang dieses Monats zu geben.

Als der Verwaltungsrath in Folge des Dreikönigsbündnisses vom 26. Mai, aus Bevollmächtigten der einzelnen Staaten gebildet wurde, um die vorbereitenden Maßregeln für Constituirung des Bundesstaates zu treffen, da traute man dieser Beamtencommission sehr wenig zu. Es lag in seiner Zusammensetzung, der Form seiner Thätigkeit, ja auch in der Ernennung Bodelschwings zum Präsidenten für einen großen Theil der Deutschen nichts, was Zutrauen eingeflößt hätte. Seit der Zeit aber hat sich die öffentliche Meinung diesem Institut allmälig befreundet. Daß der Rath seine Protokolle bekannt machte, daß bei der Mehrzahl

der Commission ernster Wille, ja ein warmer Eifer für die Organisation des Einheitsstaates sichtbar wurde, hat ihm auch in den Augen des Publikums Bedeutung und Ansehn verschafft. Schon freut man sich herzlich darüber, daß die kleinen Staaten mit gutem Beispiel voran gehn, daß Bodelschwing hin und wieder biedere Derbheit nicht verläugnet, und wieder ärgert und schämt man sich über die schwächlichen und kleinen Querzüge des Sachsen von Zeschau und des Hannoveraners von Wangenheim.

In der Sitzung vom 5. October stand Präsident Vollprecht, der Nassauer, auf und forderte einen Termin zur Vornahme der Wahlen für den nächsten Reichstag, dieser Termin solle der 15. Januar 1850 sein. — Alle Bevollmächtigten stimmen freudig bei, nur der von Mecklenburg-Strelitz, Herr von Oertzen, widerspricht leise, entschieden dagegen die von Hannover und Sachsen; im Namen beider erklärt Sachsen die Einberufung eines Reichstags für unzeitig, noch sind nicht alle deutsche Staaten dem Bündnisse beigetreten, namentlich haben wir über die Stellung Baierns noch keine definitive Erklärung, ein Bundesstaat ohne die süddeutschen Königreiche wäre eine ganz andere Verbindung als die, welche der Dreikönigsentwurf meint, und endlich wird Oestreich die Sache nicht leiden. Hannover bestätigt diese Einwürfe noch dreister und erklärt gradezu, daß das Bündniß vom 26. Mai von selbst ungiltig würde, wenn nicht alle Staaten, auch Baiern und Würtemberg beitreten. Preußen und Nassau widerlegen diese Einwürfe Punkt für Punkt: Bei Abschluß des Dreikönigsbündnisses war die Voraussetzung ganz und gar nicht, daß alle deutsche Staaten ihre Theilnahme zugesagt haben müßten, bevor das Bündniß durch einen Reichstag und Constituirung der Bundesgewalt ins Leben treten könnte. Namentlich Sachsen und Hannover seien als Theilnehmer am ursprünglichen Vereine, der zunächst nur die drei Königreiche umfaßte, zu diesem Einwurf höchst unberechtigt, und Preußen werde nicht dulden, daß die Realisirung des Bundesstaates von der Genehmigung Oestreichs abhängig gemacht werde. Diese Sitzung schließt, indem alle Theile auf ihrer Ansicht beharren.

In der nächsten Sitzung, am 9., trägt Baden (Freih. v. Meisenburg) auf sofortige Bildung einer Commission an, welche die Verbindung des engeren Bundesstaates mit den übrigen deutschen Bundesgenossen fortzusetzen und deren Anschluß herbeizuführen habe. Sein Antrag wird einstimmig angenommen, die Zahl der Mitglieder dieser Commission auf drei festgesetzt. — Darauf geht die Debatte über den Antrag von Nassau fort, die Opposition von Hannover wird trotziger und spricht in längerer Deduction die Erklärung aus, daß die Bestimmungen der alten Bundesacte noch zu Recht bestehen; die Einberufung eines Reichstages auf Grund des Dreikönigsentwurfs, der ja auch nur eine Proposition sei, sei deshalb ungesetzlich und gegen die Bestimmungen der Wiener Schlußacte. Sachsen wagt doch nicht, dieser Art der Beweisführung geradezu beizustimmen, erklärt aber seine Absicht, auch fernerhin zu widersprechen.

Diese Sitzung schließt wieder, indem alle Theile bei ihrer Ansicht beharren.

In der Sitzung am 17. Octbr. legt Preußen seine Verhandlungen mit Baiern vor, aus denen ersichtlich ist, daß Baiern gegen den Vorstand Preußens im Bundesstaat zu Gunsten eines Fürstencollegiums, gegen die Ausschließung Oestreichs, gegen den Wegfall der Binnengrenzzölle, gegen das allgemeine deutsche Staatsbürgerrecht, gegen Aufhebung der Familienfideicommisse und gegen mehrere andere liberale Bestimmungen des Dreikönigsentwurfs Einwendungen gemacht hat. Darauf sagt Preußen zu Sachsen: Ihr seht, an uns hat es nicht gelegen, daß Baiern sich isolirt, worauf Sachsen dankbar ist und die Achseln zuckt. — Gegen die Deductionen Hannovers aber in der vorigen Sitzung gibt der Vorsitzende eine lange, aber kräftige preußische Antwort, worin er auseinandersetzt, daß der deutsche Bund factisch und rechtlich nicht mehr bestehe; daß aber Preußen sich auf diese scharfe Auffassung der Rechtsverhältnisse nicht einmal stützen, sondern den Zustand Deutschlands von der möglichst conservativen Seite auffassen wolle; es will an dem Bande, welches die deutschen Staaten umschloß, so weit festhalten, als dies jetzt noch möglich ist. Dies ist aber nicht in anderem Sinne möglich, als in dem durch das Dreikönigsbündniß klar ausgesprochenen. Und wenn ferner Hannover und Sachsen sich auf einen schüchternen Vorbehalt beziehen, den sie nach Abschluß des Dreikönigsbündnisses gemacht haben, indem sie eine Umgestaltung der Verfassung für den Fall verlangen, daß der Süden Deutschlands nicht zutrete, so sei es doch für einen ehrlichen Mann unmöglich, diesen Vorbehalt so zu verstehen, daß das ganze Bündniß ungiltig werde, eine dadurch nothwendig gewordene Revision wird ohnedies stattfinden, ferner aber sei der Zeitpunkt, in welchem die süddeutschen Regierungen beitreten sollten, gar nicht bestimmt, noch weniger sei bestimmt, daß der Reichstag erst nach ihrem Beitritt stattfinden soll, und endlich habe der ganze Vorbehalt, den sie nach Unterschreibung des Verfassungsvertrages eingebracht hätten, den Bestimmungen des acceptirten Verfassungsentwurfes gegenüber, beim Mangeln der Zustimmung der übrigen Regierungen gar keine Geltung, daher beharrt Preußen nicht nur bei seinem Votum für Einberufung des Reichstags, sondern es wird unverzüglich deshalb bestimmte Anträge stellen, über Modificationen der Verfassung, über Veröffentlichung des Wahltermins für den nächsten Reichstag, über den Ort, wo der Reichstag zusammentritt, und endlich über die Verbindung zwischen dem Verwaltungsrath und Reichstag. Der energischen Erklärung von Preußen stimmen die übrigen Staaten mit Wärme bei, namentlich Baden, welches die Rechtsbedenken Hannovers vielleicht am schlagendsten widerlegt. Mecklenburg-Strelitz, Hannover und Sachsen bestehen auf ihrer Opposition, aber nicht nur ihre Gründe, auch ihre Haltung erscheinen schwach und man kann selbst aus den ruhigen Zeilen des Protocolls lesen, daß die Sitzung reich an dramatischem Leben und an Gemüthsbewegungen gewesen ist. — Zuletzt schloß die Sitzung, indem alle Theile bei ihrer Ansicht beharrten.

Interessant ist die verschiedene Haltung der sächsischen und hannöverischen Regierung. Indem Hannover in dem Verwaltungsrath mit einem gewissen Trotz auftrat und den Anschein biederer Bornirtheit annahm, war Sachsen geschmeidiger, zartfühlender, eben so selbstsüchtig in seinem Wollen, aber mit Form und Schein, es hatte nur Zweifel und Bedenken, während Hannover mit seinem Gewissen hervorpolterte

Die nächste Folge dieser Sitzung war, daß Sachsen und Hannover eine schriftliche Verwahrung an den Vorsitzenden gelangen lassen und die Erklärung, daß sie von dem Bündniß vom 28. Mai zwar nicht zurücktreten, aber an den Sitzungen des Verwaltungsrathes keinen Theil mehr nehmen würden. Minister von Zeschau ist bereits nach Dresden zurückgereist.

Wohl, die kleinen Königreiche haben Muth bekommen; die Stürme der Demokratie sind ihnen nicht mehr furchtbar, sie spüren an ihren Thronsesseln kein Wanken mehr und begreifen deshalb auch nicht mehr, weshalb sie auf alle die holden Rechte der Selbstständigkeit verzichten sollen. König Ludwig hat einen so großen Thronsaal gebaut, es wäre schade, wenn sein Sohn keine fremden Gesandten darin empfangen sollte. Der König von Hannover vertheilt gern militärische Orden an die Würdigen, wohnte er im Bundesstaat, seine Orden würden wenig beachtet werden. Das ist nicht Spott, sondern bittre Wahrheit. Das ganze Empfinden der Regenten und ihrer Umgebung sträubt sich gegen den Prozeß einer staatlichen Concentration, als mehr oder weniger abhängige Theile. Man soll nicht sagen, daß sie kein Herz für ihr Land hätten, sie sind nur zu sehr gewohnt, ihren landesväterlichen Herzen keine größere Ausdehnung zu gestatten, als von einem Grenzpfahl ihres Gebiets bis zum andern. Unter solchen Umständen wurde es der kläglichen Politik des von der Pfordten und seinen Collegen leicht, ohne jeden Operationsplan und positives Wollen, eine kleine Verschwörung der Königreiche gegen den Bundesstaat hervorzubringen; sie ist sehr widerlich in ihren Aeußerungen, verderblich aber wird sie nicht, wenn Preußen fest bleibt.

K. Biedermann: Erinnerungen aus der Paulskirche.

(Leipzig, 1829, Gustav Mayer.)

Es ließ sich voraussehen, daß die größte „That“ des Jahres 48, das Parlament der Paulskirche unter seinen Mitgliedern nicht wenige Geschichtschreiber finden würde, zumal jetzt, wo in unbefriedigender Gegenwart der größte Theil unserer parlamentarischen Parteiführer und Redner Muße genug haben, gegenüber den diplomatischen Querzügen der Kabinette sich an das großartige, bewegte Leben der Frankfurter Periode zu erinnern. Der fleißige Laube hat begonnen,

ein anderer Leipziger folgt. Das Buch von Biedermann ist ein erfreuliches und interessantes Gegenstück zu Laube's Geschichte des Parlaments. Es hat nicht nur das Verdienst uns zu zeigen, wie der gebildete Historiker, ein angesehenes und vielbeschäftigtes Mitglied des Parlaments, jene Verhältnisse und Personen betrachtet, auf die er selbst nicht unbedeutenden Einfluß geübt hat, sondern es ergänzt auch sehr glücklich und vollständig die Schilderung, welche wir Laube verdanken. Biedermann führt den Leser hinter die Coulissen des großen Hauses; er hat sich die Aufgabe gestellt, die Entstehung, Thätigkeit und Politik der einzelnen Parteigenossenschaften, in welche die Versammlung zerfiel, darzustellen; den Einfluß, welchen die einzelnen Klubbs auf die wichtigsten Fragen ausgeübt, zu bestimmen, und die große Schlußkatastrophe des Parlaments in ihrem innern Verlauf aus den Veränderungen der Parteien zu erklären.

Dieser Charakteristik der Parteien und ihrer Thätigkeit folgen Portraits ihrer Mitglieder, keine irgend erwähnungswerthe Person der Nationalversammlung bleibt unbeschrieben und jede erscheint im Zusammenhang mit ihren Parteigenossen. Das milde, verständige Urtheil des Verfassers weiß zu schonen, ohne zu verschweigen, und mit Vergnügen wird der Leser unserer Partei aus der einfachen Charakteristik erkennen, wie dieselbe fast überall die allgemeine Ansicht der Versammlung über die Einzelnen hinter sich hat. Natürlich nur die Ansicht unserer Partei — welche man jetzt die Gothaer zu nennen pflegt; doch versteht Biedermann auch seinen Gegnern gerecht zu werden, und gegen die Wahrheit der Portraits von Raveaux, Ludwig Simon u. s. w. würde auch die Linke nicht viel einwenden können. Es folgt aus dem Zwecke seiner Darstellung und vielleicht aus seiner Eigenthümlichkeit, daß er die Einzelnen weniger in ihrer dramatischen Erscheinung auf der Rednerbühne schildert, als nach ihrem Einfluß auf ihre Partei und ihrer Nützlichkeit für die gute Sache; bei solcher pragmatischen Darstellung kommt das Individuum in der Regel nicht schlecht weg. Mit der höchsten Liebe und Verehrung hängt der Verfasser an Heinrich von Gagern, er ist mehr gefeiert als beurtheilt; aber auch das wird dem Leser wohl thun. — Denn es erfreut in diesem schlaffen, mäkelnden und mißtrauischen Jahre, wenn man irgendwo einer recht warmen und innigen Liebe zu einzelnen Menschen begegnet; wir Deutsche haben so sehr das Bedürfniß zu lieben und zu verehren, und wir sind jetzt vielleicht grade deshalb so verstimmt und traurig, weil wir so wenig Veranlassung dazu haben.

Wir empfehlen dies Buch, eine Skizze des Parteilebens in der Nationalversammlung, unseren Lesern angelegentlich; es soll dem deutschen Volk nicht nur eine wehmüthige Freude sein, seine Helden und ihr Thun geschildert zu sehen; diese Beschreibung kann ihm auch für die Zukunft nützlich werden; denn es lehrt Vorzüge und Schwächen seiner Wahlkandidaten kennen, welche man aus den stenographischen Berichten nicht immer herausliest.

Der Fanatismus eine Krankheit.

Das Auftauchen des politischen Fanatismus in Deutschland und die reiche Gelegenheit denselben in der Nähe zu beobachten, welche sich jedem Denkenden in dem verflossenen Jahre (1848—49) dargeboten hat, gibt dieser Erscheinung des geistigen Volkslebens ein Interesse, wie es neuauftauchenden Weltseuchen, der Cholera, der Influenza, seiner Zeit gewidmet wurde. Wer hätte dem deutschen Volke, dessen politische Unempfindlichkeit sprichwörtlich geworden war, zugetraut, daß dasselbe von einer solchen fanatischen Gluth ergriffen werden könne? Und doch war dies keine Abnormität. Wer das Volksleben im Spiegel der Geschichte studirt, weiß, daß ein Element des Fanatismus im Grundcharakter des deutschen Volkes schlummert. Die Kreuzzüge, die Reformation und der unselige 30jährige Krieg! Damals opferten die deutschen Fürsten und Völker, mit einer dem heutigen Bildungszustand unbegreiflichen Wuth und Hartnäckigkeit für ihren religiösen Glauben, das Beste, was ein Volk besitzen kann: Bildung und Wohlstand, Freiheit, Ehre und Vaterland! Jene Erfahrung muß uns ermahnen, die Symptome des auftauchenden politischen Fanatismus in unserem Volke, nicht gering zu achten. Es kann immer noch wiederkommen, daß, wie vor Zeiten, die verblendete Menge Freiheit, Ehre und Vaterland opfert, sei es zu Gunsten der „Volksherrlichkeit" oder „einer starken Regierung," sei es an die Franzosen oder an die Russen.

Vielleicht erregt es Verwunderung, daß ich als Arzt dieses Thema zu besprechen wage. Politik ist allerdings nicht mein Fach. Allein die Räthsel des Fanatismus zu lösen, ist eine Aufgabe der Lebenswissenschaft, der Physiologie, welche die Grundlage der wissenschaftlichen Heilkunde bildet. Und der Verlauf soll beweisen, daß wir es mit einer ganz eigentlich ärztlichen Aufgabe, mit einem Abschnitt aus der Gesundheits- und Krankheitslehre des menschlichen Geistes zu thun haben. „Der Fanatismus ist eine Krankheit, und sowohl seine wissenschaftliche Zergliederung, als seine praktische Behandlung unterliegt den Regeln der ärztlichen Wissenschaft und Kunst."

Das „Wesen des Fanatismus." Fanatismus ist eine heftig gesteigerte und einseitige Gemüths- und Willensrichtung auf Verwirklichung von Glaubenssätzen.

Zum Wesen des Fanatismus gehört also zunächst das Vorhandensein einer intensiv gläubigen Geistesrichtung. Nur in Glaubensfragen gibt es Fanatiker, daher vorzugsweise in der Religion und in der Politik. Das Wesen

des Glaubens aber ist immer, daß er die Lücken des Wissens ausfüllt, er fängt da an, wo das Wissen aufhört, er ist die Kehrseite, der Neumond, einer klaren sichern Erkenntniß. Weil unser Geist die Nothwendigkeit des ganzen vollen Wissens als Bedürfniß in sich fühlt und doch nur einen kleinen Theil desselben besitzen kann: so füllt er jedesmal die Lücke mit emsiger Sorgfalt, durch eine Gemüthsanstrengung aus. Denn dieser tief in der Natur unserer Seelenthätigkeit begründete Drang nach Vollständigkeit unseres Gedankeninhaltes beherrscht jeden Sterblichen. Nur der Forscher der neueren Zeit, welcher an der Hand der exakten Naturwissenschaft aufgewachsen ist, ist vielleicht im Stande, diesen Trieb ganz zu beherrschen und Alles, was er nicht bestimmt weiß, als unentschieden dahinzustellen, das heißt, gar nichts zu glauben. Freilich straucheln auch von diesen Privilegirten gar Manche bei solchem Versuche. Je unwissender aber und je ungebildeter der Mensch ist, desto größer wird in ihm das Gebiet der gläubigen Geistesstimmung, desto bunter und widersinniger deren Inhalt. Dies lehrt die Erfahrung alltäglich und allenthalben.

Wissen und Glauben suchen, wie alle Vorstellungen, endlich ihren Weg zum Handeln, indem sie in Willensentschlüsse übergehen. Aber hier zeigt sich ein bedeutender Unterschied zwischen beiden.

Das Wissen nimmt seiner Natur nach den Verstand in Anspruch. Das dadurch bedingte Wollen ist daher ein verständiges, d. h., ein auf Erkenntniß der Sache begründeter Antrieb zum Handeln. Daher wird das echte Wissen sogar da, wo es einen sehr mächtigen Antrieb zum Handeln gibt, doch auch hierbei stets die Natur der Sache und die in ihr liegenden Hindernisse oder Bedingungen eines erfolgreichen Handelns mit in Anschlag bringen. Die Handlungsweise eines Wohlunterrichteten, eines wissenschaftlich Belehrten, wird in der Regel frei von Einseitigkeit oder Leidenschaft, verhältnißmäßig umsichtig, besonnen und rücksichtsvoll sein. — (Ich leugne nicht, daß es auch einseitige Fanatiker in manchen Wissenschaftszweigen geben kann; z. B. für die Vorzüge des lateinischen Grammatikalunterrichtes auf den Gelehrtenschulen habe ich viel fanatische Ausbrüche erlebt. Aber gerade diese Fälle bestätigen unsere Sätze; denn es gibt eine unechte und bornirte Gelehrsamkeit, welche eben so große Lücken, wie der Mangel an Bildung, im menschlichen Geiste hinterläßt.)

Der Glaube hingegen wurzelt im Gemüth. Wenn er zum Handeln übergehen soll, so muß er das Gemüth bewegen. Der Ununterrichtete, Wissenslose muß das, was seinen Ueberzeugungen an Klarheit und Sicherheit der Begründung abgeht, durch erhöhten Schwung des Gemüthes ersetzen, wenn es ihn zum wirklichen Wollen und Handeln führen soll. Sobald er daher seine Ueberzeugungen überhaupt lieb gewonnen hat, sobald er sie wirklich in's Leben überzuführen wünscht, und besonders, sobald er seine Ueberzeugungen durch entgegengesetzte bedroht und sich bei deren Durchführung behindert findet: ersetzt er Das, was ihm

an Gründen und Thatsachen abgeht, durch eine um so stärkere Aufregung des Gemüthes: er wird heftig. Und da dies (beim Mangel thatsächlicher Erkenntnißgründe) auf die Dauer nur durch Concentration aller Seelenthätigkeit auf einen einzelnen Punkt hin möglich ist, so wird er in seinem Sinnen und Trachten einseitig und heftig zugleich. Dies ist die fanatische Geistesrichtung.

Sobald aber bei dem Fanatiker das Streben zur Verwirklichung seiner Glaubensüberzeugung wirklich zur That übergeht, tritt noch ein Umstand hinzu, der die krankhafte Ausartung dieser Seelenstimmung vollendet.

Glaubenssätze nämlich, besonders religiöse und politische, sind ihrer Natur nach allgemeine, ohne einen bestimmten Einzelinhalt: oft ganz unrichtig und in der Luft schwebend, oft ein Gemisch von Wahrem und Falschem, oft eine dunkle Vorausahnung eines Richtigeren als das bisher Giltige, eine dichterische, durch Begeisterung vermittelte Inspiration.

Wahres Wissen hingegen hat seiner Natur nach immer einen speziellen Inhalt. Denn es gibt kein anderes echtes und stichhaltiges Wissen als dasjenige, welches sich von unten auf aus Erfahrung aufbaut. Die Wissenschaft sammelt die einzelnen Wahrnehmungen zu Erfahrungsregeln, erkennt in ihnen die Gesetze des Besonderen und gewinnt aus letzteren Schritt für Schritt die allgemeineren Wahrheiten und die leitenden obersten Sätze. — Daher ist jede echte Erkenntniß, wenn sie auch noch so sehr in allgemeinen Sätzen ausgedrückt wird, doch stets ein Inbegriff von einzelnen Wirklichkeiten und daher auch befähigt, im Einzelnen verwirklicht zu werden. So ist z. B. das Gesetz der Schwere, der Gravitation, wie es Newton auf das gesammte Weltall anzuwenden gelehrt hat, gewiß ein unendlich allgemeines (allgemeiner als viele religiöse und politische Glaubenssätze, welche kaum auf einen Theil der Erdoberfläche passen). Aber gleichwohl ist es dasselbe Gesetz, welches jüngst einen Astronomen befähigte, durch Berechnung einer gestörten Trabantenbahn einen neuen Planeten zu entdecken, ehe er ihn gesehen hatte: dasselbe Gesetz ist in unsern Dampfwagen, unsern Pendeluhren, in zahllosen menschlichen Einrichtungen verwirklicht und fernerhin zu verwirklichen. — Daraus folgt schon, daß echtes Wissen auch zur Ausführung seiner Aufgabe von selbst auf erkennbare, spezielle und sachentsprechende Mittel geführt wird; denn in Ermangelung solcher ist es zum Handeln unbefugt und unbefähigt.

Dem Gläubigen aber fehlen diese unmittelbaren Verbindungsglieder zwischen seinen Ueberzeugungen und seinen Handlungen mehr oder weniger, je nachdem eben mehr oder weniger Wissensbruchstücke seinem Glauben beigemischt sind. Sehr hochschwebende allgemeine Glaubenssätze sind sogar in der Regel durch die That gar nicht zu verwirklichen, z. B. der Satz, „es ist nur ein Gott und Mahomed ist sein Prophet.„ Oder sie sind nur zu verwirklichen unter Voraussetzung von Möglichkeiten, welche in der Wirklichkeit nicht vorhanden sind oder gar nicht zur Sache selbst gehören: z. B. die Sätze, daß eine soziale Republik oder eine unbeschränkte Monarchie alle Uebel

des Volkslebens heilen. — Daher sehen wir, daß der Glaubensvolle, sobald er zur Verwirklichung seiner Ueberzeugung zu schreiten vermeint, gewöhnlich vielmehr darauf ausgeht, Andere, bisher Gleichgiltige zu einer Beistimmungserklärung zu vermögen, oder die entgegengesetzt Denkenden zu Stillschweigen und Unterwürfigkeit zu nöthigen. Schon dies findet nun, der Natur der Sache nach, nothwendig Widerstand, da bei jedem einzelnen Menschen die Lücken des Wissens, und also die Sphären des Glaubens andere sind. Beides aber, das Gefühl der Unerreichbarkeit und das Gefühl des vorhandenen Widerstandes, steigert bei der einseitig gewordenen Glaubensthätigkeit die Erregung des Gemüthes, welches sich die Durchsetzbarkeit seiner Wünsche in demselben Maße lebhafter vorspiegelt. So tritt zur Einseitigkeit die Erbitterung, die Heftigkeit und Hartnäckigkeit des Wollens, und der Fanatismus nimmt seine entschieden krankhafte Färbung an.

Wir haben uns hier über den Begriff „Krankheit" zu verständigen. Schon Hegel nannte die Krankheit eine sich einseitig losreißende (gleichsam auf Kosten des Organismus emancipirende) Function. Diese Begriffsbestimmung hat, obschon für materiellere Krankheiten mangelhaft, für die hier in Rede stehenden psychischen Abnormitäten allerdings viel Richtiges. Krankheiten nennt man alle jene Abnormitäten des Organismus, welche dem gesunden Leben gegenüber eine größere Selbstständigkeit in ihrer schädlichen Wirkung ausüben, welche den physiologischen, zur Erhaltung des Individuums und der Gattung dienenden Einrichtungen und Vorgängen wesentlich widerstreben. So liegen allerdings zwischen Gesund- und Kranksein viele Mittelstufen, welche man z. B. als Unpäßlichkeiten, Mißgestaltungen, als Krankheiten der Gesunden bezeichnet hat. Namentlich haben die Aerzte sich daran gewöhnt, nur solche Zustände, welche ein ärztliches Einschreiten erfordern, als Krankheiten anzusehen. Doch hat die neuere Zeit hierin Manches geändert. Man hat auf dem Wege der Wissenschaft (insbesondere auf dem der pathologischen Anatomie) Krankheitszustände entdeckt, welche bisher nicht als solche anerkannt waren. Und andererseits hat man auch unter den abnormen Seelenzuständen manche als Krankheiten würdigen gelernt, welche noch lange nicht zur Unterbringung im Irrenhause berechtigen: z. B. die Sinnestäuschungen, die Trunksucht, die Zornwüthigkeit, den Somnambulismus. — Und an diese, dem Einschreiten des Privatarztes in der Regel auch nicht anheimfallenden Abnormitäten des Seelenlebens schließt sich allerdings der ausgebildete Fanatismus an; seine milderen Formen aber an die Krankheitsvorboten und Krankheitskeime: — also nicht minder an die Gegenstände der psychischen Pathologie.

Ein Blick auf die Erscheinungen, die „Symptome des Fanatismus" wird uns belehren, ob derselbe in der That jene Kennzeichen an sich trägt, welche von der ärztlichen Wissenschaft, insbesondere von der gerichtsärztlichen Psychologie, als Charaktere eines geistigkranken, sogenannten unfreien Seelenzustandes aufgestellt werden. Es sind folgende:

Der Fanatiker ist unfähig, etwas seinen Lieblingsideen Entgegengesetztes zu begreifen und recht zu würdigen, selbst wenn es unbestreitbare Thatsachen wären. Er ist unduldsam und unbillig gegen jeden Andersdenkenden. Eine ausschließende Einseitigkeit beherrscht sein Denken, Reden und Handeln. Alles concentrirt sich für ihn auf einen einzigen Punkt. Wird dieser berührt, so zeigt er sich einerseits reizbar und aufbrausend gegen Entgegnungen, andererseits unerschöpflich in Demonstrationen und Scheingründen. Er zeigt entschiedenen Widerwillen gegen Belehrung überhaupt, weil er fürchtet, daß sie auch die Stützen seines eigenen Wahnes erschüttern könnte. Er verachtet jedes andre, auf seine Lieblingsüberzeugungen nicht Bezug habende Wissen und Lernen. (Omar verbrannte die große Bibliothek zu Alexandria, weil der Koran Alles, was der Mensch brauche, enthalte.) Er mißtraut jeder anderen Bestrebung, welche nicht auf denselben Zweck gerichtet ist. — Es kümmert ihn nicht, ob seine Bestrebungen ihm selbst oder denen, welche ihm sonst lieb waren, Schaden zufügen, oder ob sie den allgemeinen Sittengesetzen zuwider laufen. Oft hält er sich sogar zu Freveln berechtigt, welche der Menschlichkeit Hohn sprechen. — Sein Charakter ist, im Vergleich zu sonst, wie umgewandelt: aus Milde ist Rauheit, aus Wohlwollen Erbitterung geworden. Sein Benehmen gegen die, welche ihm bisher lieb und werth waren, ist verändert, abstoßend, feindlich. — Seine Handlungen stehen mit dem Zwecke, den er eigentlich vorhat, in größerem oder geringerem Widerspruch. (Wie kann das Christenthum oder die loyale Gesinnung durch Mord und Brand fortgepflanzt werden!) — Seine Thaten sind gewaltsam oder streifen an Gewaltthätigkeit. Seine Geberden, seine Bewegungen zeigen Anfälle (Paroxysmen) von Heftigkeit und Wuth, abwechselnd mit Zwischenräumen von dumpfem Brüten und Insichversunkensein. — Seine Blicke sind verstört oder fixirt, in der Aufregung aufblitzend und stechend oder verzückt. Sein Aeußeres ist vernachlässigt oder phantastisch aufgeputzt.

Diese Charakterzüge sind es, welche in größerer oder geringerer Vollständigkeit, den gerichtlichen oder Irrenarzt bei der Erkenntniß der Geisteskrankheiten zu leiten pflegen. Sie finden sich auch bei dem Fanatiker mehr oder weniger deutlich ausgeprägt. Und deshalb betrachten wir den Fanatismus als eine Krankheit.

Von eigentlichen Geisteskrankheiten steht dem Fanatismus ganz nahe die fixe Idee und die durch solche hervorgerufene Monomanie (die krankhafte Willensrichtung auf Verwirklichung einer fixen Idee oder eines blinden Triebes.) Beide schließen, in der Sphäre des krankhaften Wollens, den freien Vernunftgebrauch mehr oder weniger aus; beide beherrschen den Gedanken in einer einzelnen Richtung und schließen in dieser Beziehung das Vermögen einer besseren Erkenntniß und einer Belehrung durch entgegenstehende Thatsachen aus. Fanatismus und Monomanie (besonders die chimärische, der Aberwitz) stehen sich da-

her sehr nahe. — Der Unterschied beider ist, daß die fixe Idee das Ergebniß einer körperlichen Erkrankung (oft einer wirklichen Hirnkrankheit, oft der Sinnestäuschungen) ist, daß der Irrthum hier von einer untergeordneten einzelnen Vorstellung ausgeht und sich wider Willen des Erkrankenden festsetzt. Beim Fanatiker aber beginnt die krankhafte Einseitigkeit von dem in Glaubenssätze sich vertiefenden Gemüth und die Hartnäckigkeit oder Heftigkeit entsteht anfangs aus dem Vorsatze des Fanatikers. Daher hält man ihn auch gemeinhin für zurechnungsfähig und verantwortlich. Dies ist aber falsch. Es ist hier wie beim Rausch; mit der gänzlichen Betrunkenheit und mit der ausgebildeten Trunksucht hört die freie Selbstbestimmung auf. So wird auch der Fanatiker durch den Rausch seiner Ideen bald tobsüchtig, bald tiefsinnig, bald geistesstumpf, und mit der Gewohnheit des Rausches unwiderstehlich zu neuer Trunkenheit fortgerissen: in beiden Fällen überschreitet er die Grenze der geistigen Gesundheit.

Die „Ursachen des Fanatismus" sind schon aus Dem, was wir über dessen Wesen bemerkt haben, abzuleiten. Daß es eine gewisse Anlage zu diesem Geisteszustande gibt, lehrt die Erfahrung. Kinder sind gar nicht, Greise kaum, Frauen weniger als Männer dazu geneigt. Doch bietet das weibliche Geschlecht, besonders in den reiferen Lebensjahren, durch seine vorwiegende Abhängigkeit vom Gemüthsleben und durch seine Neigung zur Gläubigkeit dem Fanatismus Elemente zur Entwickelung dar, besonders wenn Mangel an Bildung hinzutritt. (Als Beispiel diene: die Frau, welche den Scheiterhaufen von Huß ansteckte, und die Poissarden der ersten französischen Revolution.) Vorwiegend sind jedoch Männer in reiferen Jahren zum Fanatismus (wie zu den Geisteskrankheiten) disponirt. — Die Psychologen und Aerzte unterscheiden bekanntlich die Geistesrichtungen in vier Temperamente nach dem Grade der Thatkraft und der Erregbarkeit. Von diesen sind es natürlich die thatkräftigen und ausdauernden, welche zum Fanatismus disponiren: sowohl das cholerische Temperament, welches Erregbarkeit und Heftigkeit mit Willenskraft vereint, als das melancholische, welches bei träger Erregbarkeit desto ausdauerndere Energie beweist. Hingegen sind die beiden energielosen Temperamente auch vom Fanatismus wenig gefährdet, der leicht erregbare Sanguiniker treibt es vielleicht bis zur Schwärmerei, aber bald wird ihm etwas Neues einfallen und die fanatische Stimmung wird sich verlieren. Ein fanatischer Pflegmatiker aber ist gar nicht denkbar. Denn was man in neuester Zeit mehr witzig als ernsthaft „Fanatiker der Ruhe" gescholten hat, sind Leute, denen es an Energie nicht fehlt, deren Gemüthsstimmung aber von einem maßlosen Haß gegen die Unruhe beherrscht wird. — Unbestreitbar hat die Nationalität einen großen Einfluß auf die Anlage zum Fanatismus oder deren Fehlen. Einen fanatischen Lappländer, Esquimo oder Feuerländer kann man sich nicht denken, weil dies energielose Völker sind. Hingegen bei dem Spanier, dem Araber gilt die Anlage zum Fanatismus als nationale Eigenthümlichkeit. Unbe-

streitbar ist des Deutschen Nationalcharakter, im Ganzen betrachtet, der melancholische. Eine gewisse Unempfindlichkeit, ein geringes Maß augenblicklicher Erregbarkeit hat das deutsche Volk oft lange Jahre und Jahrhunderte hindurch unter Unbilden und Mißgeschick hinbrüten und anscheinend schlummern lassen. Aber überall, wo der Deutsche in der weiten Welt lebt, in allen germanischen Colonien und in allen Perioden der deutschen Geschichte zeigt sich wieder eine zähe Ausdauer dieses Volkes, und Unermüdlichkeit bei Bewältigung von Hindernissen. Man kann uns kein energieloses Volk nennen. Diese nachhaltige Hartnäckigkeit bei dem einmal Ergriffenen hat das deutsche Volk auch da bewährt, wo es sich in Glaubensfragen betheiligte, zu welchen es ohnedies wegen seiner Gemüthlichkeit und seiner speculativen Neigung zum Uebersinnlichen eine besondere Anlage besitzt. Daher ist der Fanatismus von jeher für unsere Nation eine besonders gefährliche Krankheit. — Ob wirklich der Bau des Gehirns, die phrenologische Anlage bei der Neigung zum Fanatismus im Spiele ist, muß späteren Untersuchungen vorbehalten bleiben. Ein guter Beobachter, der französische Arzt Brayer hat in seinem Buche („Neuf années à Constantinople“) den Versuch gemacht, die fanatische Gemüthsart der Türken rein aus phrenologischen Gründen (sogar aus der Einwirkung des Turbans auf die Schädelform) zu erklären, was wir dahingestellt sein lassen.

Unter den schädlichen Einflüssen, welche den Fanatismus vorbereiten und wecken, steht Unwissenheit oben an, besonders wenn sie mit einer durch Volkssitte oder Erziehung genährten Gläubigkeit zusammentrifft. Der Unwissenheit nahe steht in dieser Hinsicht eine einseitige Bildung, welche eine Mehrzahl von Bildungselementen ausschließt, besonders wenn dabei die thatsächlichen und das Beobachtungsvermögen schärfenden Wissenszweige, die Naturwissenschaften, ausgeschlossen werden. Daher disponirt die einseitig religiöse und die einseitig humanistische Erziehung sehr zum Fanatismus.

Ferner aber die Isolirung der Individuen wie der Völker. Mönchs- und Nonnenklöster, Einsiedeleien, die Stamm- und Kastenunterschiede, die Sprachverschiedenheiten der Völker, haben die furchtbarsten Beispiele des Fanatismus geboren. Der in seiner Wüste einsam brütende Araber mußte für den mahomedanischen Fanatismus besonders empfänglich werden.

Eine dritte Quelle sind Gemüthsverletzungen. Getäuschte Eitelkeit, betrogne Hoffnungen, verletzter Ehrgeiz, die Sorge um bedrohten Besitz, um den Lebensunterhalt, eine gedrückte bürgerliche und finanzielle Lage, haben schon oft, auch in den neuesten Zeiten, Veranlassung zu Ausbrüchen des Fanatismus gegeben.

Deshalb ist es auch möglich, diesen Seelenzustand künstlich hervorzubringen, in einzelnen Personen, wie in den Massen. Dazu hat man theils Isolirung benutzt, z. B. die Jesuitenklöster, theils einseitige Bildung und Beleh-

rung, indem man den Individuen oder Massen immer nur ein einziges Schiboleth einprägte und überschätzen lehrte. Auch hat man sich der verschiedenen Gemüthsverletzungen, der Erinnerung an Unbill und Kränkung, an Elend und Bedrückungen bedient; oder man hat den Ehrgeiz, die Vaterlandsliebe, das Rechtsgefühl aufgestachelt. Es gibt sogar auf beiden extremen Seiten Solche, welche der Ansicht sind, daß ohne Erregung von Fanatismus große politische oder religiöse Bewegungen nicht mit Erfolg durchzusetzen seien. Dafür kann man einzelne Beispiele anführen, dagegen aber den Zweifel aufwerfen, ob die Früchte eines solchen Erfolges nicht immer giftig waren? Auch gilt dieser Satz nicht für alle Fälle. Die Befreiung Nordamerikas und die Siege der modernen Humanität sind ohne Fanatismus erfochten worden.

Die natürlichen Folgen und Ausgänge des Fanatismus sind wie bei anderen Krankheiten, entweder Genesung oder Nachkrankheit oder (wenigstens geistiger) Tod. Alle drei kommen sowohl an einzelnen Individuen, als in den Volksmassen vor. Die Heilung erfolgt, wenn der Anfall sich ausgetobt hat, durch Erschöpfung und durch bessere Erkenntniß. So hat sich das deutsche Volk von dem religiösen Wahnsinn des Mittelalters allmälig durch Abspannung, wie durch Wissenschaft und Aufklärung erholt. Wenn dereinst die naturwissenschaftliche Bildung, diese Gegnerin alles Unklaren und Unfreien, allgemein herrschen wird: werden auch die Fanatiker seltner werden. Schon die Beschäftigung mit Thatsachen, das Reisen, der Handel, der gesteigerte Umgang der Menschen untereinander, zerstören die Wurzeln davon. — Aus ähnlichen Gründen heilt zuweilen eine ernste materielle Sorge, welche den Menschen auf Naheliegendes und Thatsächliches hinleitet: so für das Individuum dringende häusliche Angelegenheiten, für Völker Kriegs- und Belagerungszustände. Nach dem dreißigjährigen Kriege ward das deutsche Volk stumpf und unempfindlich, geistig träge und kraftlos. Dies gehört freilich schon zu den krankhaften Nachwehen. Der Fanatismus kann, wenn er ausgetobt hat, in stumpfe Gleichgiltigkeit und sogar in Blödsinn übergehen, in den moralischen Tod; oder er kann als förmliche fixe Idee und Monomanie in einem engen Vorstellungskreis beharrend, zur unheilbaren Seelenstörung werden. Auch für diese üblen Ausgänge zeigen sich Analogien im Völkerleben, z. B. die Nachwehen der Hussitenkriege in Böhmen und der heutige Verfall der Türkei, denn das Leben der Nationen wird durch Krankheiten gestört, ja vernichtet, ganz wie bei einzelnen Menschen.

Die „Behandlung des Fanatismus“ ist entweder rein empirisch, d. h. quacksalberisch, oder rationell. Die letztere gründet sich auf das erkannte Wesen der Krankheit und richtet sich also theils gegen die Gläubigkeit, theils gegen die Einseitigkeit, theils gegen die Heftigkeit und Hartnäckigkeit des Fanatikers. Vor allem aber muß sie die Ursachen beseitigen, welche das Uebel hervorriefen und unterhalten.

Im Anfall selbst sind zwei Behandlungsweisen möglich: eine thätig einschreitende und eine geduldig abwartende.

Beim einschreitenden Verfahren sucht man die fanatische Geistesregung gewaltsam zu unterdrücken. Es ist nicht zu leugnen, daß dies möglich ist, und wo es gelingt, etwa so wirkt, wie ein Sturzbad bei tobsüchtiger Aufregung. Durch Niederwerfen des exaltirten Geistes, durch das in ihm erzeugte Gefühl der äußern Abhängigkeit dämpft man die Leidenschaft, bricht man den Muth und macht, daß der Verstand sich auf wirkliche Dinge richtet. In politischen und religiösen Krisen geschieht dies durch Pulver und Blei, Einsperrung und Kriegsnoth. Es leuchtet ein, für welche einzelnen Fälle des Fanatismus dies Verfahren paßt, nämlich für die sanguinischen Fanatiker und für die ungebildeten Mitläufer. Bei dem ächten energischen Fanatismus nutzt das Repressivverfahren nichts; es macht ihn nur hartnäckiger. Dieses Verfahren ist aber die Lieblingsmethode der politischen und religiösen Quacksalber; ja, oft zeigt uns die Geschichte, wie ein Fanatiker über den Anderen zu Gerichte sitzt, und diese Fälle sind es, wo die Geschichte von den gräßlichsten, der Menschheit zu ewiger Schande gereichenden Greuelthaten erzählt; wo die Kur zu geistiger Tödtung, zu jahrhundertelanger Stumpfsinnigkeit geführt hat. — Wollen wir an dem Fortschritte des Menschengeschlechts zur ächten Humanität und Sittlichkeit nicht verzweifeln, so müssen wir hoffen, daß eine Zeit kommen wird, wo man den Fanatiker als einen Geisteskranken behandelt, wo man über ihn die Stimme des Arztes befragt und seine Strafe nicht nach dem Maße seiner Unthaten als Rache dictirt, sondern nach dem Heilungsbedürfnisse seines Seelenzustandes, nach ärztlichen Anzeigen abmißt.

Die zweite Behandlungsweise ist die zuwartende, exspectative. Sie hat überall den Vorzug, wo sie ohne Gefahr ins Werk gesetzt werden kann. Inhaltlose Allgemeinheiten nutzen sich sehr schnell ab: so auch die Stichworte der Dogmatiker, die Phrasen der Politiker. Ueberschwenglichkeit zieht Abspannung nach sich, oder beschränkt sich selbst durch Lächerlichwerden. Auch erscheinen viele Glaubensgegenstände bei dem ersten Versuche, sie ins Leben überzuführen, sofort als unpraktisch, ja albern und unausstehlich, z. B. Güter- und Weibergemeinschaft, theokratisches Gemeinwesen. — Oft nutzt sich auch der Fanatismus durch Erlöschen seiner ursächlichen Veranlassungen ab: den gekränkten Ehrgeiz tröstet eine erlangte Stelle, der Geldnoth wird durch besseren Verdienst abgeholfen und durch Steigen der Börsencourse beruhigt sich der Fanatiker der Ruhe. — Diese Beispiele kann auch die Behandlung nachahmen; übrigens behüte sie den Fanatiker und seine Umgebung vor Schaden und leite die gleich zu erwähnenden Maßregeln ein.

Außer dem Anfalle, theils nachbehandelnd, theils vorbauend, wo sich schon Vorboten des Fanatismus zeigen, ist die Hauptaufgabe, die Quellen des Fanatismus zu verstopfen. Diese sind die Leidenschaftlichkeit, die Ortho-

doxie in religiösen und politischen Dingen, die Einseitigkeit des Wissens und Wollens, vor allem aber die Unwissenheit. Wahre, vielseitige Belehrung ist unbedingt das Hauptmittel gegen diese Krankheit, besonders wo sie epidemisch herrscht. Wer dem Fanatismus der Völker vorbauen oder seine Nachwehen heilen will, der darf nicht Unwissenheit oder Orthodoxie aussäen. Hier gibt es nur ein Mittel: allgemeine Verbreitung wahrer Bildung, eines vielseitigen und thatsachenreichen Wissens im Volke!

Für diesen Zweck, soweit er durch Bildung der Jugend zu erreichen ist, hat die neuere Zeit unstreitig viel, aber noch nicht Alles geleistet. Unsere Schuleinrichtungen haben sich verbessert und die Unterrichtsgegenstände (fast zu sehr) vervielfältigt. Aber noch immer hat unser Unterrichtswesen eine einseitige spiritualistische Richtung beibehalten. Es muß den Naturwissenschaften, es muß der Körperbildung, der Sinnesübung bei der Erziehung unserer Jugend eine weit größere Geltung eingeräumt werden.

Eine Hauptaufgabe unserer Zeit aber ist, in dieser Hinsicht für die erwachsene Bevölkerung unseres Vaterlandes zu sorgen, welche so eben und so plötzlich erst zur politischen Mündigkeit gelangt ist. Denn sie leidet noch an den Folgen der früheren Beschränkungen ihrer politischen und religiösen Bildung und ist mehr als vielleicht jede künftige Generation dazu disponirt, in Fanatismus zu verfallen oder dazu bearbeitet zu werden. Plötzlich ist ihnen die neue Freiheit gekommen. Oft habe ich mich im letzten Jahre gefragt, oft andere fragen hören: „War denn das Volk 1848 wirklich reif für die Freiheit?“ — Und ich habe stets antworten müssen: „ja! und abermals ja!“ Wir haben das Volk reifer befunden, als wir vorher geglaubt hätten: reifer als Viele unter den sich vom Volke abschließenden Klassen; denn unter diesen fanden sich Tausende, welche bei den ersten Unannehmlichkeiten und Uebertreibungen der neuen Freiheit schon bereit waren, sich und die Ehre und Freiheit des Volkes zu verkaufen, um nur ihre Vorrechte und ihre Einnahmen zu sichern. — Aber diese Reife ist erst die Befähigung zur selbstständigen freien Fortbildung. So wenig man einen jungen, so eben von der Universität kommenden Doctor schon als erfahrenen ärztlichen Praktiker anerkennen kann: so wenig kann man annehmen, daß ein Volk, das erst frei wird, die Freiheit schon völlig und richtig zu gebrauchen verstehen werde. Vielmehr beginnt nun erst die wichtigste Schule für dasselbe.

Zu diesem Behufe leisten in neuerer Zeit allerdings die vervielfältigten Reisegelegenheiten, besonders die Eisenbahnen und Dampfschiffe sehr viel; sie gestatten auch dem Aermsten, sich in der Welt umzusehen, seinen Gesichtskreis zu erweitern, sein Wissen durch thatsächliche Selbstbeobachtungen zu vermehren. Sie zerstören namentlich jene abschließende Isolirung der Stämme wie der Einzelnen, welche eine Hauptquelle der Einseitigkeiten, der Vorurtheile und der Neigung zum Fanatismus ist.

Verbesserung der häuslichen und bürgerlichen Lage, Beförderung der materiellen Interessen, Verwirklichung der zugesagten Reformen in der Rechtspflege und Verwaltung, im Abgaben- und Gemeindewesen u. s. w., müssen dazu beitragen, manche Quellen des Fanatismus zu verstopfen, die gereizten oder mißtrauischen Gemüther zu besänftigen, die gekränkten Geister zu versöhnen, den Ehrgeiz Einzelner auf fruchtbringendere Bahnen zu leiten, und diejenige Art allgemeiner Bildung zu befördern, welche nur bei behaglicherer Existenz und beruhigterem Gemüthe möglich ist.

Um jedoch noch unmittelbarer auf eine vielseitige und geistbefreiende Bildung im Volke hinzuwirken, ist besonders die zweckmäßige Benutzung des Vereinslebens erprobt. In den Bildungsvereinen, wie wir in Dresden ziemlich viele haben*), wird theils durch parlamentarische Verhandlungsweise und durch Debatten, an denen jedes Mitglied Theil nehmen kann, die Gabe des Selbstredens, Selbstdenkens und der Selbstbeherrschung geübt, theils durch Meinungsaustausch wahre Vielseitigkeit und Bestimmtheit der Urtheile und Ueberzeugungen geschaffen, theils durch öffentliche Vorträge und Vorlesungen der Kreis der Wissenschaften allgemeiner zugänglich gemacht, theils werden in ihnen durch schulmäßigen Unterricht (Sonntags- und Feierabendsschulen) die Lücken der Volksbildung nachgebessert, und die Eindrücke des Jugendunterrichtes wieder aufgefrischt, theils durch Volksbibliotheken eine gesunde geistige Nahrung an die Stelle manches verderblichen Giftes der Tagesliteratur und der Leihbibliotheken gesetzt.

Alle diese Bestrebungen haben bei dem einsichtigen Theil der Bevölkerung, der gebildeteren wie der unteren Klassen, bisher eine lebhafte Anerkennung und edelmüthige Unterstützung gefunden. Es ist zu wünschen, daß Jeder, welcher unser Volk seiner Freiheit würdig und ihres gesunden Gebrauches mächtig wünscht, solche Unternehmen, die Hauptmittel gegen jede Art von Fanatismus, ehre und unterstütze.

Denn nur Bildung verdient Freiheit und Macht, nur Bildung verschafft sie, nur Bildung kann sie dauernd erhalten!

Nachschrift. Obenstehendes ist der unveränderte Inhalt eines öffentlichen Vortrags, welchen der Unterzeichnete am 22. März 1849 auf Veranlassung des Erziehungsvereins zu Dresden, zum Besten einer daselbst zu begründenden Volksbibliothek hielt. Die späteren Ereignisse des Jahres 1849, und die traurigen Maiereignisse zu Dresden insbesondere, haben inzwischen nicht nur die Gesammtlage des deutschen Vaterlandes, sondern auch die des Verfassers selbst, wesentlich

*) Turnverein, Gymnasialverein, Erziehungsverein, Handwerkerverein, städtischer Verein. Alle diese hatten auch nach den Märztagen von 1848 politische und religiöse Tagesfragen entweder ganz ausgeschlossen oder nur nebenbei gestattet, und wirkten in den oben angegebenen Beziehungen auf Verbreitung allgemeiner Bildung, gesellschaftliche Gesittung und geistige Erholung.

verändert. Ich schreibe dies in politischer Untersuchungshaft. Dabei gereichte es mir zu besonderer Genugthuung, daß ich keine der geäußerten Ansichten zu ändern, keine der hier ausgesprochenen Ueberzeugungen zurückzunehmen finde. Ich habe vielmehr gerade in jenen Maitagen genug Gelegenheit zu Beobachtungen über die Natur und die Erscheinungen der fanatischen Geistesstimmung gefunden, welche den hier ausgesprochenen Sätzen zur Stütze gereichen. Vielleicht erhöht dies das geringe Verdienst dieser Arbeit, mag auch das öffentliche Urtheil über dieselbe heute ganz anders ausfallen, als es dazumal lautete.

Dr. Hermann Eberhard Richter.

Handelsverkehr und Geld

an der östreichisch-schlesischen Grenze.

Bei uns ist jetzt ein Leben in Handel und Verkehr, wie wir seit vielen Jahren, seit der Bauerninsurrection in Galizien, nicht gehabt haben. Fässer, Kisten und Ballen werden aus und eingeladen, die Lokomotive stöhnt, der Frachtfuhrmann flucht, die Commis und Agenten flattern vielbeschäftigt und aufgeregt, wie Sperlinge, um den Grenzpfahl. Man kauft wieder in Oestreich; der erste Schimmer des zurückkehrenden Vertrauens genügt, um eine colossale Waarenspedition in die Handelsplätze des Kaiserstaats hervorzurufen. Freilich drängt den Kaufmann die bittere Noth; der Krieg, der gefräßige, hat Alles verzehrt, was von Erzeugnissen fremder Länder und von einheimischen Produkten auf den Lagern war; Ungarn, das Vieles hergab, ist todt, jetzt ist der Wein dort viermal theurer als in Wien, die Soldaten haben ihn ausgetrunken und die Fässer zerschlagen; sein Getreide haben die Pferde zerstampft und seine Viehheerden sind in die Feldkessel der Heere gesprungen, nur die Häute der Thiere waren in demselben Verhältniß billig, als die Thiere selbst theuer wurden. Aber auch Colonialwaaren, Fabrikate und Manufacturarbeiten waren in Oestreich selten geworden und wurden in Massen begehrt. Und der Markt von Triest, der große Hafen Oestreichs für die überseeischen Produkte, war durch die Kriegshändel im adriatischen Meer und durch das Misère der Zeit muthlos und in seinen Vorräthen lückenhaft geworden. So kam es, daß der östreichische Kaufmann nach Norden sah, und daß Breslau auf einmal mit Aufträgen und Bestellungen von Galizien, Troppau, Olmütz u. s. w. überschüttet wurde. Und deshalb knarren jetzt an unserer Grenze, die seit Jahren fast verlassen war, auf einmal die Räder zahlloser Frachtwagen, und wie durch

einen Zauberschlag ist in dem Froste des Herbstes ein frisches grünes Handelsleben aufgeschossen. In den Comptoiren Breslaus drängen sich die Agenten und Briefträger und vor den Waarenhandlungen haben sich friedliche Barrikaden von ungeduldigen Kisten aufgethürmt. Es sieht aus, als wäre eine gute Zeit gekommen für die Arbeiten des Friedens, und mancher geschäftige Christ und Jude preist die emsige Gegenwart und segnet sie als die goldene Zeit, welche er seit einem Jahre und länger erbetet hat; aber der erfahrene Kaufmann schüttelt doch den Kopf über das ungestüme Treiben, das zu schnell kam, um lange auszuhalten, und sich so sehr überstürzt, daß es nicht solid sein kann. Der Kaufmann in Breslau muß sich sagen, daß ihm nur die Zeitverhältnisse einen momentanen Vorzug vor Triest gegeben haben, und daß der Vortheil, welchen ihm auch der gute Verkauf seiner Waare nach Oestreich bringen kann, noch zweifelhaft ist. Denn zu eifrig wird in solcher Zeit Vertrauen in Anspruch genommen und geschenkt: was mit der einen Hand gewonnen wird, geht durch die andere verloren, und selten ist der Segen bei einem Geschäft mit Ausgehungerten. — Aber der deutsche Kaufmann hat noch einen sehr bestimmten Grund, seinen Verkehr mit dem östreichischen Handelsfreund für ein gewagtes Geschäft zu halten. Dieser Grund liegt noch immer in den Geldverhältnissen des Kaiserstaates, noch immer schwebt das Gespenst des Staatsbankerotts über den Papierzetteln, mit welchen der Oestreicher seine Schulden bezahlt, und die Finanzoperationen der kaiserlichen Regierung sind durchaus nicht geeignet, die Hoffnung auf eine glückliche Lösung der Geldwirren aufkommen zu lassen.

Eine überraschende Nachricht, welche unsere östreichischen Agenten in diesen Tagen uns zukommen ließen, erfüllt hier die Vorsichtigen mit einer neuen Sorge. Aus den größern Handelsstädten, aus Brünn, Troppau, Lemberg, Krakau wurde zu gleicher Zeit berichtet, daß die Banknoten dort selten werden und auf eine geheimnißvolle Weise aus dem Verkehr verschwinden, während an ihrer Stelle die dreiprozentigen Staatsnoten im Verkehr hervorquillen. Es sei fast unmöglich, klagen unsre Agenten, noch Banknoten aufzutreiben und als Zahlung über die Grenze zu schicken. Da nun bei uns in preußisch Schlesien gar kein Vertrauen zu dem kaiserlichen Papiergeld vorhanden ist und dasselbe im größern kaufmännischen Verkehr nur schwierig anzubringen ist, im kleinen natürlich gar nicht, so wäre diese Veränderung der Zahlungsvaluta schon an sich sehr lästig, sie wird aber gefährlich durch die Ursache, aus welcher man sie herleitet. Es erscheint ohne Zweifel, daß die östreichische Regierung im Stillen ein finanzielles Manöver durchführt. Sie hält die Banknoten in ihren Kasten zurück, tauscht dieselben gegen dreiprozentige Kassenscheine um und zieht die Banknoten an sich, um dieselben der Bank zurückzuzahlen und so einen Theil ihrer Schuld gegen die Bank abzutragen. Die Operation ist sehr einfach und sicher, redlich aber gegen das Volk und harmlos kann sie nicht genannt werden. Warum hat sich der Staat in der

Zeit seiner größten Geldnoth von der Bank Noten verfertigen lassen, die er ihr mit fünf Prozent verzinste, während er schon längst sich selbst unverzinsliches oder zu Dreiprozent verzinsliches Papiergeld hätte machen können? Weil er wußte, daß die Banknoten sich immer noch ein gewisses Vertrauen in der kaufmännischen Welt erhalten würden, was sein eigenes Papiergeld durchaus nicht gehabt hätte. Denn so schädlich und verderblich auch die Herrschaft der Banknoten im Volksverkehr ist, immer bürgen für dies Papier noch die reichsten und klügsten Geschäftsleute Oestreichs, die Actionäre der Bank. Sie bürgen dafür mit ihrem Kredit, ihrer Ehre und ihrem ganzen Vermögen. Als Oestreich in diesem Frühjahr in Ungarn schwach wurde, fielen die Banknoten zwar in Deutschland bis auf 80 Prozent, als man aber noch 80 Gulden Silber für 100 Gulden in Banknoten zahlte, that man dies nicht, weil man noch 80 Prozent Vertrauen auf Oestreichs Zukunft hatte, sondern weil man noch 80 gegen 100 parirte, daß die kaufmännische Schlauheit der Bankactionäre im Stande sein werde, das äußerste Verderben von diesem Institut abzuhalten. Dies relative Vertrauen, welches die Bank genießt, hat die Regierung benutzt, als sie Geld brauchte, jetzt schiebt sie dem Volke heimlich ein schlechteres Papier unter, ihr eigenes, welches in den Handelsplätzen des Auslandes gar kein Vertrauen genießt, weil es gar keine Garantie darbietet. Dies ist ein Unrecht gegen das Volk und eine unglückliche Maßregel für den Staat selbst.

Denn die dreiprozentigen Cassenscheine sind ein monströses Papiergeld, welches weder irgend einen Fond zur Deckung, noch in seiner Ausdehnung irgend eine andre Schranke hat, als die souveräne Willkür und die ungeheuren Bedürfnisse der Regierung. Kopflos und ohne Uebersicht hat die Regierung dasselbe schon jetzt in großen Massen fabrizirt und wird dasselbe in noch größerer Masse in Zukunft anfertigen müssen, da die Ausgaben Oestreichs noch lange nicht durch die Einnahmen gedeckt werden können, und der östreichische Staat jetzt gar kein anderes Mittel hat, sich Geld zu verschaffen. Daß ihm Anleihen nichts helfen, hat die letzte bewiesen; sie ist bis jetzt in den Augen eines soliden Geldmanns wenig mehr, als ein schlechtes Scheingeschäft. Davon später. — Die Kassenscheine der östreichischen Regierung aber sind trotz ihrer drei Prozent Zinsen gerade um soviel schlechter, denn die Banknoten, als das Vertrauen zur geschäftlichen Klugheit der Regierung geringer ist, denn das zur Klugheit der Bank. Und diese Gleichung ergibt einen großen Unterschied zwischen beiden imaginären Werthen. Ja es läßt sich voraussehen, daß der Staatsbankrott für Oestreich unvermeidlich wird, vielleicht schon im nächsten Frühjahr ausbricht, wenn die Regierung diese Maßregel, die Banknoten in der Stille gegen Staatsnoten auszutauschen, in Großem zur Anwendung bringt. Wenn der östreichische Kaufmann und Fabrikant seine Waaren und Rohstoffe nicht mit Silber (davon kann vorläufig gar nicht die Rede sein) und nicht mehr mit Banknoten, sondern mit östreichischen Kassenscheinen bezahlen muß, verliert er seinen Kredit im Auslande, all-

mälig, aber unvermeidlich; und an der immer drohender werdenden Entwerthung dieser Scheine im Inlande verliert er auch sein Vermögen.

Und deshalb hat das plötzliche Verschwinden der Banknoten den deutschen Waarenhändler so betroffen gemacht. — Allerdings ist möglich, daß man sich über die Ursachen dieses Verschwindens täuscht, und daß die neue Anleihe ein freiwilliges Strömen der Banknoten in die Seitenkanäle des ministeriellen Geschäfts verursacht hat; aber schon die schnelle Furcht der Handelswelt ist ein Beweis, wie gefährlich die Geldverhältnisse der Monarchie sind und auf wie schwachen Füßen das Vertrauen zum Staate steht, welches doch die Grundlage alles Verkehrs bilden muß.

In der That thut der östreichische Kaufmann gut, die Augen zu schließen, sich in die Geldverhältnisse des Staates so leicht als möglich zu schicken und auf nichts Anderes zu achten, als auf sein eigenes Geschäft. Denn wenn er in die Zukunft denkt und an die Abhängigkeit, in welcher er als Einzelner von den Vermögensverhältnissen seiner Nation steht, so muß ihm sehr schwül zu Muthe werden. Keine menschliche Einsicht kann absehn, wie sich die Geldverhältnisse im Volk bessern sollen, und der Geschäftstreibende ist wie ein verschlagener Seemann auf wildem Meer, rings von Klippen umgeben. Es war schon weit gekommen, als man die Banknoten mit ihrer mangelhaften Sicherheit, als die beste Valuta schätzen und suchen lernte; schon der gänzliche Mangel an Silber- und Kupfergeld hat so viel Demoralisation, so große Verluste und einen so gewagten und unsoliden Geschäftsbetrieb hervorgerufen, daß das allein schon für ein ungeheures Unglück zu halten wäre. Aber außerdem sind die Taschen der Käufer und Verkäufer mit unzähligen bunten Papierfetzen gefüllt, darunter Kreuzernoten von Wurstfabrikanten, Bierwirthen, Seifensiedern, Restaurateuren ꝛc. Fast jeder Fabrikant und kleine Gewürzhändler hat seine Noten emittirt, die Verluste und Gaunereien bei der einstigen Einlösung derselben lassen sich noch gar nicht übersehn. Ist doch der Staat bei der Fabrikation seines Papiergeldes mit gutem Beispiel vorausgegangen, er hat seine Noten eben so ins Blaue hinein gemacht, wie die meisten kleinen Händler. Eine vollständige Zersetzung und Auflösung des geschäftlichen Verkehrs hat bereits in den untern Schichten des Volkes begonnen. Die Regierung hat kein Mittel, dieser Fäulniß zu steuern. In den obern Regionen hat sie versucht, durch eine neue Anleihe die Existenz des Staates zu retten. Wir an der Grenze können uns noch nicht überzeugen, daß die neue Anleihe von 71 Millionen Gulden viel Silber in die Regierungskassen führen wird. Bis jetzt sind es fast nur östreichische Bankiers, welche sich bei der Anleihe betheiligt haben; d. h. sie haben übernommen, gegen Commissionsgebühren das Anlehn auf dem Geldmarkt unterzubringen. Das wird voraussichtlich nicht gelingen; denn selbst der gedrückte Cours von 84 pCt. in Wien ist immer noch ein künstlicher. Auf auswärtigen Börsen hat diese Anleihe fast gar keinen Cours, sie hat nur die

Wirkung gehabt, die 5prozentigen Metalliques um einige Prozente herunter zu drücken. Und doch sehen die Bedingungen dieser Anleihe bereits einem Selbstmord des Staates sehr ähnlich. — Jetzt hört man, freilich aus unsicherer Quelle, daß die Regierung den Entschluß gefaßt hat, die Kossuthnoten für ganz ungiltig zu erklären. Es war vorauszusehn, daß sie zuletzt zu diesem Resultat kommen würde. Die Annullirung dieser ungarischen Insurrectionsscheine vernichtet allerdings das ganze kleine Verkehrsleben von Ungarn, und gibt Tausende von Familien der Verzweiflung, ja dem Hungertode preis; aber die Regierung wird dadurch von einer neuen Schuldenlast befreit, deren Größe sich noch nicht übersehn läßt. Wahrscheinlich hätten 20 Millionen Gulden hingereicht, die Noten unter billigen Bedingungen einzulösen, wenn man die großen Summen von Kossuthnoten, welche bereits verbrannt oder untergegangen sind, abrechnet. Für die Regierung aber war es bequemer, mit den confiscirten Gütern der ungarischen Magnaten die eigenen Schulden zu bezahlen, als dieselben zu Gunsten Ungarns zu verwenden. Sie hat nur nöthig, noch etwa zwanzig reiche Grundbesitzer, wie Graf Batthyany war, zu hängen und ihre Güter zu confisziren, und sie wird die Kosten des ungarischen Krieges mit Zinsen herausschlagen. Allerdings hat auch dieser Weg, von welchem das Ministerium wenigstens durch keine skrupulöse Gewissenhaftigkeit zurückgehalten wird, sein schlüßliches Bedenken. Die Regierung hat den Krieg mit Papiergeld geführt, sie wird Erdschollen dafür zurück erhalten, die eben so todt sind, eben so wenig Cours und Umsatz haben werden, als die Cassenzettel des Ministeriums Schwarzenberg.

Traurig und verhängnißvoll sind die Geldverhältnisse Oestreichs. Die meisten unserer Geschäftsfreunde im Kaiserstaat vermeiden es, Reflexionen darüber anzustellen, und vertrauen gern auf das Glück ihres Staates. Wir aber Schlesier an der Grenze, freuen uns aus solchen Gründen nicht von ganzem Herzen darüber, daß die Conjuncturen wieder eine rege Geschäftsverbindung zwischen uns und dem engverbrüderten Nachbarstamm zulassen.

Der Kaiserstaat hat sich aus der Scylla, aus den ungarischen Säbeln gerettet, er schwankt jetzt in der Charybdis, dem Strudel der Börsencourse. Jetzt ist der Kaufmann Herr über Leben und Tod eines großen Reiches geworden und von den Federstrichen, welche in einer finstern, verstäubten Comptoirstube zu Frankfurt, Amsterdam oder London überlegt werden, hängt jetzt das Schicksal der Habsburger und ihrer Regierung ab. Die neue Gefahr Oestreichs ist größer als die alte. Wie aber auch der Staat der Habsburger sich aus dieser finanziellen Brandung rette, Finanzminister v. Kraus ist nicht der Odysseus, welcher dem Fahrzeug heraushilft. —

Reisetagebuch aus dem östreichischen Oberland.

1. Die Donau.

Halbwegs zwischen Wien und Linz beginnen die Donauufer sich zu ansehnlichen, laubwaldrauschenden Hügeln zu erheben. Wir verzichteten auf den Schutz des Verdeckzeltes und ließen uns in der Nähe des Steuerrades auf Feldstühlen nieder, um die Aussicht auf die schöne Thallandschaft vollständig zu genießen. An Muße dazu fehlte es nicht, da wir stromaufwärts dampften. Meine Reisegefährten waren mir fremd; der erste, der sich mir freundlich näherte, war ein Wiener Bürger und Hofparfümeriehändler, Namens Rospini, welcher troß seines welschen Namens das reinste Lerchenfelder Deutsch sprach. Er bot mir eine Cigarre an, „weil die Natur gar nicht schmecke, wenn man sie nur so mit leerem Maul anschaue," stopfte sich selbst die behaglichere Meerschaumpfeife und spannte gegen die Sonne einen großen grünen Regenschirm aus. Wir sprachen von Naturschönheiten im Allgemeinen und ich erzählte von meinen Spazierreisen. „Na," sagte er, „ich denk', der berühmte freie deutsche Rhein ist nicht um ein Tröpferl schöner wie unsere Donau." — „Sie haben den Rhein wohl öfters befahren?" fragte ich. — „Kein einzigs Mal," und er zeigte, vertraulich lächelnd, die großen perlweißen Zähne; „bin in meinem Leben nicht draußen gewesen. Ich hab immer gehört, ein Oestreicher braucht kein' Schritt aus'm Land zu thun, um was Besondres zu schaun, und das muß wahr sein. Was kann's denn dort mehr geben wie hier? A Wasser und a Berg, a Berg und a Wasser! S'Gold wachst dort ah nit auf die Bäumer und mit'n Wein muß sich der Bauer plagen wie bei uns. Wie finden's denn diese Partie?" — „Reizend!" — „Nun also! Ich kann Sie versichern, denn mir haben's Viele gesagt, die draußen waren, und ich glaub's: vom Rhein machen die Leut nur so viel Wesens, weil er ein Ausländer ist, aber unsere Donau ist grad so schön." — „Und Sau*) ist grad so schön wie Donau." Mit diesen Worten mischte sich ein Mann auf dem dritten Feldstuhl in's Gespräch; ein beleibter Gesell mit braunem, fettglänzendem Gesicht und rothem Fes auf dem Kopf. „Och!" fuhr er begeistert fort und mit den Lippen schmatzend: „Dos ist Land! Wein umsonst, Kukurutz **) so hoch wie ich, und die Schwein'! Da sein so fette Moräst, wo sie drin liegen und füttern sich. Hoben's ein' Speck im Leib, so dick, daß manchmol ist ganzes Monat ein Rattennest unter die Haut, und Schwein spürt nix." — „Gar nix?" fragte der Wiener. — „Ja, wundert

*) Die Save. **) Mais.

sich schon ein bissl und dann wälzt sich, aber ist ganz fidel. Und Drau ist grad so wie Sau, und beide z'sammen sein noch viel schöner wie Donau." — „Ja, ja, ich glaub schon," sagte Rospini aufstehend und steckte den Pfeifenkopf sorgsam in den Lederbeutel. Mir fing der Croat an interessant zu werden, allein der Wiener zog mich unter das Verdeckzelt. „Kommen Sie" flüsterte er; „mir scheint, s'ist noch mehr solche Nation da hinten. Vergleicht der unsere Donau mit der Sau! Ich bin ein guter Oestreicher und am End sind's auch kaiserliche Unterthanen, aber verzeih mir Gott die Sünd, ich kann die Raatzen, Krabaten, Schklavaken, und wie das Gesindel sonst noch getauft ist, nicht ausstehn. Früher meint man, es wären da unten neben denen Magyaren blos noch ein paar hundert Schweinschneider und Topfbinder, die bei uns in die Vorstädt' betteln kommen, aber seit vorigem Jahr hat sich das Zeug in die Millionen vermehrt, wie die Juden, und ang'zogen wie die englischen Reiter, und darauf haben's nun ein' unsinnigen Nationalstolz. Geben's Acht, die heißen Alle durch die Bank — pitsch und — patsch und sind doch hunderterlei Sorte, daß sich der Teufel auskennt. Und ein Jedes will was Aparts für sich haben. S'thät Noth, daß der Kaiser ein jedem von die kleinen Lumpenvölker eine aparte Wienerstadt baute, akkurat so groß und schön wie unsere, mit'n Prater, mit'n Theater und mit'n Stephansthurm hinter ein jeden nationalen Misthaufen. Sonst haben's nit genug Gleichberechtigung!" —

Rospini hatte nicht ganz Unrecht, obwohl gerade der dicke Banater mit seiner eigenthümlichen Ansicht vom Malerisch-Romantischen den Zorn des Wieners nicht verdiente. Oestreich ist bekanntlich von einigen zahmen und mehreren wilden und halbwilden Völkerschaften bewohnt. Die Führer der letzteren faßten nun anfangs das neue Schiboleth Oestreichs, die Gleichberechtigung, höchst schnurrig auf. Nicht gleiches Recht, zu säen und zu ernten, sondern ganz gleiche Früchte, und zwar ohne gesäet zu haben, erwarteten sie. Den Kaiser dachten sie sich als einen großen Communisten, der ihnen versprochen, die Ungleichheiten, welche Gott bei der Erschaffung Oestreichs gemacht, mit unfehlbarer Gerechtigkeit zu verbessern; die Regierung als eine Apotheke, wo unter die armen Völker Wohlstandsessenzen, Schönheitselixire, Bildungssalben und sonstige wunderthätige Hausmittel zu gleichen Dosen ausgetheilt werden müßten. Der Gorale oder Kumane schmiert sich das kaiserliche Geschenk über die Haut, und im Nu steht er auf derselben Stufe mit dem civilisirtesten der östreichischen Volksstämme. Falls jedoch das Mittel nicht augenblicklich wirkte, müßten sämmtliche Völker so tief heruntersteigen, daß sie den Goralen oder Kumanen nicht um einen Gedanken überragten. Das letztere Ziel konnte, bei folgerichtiger Ausführung dieses Communismus, glücklich erreicht werden, denn die possierlichen Wilden hatten sich mit großem Triumph eines andern Losungswortes bemächtigt, welches da heißt: die Majorität entscheidet. Da nun die überwiegende Mehrzahl der östreichischen Staatsbürger barfuß läuft und einen schrecklichen Widerwillen gegen Seife und deutsche Bildung be-

sitzt, die Minorität aber aus den verhaßten deutschen Schulmeistern besteht, so erhob sich unter der hoffnungsvollen Völkerjugend das Geschrei: die Stiefel ausziehn, die Bücher ins Feuer werfen, — sie verletzen die Gleichberechtigung, — die Strümpfe ausziehen, nix Deutsch lernen, Ferien geben, Vivat die Gleichberechtigung und die Majorität! — Beim Tschernobog, ich übertreibe nicht oder nur ein klein wenig. Wurde doch in einem ultranationalen xschen Blättchen große Beschwerde erhoben, daß die Deutschöstreicher Nichts aus dem Xschen übersetzten, während die gesammte xsche Literatur aus Uebertragungen aus dem Deutschen bestehe. Wo da die Gleichberechtigung stecke, und wie die Regierung solchen Unfug ruhig dulden könne? Ein ypsilonscher Patriot verlangte, daß die Deutschen in Oestreich so lange nichts von Schiller und Göthe lesen sollten, bis auch die Ypsilonianer zwei solche Kerle haben würden. Gleichberechtigung! Auf einer neu meublirten Hochschule in Oestreich hat man die geniale Einrichtung getroffen, daß alle vorzutragenden Wissenschaften erst ins Weißrothgrüne übersetzt werden sollen, denn sie auf deutsch, welches in jener Gegend recht gut verstanden wird, zu studiren, wäre gegen die Gleichberechtigung. Nun ist die weißrothgrüne Sprache ein Aschenbrödel unter den Zungen Europas; sie singt allerliebste Volkslieder, aber um einen wissenschaftlichen Gedanken auszudrücken, einen philosophischen Satz nachzulallen, ist sie viel zu arm und unschuldig. Man verschreibt daher einen Haufen Sprachkünstler und Schriftgelehrter aus allen östreichischen Weltgegenden, aus den Karpathen, vom Pruth und dem Dniester, damit sie die gehörige Anzahl neuer Worte erfinden, welche nöthig ist, um die Gesammtweisheit der Erde auszusprechen. Dieser Schöpfungsprozeß dürfte einige zwanzig Jahre dauern, aber das schadet Nichts, denn die Sprache ist dort zu Lande nicht Mittel der Bildung, sondern umgekehrt. Vor der Hand also werden blos die übersetzungsfähigsten Bruchstücke aus den alten Klassikern und die faßlichsten Kapitel aus Philosophie und Geschichte aufgetischt werden. Fragmentarische Philosophie ist in der That ein kaiser-königlicher Gedanke. Das geschieht aber dem Tacitus und Sophokles, dem Kant und Cartesius schon recht. Warum waren sie nicht prophetisch genug, um das einige und freie Oestreich zu ahnen und ihre Werke darnach einzurichten? Bewundernswerth bleibt jedenfalls die edle Enthaltsamkeit, ja die Selbstaufopferung der patriotischen Jugend, welche sich in den Willen der Regierung ohne Murren fügt und gerne in qualvollem Wissensdurst verschmachtet, damit nur ein künftiges Geschlecht im Stande sei, aus ungetrübter weißrothgrüner Quelle den Geist zu laben.

Jenem communistischen Aberglauben fiel einer seiner eifrigsten Apostel selbst als Opfer. Wer kennt nicht das tragische Ende des Grafen Stadion? Die Quelle seines Unglücks ist in Wien öffentliches Geheimniß, aber, so viel ich weiß, ist noch kein Wort darüber ins Ausland gedrungen. Um die polnische Nemesis aus dem Wege zu räumen, wagte Stadion einen kühnen Griff. Er faßte ein Stück

galizischer Erde, unter deren Bewohnern sich Viele griechisch bekreuzen anstatt katholisch, knetete daraus einige hundert Tausend Staatsbürger, blies ihnen das Zauberwort: Gleichberechtigung, in die Nüstern, und siehe da, im Schatten des babylonischen Thurmes lagerte plötzlich eine neue, unerhörte Nation: die Ruthenen, und ballte die Faust und stotterte inartikulirte Flüche gegen die rebellisch gesinnten Polen. Die gefürchtete Nemesis lebt aber immer noch und wandte sich zuerst gegen den Volkserfinder. Stadion hatte seinem Geschöpf eine respektable menschliche Sprache verheißen, und bis zur Anfertigung derselben dachte er es in die deutsche Schule zu schicken. Das war eine deutsche List, eine plumpe List, und sie schlug fehl. Dem Grafen ging es wie dem Zauberlehrling, nur daß ihm kein Meister im Augenblick der Noth zu Hilfe kam. Die Ruthenen ließen nicht ab von ihm, sie verfolgten ihn, wo er ging und stand; ob er im Staatsrath saß oder sein Lager suchte, im Wachen und Träumen erschienen sie, angeführt von weißbärtigen Popen, warfen sich ihm zu Füßen, hingen sich an seinen Rocksaum und schrieen: Du hast aus uns ein Volk gemacht, nun gib uns Ohren- und Nasenringe, wie andere Völker haben, gib uns eine glorreiche Vergangenheit, gib uns Ahnen, Fürstengrüfte, Genies und Doctoren und eine geflügelte Sprache, damit wir gleichberechtigt auftreten und nicht so bettelhaft einherschleichen zwischen den Kindern des weißen Czars und den stolzen Polacken. — Der Graf ging und riß ein schmutziges Blatt aus der Geschichte Oestreichs mit der Ueberschrift 1846, reichte es ihnen und sagte: Da habt Ihr! Szela sei euer Ahnherr, und der Vernichtungskrieg gegen euere Edelleute, ihre Weiber und Kinder sei euere Historie; sie wiegt die glorreichen Thaten vieler Fürsten auf. — In den dämonischen Kreaturen war jedoch ein unbändiger Ehrgeiz erwacht; sie begnügten sich nicht mit ihrer Historie, sondern kamen wieder und verlangten nationale Werke der Kunst und Gelehrsamkeit, womit sie sich brüsten könnten; auch eine Handvoll Witz begehrten sie, damit sie heiter sein könnten und liebenswürdig, wie ihre feindlichen Brüder, die Polen, und sich ihr elendes Dasein verschönern in den kothigen Dörfern und langweiligen Winternächten Galiziens. — Der Graf gerieth in Verzweiflung, er bat und beschwor, aber keine Ausflucht nützte, denn sie drohten im Weigerungsfalle mit dem Popen aller Popen in St. Petersburg. Und der Arme ging und arbeitete im Schweiße seines Angesichts und wollte dem Volke seiner Schöpfung eine Blumenlese aus den künftigen Klassikern Rutheniens oktroyiren. Die Märzverfassung war Kinderspiel gegen dieses Zauberwerk; daß er jedoch kein Zauberer, das wurde Stadion zu spät inne. Angst und Sorge über sein tollkühnes Beginnen erzeugten einen bösen schwarzgelben Wurm, für den die Naturforscher noch keinen Namen gefunden haben, und dieser Wurm zerstörte allmälig das Gehirn des Grafen; keines der schlechtesten, keines der unedelsten in Oestreich. —

Kindisch wie der Irrwahn war, trug er dem Hause Habsburg doch reiche Früchte, denn unter dem Zeichen der Gleichberechtigung, welche Tausenden die Verwirkli-

chung ihrer Luftschlösser bedeutete, erhoben sich die Südslaven, und packten den stolzen Magyar von hinten bei den lockigen Haaren, während er von vorn den Kanonen und Bayonetten des Kaisers trotzte. Nach dem Tedeum über die besiegte Revolution wird man den dienstreichen Aberglauben schon zu bannen oder mit patriarchalischer Schlauheit zu benutzen wissen. Es kommt ja nur auf die Auslegung an. Wo die Gleichberechtigung Schläge einbringt, wird sie gewissenhaft beobachtet. Ich spreche von Schlägen im buchstäblichen Sinn des Wortes. Die Deutschöstreicher wären reif oder doch zahm genug, um die Abschaffung der Todesstrafe zu vertragen, allein die Geschichte hat sie mit Völkern zusammengekoppelt, so kindlich, so walдursprünglich, daß sie die väterliche Liebkosung mit Stock und Peitsche nicht wohl entbehren können. Als die Kroaten unter dem ritterlichen Banus im October 1848 durch Ungarn zogen, wurden im Lager von Jellachich jeden Tag durchschnittlich „tausend Prügeln ausgetheilt," um die Helden von Banatien an einige Mäßigkeit im Rauben und Stehlen zu gewöhnen*). Mit welchem Erfolge weiß ich nicht, aber die Nothwendigkeit des Hauens scheint vorhanden. Soll man nun die Enkel von Held Marko Obrenovitsch, die Söhne der Römer und Dacier allein prügeln und die Deutschen nicht? Das würde die Gleichberechtigung verletzen. Also hat der Wiener Freiwillige bei Custozza, der deutsche Sieger von Novara und der Erstürmer Wiens die Ehre des Haslingers sich zurückerobert, die ihm der Leichtsinn revolutionärer Studenten rauben wollte. Wieder pfeift der Haselstock durch die Lüfte und glorreich, wie in der guten alten Zeit, sausen die Spießruthen auf den Rücken der „über alles Lob erhabenen Armee" hernieder. Der Kroat und der Serbe, der Walach und Ruthene, sie laufen mit Wollust ihre Spießruthen, sofern sie nur wissen, daß auch für die Kinder der verhaßten deutschen Schulmeister ein gleichberechtigtes Birkenwäldchen gewachsen ist.

Jetzt packt euch, ihr garstigen Geschichten aus Wien! Wozu geh ich auf Reisen, als um euch aus dem Sinn zu schütteln! Rospini hat sich auf eine Bank hingestreckt und lächelt noch im Schlaf den Himmel selbstgefällig an. „Schau mich an, goldene Sonne, ich bin ein Wiener!" Ich versteh ihn jetzt. Voriges Jahr war er radikal mit den Studenten, mit den Ministern und dem Kaiser, und wenn er sich in der schmucken Nationalgarden-Uniform im Spiegel besah oder gar im Takt des Strauß'schen Marsches über den Graben und Kohlmarkt marschirte, so jubelte sein Herz und sagte: „Es gibt nur ein Wien und von hier muß die Freiheit und Einheit ausgehen, denn wo wird schöner marschirt, musizirt und revolutionirt? Deutschland bewundert, der Osten fürchtet uns. Wien wird die Hauptstadt der Welt!" — Heuer hat er die Uniform ausgezogen und den Radikalismus auch, nur ein bischen Slavenhaß klebt ihm noch von damals an. Statt für die Stu-

*) Faktisch. Es stand in den aufgefangenen Briefen kaiserlicher Offiziere, die den Feldzug unter dem Banus mitmachten.

denten schwärmt er für Vater Radetzky und den jungen Kaiser, den die Minister „unsern kleinen“ nennen. „Unser Kleiner macht sich; es vergeht kein Jahr, so wird er in Frankfurt a. M. gekrönt.“ Manchmal wirft er im Kaffehause einen Blick auf die Karte von Ungarn und zählt die Stecknadeln mit kaiserlichen Fähnlein, welche die Stellungen der Armee bezeichnen, dann denkt er an die entschwundenen Silberzwanziger, und stutzt eine Weile, — doch bah! „Es gibt nur ein Wien und von hier muß der Friede und die Ruhe ausgehen, denn wo wird stärker regiert, assentirt und kommandirt? Deutschland fürchtet, Rußland bedient uns. Wien wird die Hauptstadt von Mitteleuropa — wenigstens.“

Ich will die Zeit, da er schläft, benützen, um ungestört ein Wörtlein mit der Donau zu reden; es könnte vielleicht sein Nationalgefühl beleidigen, wenn er es anhörte.

Auf dem Schnabel des Boots liegen in Reih und Glied, barfuß und die blaukattunenen Schnupftücher über den Gesichtern, schlafende Schiffleute. Sie haben ihre kleinen Obst- und Salzfahrzeuge in Wien zerschlagen, als Holz verkauft und fahren mit Dampf aufwärts, um neue zu zimmern. Hart am rechten Ufer schleppen sich plumpe, niedere Frachtschiffe fort, von schwerhufigen Rossen mühsam gezogen. Der Leinpfad bleibt nicht auf demselben Ufer, ein oder zwei Mal zwischen Wien und Linz müssen Fracht, Schiffer und Pferde auf das andere Ufer übersetzt werden, um weiter zu kommen. Vor dem Donaukanal bei Nußdorf, ein gutes Stück vor Wien, müssen bei kleinem Wasserstand die schweren Schiffe ausladen, bei hohem Stand im Frühjahr macht der Kanal die Ueberschwemmung gefährlicher. So wenig entspricht er seinem Zweck. Siehst du, stolze Donau, in welch schlimme, verwahrloste Wirthschaft du mit so jäher Ungeduld dich hereingestürzt hast. Seit Kaiser Joseph, der die Strudel- und Wirbelklippen zu sprengen anfing, ist kaum das Nothdürftigste geschehen, um deine gewaltige Mähne zu kämmen, deinen starken Rücken geschmeidiger, den Menschen freundlich und dienstwillig zu machen. Das Alles soll erst werden. Kein Segel sah ich blinken den lieben langen Tag hindurch. Wolken und wilde Gänse flattern hie und da über einem glücklich zerstörten Raubnest, wie Dürrenstein und Greifenstein, — es muß wenig Rittervolk hier gehaust haben, denn die Burgen sind dünn gesäet, — oder über dunklen, waldgekrönten Felskämmen, welche stellenweise das Thal von der Welt absperren wollen, und dies sind die schönsten Punkte. Die Landschaft athmet und seufzt dumpfe Einsamkeit, still brütende Ruhe, wie das Gemüth einer oberöstreichischen Frau, die fleißig zur Beichte geht. Auch die Flecken und Dörfer, an denen wir halten, starren schüchtern, fast lautlos den Dampfer an, als wär's eine wildfremde Erscheinung. Ist denn kein Volk hier, das bei der Arbeit singen kann? Und wo sind die traulichen Kapellen und Abteien, wo die steinernen Blumengärten gothischer Baukunst? Hat das Mittelalter hier kein sinniges Angebinde hinterlassen, um sich mit der lichteren Nachwelt zu versöhnen? An einigen Klöstern

schwammen wir vorüber, großen, stattlichen Bauten, wie Klosterneuburg und Mölk, aber sie sehen breiten Prälaten ähnlich, die weltliche Tracht angelegt haben, um in moderne Gesellschaft zu gehen; jedes wie zwanzig rheinische Riesenhotels, aneinandergeschoben; ohne Schmuck zur Weide andächtiger Augen, ohne andern Reiz als für die Phantasie des hungrigen Wanderers, den die zahllosen Scheiben und die dicken Schornsteine auf den Umfang der Küche und die Tiefe des Kellers schließen lassen.

Vielleicht, wenn sie einst in Trümmern liegen, machen sie eine romantischere Miene und tragen wesentlich zur Erheiterung der Landschaft bei; Burgen und Klöster sind nur als Ruinen schön. Nein, stolze Donau, deine Macht und Größe in Ehren, aber mit dem grünen Rhein dich zu vergleichen, ist eine Blasphemie. Dir fehlt der Duft der Sage, die Sonne der Gegenwart, die Musik des Lebens; dir fehlt der Geist über den Wassern.

Der Rhein wird auf seine ältern Tage ein Holländer, ein Philister, und das ist nicht schön von ihm; aber du, mein Gott, du wirst ein Türke, ja sogar ein halber Russe, und das ist nicht nur nicht schön, sondern eine wahre Todsünde. Mag sein, daß die Wildniß dich besser kleidet. Da unten, bei den Walachen und Raizen, wo man Sichel und Sense zum Kopfabschneiden braucht, wo Niemand in deinen Fluthen badet, als Sonne, Mond und Sterne, Niemand sich wäscht, als wer zufällig ertrinkt oder ertränkt wird, auf der endlosen Haide, da liebst du es wohl, dich einsam und zügellos durch die Nacht zu wälzen, trunken von deiner eigenen grauenvollen Schönheit. Deshalb rauschst du so ungestüm und eilst in so jähen Sprüngen, daß du, Sand und Schlamm aufwühlend, deine Farbe trübst und deinen Saum beschmutzest. Geh, du bist ein uncivilisirtes Wasser und in deiner dunkeln Tiefe mögen bauchige Karpfen wohnen und Vielfräße von Hechten, aber an zaubrische Nixen und melodische Wasserfeen wird hier kein Menschenkind glauben, so wenig wie ich vor der Hand an das großdeutsche Märchen glaube von deiner Bedeutung für den orientalischen Handel.

Ich thue dir Unrecht, stolze Donau. Dein Rauschen bedeutet Trauer, dein Wirbeln und Hasten bedeutet den Schmerz einer armen Dirne, die frühzeitig fort muß, um in barbarischer Verbannung aufzuwachsen. Dein Wasser ist trübe wie die Zukunft der Völker da hinten. Kein Diplomat und kein Weiser vermag ihr auf den Grund zu schauen. Ich aber segne mit dankbaren Blicken das Dampfrad, welches mit jedem Umschwung mich reineren Lüften entgegenführt.

Klapka und Memoiren über den ungarischen Krieg.

Von den volksthümlichen Helden der Magyaren hat wenigstens einer, Klapka, sich in den Hafen der Sicherheit gerettet. Mit einem Zwangspaß „auf Lebenszeit“ aus Komorn ins Ausland verwiesen, flog er auf der Eisenbahn nach Hamburg, um von dort nach England überzusiedeln. Wo er rastete, begrüßten ihn die Freudenrufe der Liberalen, und mit Stolz und Freude nahm der Gerettete ihre Grüße entgegen. Wohl ist er glücklicher, als sein Freund Görgey; ihm blieb die Seele rein von jener verhängnißvollen That, welche wir, die Zeitgenossen, verdammen oder preisen, über welche es aber nur zwei Richter gibt, die Zukunft und das eigene Gewissen des Ungarn. Furchtbar müssen dem Magyarenhäuptling Görgey die Tage in seiner Verbannung zu Klagenfurt werden, wo er aus den östreichischen Zeitungen liest, wie seine Gefährten dem Strang oder der Kugel verfallen, weil er es für nützlich hielt, Ungarn von Kossuth zu scheiden. Hat er gehandelt nach bestem Gewissen, uneigennützig, in reiner Absicht, so wirds ein tiefer, bitterer Schmerz für ihn werden, daß Alles so ganz anders gekommen ist, als er träumte; war aber etwas Niedriges in seiner Seele an dem Tage, wo er sich den Russen ergab, so werden aus den Leichenhügeln zu Pesth und Arad die Erinnyen seiner That aufsteigen und den Rest seines Lebens erfüllen. — Unterdeß macht er Besuche bei östreichischen Gutsbesitzern und man rieth ihm freundschaftlich, sich in der Gegend von Klagenfurt anzukaufen. Dagegen sitzt sein Gegner Kossuth bleich und zerschmettert auf einem ärmlichen Polster zu Widdin, die Augen flehend nach England gerichtet, müde seines Lebens, an der Zukunft seines Vaterlandes verzweifelnd, argwöhnisch auf die Politik seiner mürrischen Gastfreunde lauschend; und eben dort liegt Bem, mit durchlöcherter Haut und zerfetztem Fleisch, sein Leib eine große Wunde, aber seine Seele trotzig und ungebeugt wie immer.

Von Dembinski erzählen sie, daß er jetzt tagelang schweigend neben ihnen sitzt und Tokayer trinkt. Guyon, den Britten, hat der englische Gesandte frei gemacht von der Gastfreundschaft der Türken. — Glücklicher, als alle diese ist Klapka, er hat seinen Ruhm und Ruf in die Freiheit gerettet und vor ihm liegt ein neues Leben offen da. — Er soll die Absicht geäußert haben, die Memoiren dieses Krieges zu schreiben. Ein gutes Unternehmen! Nie hat es einen Feldzug gegeben, der so reich an geheimnißvollem Detail, an wunderbaren Thaten und unbegreiflichen Fehlern war, als dieser. Aber nicht nur als geschichtliche Begebenheit ist er interessant, auch für die Kriegskunst ist die Kriegführung in demselben ein Ereigniß. Es war ein Kämpfen mit Kanonen und Husaren, die Infanterie der Ungarn war zu grün und zu schwach, um sicher zu sein, da brachten

das Terrain und die Gewohnheit diesem Reitervolk eine sehr einfache, aber den Oestreichern imponirende Art der Schlachtanführung. Sie warfen die alte Napoleonische Theorie, 3 Kanonen auf 1000 Mann, über den Haufen, vermehrten die Zahl ihrer Feldgeschütze in's Unerhörte und gewannen eine Anzahl Schlachten dadurch, daß sie mit ihrer Infanterie den ersten Angriff machten, dicht hinter ihr die berittenen Batterien aufführten, bei ernsthaftem Widerstand des Feindes die Honvedbataillone sich öffnen ließen, durch ein furchtbares Geschützfeuer aus der Nähe den Feind decontenancirten und in die Betroffenen mit ihrer Reiterei unwiderstehlich einhieben. Als sie die ersten blutigen Treffen gegen die Russen hatten, da fluchte der ungarische Husar, daß die feindlichen Infanterieregimenter nicht aus Menschen bestanden, sondern aus Mehlsäcken oder Holzpfählen, was nicht erschossen und überritten wurde, blieb ruhig und glotzäugig stehn; es mußte jeder Einzelne getödtet werden, die Lebenden wichen durchaus nicht von der Stelle. Das machte die Arbeit der Schlacht für die Husaren lästig und mühsam, zuletzt wurden ihre Arme müde an der Menschenmauer. — Die Russen hatten übrigens auch ihrerseits die Geschützanzahl unverhältnißmäßig vermehrt; wenn man den freilich nicht authentischen Aufzählungen der verschiedenen Truppenkräfte in den ministeriellen Journalen trauen darf, so rückten die Russen mit ungefähr 150,000 Mann und 1,200 Geschützen in Ungarn ein; woraus das unerhörte Verhältniß von 8 Geschützen auf 2000 Mann folgen würde. — Ueber Alles dies und Vieles Andere soll uns eine Geschichte dieses Feldzugs von einem Militär geschrieben, Aufschluß geben; und die Magyaren müssen den Anfang machen, die langsameren Oestreicher und Russen werden dann schon nachkommen, weil es Allerlei zu widerlegen und zu vertheidigen geben wird.

Unterdeß schreibt sich das arme geschlagene Volk der Magyaren daheim in den Ebenen, über welche jetzt der kalte Herbstwind bläst, die Memoiren des Krieges auf seine eigene Weise. Alles Große, Menschliche, Rührende und Erschütternde der seltsamen Zeit verwandelt sich ihm schon jetzt in Lieder, Sagen und abenteuerliche Geschichten: keine Gegend Ungarns hat so viel davon in epischer Behandlung verarbeitet, als das feste Komorn, wo der Honved und der Husar während des Kampfes in behaglicher Ruhe nebeneinandersaßen und den Chorus der griechischen Tragödie zu den Thaten dort draußen bildeten.

Die Vertheidiger lebten während der Belagerung in Saus und Braus. Wenn die kaiserlichen Bomben auf dem klafterhohen Rasen über den Wällen der Vorwerke ins Gras bissen und mit ohnmächtiger Wuth sich in das weiche Erdreich vergruben, jubelten die Magyaren in den sichern Kasematten beim Glase Schomlauer oder Nesmyler und brachten Toaste aus auf den italienischen Ingenieur, der Komorn gebaut. Da sieht man, wie Italien und Ungarn von Haus aus verschwistert sind; beide hassen dieselben Kerkermeister und arbeiteten, vorahnend,

einander in die Hände. Und dann scholl es: Eljen Italia! So oft der Bombenkessel vom rechten Donauufer herüberkrachte, pflegte ein verwundeter Husarenwachtmeister lustig mit den Sporen zu klirren und zu schmunzeln: Wieder sechzig Gulden beim Teufel. Der Franz Joseph ist ein Verschwender. Was wird der alte Papierfabrikant Kraus dazu sagen?! (Auf sechzig Gulden schätzte man nämlich die Kosten eines jeden Bombenschusses.) Und wenn zuweilen das Bombardement eine Weile pausirte, hörten die Kaiserlichen rauschende Musik aus der Festung herüberklingen. Das war der Rakoczy-Marsch, die herzaufregende, sinnverrückende, triumphtrunkene Schlachtmelodie, die vor mehr als hundert Jahren schon die kaiserlichen Truppen ins Bockshorn gejagt hatte. Nichts aber war ergötzlicher als die Sieger von Hatvan, Waitzen und Gödöllö in der Weinschenke über ihre Feldherrn sprechen zu hören. Im Monat Juli befanden sich zufällig Husaren und Honveds vom Bem'schen und vom Görgey'schen Corps in der Festung. Beide vergötterten ihre Generale und schrieben ihnen Eigenschaften zu, wie Homer seinem Achilles kaum anzudichten wagte. „Magyar Isten!" (Beim Gott der Magyaren!) rief ein alter Husarenkorporal, indem er den rothen Wein aus dem langen grauen Schnurrbart wischte, seinem Nachbar zu; „glaubst, Bruder, daß Görgey hat Respekt vor kaiserliche Kanonenkugel? Er winkt mit Säbel, und sie macht Reverenz und fallt auf Erden." — „Und Bem!" entgegnet der Andere, ein junger Honvedoffizier, „meinst etwon, kaiserliche Kugel kann alten Bem beleidigen? Hob ich selbst geseg'n, wie Flintenkugel kommt auf Bem sein' Brust zuflogen. Wart' nur. Kugel geht durch, und alter Bem schaut sich über Achsel und dreht linken Schnurrbart mit zwei Finger. Wo gehst hin, Kujon? fragt er. Ah so, sagt er, gehst doch! Daß du mir kein' Husarn anrührst! Und droht ihr noch mit rechte Hand. Dann: Vorwärts, Marsch! — Eljen Bem, Eljen Görgey!"

Ueber kurz oder lang sprießt aus den ungarischen Gräbern eine Literatur auf, die das Haus Habsburg in Verzweiflung bringen wird; kein Preßgesetz, kein Ausnahmszustand wird den Volksmund versiegeln können. Die Lieder und Balladen der Pußte werden bei dem enthusiastischen Publikum der Wiener Vorstädte ein unauslöschliches Echo finden. Wir hören im Geiste schon die Harfenistinnen in den Praterschenken Batthyany's Martyrthum, Haynau's Schande und Bem's wunderbare Schlachten singen.

Bem's Flucht aus Wien und glückliche Ankunft in Ungarn erzählte man sich in Komorn auf die verschiedenste Weise. Nach Einigen hat er sich, à la Enzio von Raupach, in einem Sarge über die Linien (Barrièren) der belagerten Wiener Stadt tragen lassen, übernachtete auf dem Währinger Kirchhof und ging als Weib verkleidet zu Fuße bis Preßburg. Andere erzählen, daß er in der dunkeln Nacht des 31. October, nach dem Einzug der kaiserlichen Truppen, einen „Seelentränker" — einen Donaunachen, der nur eine einzige Person faßt — bestieg, der Länge nach

sich darin auf den Rücken legte, um vom Ufer aus nicht gesehen zu werden, und der Gnade der Wogen übergab, die ihn glücklich ins Ungarland hinabschwemmten. Beide Darstellungsweisen waren jedoch dem echten Magyar nicht wunderbar genug, und wenn wir dem Fekete Pál glauben wollen, der bei den Kossuthhusaren als Feldkaplan diente, so hat der Magyar Isten bei seiner Rettung die Hand im Spiele gehabt. Der Magyarengott nämlich saß über den Wolken bei einer Flasche Tokaier und rauchte eine Pfeife Gartenlättinger, als die Seele eines von den Kroaten ermordeten Mädchens aus Gumpendorf händeringend vor ihm erschien, um Rache flehte und das Schicksal Wiens verkündigte. Anfangs fluchte der Magyar Isten über sich und seine Welt und wollte die unerfreuliche Mähre nicht glauben, bis er durch einen Blick auf die Erde sich vom Siege des Windischgrätz, — bassam sein Name! — überzeugte, indem er auf dem Knauf des Stephansthurmes die schwarzgelbe Fahne gewahrte; groß wie ein Schnupftüchel, welches sechs Monat gedient hat, und auch nicht sauberer, bassam! Was that der Magyarengott? Sein erster Gedanke war, den Bem zu retten. Er sandte vier Erzengel aus, natürlich in Husarenuniform und mit langschweifigen Flügelpferden. Diese fanden Bem auf dem Belvedere in Wien, als er eben, in einem der Kellergemächer versteckt, ungarische Schlachtpläne mit dem Stock auf den staubigen Boden zeichnete. Er schien sie zu erwarten, denn er sagte: Gut, ihr kommt noch zur rechten Zeit! und ließ sich von ihnen sogleich nach der Debrecziner Haide tragen, wo später das Parlament zusammenkam, und von dort nach allen Steppen, Bergen und Strömen, die er bald darauf mit dem Blute der Russen und Oestreicher färbte. Erst nachdem er den Schauplatz seiner Thaten im Voraus besichtigt, fuhr er wie ein gewöhnlicher magyarischer Mensch in einem, mit acht Pferdchen bespannten Bauerwägelein nach Preßburg und klopfte an Kossuth's Thüre. Eljen sein Name in alle Ewigkeit!

Czechische Portraits.

Celakowsky.

Unter vielem Hohlen, Gespreizten, Schlechten ein helles Bild am czechischen Literatenhimmel! Franz Ladislaw Celakowsky, ein geistvoller Gelehrter und begabter Dichter! Celakowsky hat aus dem frischen, unerschöpflichen Quell der Volkspoesie, der böhmischen nicht allein, auch der übrigen slavischen geschöpft und durch sein kräftiges und gebildetes Dichtertalent für alle Zeiten einen der ersten Plätze auf dem czechischen Parnaß sich gesichert. Die Reimereien eines Wocel, eines Kamenicky, eines Furch und wie die geblähten Ephemeren sonst noch alle heißen mögen, werden mit dieser Generation verschollen sein, aber Celakowsky's Poesien, seine begeisterten Nachdichtungen sla-

vischer Volksgenies werden noch nach Jahrhunderten leben im Munde des slavischen Volks, aus dessen Liederschätzen sie hervorgegangen.

Celakowsky's dichterische Werke, seine Ruze stolista (hundertblättrige Rose), seine Smisene basne (gesammelte Gedichte), seine Ohlas pisny ruskijch *) (Nachklänge russischer Dichtungen) u. s. w. sind epochemachend in der czechischen Literatur. Celakowsky war in seinem Genre nicht der erste, aber der glücklichste und wußte sich bald Geltung zu verschaffen. Eine reiche Phantasie, üppige Bilderfülle, urkräftiges slavisches Feuer bilden den Grundton in Celakowsky's Werken, doch weiß er die östliche Glut, die sinnliche Farbenüberladung, wie sie den echt slavischen Sängern vor Allen eigen ist, mit occidentalischer Ruhe und dem sichern Takt des Aesthetikers zu beherrschen, ohne daß dadurch der nationale Typus und die charakteristische, ich möchte sagen abenteuerliche Färbung leidet. Die Matice ceska hat 1837 eine Gesammtausgabe seiner Originaldichtungen herausgegeben: „F. L. Celakowskeho spisn basnickych knihy cestery" (Sechs Bücher Gedichte von F. L. Celakowsky). Im Jahr 1827 erschien eine Auswahl von Volksliedern aller Slavenstämme, veranstaltet von Celakowsky, und bald darauf seine czechische Uebersetzung lithauischer Volksgesänge. Celakowsky hat sich auch als Uebersetzer hervorgethan, wir erwähnen nur seine Uebersetzung des Fräuleins vom See von Walter Scott (Panna jezerni), welche so gelungen ist, daß man sie keine Uebersetzung, sondern eine Nachdichtung zu nennen versucht wäre. In den letztern Jahren beschäftigte sich Celakowsky fast ausschließlich mit gelehrten Arbeiten im Gebiete der slavischen Philologie und Alterthumskunde, auf deren baldige Veröffentlichung die Gelehrtenwelt mit Recht überaus gespannt ist.

Celakowsky ist den 7. März 1794 zu Strakonic geboren. An den philosophischen Lehranstalten zu Budweis und Linz und an der Hochschule zu Prag gebildet, betrat er frühzeitig die pädagogische Laufbahn, welche er 1834 verließ, um die Prazske novine (Prager Zeitung) und die Ceska Voela (böhmische Biene) zu redigiren, welche Journale unter seiner Leitung einen Aufschwung erhielten, der die meisten übrigen slavischen Blätter weit überflügelte. Sein gründliches Wissen, tiefe ästhetische Bildung, Witz und Sarkasmus kamen ihm hier sehr zu statten.

Im Jahre 1835 bestieg C. die Lehrkanzel der czechischen Sprache an der Prager Universität, und seine Vorträge begannen Aufsehen zu machen, als plötzlich seine Absetzung von der Professur und sogleiche Enthebung von der Redaction jener beiden Blätter erfolgte. Seine freie, scharfe Sprache hatte ihn längst bei den östreichischen Behörden mißliebig gemacht, doch schonte man sein, als einer hochgeachteten Kapazität, bis endlich eine Requisition der russischen Regierung, gegen welche er einigemal im Interesse des geknechteten, mißhandelten Polen die spitze Feder erhoben, seinen Sturz veranlaßte. Seiner Journale beraubt — Familienvater — reichte seine schriftstellerische Thätigkeit, welche damals in Böhmen überhaupt viel weniger eintrug als heute, nicht hin, ihm ein sorgenfreies Leben zu verschaffen. Celakowsky mußte mitunter zu dem mühevollen Geschäft eines Correctors greifen, an und für sich schon Blei für den Adlerschwung des poetischen Geistes, um so schwerer und drückender, als er für das allezeit getreue Domkapitel auf dem Prager Schlosse arbeitete und die czechische Monatschrift für den katholischen Klerus, eine der Hauptrubriken seines correctorlichen Budgets war! C. fand in der Fremde, was ihm die Heimath versagte — anständiges ehrenvolles Auskommen und einen würdigern Wirkungskreis, indem ihm die preußische Re-

*) Prof. Müller und Prof. Wenzig haben den Ohlas ins Deutsche übersetzt.

gierung die neuerrichtete, gut dotirte Lehrkanzel der slavischen Literatur an der Breslauer Hochschule verlieh.

Dort lebte er einsam kränkelnd in fremdem Boden, die slavischen Studien hatten an der Universität Breslau wenig Gelegenheit zu gedeihen. Durch eine Laune der Polen und der Regierung war der Lehrstuhl für slavische Sprachen dort geschaffen worden, es fehlte jedes Bedürfniß dazu; dem Lehrer fehlten die Zuhörer und anregende Freunde. Als Mensch lernten ihn auch die Breslauer schätzen. Er aber fühlte sich dort nicht heimisch, es zog ihn nach seinem Vaterland zurück.

In Prag besitzt er den Ruf des geistvollen und liebenswürdigsten Gesellschafters und ist in den literarischen Kreisen, deren Cliquen er nur zu oft besuchte, geehrt und geliebt. In der neuesten Zeit ist er an die Prager Universität zurückberufen worden. Er soll sie slavisiren helfen. Ob ihm das gelingen wird?

Prag und sein Bürgermeister.

„Verzweifle keiner je, dem der Hoffnung letzte Sterne schwanden!" so lautete einst des Burschenliedes Trost.

War das ein Jammer im Jahre 1848 über die anarchischen Zustände Prags! Alles gehe demnächst zu Grunde, das Volk werde uns sieden, braten, verschlingen, so hieß es, und Ueberschwengliche verließen die Stadt, bestellten Wohnung in Newyork, um recht weit zu sein von den menschenfressenden Czechen, von den schauerigen Swornost.

Noch am St. Wenzelstage 1848 schmeckte dem Pfahlbürger die gebratene Kirchweihgans nicht recht; hieß es doch allgemein, an St. Wenzel werde allgemeines Morden losgehen, und, kaum sollte man das für möglich halten, Civil- und Militärbehörden haben damals an das Ministerium berichtet von diesem bevorstehenden Mordunternehmen!

St. Wenzl kam heran, der Belagerungszustand war dem Namen nach längst aufgehoben, doch kaum ein czechisches Mäuschen unternahm es zu pipen, alles war still, friedsam und verträglich, dennoch aber war zu St. Wenzl 1849 Prag in vollem Belagerungszustande, als beherbergte es der Menschenfresser, der rothen Republikaner viele, während Prag noch immer am Katzenjammer leidet, seit dem Junius 1848, und alles in's liebe gemüthliche Alte zurück sich wendet, als wäre Louis Philipp noch immer König von Frankreich. —

Verschwunden sind die bunten Trachten und Farben, welche das üppige Studententhum schmückten, verstummt sind die Lieder, die czechischen und deutschen, kein Bürgersäbel klirrt mehr auf dem Straßenpflaster, alles ist todt, öde und still, die östreichische Freiheit ist beigesetzt in der Gruft des Belagerungszustandes; ob sie den Leichenwächtern einst dennoch wieder entweichet wie Christus? Wir hoffen es, denn sie ist göttlicher Natur wie Christus.

An dem speciellen Grabe der Freiheit Prags stehen zwei Männer Wache, die wohl nicht gefährlich wären dem freien Fluge der unsterblichen Todten, wären sie nicht beordert von höherer Macht. Es sind dies Männer, welche im Jahr 1848 ganz besonders freisinnig und populär gewesen, sie schwammen mit dem Strome hinab; heute,

wo die Strömung bedeutend nach rückwärts stauet, schwimmen die guten Männer wieder zurück wie leichtes Holz, wie ein Kahn ohne Fährmann und Steuer. Prags Bürgermeister, und Prags Nationalgardecommandant sind heute gleichsam die beiden Hände des Belagerungszustandes und helfen das gutmüthige, zu Zeiten sehr läppische Prag am Gängelbande führen, damit es ja nicht stolpere, weil es Nacht ist und alle Freiheitslichter ausgeblasen werden.

In diesen beiden Männern und ihrer heutigen Wirksamkeit ist das Prinzip der Nationalitätsgleichberechtigung recht erbaulich verkörpert. Der Bürgermeister ist Czeche, der Nationalgardecommandant ist Deutscher von Geburt. Beide sind weder das eine noch das andere von Gesinnung.

Nichts währet ewig in dieser Welt von Sterblichen, und so wird denn auch der Belagerungszustand seine Endschaft erreichen, ist nur erst die Garnison verdoppelt oder verdreifacht und auf diese Weise die Sorge beschwichtigt, es könnte das Czechenvolk einen Angriff auf das wohlbefestigte Prager Schloß unternehmen. Geht der Belagerungszustand zu Ende, so endet wohl mit ihm auch die Glorie der treuen Gehilfen, darum legen wir die Nekrologe für diese beiden Celebritäten in den Archiven der Grenzboten im voraus nieder und zünden die Kerzen an um die präsumtiven Leichname zweier Berühmtheiten, welche wohl einstens, gibt es wieder eine unbelagerte Freiheit, in den Catakomben der Mißachtung ruhig liegen bleiben werden.

Herr Waclaw Wanka, derzeit Bürgermeister der Stadt Prag, nebstbei Doctor der Rechte und Landesadvocat, um das Jahr 1803 in Prag auf dem Roßmarkte im Hause zum Primas geboren, Sohn eines sehr wohlhabenden Brauherrn, hat seine Studien in Prag absolvirt, seine Doctoratsprüfungen mit Glück, oder doch glücklich überstanden, ist sodann Doctor, und da er nicht starb, sondern andre überlebte, sogar Landesadvocat geworden, — vor Anno 1848 war manches möglich — daß er Advocat geworden, wurde bekannt, daß er es wirklich sei, davon verlautete wenig.

Herr Waclaw Wanka vegetirte bis zum März 1848 behaglich fort, verehelichte sich und zeugte Kinder, nährte sich von dem väterlich ererbten Vermögen redlich und reichlich, da kam die Bewegung heran, und sein Name wurde durch seinen Bruder populär, welcher, ein tüchtiger ehrlicher Bürger, das Braugewerbe seines Vaters in großem Maßstabe fortsetzend, in den Tagen der Bewegung dem Volke viel Gutes erwies. Dr. Anton Strobach, der seit so langen Jahren wieder erstgewählter Bürgermeister Prags, hatte sehr zur Unzeit, mehr sich selber als die Sache bedenkend, abgedankt, kaum sechs Wochen nach seiner Wahl; sein Nachfolger war in unbedachter Hast gewählt worden, weil Strobach auffallend genug einen Terroristen empfohlen, mußte jedoch kurz darauf abdanken. Eine neue Wahl war nothwendig, das Bürgercollegium zum Wahlakte versammelt, doch niemand geeigneter, zur Annahme des Amts geneigter, fand sich, da trat Herr Waclaw Wanka in den Saal als stattlicher Nationalgardehauptmann, irgend einer der Versammlung rief, vielleicht ironisch, was Ecce Homo! dieses da sei unser Bürgermeister! und er ward es in der That, denn froh waren die Wähler endlich, aus der Wahlverlegenheit zu gerathen.

In jenen Tagen, wo alles radikal war oder schien, war es auch Herr Waclaw Wanka, unterstützte v. Aloys Borrosch den Stadtverordneten, welcher den schwachen Bürgermeister unterstützend, in seinem Namen handelte und sprach. Verwickelt und dornig wurden die Verhältnisse und Herr Wanka blieb radikal, es war das ein Muth der Furcht, er wagte nicht anders zu scheinen als seine Umgebung es war oder schien.

Die blutigen Junitage kamen heran. Herr Waclaw Wanka schien mächtig mit dem

seiner selbst unbewußt in Aufstand gesetzten Volke zu sympathisiren, denn er war in der Altstadt inmitten des Volkes, Fürst Windischgrätz mit den Kanonen aber war auf der kleinen Seite und dem Hradschin; manche Böswillige behaupten sogar und flüstern heute sich zu, Herr Wanka habe damals einzelne autorisirt, der bedrängten Stadt von außen her Hilfe zu schaffen, und einer von diesen sei der Mission zum Opfer gefallen, doch ist das offenbar eine rachesüchtige Verläumdung, gegen welche wir Herrn Wanka entschieden in Schutz nehmen müssen. Ein neuer etwas hyperradikaler Stadtrath wurde gewählt im August 1848, und wählte Herrn Wanka, den vermeintlich radikalen Volksfreund, neuerdings zum Vorstande der Stadt, wies ihm auch ansehnlichen Gehalt an, welchen der reiche Mann nicht verschmähete, sofort aber, nachdem er öfters zu Olmütz gewesen und sich in der neu aufgegangenen Sonne des Ministeriums Schwarzenberg gewärmt, in Radikalität und Volksfreundlichkeit bedeutend nachzulassen begann.

Der Ministerialsonne gegenüber entfiel den ikarischen Flügeln seiner Radikalität eine Schwungfeder um die andere.

Der Reichstag wurde heimgesendet auf dem Schub, der Terrorismus begann, der Stadtrath, angefeindet von den Behörden, verleumdet bis zum ekelhaften Uebermaß von den Organen der Reaktion, und allen, die ihn früher gefürchtet, blieb dennoch radikal, bisweilen, ja oft in unklugem Uebermaß. Er hält für nur vorübergehend, was fortan währen soll und währen wird in Oestreich, er war kurzsichtig und unklug, doch wenigstens consequent.

Nicht so Herr Waclaw Wanka! Bürgermeister war er geworden, der Gehalt war angewiesen, nun handelte es sich darum, beides zu stabiliren, wenn nicht von unten durch das Vertrauen, so doch von oben durch Befehl und Gewalt.

Herr Wanka beantragte bei dem, über die Heimsendung des Reichstages, über die in ihrem Wesen noch gar nicht geprüfte oktroyirte Verfassung ergrimmten Stadtrathe, eine Loyalitätsadresse, eine Danksagung an den Kaiser, er beantragte eine Huldigungsadresse an Radetzky — im April ist Wälschland so schön, besonders wenn man es gratis bereiset — er beantragte eine splendide extraordinäre Beleuchtung des Rathhauses zum Geburtstag des Kaisers — und fiel wie natürlich durch mit seinen taktlos gestellten, und überdies ganz ungeschickt motivirten Anträgen, die er gestellt, ohne zu bedenken, daß Wien alle jene Demonstrationen im Belagerungszustande gemacht, in welchem bekanntlich nur eine Partei reden, verläumden und sich überheben darf, während die andere asphixirt am Boden liegt. Wahrlich, ein belagerter Jubel hat keinen Werth für einen erleuchteten Monarchen.

Auch ist Herrn Waclaw Wanka wohl zuzutrauen, daß er zumal in Rücksicht der ihm eigenen lamentablen Begründungsweise den Fiasco seiner Anträge vorausgesehen und mit derselben blos beabsichtiget habe, sich selber hohen Ortes in guten Geruch zu bringen, sein Collegium aber gehörig zu diskreditiren.

„Ich bin nicht wie jene," ist der Spruch des Pharisäers. Anträge und Beschlüsse des Stadtrathes dagegen, welche in liberaler Richtung gefaßt waren, ließ Herr Wanka unerledigt; bei einigen könnte man sich selbst dem Verdachte förmlicher Eskamotage hingeben, wollte man boshaft sein. So ist die über Herrn Wanka's eigenen Antrag ausgefertigte Petition um Einberufung des Landtags verschollen und nie an ihre Adresse gelangt. —

Im Procrastiniren und Verschleppen, im eigentlichen Nichtsthun ist übrigens Herr

Wanka Meister, man könnte glauben, er habe bei der alten Bureaukratie sorgfältig Praxis genommen.

Im Mai 1849 wurde in den Kneipen viel von den Magyaren und den demokratischen Deutschen gesprochen, und viel Bier dabei vertilgt, des Herrn Bürgermeisters und seiner Loyalitätsanträge wurde dabei unrühmlichst erwähnt, mancher biererhitzte Wunsch wurde gelegentlich ausgesprochen, dem Herrn Waclaw Wanka möge unliebsamer Lohn zu Theil werden; geschäftige Organe der unheiligen Hermandad brachten dem Herrn Bürgermeister die mit Uebertreibung durchwobene Mähr, ihm, dem schuldbewußten, von Titel und Orden träumenden, wurde bänglich, er beeilte sich bei seiner täglichen polizeilichen Visite dem Landeschef, dem commandirenden General die Schauerkunde zu bringen, um Schutz für seine schätzbare Person zu bitten, die Nationalgarde als unzuverlässig, die Einwohnerschaft als höchst gefährlich zu verdächtigen, und so der in Oestreich heimischen Verschwörungsriecherei in die Hände zu arbeiten.

Wie im Jahre 1848, so auch im Jahre 1849 wurde das Bestehen einer tiefverzweigten grimmigen Verschwörung durch öffentlichen Anschlag proclamirt, welche sich wohl nur auf wahnsinnige Studententräume reduzirt, der Belagerungszustand wurde eiligst über Prag, und somit eigentlich über ganz Böhmen verfassungswidrig verhängt, an siebzig obscure Persönlichkeiten, meist kneipende, und zwar diesmal deutsche Studenten wurden eingezogen, sechs Monate schon harret das Publikum dem Untersuchungsresultate vergebens entgegen.

Seit dem beseligenden Belagerungszustande hat Herr Waclaw Wanka die radikale Maske vollends abgeworfen, und fraternisirt mit der sogenannten Partei der „Siebenundsechzig," denen er jüngst eine öffentliche Lobrede gehalten.

Herr Waclaw Wanka hat unter einer förmlichen Anklage seines Bürgercollegiums sein Amt in die Hände der Regierung niedergelegt, um von dieser beauftragt zu werden, es zu behalten, um den radikalen Stadtrath gehörig zu controlliren, hat auch demselben in langer, wohlmemorirter, weinerlicher Rede und Strafpredigt alle gegen Thron und Altar verübten Verbrechen vorgehalten, und demselben in süßem Selbstbewußtsein bedeutet, er sei nunmehr von der Regierung ernannter Bürgermeister, während er früher nur ein gewählter gewesen.

Um die Einwohnerschaft vor aller Welt zu verdächtigen und zu entehren, protestirte Herr Wanka kürzlich gegen die praktische Durchführung der Judenemancipation, indem er, ungeachtet des Belagerungszustandes, Aufstand, Mord und Todtschlag befürchte. Herr Wanka ahnet vielleicht die bevorstehende Aufhebung des Ausnahmezustandes, und wünschte wohl später ein Judenkrawallchen herbei, um einen neuerlichen Belagerungszustand für weitere sechs Monate möglich zu machen. Man möchte sich die Judenfrage als Reservepfeil gegen das Herz der Freiheit im Köcher aufbehalten. Ueberläufer werden verachtet in beiden Lagern, und so hat es Herr Wanka jetzt mit allen Parteien verdorben.

In der That, wenn es gilt die Freiheit zu hängen, gleich finden sich der Henker viele in den Reihen des Volkes.

Wir hoffen, Herr Waclaw Wanka wird nächstens einer Auszeichnung oder Staatserhöhung glücklich genesen, um bald darauf in Obscurität der Mißachtung aller hinterlegt zu werden.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Druck von Friedrich Andrä.

Der Verwaltungsrath des deutschen Bundesstaates.

So ist die Trennung geschehen, Sachsen und Hannover haben sich gelöst von dem Wege, auf welchem die Gestaltung des neuen Bundesstaates erstrebt wird. Es ist dies vorläufig kein Unglück, eher ein Glück für die Zukunft unsres Vaterlandes. Denn es kommt jetzt zunächst darauf an, einmüthig und ohne Hindernisse, welche Cabinetsintriguen dazwischen werfen können, irgend Etwas zu Stande zu bringen, was die Grundlage für eine Vereinigung der deutschen Stämme bilden kann. Ja, wir Deutsche sind bescheiden geworden seit diesem Frühjahr; wir haben erkannt, daß wir noch keine Nation sind, und diese Erkenntniß, so bitter sie uns auch gemacht wurde, kann wenigstens bewirken, daß wir vorsichtiger werden, besonnener und deshalb energischer. Die politische Nichtigkeit der kleinen Königreiche ward bis jetzt weder von den Fürsten noch von den Völkern lebhaft genug empfunden, sie wird ihnen von der Stunde an fühlbar werden, wo sich rings um sie herum ein größeres Leben und ein kräftiges Selbstgefühl regt. Die Opposition von Hannover und Sachsen hat ihren letzten Grund in der Verstimmung ihrer Souveraine, beide waren bereit, einen Theil ihrer Hoheitsprivilegien dem Bundesstaat zu opfern, wenn ihre Vettern im Süden, der Baier und Würtemberger dasselbe Opfer brächten. Unerträglich aber erschien es ihnen sich beschränkt zu sehen, während jene in allen den kleinen Genüssen einer isolirten souverainen Existenz schwelgen. Jetzt haben sich alle vier Könige aus dem Knoten des Bundesstaates herausgeworfen, es ist nicht nöthig, daß deshalb die Partie aufhört. Der höchste Trumpf ist darin geblieben, das Bedürfniß der Deutschen sich fest mit einander zu vereinigen, und wenn Preußen versteht diese Größe zu gebrauchen, so mag es noch jetzt gegen das Cabinet des Fürsten Schwarzenberg, der ohne sein Verdienst die vier Könige in der Hand hält, das Spiel gewinnen. Der Abschied Sachsens und Hannovers aus dem Verwaltungsrath war kühl und diplomatisch genug. In der Sitzung am 19. October machte noch in Gegenwart der Herrn v. Zeschau und Wangenheim, der preußische Bevollmächtigte specielle Vorschläge für Zusammenberufung des nächsten Reichstages. Zuerst einige Modificationen zum Verfassungsentwurf. Der Ausdruck „Reich“ soll durch „Bundesstaat“ und

„Verein" ersetzt werden, durch Zusätze wird die Fortdauer des Rechtsverhältnisses des neuen Bundesstaates zu den nicht theilnehmenden deutschen Staaten deutlich ausgesprochen und näher bestimmt, so wie die nachfolgende Aufnahme zutretender Staaten erleichtert. Ferner: der 15. Januar 1850 ist als allgemeiner Wahltag für das Volkshaus der nächsten Reichsversammlung anzunehmen und die Behörden deshalb anzuweisen; drittens, Erfurt werde der Sitz des nächsten Reichstags und endlich: die Verhandlungen der verbündeten Regierungen mit dem Reichstag sollen durch drei Commissarien geführt werden, die preußische Regierung wolle einen ernennen, der Verwaltungsrath die beiden Uebrigen. Alles dies seien nichts als Vorschläge Preußens, nur auf dem letzten Punkt will Preußen feststehen.

Mit dem 15. Januar als Wahltermin erklärten sich die kleineren Staaten sämmtlich einverstanden, Hannover schwieg, nur Sachsen bedauerte nicht beistimmen zu können, Mecklenburg-Strehlitz dagegen, welches früher auch von einigem Widerspruchsgeist beseelt gewesen war, trat den Beschlüssen der Uebrigen wohlwollend und einlenkend bei. Auf diese Sitzung folgten die bekannten Abschiedsbriefe der königlichen Gesandten und ihre Abreise von Berlin.

In der nächsten Sitzung am 23. October ist aus dem Protokoll ein gewisses gemüthliches Wohlbehagen und eine ungemeine Einigkeit der Uebriggebliebenen zu erkennen. Auf eine Abschiedsnote der beiden Treulosen wird eine Gegenerklärung gegeben, welche eben so lang als nachdrücklich ist. Außerdem wird auf den Scheidebrief der schmollenden Gesandten an Bodelschwingh noch eine Antwort beschlossen, welche höflich andeutet, es werde in den nächsten Sitzungen auch noch Anderes verhandelt werden müssen, als was auf Zusammenberufung des Reichstags Bezug habe, und Dinge, die den Verreisten wohl interessant sein könnten, übrigens verbleibe der Unterzeichnete mit Hochachtung.

Darauf wird einstimmig mit eifriger Herzlichkeit ein sehr verständiger Bericht der Wahlcommission, welche aus drei Mitgliedern des Verwaltungsraths gebildet war und deren Referent Nassau (Präsident Vollpracht) ist, angenommen. Durch diese Beschlüsse wird das octroyirte Wahlgesetz, dessen Unzweckmäßigkeit man offenbar sehr lebhaft empfand, so praktisch und brauchbar als möglich gemacht: es solle nicht als Gesetz publicirt werden, da der neue Reichstag erst seine Zustimmung dazu geben müsse, wohl aber müsse man es vorläufig den Localverhältnissen der einzelnen Staaten anpassen, und sich dabei mehr an die Grundprinzipien, als an das Detail halten. Die Grundprincipien des Wahlgesetzes seien: Beibehaltung des allgemeinen Wahlrechts, dann aber ein Stimmenverhältniß, wobei Intelligenz und Besitz nicht zu kurz kommen, und endlich offene Abstimmung; dagegen sei auf Eintheilung der Wähler in drei Klassen nicht zu bestehn. Nachdem man in solchem Sinne die leitenden Grundsätze für Einrichtung der Wahlordnungen klug und ziemlich freisinnig festgesetzt, wurde bereits für Oldenburg und Kurhessen das

Wahlreglement festgestellt. — Man trennte sich spät, und wie es scheint, mit gutem Muth.

Die Verhandlungen über das Wahlgesetz sind wichtig, denn dieser Entwurf, nach welchem doch gewählt werden soll, ist von Anfang an eine Klippe für die oktroyirte Verfassung gewesen. Der freie Blick des Verwaltungsrathes, seine geschickten Deutungen und die zwingende Noth der Verhältnisse werden uns auch darüber weghelfen. Es nutzt jetzt nichts, an dem Einzelnen zu mäkeln und zu tadeln, wir dürfen hoffen, daß auch bei diesem Wahlgesetz unsere treuen Männer und verständigen Patrioten in den Reichstag kommen werden. Und grade jetzt, wo man so leicht veranlaßt ist, an unserer Zukunft zu zweifeln, soll man sich erinnern, daß das deutsche Volk jetzt bereits reicher an bedeutenden parlamentarischen Kräften ist, als seine Nachbarn im Westen, ja vielleicht reicher als England. Es thut nicht Noth, die Namen zu nennen, auf welche wir stolz sind. Daran aber soll man denken, wenn die jetzigen englischen Parlamentsmitglieder, Oberhaus wie Unterhaus, auf einmal in die bodenlose Situation kämen, in welcher das Parlament von Frankfurt während des ganzen Jahres seiner Existenz schwebte: sie würden nicht besser, nicht praktischer, vielleicht nicht einmal mit so viel Würde und reinem Patriotismus gehandelt haben, als die Majorität dieses Hauses. Durch das Zurückziehen von Sachsen, und mehr noch von Hannover, verliert der nächste Reichstag allerdings eine Anzahl von Namen, deren guten Klang er ungern vermissen wird; aber es ist ein günstiger und bedeutsamer Umstand, daß der größte Theil der parlamentarischen Helden, auf deren Worte das deutsche Volk mit Freude und Stolz hört, den kleineren Staaten des neuen Bundes angehört. Der Reichstag muß ein Ereigniß für Deutschland sein, weil die besten Talente des Volkes sich auf ihm zusammenfinden werden und seine Aufgabe keine ungeheuerliche mehr ist. Und wir könnten frisch weg mit Zuversicht auf seine Thätigkeit und seine Wirkungen bauen, wenn nicht noch Eines wäre, das wie eine Wolke über unserer Zukunft schwebt; die persönlichen Stimmungen und Gefühle, welche in Preußen regieren.

Noch ist ein Gegensatz zwischen dem preußischen Ministerium und dem Herrn desselben und zwischen jener Partei der deutschen Patrioten fühlbar, welche höchst wahrscheinlich auf dem neuen Reichstag die Majorität haben wird. Ein Bundesministerium Brandenburg wäre eine Unmöglichkeit. Wenn die preußische Regierung, welche von der deutschen Partei gefordert hat, daß sie ihr Manches von ihren Ueberzeugungen zum Opfer bringe, sich nicht auch ihrerseits entschließt, Einiges von ihren Launen zu opfern und ihre Gemüthswallungen klüger zu beherrschen, so kann noch trotz des Reichstages, der vielersehnte Bundesstaat in Trümmer fallen. Zum zweiten Mal wird dann das Vereinigungswerk der deutschen Stämme scheitern, und wieder werden Persönlichkeiten Preußens die Schuld tragen; sie und Preußen werden zuletzt dafür bezahlen. — Dreimal

wird während der Regierung desselben Königs der Krone Preußens die Gelegenheit geboten, Deutschland zu erobern. Zuerst im Jahr 1840, zum zweiten im Frühjahr 1849, das dritte Mal mag im Frühjahr 1850 sein. Man braucht nicht abergläubisch zu sein, um zu empfinden, daß dieser dritte Ruf des Schicksals der letzte sein wird.

Wir aber wollen unter allen Umständen fest und muthig der Zukunft in's Auge sehen und mit ganzer Seele nehmen wir noch das schönste Recht der Erdgeborenen in Anspruch: wir hoffen.

Die conservative Kraft Preußens.

Als im vorigen Jahr alle Glieder des preußischen Staates krachten, und die Krisis dort im Anfange bösartiger und gefährlicher erschien, als in den andern Staaten Deutschlands, waren die Freunde des „intelligenten" Staats sehr bestürzt über das Unerklärliche dieser Erscheinung, seine Gegner versuchten das Unhaltbare dieses künstlichen Staatsbaues zu definiren. Und Wunder! eben so schnell und energisch, als der Schlag gewesen war, kam ein Gegenschlag, die Reaction in Preußen wurde vollständiger, als irgend wo anders und die conservative Partei kam zu einem Selbstgefühl, welches sie so sicher, so innerlich, selbst in Oestreich gegenwärtig nicht hat. Wer Preußen kennt, das Volk und Land, kann sich nachträglich wohl erklären, wie Alles so kommen mußte. Es ist nicht unnütz, grade jetzt auch das schon Bekannte zu wiederholen, denn man kann für unsere nächste Zukunft Allerlei daraus lernen.

Jene höchst bedeutsame Eigenthümlichkeit Preußens: seine großen Fortschritte aus dem Kampf starker Gegensätze zu erreichen, und grade aus solchen Kämpfen neues Leben zu gewinnen, welche viele andre Staaten zersetzen mußten, wird dann verständlich, wenn man sich erinnert, daß einmal die protestantische Aufklärung und die philosophische Bildung, welche die Geister in Preußen beherrscht, den politischen Liberalismus der Einzelnen in allen Graden und Extremen massenhaft entwickelt hat, während anderseits Gemüth und Interessen die große Mehrzahl des Volkes conservativ stimmen. Die Interessen des preußischen Volkes sind deshalb überwiegend conservativ, weil der Landbau noch fast überall den Hauptantheil an dem productiven Vermögen der Nation hat. Handel und Industrie stehn noch in seinen Diensten. Es ist bereits früher in diesen Heften dargestellt worden, wie die politische Richtung eines Volkes bestimmt werde durch die Beschaffenheit des Grundbesitzes und durch sein Verhältniß zum Handel und zur Industrie.

In Preußen ist nicht nur im allgemeinen der conservative Stand der Landbauer der herrschende, sondern in den Provinzen Preußen, Pommern, Posen, Brandenburg, Schlesien, ja auch in Sachsen und Westphalen ist es noch dazu der große Grundbesitz, welcher durch Capital und Einfluß die übrigen producirenden Thätigkeiten beherrscht. Während er conservativ stimmt, erhält noch ein anderer Umstand das Gemüth des Volkes loyal. Das Haus der Hohenzollern hat durch Glück und Kraft die auseinanderliegenden Landestheile zusammengefaßt. An den Persönlichkeiten dieses Hauses hängen die historischen Erinnerungen und das Selbstgefühl der einzelnen Provinzen. Der große Kurfürst, Friedrich II., Friedrich Wilhelm III. sind in der That die Helden der preußischen Volksstämme. Was war die Provinz Preußen, bevor sie dem Königreiche ihren Namen gab? Was war Schlesien, bevor die gewaltsame Besitzergreifung des zweiten Friedrichs ihm das Bewußtsein einer staatlichen Existenz einschlug? Und selbst die neuen Theile des Staates, welche nicht den alten Kriegsruhm der Hohenzollern für den ihrigen halten, haben die Empfindung, durch die Person eines Fürsten an ein großes Ganze gefesselt zu sein und freuen sich ihren schwächeren Nachbarn gegenüber wenigstens über die größere Kraft, von welcher sie ein Theil sind. Solche loyale Erinnerungen aber können in einer Staatskrisis, wie die letzte war, auf lange vielleicht für immer verschüttet werden, wenn Preußen nicht Eines besäße, die Organisation seines Heerwesens, die populärste aller seiner Institutionen. Der Kriegsdienst, die Landwehr, machen den Preußen loyal. Das letzte Jahr hat dies schlagend bewiesen. Wo die Landwehr zusammengezogen wurde, selbst in solchen Gegenden, welche durch demokratische Agenten ganz unterwühlt schienen, bedurfte es nur eines Marsches von zwei bis drei Tagen, um Subordination einzuführen und die lebhaften Gefühle eines militärischen Patriotismus zu entflammen. Das war in Sachsen und in der Rheinprovinz eben so gut der Fall als in Pommern und Schlesien. Wie man auch die Formen, in welchen sich dies militärische Preußenthum äußerte, beurtheilen will, den Grund dieser Gefühle soll man nicht tadeln. Für den einfachen Sohn des Volkes ist in Preußen sein Soldatenthum das Höchste und Edelste was er kennt, in ihm wurzelt sein Idealismus, sein Verständniß des Staates, als eines großen Ganzen, dem er als ein kleiner, aber schmucker Theil angehört. Wir Kulturmenschen können uns nicht leicht in die Empfindungen und Vorstellungen versetzen, welche dem Bauersohn oder dem jungen Handwerker kommen, wenn er Soldat wird. Aus dem kleinen Raum, in dem er den Dreschflegel oder die Axt führte, tritt er auf einmal in eine Gemeinschaft mit Tausenden, in eine festgeregelte und wieder gemüthliche Beziehung zu den höchsten Gewalten des Staates.

Zu den stolzesten Momenten seines Lebens gehört der, wo er mit seinem Armeecorps in Parade, oder manövrirend vor seinem General oder dem Könige sich zeigt. In solchen Stunden geht ihm aber nicht nur ein Verständniß auf des Zusam-

menhangs und der Abhängigkeit, in welcher er als Einzelner zum Ganzen des Staates steht, sondern auch seine Phantasie erhält durch den kriegerischen Glanz, der ihn umgibt und die imponirende Thätigkeit, an welcher er Theil nimmt, tiefe Eindrücke. Und wenn er nach zwei Jahren Kriegsdienst zu seiner friedlichen Arbeit zurückkehrt, so verklärt sich ihm in der Erinnerung sein Soldatenleben mit einem erstaunlichen Glanze, und jedesmal, so oft er die Trommel oder Fanfare hört, wird die Vergangenheit in ihm lebendig, seine Haltung wird straff, sein Schritt energisch und sein Auge glänzt stolz und freudig. Daß diese Schilderung nicht übertrieben ist, kann in Preußen Jeder wissen. Und sie bleibt über die Jahre der Jugend hinaus. Die Veteranencorps, welche sich aus alten Männern überall in Preußen im letzten Jahre zum Schutz des Königs gegen die „Demokratie" freiwillig gebildet haben, sind ein rührender Beweis von der Kraft dieser Gefühle, obgleich sie in ihrer Erscheinung oft sehr ungeschickt, ja einfältig waren.

Daß aber in Preußen eine militärische Organisation existiren kann, welche das ganze männliche Geschlecht zu Soldaten macht, und die Masse des Volkes in gefährlichen Staatskrisen so energisch in's Loyale und Conservative umzustimmen vermag, wird nur dadurch möglich, daß eine große Summe von tüchtiger Bildung im Volke vorhanden ist, daß ein freier Blick, eine Richtung des einzelnen Menschen auf das Große und Allgemeine und Achtung vor dem Gesetz in die Seelen der Bürger hineingebildet sind. Es gehörte schon ein hoher Sinn dazu, das Institut der Landwehr zu gründen, und nur in einem Staat, welcher „Civilisation" mit Anspannung aller Kräfte erstrebt, ist es möglich, daß ein solches Institut daure und gedeihe. Der höchste Liberalismus im Unterricht, die freiste Bewegung des Menschen im Reiche des Gedankens war nöthig, um dies conservative Institut sowohl zu schaffen, als zu erhalten. Und wie die freie Wissenschaft Norddeutschlands den conservativen Landbau Preußens zu einem so starken Pfeiler des Staates gemacht hat, so hat auch das Selbstgefühl freier Geister den Preußen die Möglichkeit gegeben, in dieser Art eine loyale Wehr des Landes zu werden. So erscheint der Liberalismus Preußens und seine conservative Kraft als zwei verbundene Gegensätze, welche einander gegenseitig hervorrufen, als zwei Pole desselben Magnets, von denen der eine die Kraft des andern um so mehr steigert, je höher die eigene wird; und weil dies so ist, deshalb vermag Preußen einen stärkern Kampf der umstürzenden Theorie und der stabilen Praxis auszuhalten, als die ängstliche Sorge Vieler in der Gegenwart annimmt.

Aber es folgt für Preußen daraus auch die große Verpflichtung, in seinem Staatsleben einen freien Raum zu gewähren für die gegenseitige Spannung der beiden Pole, in denen es schwebt. Noch fürchtet die Regierung und ein großer Theil des Volkes, erschreckt durch den wüsten Unsinn, welcher die Fortschritte des letzten Jahres begleitete, das Wohl des Staates zu gefährden, wenn sie im Staatsleben nicht das conservirende Element zu überwiegender gesetzlicher Geltung bringen.

Dauert diese ängstliche Sorge fort, so muß sie den Staat schwächen und nicht stärken. Grade weil der preußische Staat so gute Garantien für seine Dauerbarkeit hat, hat der Bürger dieses Staates auch das Recht zu verlangen, daß ihm voller Antheil werde an den constitutionellen Rechten, welche ein edles Volk der Regierung gegenüber für sich fordern darf. Und in diesem Sinne gilt der Satz, der Preuße wird um so loyaler sein, je freier seine Staatsverfassung ist.

Die staatliche Union Preußens mit den kleinern protestantischen Staaten, von denen Sachsen, Hannover und Würtemberg vorläufig auszuscheiden sind, muß trotz aller Aehnlichkeit der Bildung in all den einzelnen Staaten, doch für den neuen Bundesstaat eine andere Richtung geben, als Preußen für sich allein hat. Der Bundesstaat wird in seinen Kammern und seiner Gesetzgebung etwas liberaler sein müssen als Preußen, der richtige Schwerpunkt unseres politischen Lebens wird durch diese Verbindung etwas mehr nach links gelegt. Zwar bringen Mecklenburg und Oldenburg zum neuen Staat noch sehr conservative Elemente, denn der große Grundbesitz hat dort noch ein fast bedenkliches Uebergewicht, dagegen tritt von Thüringen bis zu der Südspitze von Baden ein Terrain zum Bundesstaat, in welchem eine fehlerhafte Hypothekenordnung und eine schlechte agrarische Gesetzgebung übergroße Parzellirung des Bodens, ein zahlreiches, ländliches Proletariat und daraus im Volk eine Neigung zu Neuerungen und schnellen Veränderungen entwickelt haben. In den freien Handelsstädten aber andererseits eine Masse von praktischer Intelligenz, welche im Bundesstaat das Verhältniß des Großhandels zum Landbau zum Vortheil des erstern ändern wird. Alle kleineren Staaten aber haben die militärische Loyalität der Preußen gar nicht, die politische Intelligenz des Volkes hat sich fast überall in dauernder, oft erbitterter Opposition gegen die einheimische Regierung entwickelt, und die größte Anzahl der Männer, welche dort die politische Bildung repräsentiren, sind nicht, wie dies in Preußen gewöhnlich ist, durch militärische oder Beamtenchargen mit der Regierung verbunden, sondern stehen frei in selbstgeschaffenem Kreise praktischer Thätigkeit unter ihren Mitbürgern. Dazu rechne man, daß in den südlicheren Staaten auch die Seele der Völker beweglicher, reizbarer und sanguinischer wird.

So läßt sich schon jetzt ein Unterschied in der politischen Bildung und den Interessen der verschiedenen Bundesstaaten trotz aller Aehnlichkeit nicht verkennen. Beide Theile werden nachgeben müssen, auch Preußen, und die Aufgabe des Fürsten, welcher dem neuen Bund vorstehen soll, ist jetzt vorzugsweise die, genau den Punkt zu erkennen, bis zu welchem er den Liberalismus der neuen Bundesregierung gegenüber einem verständigen preußischen Regiment vorwärtsschieben muß, um eine wirkliche Verbindung der gemüthlichen Neigungen und materiellen Interessen zwischen den einzelnen Theilen des neuen Bundes hervorzubringen.

Vielleicht ist dies für einen preußischen Fürsten schwerer, als wir annehmen. Nothwendig aber ist eine Nuancirung der preußischen Politik, wenn der neue

Bundesstaat Kraft und Bedeutung gewinnen soll. Wenn die extremen Parteien, welche unsere Revolution heraufgewühlt hat, in ihrer Nichtigkeit allgemein anerkannt sein werden, dann werden die kleinern Staaten der neuen Union mit ihren „gemäßigten" Deputirten den größten Theil der linken Seite in unsern Reichstagen bilden, die preußischen und mecklenburgischen Deputirten die Rechte. Es ist klar, daß bei solcher Zusammensetzung ein Ministerium der Centren anderswohin zu stehen kommt, als bei der gegenwärtigen Kammer in Preußen. Schon der nächste Reichstag wird dies ausweisen, und es ist dringend zu wünschen, daß die Logik dieser Thatsachen allgemein erkannt werde.

Man soll, was hier gesagt ist, nicht ein Träumen in unsichere Zukunft schelten, grade jetzt kommt es darauf an, sich klar zu machen, in welchen Formen unsere Vereinigung vor sich gehen muß, wenn sie überhaupt segensreich werden soll. Alle aber haben wir jetzt vorwärts zu sehn ohne Wanken und Zweifel, und klar zu erkennen, was wir fordern müssen und erwarten dürfen.

Die ministeriellen Zeitungen.

Brief an den Freigärtner Michael Mros im Kreise Groß-Strehlitz.

Wenn es das größte Vergnügen auf Erden ist, mit einem Menschen zu plaudern, von dem man ganz verstanden wird, so kommt gleich dahinter das andre Vergnügen, sich mit Einem zu unterhalten, von dem man unter keinen Umständen verstanden werden kann. In diesem gemüthlichen Verhältniß stehn wir beide zu einander, ich und Ihr, mein alter Kauz Michael Mros, Wasserpollak. Denn deutsch geschriebene Briefe lest Ihr grundsätzlich nicht, und selbst wenn Euch der Krämer, bei dem Ihr Euren auffallenden Knastertabak kauft, einen polnischen Brief vorliest, so fallen seine Worte in Euer Ohr, wie Haferkörner in kalten Märzboden, sie müssen lange Tage in der arbeitenden Tiefe Eures Hirns liegen, ehe sie in Euch aufgehen und lebendig werden. Ihr habt gar keine Ahnung davon, wie sehr ich Euren treuherzigen, dicken Kopf liebe. Als Ihr im vorigen Sommer 48 in der berüchtigten Berliner Nationalversammlung saßet und harmlos Eure Butterstolle auf der Sitzungsbank verzehrtet, während draußen die Bassermannschen Gestalten wütheten, da hat sich das stille Band zwischen uns gewoben; und als Ihr im November in Eure Heimath kamt, in der Tasche 200 Thaler ersparte Diäten und auf dem Leibe einen alten städtischen Rock, den Euch ein Mitglied der Linken für Euer radikales Stimmengeben geschenkt hatte, und als Ihr wegen des städtischen Rocks und wegen der 200 Thaler, die ihr als Steuer

erhoben hattet, während Ihr dem König die Steuern verweigertet, von Euren würdigen Wählern sehr ausgehauen wurdet, da, Michael Mros, kam mir die Rührung zur Bewunderung. Seltsamer, schwer verständlicher Mann! da ich Euch in vorigem Jahr den Abschiedsbrief schrieb, dachte ich nicht, daß mir noch einmal die Veranlassung werden würde, mit Euch in Verbindung zu treten.

Lieber Mros! Denkt an jene Sitzung der souverainen Nationalversammlung von 48, wo ein Deputirter der Linken in heftiger Aufregung auf die Tribüne sprang und den Ministertisch durch die drohenden Worte zerknirschte: hinter uns steht eine ungeheure Majorität. Bei diesen Worten wies er zur Seite auf Euch. Ihr aber saßet verklärt da, strampeltet vergnügt mit Händen und Füßen und schriet in Eurem Teufelspolnisch: Yes — Majorität — na lewo! Aber Ihr wart in großem Irrthum. Vier Wochen darauf wies sich die ungeheure Majorität als sehr klägliche Minorität aus, die Souverainetät der Constituante sank wie die bewußte Souverainetät Eurer Ochsen, die Ihr einem pfändenden Gerichtsamt gegenüber behauptet hattet, in Trümmer; die Constituante wurde aufgelöst, Eure Ochsen eingesteckt. Und denkt Euch, Mros, jetzt, nach einem Jahre, steht wieder auf der Tribüne ein Andrer, diesmal einer von den Ministern der rettenden That, und donnert ebenso einer, jetzt sehr soliden Linken entgegen: hinter uns steht die ungeheure Majorität! Aus dem Ministerium quoique ist ein Ministerium parceque geworden; jetzt fühlt sich wieder ein Mann, daß er im Gleise der Majorität geht, und diesmal ist's kein Schreier, sondern Einer, der sonst für besonnen und verständig gilt. Mros, mein Liebling, ich fürchte sehr, seine Majorität wird sich in Kurzem wiederum als eine Täuschung ausweisen. Es nutzt dem guten Herrn nichts, daß seine Portiersfrau, die deutsche Reform, unsere ehrliche Gevatterin, einige Tage darauf verlegen und beleidigt von falscher Deutung sprach, die feindliche Böswilligkeit seinen Worten gegeben hatte; der Herr hatte sich wirklich von der Hitze hinreißen lassen und hatte mit weniger ministeriellem Takt, als vielmehr mit sittlicher Befriedigung seine Freude verrathen, daß er die Masse des Volks hinter sich habe. Es war nicht ganz am rechten Orte, aber es stand ihm nicht schlecht und er braucht sich darüber nicht zu schämen; es ist für einen preußischen Minister recht hübsch, wenn er sich auf das Volk verlassen kann, und wir wollen ihm das gönnen, und wenn er zehnmal ein Tory wäre.

Aber, alter Mros, die Sache hat ihren Haken. Es würde mir leid thun, wenn das, was ich Dir darüber zu sagen habe, gerade für eine Kränkung jener ehrlichen Männer gehalten würde, welche die Nothwendigkeit und die Antipathien ihres gnädigen Monarchen zwangen, ein Ministerinm der rettenden That zu werden, es soll nur eine Kränkung sein für den hirnlosen, kläglichen Trost unter der großen Masse guter Leute, welche jetzt ministerielle Posaunen blasen. Wenn Ihr die Verdienste des preußischen Ministeriums untersucht, mein Bursch, so werdet

Ihr allerdings zuerst finden, daß unter seinem Regiment Ihr und Eure Collegen von Euren Wählern, welche plötzlich loyal wurden, etwas gelyncht worden seid. Das Verdienst des Ministeriums hierbei war, daß es die Nationalversammlung auflöste und die Landwehr einberief. Beide Maaßregeln ergriff es in der Stimmung von Männern, welche Alles auf eine Karte setzen. Ihr Spiel gelang, nicht weil sie besonders klug gespielt hatten, sondern weil der größte Theil des Volkes vor Begier darnach brannte, sich dem Ersten besten in die Arme zu werfen, der nur irgend Etwas unternehme, das wie eine That aussah, und weil in einem Winkel der sämmtlichen preußischen Herzen ein großer Vorrath von Loyalität und Treue steckte, an dessen Vorhandensein die Minister sowohl, als selbst die Persönlichkeit ihres Souveräns ziemlich unschuldig waren, er ist ältern Ursprungs. Genug, es gelang; der Wrangel marschirte nach Berlin, Andere mit treuen Herzen und großen Schnurrbärten anders wohin, die Soldaten führten Bürger- und Bauermädchen zum Tanz, Vater und Mutter wurden loyal und wir Preußen erinnerten uns, daß die Pickelhaube und das Hurrah zu unseren Familiengenüssen gehörten. Darauf litt das Ministerium, daß die Steuerverweigerer verfolgt würden, das war schwächlich und ungeschickt. Es octroyirte eine neue Verfassung, welche sehr liberal war, um die Liberalen zu beruhigen. Das war schlau, ob ganz ehrlich, wollen wir hier nicht untersuchen. Darauf erließ das Ministerium eine Menge von organisirenden Gesetzen und Gesetzentwürfen, so gut und so schlecht als sie von den routinirten preußischen Beamten gemacht werden, ohne gerade viel nach seiner neuen constitutionellen Berechtigung zu fragen, die es sich übrigens in ausgedehntem Maße selbst durch die Verfassung zu ertheilen, so gütig gewesen war. Die Kammern treten zusammen, der König schlägt eine Kaiserkrone aus, die ihm zu demokratisch erscheint, die Minister opfern ihre persönliche Ueberzeugung — wenigstens ein Theil von ihnen — und bleiben achselzuckend im Amt; die 2. Kammer wird aufgelöst, weil sie ihrerseits abweichende Ueberzeugungen äußert, die Minister oktroyiren einen neuen Wahlmodus, der schlecht und abgeschmackt ist, aber ihnen allerdings die Garantie für eine sanftmüthige zweite Kammer giebt; diese Kammer tritt wieder zusammen, das Ministerium verläßt bei der Berathung über die Verfassung sein eigenes Octroi, welches nur in der Noth und um dramatisch zu wirken, so gegeben war, und unterstützt die wichtigsten Beschränkungen mit großer Naivetät. — Das mag Alles recht gut sein, nur sehe ich darin weder Größe, noch Consequenz, noch Kraft. Mros, es ist ein Ministerium von Hausbeamten, der Wille des Souverains hat sie berufen, er lenkt sie auch, wohin er will; wohl ist etwas von preußischer Beamten- und Soldatentreue in diesem Ministerium, ungewöhnliche männliche Kraft und besondere sittliche Würde könnt selbst Ihr mit Euren Luchsäuglein nicht in ihm entdecken, Mros, mein Mignon. Mit einem Akt der höchsten Willkür trat es ins Leben, Willkür war sein Dreikönigsbündniß, schlechte Willkür sein oktroyirtes Wahlgesetz, und jede dieser großen Handlungen war ein direkter oder indirekter Bruch eingegangener Ver-

pflichtungen oder gesetzlicher Erlasse. Aber das Alles war nothwendig, Mros! wir wollen auch das zugeben, obgleich wir anderer Meinung sind. Jetzt aber merkt auf: ein braves Volk von Männern liebt es unter keinen Umständen, solche Herrenwillkür an sich geübt zu sehn; auch nicht, wenn sie ihm nützlich und vortheilhaft ist. Es wird den Mann, welcher sie üben muß, vielleicht achten, aber es wird ihn nicht lieben und weder seine Phantasie noch seine Wünsche an ihn hängen. Populär darf ein solcher Held, er heiße Brandenburg oder Welden, nicht werden, ihm setzt die Nachwelt keine Bildsäulen. Das Ministerium handelte vielleicht hochherzig, als es seinen Kopf und sein Gewissen dem königlichen Willen überlieferte, wir sind ihm dankbar für das Nützliche, das es uns gethan, aber wir, Mros und ich, haben zu viel Stolz, um vor Männern zu kriechen, die unser Vaterland nur dadurch retten konnten, daß sie das Volk demüthigten.

Aber nicht mit dem Ministerium wollen wir zanken, mein Bruder Mros, es ist zu groß für uns, und sein Fatum schwebt bereits über ihm. So lange die Furcht vor Auflösung des Staates, Unsicherheit des Eigenthums und euren demagogischen Heugablen in den Seelen der Besitzenden nachzittert, ist die Fluth des öffentlichen Vertrauens nach dem Soldatenministerium hin; wie die Austern im Sturm, so haben die friedlichen Arbeitsmenschen sich in ihr Haus, ihr Geschäft zurückgezogen und überlassen dem Ministerium sie vor dem Unwetter, so gut es gehen will, zu schützen; ist jene Furcht aber ganz verschwunden, so wird das Nachdenken kommen, eine verständige Kritik der ministeriellen Maßregeln, und dann mögen die Herren zusehen, wie sie bestehen.

Aber ein freundliches Wort wollen wir noch plaudern mit den aktiven Freunden des Ministeriums. Es gibt in Preußen Zeitungsschreiber, welche so viel Bürgertugend besitzen, daß sie die parlamentarischen Gegner des Ministeriums mit einem gewissen vornehmen Achselzucken abfertigen, als etwas Veraltetes, Verkommenes, ungefähr so, wie Ihr im vorigen Jahr Euren Pfarrer, als er euch rieth, weniger Branntwein in euch aufzunehmen. Ihr fandet den Rath damals recht ungeschickt und erklärtet Euren Pfarrer für einen veralteten Mann mit oppositionellen Schrullen. Grade so machen es diese unartigen Nestlinge mit der Minorität der Kammern, welche mit vielem Patriotismus und wahrhaftig mit nicht geringer Mäßigung das liberale Element der Nation repräsentirt. Sie schlagen auf die neuen Lederhosen, welche ihnen das Ministerium geschenkt hat, damit sie für dasselbe Courier reiten, rühmen die hochherzige patriotische Tapferkeit ihrer Herren und fragen höhnend, wo war die sogenannte liberale Partei, als es galt das Vaterland zu retten, diese Gothaer, die widerwillig auf die Entschlossenheit anderer Leute sehen und selbst ihr Haupt verhüllten, als der Sturm losbrach? Mros, wo war damals wohl die Opposition? sie ist nicht mit Wrangel in Berlin einmarschirt, sie hat auch nicht geholfen, der Nationalversammlung zu Frankfurt

die Kaiserkrone zurückzuschicken, sie hat weder das Dreikönigsbündniß geschlossen, noch über das neue Wahlgesetz gejubelt. Wo war sie doch damals, als das Ministerium seine rettenden Thaten übte? Möglich, daß sie zum Theil in Frankfurt war und für das Prinzipat Preußens gearbeitet hat, möglich auch, daß sie in Berlin zu laut und patriotisch sprach und deshalb nach Hous geschickt wurde; es gilt jetzt für „demokratisch," ein Gedächtniß für die Vergangenheit zu haben, und Mros und ich wollen nicht an das erinnern, was sie damals that. Eins aber wollen wir sagen, daß es wenige Patrioten von ehrlichem Gemüth und gradem deutschem Sinn gab, die es nicht einen Kampf und eine schmerzhafte Ueberwindung gekostet hat, damals dem Ministerium nicht zu widerstehen, als es gegen königliche Versprechungen und die leidenschaftlichen Wünsche der deutschen Nation, mit mehr Gehorsam als Weisheit und Schonung das Gespinnst vom Webstuhl der Nation zerriß, um ein neues durchlöchertes ministerielles Gewebe über das Vaterland zu breiten. Wer die traurigen Thaten, zu welchen eine finstere Nothwendigkeit zwingt, als glänzendes Heldenthum preist, verräth eine Sclavennatur, und mein Freund Mros läßt allen solchen Gesellen sagen, sie wären wie die Spitze des Gemeindehirten, die zwischen seinen Beinen stehn und bellen. Man kann sie durchaus nicht bewundern.

Und so lebt wohl, mein ehrenwerther Freund Michael Mros: Und hört, wenn Ihr nach Breslau kommt und bei Korns Haus vorbeigeht, so geht doch zur schlesischen Zeitung hinauf und sagt Ihr einiges Zweckmäßige: So geht es mit ihr nicht weiter, sie sei ein gutes Blatt gewesen, damals, als es galt den Breslauer Demokraten entgegen zu treten; jetzt aber sei sie traurig heruntergekommen. Wenn ein Breslauer Blatt vom ultraconservativen Standpunkt aus auf die krakelige „Bourgeoisie" eines Beckerath und unserer Partei, ihrer eigenen Partei schimpfe, so sei das zum mindesten unverschämt.

Es gibt viele Hasen und auch viele Aristokraten in Schlesien, und beide Branchen von Staatsbürgern gehörten zu ihren Abonnenten; aber eine Zeitung habe die Aufgabe: eine hochgeachtete Freundin ihrer Leser zu werden, nicht eine Dienstmagd für alle ihre unklaren Stimmungen und Capricen. — Geht Mros, sagt das der Schlesischen, es ist schade um sie.

Und Ihr selbst, Michael Mros, lebt wohl, an mich denken könnt Ihr nicht, um so besser; ich bin überzeugt, unser Verhältniß wird um so zarter und idealer bleiben. Lebt wohl, ich liebe Euch.

Reisetagebuch aus dem östreichischen Oberland.

2. Krummstab und Lineal.

So dunkel war es eines Nachmittags in der Schenkstube „zum schmeckenden Wurm," daß ich von zwei Gästen, die mir gegenübersaßen, Nichts deutlich gewahren konnte als eine Nase. Sie schimmerte mir traulich entgegen wie ein fernes Licht dem Wanderer bei Nacht oder wie ein Streifen Abendroth zwischen Herbstwolken in einem engen Felsenthal. Endlich zündete der Kellner eine kleine Gasflamme an und siehe da, die lustige rosige Nase gehörte einem hochwürdigen Herrn, den ich schon zweimal auf demselben Sitz gefunden, auch einst in der Kirche zum St. Martin predigen gehört hatte. Seinem Aussehen nach war er aus der zahlreichen Klasse jener Geistlichen, die zu Metternich's Zeiten im Gefühl ihrer sichern Stellung gerne lebten und leben ließen, die Jagdflinte flinker handhabten als das Brevier und in edler Duldsamkeit an der Tafel des Gutsherrn die gottlosesten Witze über Kaiser, Bischof und Pfarrersköchin lachend mit anhörten. Was sage ich? Sie gaben selbst Proben ihrer höchst freigeistigen Aufklärung, sprachen, unter Brüdern, von dem „famosen Dr. Strauß" und hatten die ausgelassensten Wiener Bonmots aus erster Quelle. Erst die Revolution weckte sie aus der süßen Gewohnheit des Nichtsthuns und Gehenlassens; die ältern unter ihnen blieben neutral und tolerant, mehrere junge Priester schwuren sogar zur Fahne der Freiheit und machten slavische oder magyarische Nationaltänze mit; der große Haufe der geistlichen Philister jedoch ward, dem Posaunenruf der in Wien nachtenden Prälatenversammlung gehorchend, National- und Mobilgarde der streitenden Kirche. Das geistliche Linienmilitär, zu Fuß und zu Pferde, Grobschützen und Kosacken muß der Jesuiten- und Liguorianerorden liefern. Die Nationalgarde — und zu ihr gehörte mein Stammgast im schmeckenden Wurm — dient in dem heiligen Kriege wider den Geist der Zeit als Kanonenfutter. Sie ficht sehr plump und regellos, macht mehr Lärm als Beute, und poltert fleißig auf der Kanzel und im Beichtstuhl mit den hohen Himmelscourierstiefeln herum, ohne der Schlange grad immer auf den Kopf oder den Schwanz zu treten.

Diesmal schien der Mann Gottes im besten Humor, er hatte eine arme Schneiderseele gefangen, die neben ihm saß, und bestellte zur Feier des Tages bereits den dritten Humpen Ministerbier. — „Also, das ist brav, Sie kommen zu uns," sagte er; „und werden es nicht bereuen." Es handelte sich nämlich um die Aufnahme des Schneiders in einen Club, welcher sich katholischer Verein nennt. „Man hat uns oben zu verstehen gegeben, daß wir uns auch während des Belagerungszustandes aufthun dürfen, da wir doch der guten Sache nur nützen kön-

nen. Wir meinten darauf, daß wir keine Ausnahme für uns wünschen, sonst heißt's gleich, wir wollen die Freiheit mit Haut und Haaren verschlingen. Sie kennen ja das Pack. Aber, haben die Herren gemeint, es wäre besser, nicht so lang zu warten, denn die Revolutionärs sind im Stillen auch nit faul; die verkappten Radikalen — jetzt spielen's die Loyalen und kommen fortwährend mit der Constitution, als wär' die nur so ein Haderlumpen, gut genug, daß sie sich damit die Sau- und Blutflecken vom zweiten Charfreitag 1848 *) von die Judenfinger wischen und wegamnestiren — also, die sollen wir nur bellen lassen. — Jemine, die Radikalen! entgegnete der Schneider, gravitätisch den Kopf schüttelnd, und reichte dem Pfarrer eine Prise; mich haben's auch einmal in's Odeon verführt, mich und meine Frau. S'waren halt Flausenmacher, für die ich gearbeit' hab. Meine Thres' hat die ganze Nacht nicht schlafen können, mich immer ang'stoßen wie nicht g'scheidt. Aber, Ferdl **), sagt sie, dein' Gott wirst dir doch nicht nehmen lassen? — Ja, darauf sehen's die Radikalen in der ganzen Welt ab. Auf den Sack schlägt man und — sie schimpften auf die Minister und haben den Kaiser gemeint; sie raisonnirten über die hohe und niedere Geistlichkeit und haben eigentlich gegen unsern Herrgott selber Krieg angefangen! — Ich kann mir nicht helfen, rief der Schneider, über den die Gnade immer dicker hereinbrach; nein, die Constitution kommt mir manchmal auch ein bisserl wie so'ne Radikale vor. — Ist nicht so gefährlich, beschwichtigte der hochwürdige Herr; die Constitution ist noch jung und muß erst gezogen werden. Freilich, s'ist Manches drin, womit keine Ruh und kein Auskommen wär' auf die Länge. Zum Beispiel die Schulen. So ein neumodischer Schullehrer haut mit seinem Lineal in einer Stund alle zarten Christbäumchen um, die der Seelsorger das ganze Jahr in die Herzen seiner Pfarrkinder gepflanzt hat. Das darf nicht sein, der Schullehrer muß unter der strengsten Aufsicht des Geistlichen stehen. Ohne Religion ist einmal Nichts und dabei bleib ich — auf den Tisch schlagend, daß die Gläser klirrten. Er sah mit einem fragenden Blick zu mir herüber. Ich glotzte ihn schweigend an. — Vorigen Sommer, fuhr er fort, seine Stimme mit Absicht lauter erhebend, wie der Pillersdorf die Religion abgeschafft hatt', da sah man gleich die saubere Heidenzucht. Hab ich doch die Wirthschaft auf den Barrikaden selber angeschaut! — Er beschrieb nun das frivole Treiben in den berühmten Wiener Maimondnächten, als Kaiser Ferdinand floh, aber mit einem gewissen Behagen und in so drastischer Kennersprache, daß meine Feder roth würde, wenn sie es nachschreiben sollte. — Und meinen's, daß sie sich vor mir oder meinem Kleid genirt hätten? Ha, ha! Gelacht haben sie und die Hüte und Schürzen und Tücher mir zugeschwenkt, als hätten sie den Pater Füster vor sich. — Er beutelte sich hier selbst, wahrschein-

*) Der 6. October fiel auf einen Freitag.

**) Abkürzung von Ferdinand.

lich um das revolutionäre Gelächter der Emancipirten abschreckend darzustellen. Schon recht! rief er wieder mit pathetischem Zorn: nur philosophisch: So kommt's, wenn lauter Supergelehrte und Feinredner regieren! Und er ward dunkelroth im Gesicht, vielleicht von dem stechenden Blick, den ich ihm zuwarf. — Lieber Mann Gottes, waren es denn Säuglinge, die in jenen Mainächten den züchtigen Wiener Mond so betrübten? Drei Monat alte Säuglinge, geboren am 13. März, Nachmittags Punkt fünf Uhr? Ich glaubte immer, die Garden und Legionäre seien hübsch große Kinder aus der guten alten Zeit gewesen, aufgewachsen unter Euerer Zuchtruthe? An der übertriebenen Gelehrsamkeit im alten Oestreich kann's aber auch nicht gelegen haben? — Diese Fragen enthielt mein Blick, allein der Hochwürdige verstand ihn nicht zu entziffern. Er verbreitete sich gegen seinen Nebenmann über die ausgedehnte Verzweigung des katholischen Vereins und über die segensreichen Folgen seiner Wirksamkeit für den Himmel und die Erde. Wir erstrecken uns, sagte er, an den Fingern zählend, erstens durch die ganze Monarchie, zweitens durch Baierland, Schwaben, Baden und Rheinland, drittens durch Belgien und die Schweiz, endlich, und das ist die Hauptsache, bis tief und hoch in's Französische hinein! — Und triumphirend, wie der heilige Görg vom hohen Roß herab auf den Lindwurm, sah er bei den letzten W. auf den kleinen Schneidermeister herunter. — Na, sagte dieser gähnend; so wird's mit den Franzosen auch bald aus sein? — Das versteht sich. Wer kann ruhig schlafen in Europa, so lang die Pariser Revolution dauert? Man kommt ja zu Nichts, vor lauter Zeitunglesen, die Kirchen stehen leer, die Messe wird rein vor'm Bettelvolk gelesen und tritt man in den Beichtstuhl und guckt durch's Gitterloch, so melden sich lauter alte Weiber. S'ist erbärmlich. Die größten Potentaten wie die kleinsten müssen in Einem fort den Courszettel auswendig lernen und schicken jeden Augenblick zum Rothschild und zum Sina, zum Sina und zum Rothschild, wie der König Pharao zu den Zeichendeutern oder wie Saul nach der Hexe von Endor; sie können ja nicht wissen, was heut oder morgen dem ersten besten Republikaner für eine Interpellation einfällt. Gewiß, mein braver Herr Obermaier, dem Krater der Revolution wird man mit Gottes Hilfe schon den Rachen stopfen.

Geschlossen wird er einst, sagte ich; aber Euere Hände sind zu diesem Werke am wenigsten berufen oder auserwählt. Was ist seit sechzig Jahren nicht geopfert worden, um den geheimnißvollen Curtiusschlund zu befriedigen, und er gähnt noch immer, schwarz und unheimlich wie einst. Ganze Menschengeschlechter, siegreiche Heere, zertrümmerte Städte und hundert Thronsessel wurden hineingestürzt, — umsonst. Dreimal ward eine hohe zackige Krone um seinen Rand geschmiedet, — sie schmolz. Jetzt sitzt der Louis Napoleon des Friedens als loser Stöpsel drauf und nähmt Ihr einen Stöpsel von Gottes Gnaden mit einem Purpurmantel und rauschgoldigem Königsstecken in der Hand, — er frommt nur kurze Zeit. Und frommt er auch länger: der ausgebrannten Vulkan dort ist nicht der

furchtbarste mehr. Ein anderer Krater hat sich in Rom geöffnet und aus ihm werden die nachterhellenden Schreckensflammen einst über die ganze katholische Welt auflodern. Versucht es und setzt Euren stattlichsten Prälaten über die Oeffnung, ob er den Ausbruch ein Viertel Jahrhundert lang abhalte! Wohl gäbe es ein Mittel: die Gesammtdummheit des heiligen römischen Altöstreich frisch hineingeworfen, — diese Riesenlast reichte wohl hin, den unerbittlichen Abgrund auf gütlichem Wege auszufüllen. Doch wer kann von Euch solch theures Opfer verlangen? —

Diese radikale Aufwallung hatte mein vis-à-vis in mir hervorgerufen. Während meiner langen Anrede war der fromme Schneider selig eingeschlafen und accompagnirte mit elegischen Nasenlauten meine terroristischen Worte. Doch, die Wahrheit zu gestehen, ich hielt die Rede blos in Gedanken; ich war so stumm wie die Stockuhr in der Ecke, deren Pendel stillstand, und wie der Geistliche, der, mit auf den Tisch gestemmten Ellenbogen dasaß und mich starr ansah. Er mochte in meinem Mienenspiel gelesen haben, was mir die Seele bewegte, und hub an einzulenken: Sie halten mich wohl für einen Finsterling, aber, mein Herr, Sie irren sich. Die Freiheit ist eine edle Gottesgabe, die Aufklärung ziert den Menschen und ich habe in meinem kleinen Wirkungskreise die Unduldsamkeit stets bekämpft; wenn man nur immer zwischen der wahren und der falschen Toleranz zu unterscheiden wüßte! — Pst! erwiederte ich, aufstehend, nahm den Hut und raunte ihm in's Ohr: Hochwürdiger Herr, Sie sind des Teufels. — Er fuhr auf. — Stille, rief ich. Sie reden sich um Ihr Seelenheil. Wissen Sie, was ein gewisser Prediger vorigen Sonntag in der Martinskirche von der Kanzel herabdonnerte: Das aber sage ich Euch, wer da mit einem Juden, einem Ketzer oder Radikalen freundliche Worte wechselt, der wird am hellen Mittag lebendigen Leibes zur Hölle fahren. Sie haben mit mir gesprochen, und wohl Ihnen, wäre ich nichts Schlimmeres als ein Ketzer! — — — (Forts. folgt.)

Aus Wien.

Von M. T. U.

Haynau zum Dictator in Oestreich ausgerufen! — Diese telegraphische Depesche ist nicht von meiner Erfindung, sie steht, ziemlich unverblümt, in den meisten östreichischen Journalen. Haynau habe gedroht, die Monarchie im Stich zu lassen, wenn ihm die Vollmacht über Leben und Tod in Ungarn geschmälert würde. Diese Drohung habe jede Rücksicht der Menschlichkeit und Klugheit überwogen und das Geschrei der Völker, die Stimme Europas übertönt. Der Kaiser, der Hof, die Minister beugten sich unter den Willen des eisernen Lands-

knechts und salbten ihn noch einmal zum unverantwortlichen Herrn und Richter auf unbestimmte Zeit. Zur Besiegelung des erneuten Contractes mit dem Erbarmungslosen wurden denn auch am 20. October in Pesth wieder drei ungarische Stabsoffiziere, Havancour, Giron und Fürst Woronjecki, hingerichtet und zwar durch den Strang. Der letztere Umstand dient der allgemeinen Sage zur Bestätigung. „Der Galgen." heißt es, — „ja das ist Haynau, das ist sein Arm, seine Hand und Unterschrift!"

Wie viel Wahrheit, wie viel Dichtung dieser Auffassung zu Grunde liege, erräth man leicht. Das Heer ist Dictator in Oestreich und Haynau ist in diesem Augenblick das Heer. Er ist die sichtbare Verkörperung des herrschenden Systems. Der Volksglaube macht ihn daher zum leiblichen Gottseibeiuns, zum alleinigen Urheber aller Schrecken in Oestreich. Obgleich die alte Naivität allmälig zu schwinden anfängt, könnte es doch geschehen, daß Haynau nach vollbrachtem Tagewerk ein gar nutzbarer Sündenbock würde; denn unsere Zeitungen suchen aus Gründen der Loyalität die kindliche Anschauung früherer Zeiten festzuhalten und mit schlechter Schminke neu aufzufrischen.

Es ist unglaublich, was in unsern großen Blättern fabulirt wird. Wahr sind blos die Ernennungs-, Beförderungs- oder Hinrichtungsanzeigen. Es fehlt nicht an geschäftigen Zu- und Zwischenträgern, Offizieren und Beamten, die aus Wohldienerei der Journalistik geheimnißvolle Mittheilungen zum Geschenk machen; je nach der Farbe des Blattes bringen sie Denunciationen, Verschwärzungen Angeklagter und Verfolgter oder liberale Hofanekdoten und kaiserliche Genie- und Kraftsprüche. Was nur irgend wie ein diplomatisches Kulissengeheimniß aussieht, macht die Zeitungsschreiber glücklich; und sehr häufig gehen selbst die unabhängigeren Blätter, halb unbewußt, in die Falle.

Am grellsten zeigte sich diese Taktik in den theils frazzenhaften, theils sentimentalen Randzeichnungen der hiesigen Journale zum jüngsten Aufzug des ungarischen Trauerspiels. Die fabelhaften Widersprüche und Albernheiten darin verdienen eine kurze Beleuchtung. Scheiden wir aber erst die Schreiberwelt in zwei Lager, und beginnen wir mit den gut- und bestgesinnten Organen: Oestreichischer Correspondent, Courier, Geißel, Hans Jörgel u. s. w. Dies sind die Schafe, die zur Rechten Schwarzenbergs sitzen, gemüthlichen Blutdurst predigen und aus östreichischem Patriotismus kroatisches Deutsch kauderwälschen. Lange vor Batthyani's Tod flüsterte der östreichische Correspondent von 17 Zeugen, die des Grafen Mitschuld am Morde Latour's beschworen hätten. Im kriegsrechtlichen Urtheil über Batthyani stand Nichts davon. Ferner, als die Nachricht vom 6. October allgemeine Bestürzung erregte, säuselte ein halboffizielles Blättchen: Haynau hat vor der Execution die Proceßakten ans Appellationsgericht geschickt und dieses bestätigte Batthyani's Verurtheilung. — Das Appellationsgericht hielt den Athem

an und schwieg. Von den Proceßakten war nach zwei Tagen keine Rede mehr. Vielmehr sprachen die Schwarzgelben von einem Standpunkt der höhern Politik, von Rücksichten des Staatswohls (!). „Die politische Wirkung der Execution," flötete die Pesther Zeitung, „wird jedenfalls eine erschütternde, beugende sein; auch wird sich dadurch die Meinung feststellen, daß die Regierung mit allen magyarischen Sonderparteien gebrochen hat; eine Wendung, die wir durchaus nur als eine vortheilhafte ansehen können." Eine Hinrichtung als Programm! Warum nicht? Endlich schmunzelte eine andere schwarzgelbe Zeitung: Nun, die letzten Hinrichtungen werden hoffentlich dazu dienen, die Herren Honvedoffiziere, die noch immer in ihrer Uniform herumstolziren, bescheidener zu machen. — Da haben wir den pädagogischen Standpunkt. Man schlägt einem Schulbuben den Kopf ab, damit die andern ihn nicht zu hoch tragen. Das Wiener Volk aber verhöhnte die rothmonarchischen Schreiber und sagte: „Larifari! Den Batthyani hat ja Niemand anderer hinrichten lassen wie der Kraus Pascha, wegen der 7 Millionen. Der Finanzminister hat's gethan und der wird schon wissen, was er thun soll. Wenn er ihn nur gleich in Sechserl, die eigentlich 4 Kreuzer werth sind, umgemünzt hätt!" Kurz, nach wenigen Tagen verschluckten die Kauderwälscher ihre eigenen Geschichten von den 17 Zeugen, von den eingesandten Proceßakten und stimmten in den Chorus ein, der aus dem andern Lager ertönte, zu welchem wir sogleich übergehen werden.

Wir kommen also jetzt zu den anrüchigen Böcken, welche zur Linken Schwarzenberg's sitzen. Dies sind die „Schand- und Brandblätter," die „Kloaken des Republikanismus, ja sogar des Radikalismus," Organe, „deren ein jeder Artikel eine politische Zote ist,"*) die unter „hochdeutscher Phrasenblume die Schlangen des Umsturzes verbergen," kurz Journale, die so wüthend und blutdürstig sind, „jetzt schon," um Amnestie zu bitten, Gnade zu verlangen, Versöhnung zu winseln: Wanderer, Presse, Ostdeutsche Post u. s. w. Bereits im September ließ die Gutmüthigkeit dieser Blätter einen kaiserlichen Courier mit dem weißen, Gnade winkenden Schnupftuch nach Ungarn galloppiren. Richtig machten gleich darauf einige Hinrichtungen, auf Abschlag, den Courier zur Mythe. Darauf ließen sie den kaiserlichen Adjutanten, Grafen Grünne, mit einem Befehl zur Einstellung der Executionen in der Tasche, abreisen. Diesmal war die Nachricht halboffiziell, authentisch. Der 6. October brachte eine blutige Widerlegung. Schmerz, Schrecken und Erbitterung bemächtigte sich der Gemüther. Die Schand- und Brandblätter, gedrängt von der Aufregung des Publikums, falteten die Hände, flehten nochmals um Gnade, baten um Klugheit und um Rücksicht auf die öffentliche Meinung, auf die Stimmung des Volkes, die sie nur schüchtern ahnen lassen durften; die

*) Polemische Artigkeiten des „Courier," aus der Feder eines Ministerialbeamten, Dr. Wurzbach, welcher zum Ruhm und Heil des Vaterlandes zugleich Mitarbeiter von Schwarzenberg und Bäuerle ist. Der Einf.

„Presse" wagte sogar, in Sachen Batthyani's auf den Rechtspunkt anzuspielen. Die Stellung der armen Schandblätter war bemitleidenswerth und ihr Benehmen so ehrenhaft als der Belagerungszustand es erlaubte. Nachdem sie den Anforderungen der Humanität genügt, erwachte ihre Sorge um die Monarchie und mit einer Loyalität, die bessern Dank verdiente, als ihr werden wird, beeilten sich die sentimentalen Wühler, die Tradition von der väterlichen Milde der Habsburger zu retten, den jungen Kaiser in der Vorstellung des Volkes von Haynau zu trennen; es entstanden mit einem Zauberschlag die kühnsten und hoffnungsreichsten Voraussetzungen, Vermuthungen und Gerüchte; Versicherungen aus bester Quelle und von wohlunterrichteten Personen, die ein halboffizielles Ansehen hatten, wurden ausgestreut: — Graf Grünne hatte seine Botschaft falsch ausgerichtet und ist von der Person des Kaisers entfernt worden! — Wird ein Auftrag der Art der mündlichen Mittheilung anvertraut? Ist er nicht wichtig genug, um ein Blatt Papier darauf zu verwenden? — Die Minister sind außer sich — Cabinetskrisis — Der Kaiser hat geweint, er hatte Nichts geahnt — lebhafte Scene zwischen Vater Radetzky und Haynau — Haynau hat Urlaub genommen, ist in Gnaden entlassen. — Ein dritter, diesmal wahrhaftiger und wirklicher Gnadencourier ist nach Ungarn geflogen! und richtig, am 20. October erheben sich in Pesth drei neue Galgen und werfen ihre nächtigen Schatten bis in das Herz des Wiener Volkes. Grünne avancirt zum Gesandten in England — die Minister schreiben ruhig ihre „allerunterthänigsten Vorträge" weiter — Bach lächelt und Schmerling bringt einen Toast auf die Einheit Deutschlands aus — Vater Radetzky schüttelt Haynau die Hand — Haynau kehrt auf seinen Posten zurück, — der Kaiser geht zur Parade. Und das Volk? — wird kalt, höhnisch und verlernt zu glauben. Hängt zu! sagt es; meine Nerven sind abgestumpft. Regiere, wer da wolle: Haynau, der Kaiser, Sophie oder Schmerling: es ist Eins, Alles Eins!

So entsteht die im Anfang dieses Briefes erwähnte Sage. Haynau terrorisirt die Dynastie. Er führt das Schwert sammt dem Zepter, und die Schuld des am 6. und 20. vergossenen Blutes trägt einzig und allein der Dichter Karl Beck, der sein halb bittendes, halb warnendes Amnestielied

(„Den Aerzten wie den Königen
Sind viel der Leichen eine Schande")

falsch adressirt hat. Er hätte es nicht „An Franz Joseph," sondern „An Baron Haynau" überschreiben sollen.

Aber ist die Sage von Haynau's Allmacht nicht eben so lächerlich wie verzweifelt? Er ist nichts als ein treuer Diener seines Herrn. Die ihm die Vollmacht gaben, kannten den „Feldherrn Einhau" von Brescia her, wußten den Gebrauch, den er von ihr machen würde, und haben seine Thaten zu verantworten. Seine angebliche Drohung wäre sie nicht eine Albernheit gewesen? Haynau ist nicht unentbehrlich, sein militärisches Talent ist kein unerhörtes, und was sein Profoßen-

talent betrifft, — es wird den Großdeutschen zur Freude gereichen, wenn ich ihnen versichere: die östreichische Armee zählt noch viele Haynaus. Ja, Herr Buß und Herr Bally werden mir ohne Zweifel um den Hals fallen, wenn sie hören, was die Offiziere aus unserer italienischen Armee behaupten: Haynau ist gegen d'Aspre ein Lamm!

Ich habe vorhin gezeigt, daß die sogenannte Oppositionspresse hier gut östreichisch, rasend großdeutsch und vor Allem eben so dynastisch ist, wie die „Wiener Zeitung." Trotzdem hat ihre Haltung in der Haynau'schen Sache die höhern Regionen in Aufruhr versetzt. Empört und verblüfft hat die Annahme, daß die Hinrichtungspolitik einer Beschönigung bedürfe. Die Zahl der vorgenommenen und noch vorzunehmenden Executionen steht ja in ziemlich richtigem Verhältniß zur Bevölkerung des besiegten Landes; mehr könne billiger Weise nicht verlangt werden. Man will das System des Schreckens mit eiserner Consequenz durchführen. Es geht die Rede von Einführung einer Militärcensur à la Krakau, Lemberg und Venedig. Unterdrückt wurden der „Grazer Courier" und der hiesige „Telegraph," verboten sind ein Dutzend ausländischer Zeitungen, die früher zu den gelesensten gehörten. Die Regierung glaubt mit der beschränktesten Preßfreiheit nicht bestehen zu können; an eine Aufhebung des Belagerungszustandes ist gar nicht zu denken. Eher wird er stillschweigend permanent erklärt werden, wie die neue Organisation Ungarns nach Militärdistriften zeigt; nicht blos in Ungarn, auch in Galizien, Italien, Dalmatien, Kroatien und Böhmen herrscht die Tendenz vor, auf lange Zeit die Militär- und Civilgewalt in einer (Soldaten)-Hand vereinigt zu halten. Das soll die Regierung stark machen; der aufgeklärte Despotismus, meint man in Schönbrunn, thue in Oestreich Noth zur Erziehung der Völker. Möglich; wer aber macht erst unsere Generale aufgeklärt, wer erzieht unsere Haynau's, d'Aspres und Hammersteins zu Menschen des neunzehnten Jahrhunderts!?

Das freie, einige und starke Oestreich ist eine Parodie auf das freie, einige und mächtige Deutschland. Die Stärke ist vorhanden, aber sie ist krampfhaft. Die Einheit hat gewaltige Risse, die nicht durch Ketten und Galgenstränge, sondern durch den schöpferischen Verstand künftiger Staatsmänner geheilt werden können *). Von der Freiheit wollen wir nicht reden. —

Nachschrift. Sie haben gehört, daß der bekannte Ultramontane Hurter ausgewiesen worden ist? Die Veranlassung soll keine politische sein. Indessen munkelten die Freunde des Ministeriums von reactionären Umtrieben, denen man

*) Sieh Geld in Italien, wo man keine östreichische Banknote nimmt, die Tabakfrage in Ungarn, die Judenemancipation, welche in Böhmen zum Theile, in Galizien und anderswo gar nicht gilt, die Gewissensfreiheit in Tirol ꝛc. ꝛc., ꝛc. Endlich die Presse! Zeitungen, die hier unter der Aufsicht des Säbels erscheinen, sind in Galizien und Italien verpönt, denn jeder Militärgouverneur regiert nach andern Principien.

auf die Spur gekommen. Hurter stehe an der Spitze eines Complottes, welches den Zweck habe, Metternich zurückzuführen! Schwarzenberg habe alle Fäden der Verschwörung entdeckt und sogleich energische Maßregeln getroffen. — Freilich, sagen die Wiener, denn unter den jetzigen Umständen wäre der Metternich zu liberal. —

Zweite Nachschrift. — Am 24. October bestiegen zu Pesth wieder drei magyarische Notabilitäten den Galgen: Baron Siegmund Perényi, ehemaliger Vicepräsident der Magnatentafel, Emerich Szacsay, Kameralfiscus; Emanuel Czernyus, Ministerialrath im ungarischen Finanzwesen. Die Vermögensconfiscation steht natürlich dem Galgen zur Seite. Keiner von den Dreien hatte eine Waffe getragen; die lakonischen Sentenzen des Kriegsgerichts erwähnen blos, daß sie eine Rolle im Debrecziner Rebellenparlament gespielt und den kaiserlichen, theils gar nicht, theils von einem einzigen, dazu nichtungarischen Minister contrasignirten Proklamationen vom October 1848 zuwider gehandelt haben. Gleichwie bei Batthyani's Hinrichtung urtheilen also ein paar Korporäle und Lieutenants in einer Rechtsfrage, deren Lösung den Verstand manches Juristencollegiums auf die Probe stellen würde. Das formelle Recht Ungarns ist von zwei Drittheilen Europas anerkannt, ist selbst von Jenen eingeräumt worden, die den Sieg Oestreichs wünschten, — wir erinnern nur an die Times — und jetzt dient es nicht einmal als Milderungsgrund und schützt die Besiegten nicht vor dem Armensündertode gemeiner Diebe und Räuber. Unser Cabinet verachtet aber die öffentliche Meinung Europas, zumal Deutschlands, und dieser Verachtung gleicht an Tiefe wohl nur der Haß, den es gegen sich bei allen Volksstämmen der Monarchie, sogar bei den Kroaten anzufachen gewußt hat. Die Hingerichteten gehörten zu den glänzendsten Kapacitäten, die das constitutionelle Leben Ungarns entwickelt hatte; der „Lloyd," sicherlich kein Wühlerblatt, rühmt Perényi's und Czernyus' Geist, Kenntnisse und oratorische Gaben. Es scheint beschlossen, die Blüthe der magyarischen Intelligenz abzumähen und die Schwungkraft der Nation auf lange Zeit zu knicken; ein Nivellirungsprozeß, wie er in Böhmen vor zweihundert Jahren versucht wurde, soll die Centralisation möglich machen. Was in Frankreich unter Ludwig XI. begonnen und unter Robespierre vollendet wurde, will das Cabinet Schwarzenberg in einem Jahre nachahmend ausführen! Möglich, daß ich mich täusche, indem ich der Blutwirthschaft irgend einen „zeitgemäßen" (!) Zweck unterschiebe und daß es sich nur darum handelt, der Menschheit einigen Respekt vor der Majestät von Gottes Gnaden beizubringen!

Eine Folge dieses Terrorismus hat sich bereits herausgestellt: Die Intelligenz des Landes, die altconservative Partei, entzieht sich dem Dienst der Regierung. Man hat die 800jährige Verfassung Ungarns, die seit 1830 viele vernünftige Verbesserungen erfuhr, abgeschafft, ohne eine neue zu oktroyiren; man hat dafür ein „Statut" — der Name erinnert an die Moldau und Walachei — versprochen,

Den Militärherrschern sind, zur Vorbereitung normaler Zustände, Civilcommissäre beigegeben, die dem Ministerium verantwortlich, aber auch zugleich den unverantwortlichen Säbelherrschern unterthan sind; eine liebliche Mischung von constitutionellem Schein und despotischer Wirklichkeit. Die amtliche Correspondenz zwischen den Distrikten soll auf Deutsch geführt werden. Diese Kränkung des Nationalgefühls ist ein treffliches Mittel, um sowohl in Magyarien wie in der in's Wasser gefallenen Slowakei das Deutschthum beliebt zu machen, doch wird der Commisbrotstyl unserer Weldens und Böhms gewiß für die Verbreitung deutscher Sprache und Bildung Wunder wirken. Dieser Fülle von Wohlthaten entspricht nun auch der passive Widerstand des magyarischen Volkes. Zwölf Distriktsobercommissäre haben an einem Tage ihre Stellen niedergelegt, andere werden folgen. Je mehr die Regierung gezwungen sein wird, fremde Bureaukraten in Ungarn anzustellen, die weder Land und Leute, Sitten und Zustände kennen, noch überhaupt mit dem Volk umzugehen wissen, desto heftiger wird der Widerstand, desto tiefer der Nationalhaß, die Verwirrung und die Schwierigkeit jeder Entwickelung werden. Tant mieux, sagen Capitän und Lieutenant; desto länger dauert unser Regiment und unsere Soldzulage.

Die Steirer haben um Einberufung ihres Landtags petitionirt, damit die Charte eine Wahrheit werden könne, aber zur Vorbereitung für einen künftigen Reichstag sind vereinzelte Landtage ungenügend und werden deshalb unterbleiben. Die Zukunft der Märzverfassung macht ein hyppokratisches Gesicht, das Ministerium tröstet sich und die Masse der Besitzenden mit der Sorgfalt, die es den materiellen Interessen widmet, mit den kalifornischen Bergen unserer finanziellen Zukunft. Aber eine Armee von fast 700,000 Mann auf dem Kriegsfuße kann auf die Dauer selbst Kalifornien auffessen. Die jüngste Anleihe von 71 Millionen Gulden, sagt man, erhält nächstens eine Nachfolgerin. Die Kurse sinken, das Agio auf Metall steigt.

Die Censur ist glücklich auferstanden, vorläufig für Bücher. Das Militärcommando hat allen Buchhändlern die strengste Weisung zukommen lassen, kein Manuscript ohne das Imprimatur Welden's zu drucken. — Dagegen führt man hier zur Erbauung eines gemüthlichen Wiener Publikums, Mailänder Spektakelstücke auf und verurtheilt Bürgerliche, wegen kleiner Vergehen, zu Stockstreichen. Ob die Delinquenten auch nach militärischer Sitte beim Aufstehen von der Prügelbank „für die gnädige Straf' danken müssen," habe ich nicht erfahren können.

Ein Derwisch prophezeiht den Tod Batthyany's.

(Aus einer Biographie des Grafen Ludwig Batthyany.)

Graf Ludwig Batthyany dachte eben so freisinnig in Glaubenssachen als in der Politik. Man konnte ihn nicht zu den Kirchengängern zählen, obwohl er in vollem Ornate des Magnaten bei allen kirchlichen Festen erschien, sobald sie eine politische Nebenbedeutung hatten. Die Erziehung bei den Schotten in Wien hatte ihm keinen sonderlichen Begriff von klösterlicher Bildung beigebracht, und sein Aufenthalt in Italien beförderte nicht die Achtung vor den Ceremonien. Die Reise in den Orient hatte nicht minder auf den empfänglichen Geist eingewirkt, so daß Batthyany alle Religionsgesellschaften gleich respectirte. Er war frei von Vorurtheilen und duldsam, obwohl er sich manchen Scherz erlaubte und die Geistlichen mit scharfen Ausfällen geißelte.

Der Aberglaube klopfte aber mit leisem Finger auch an diesen vorragenden Geist, und Batthyany unternahm z. B. nichts an einem Freitage. Im Jahre 1844 befand sich Batthyany mit seiner Familie auf dem Dampfschiffe, das von Wien nach Pesth fuhr. Der türkische Gesandte am kaiserlichen Hofe befand sich ebenfalls mit seiner Begleitung am Bord, und darunter ein Derwisch, dem man viele Aufmerksamkeit und Achtung bewies. Der Derwisch war ein Araber und stand im Rufe der Heiligkeit; man sagte damals, er wolle das Grab eines Heiligen bei Ofen besuchen. Er war nicht alt und bewies mit lebhaften Geberden seine Theilnahme an Allem, was vorging. Graf Batthyany näherte sich mit einem im Oriente erlernten Gruße dem Fremden, und dieser schien bereits den ungarischen Cavalier zu kennen, denn er fühlte sich geschmeichelt durch das Bestreben, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Batthyany stellte ihm seine Kinder vor, Mädchen in zartem Alter, und auch die Gattin. Nach längerer Unterhaltung wollte sich der Derwisch wahrscheinlich erkenntlich erweisen, und erbot sich, den Damen aus der Hand wahrzusagen. Die Gräfin schlug es aus, wahrscheinlich unangenehm an einen Vorfall im väterlichen Hause erinnert. Graf Zichy ist kein freigebiger Mann und seine Frau war es ebenfalls nicht; letztere verweigerte einer bettelnden Zigeunerin ein Almosen, und diese sprach eine Verwünschung aus. Die Gräfin Zichy, die Mutter der nachmaligen Gräfin Batthyany, starb bald nach jener Szene im Kindbett.

Batthyany gab aber lachend die Hand hin, die der Derwisch lange betrachtete, ohne irgend etwas zu sprechen. Der Derwisch ließ die Hand des Grafen los, und es schien, als wollte er das Stillschweigen weiter behaupten; aber dies reizte um so mehr, und Batthyany drang mit seinem bekannten Ungestüm in den

braunen Araber. Der Derwisch erhob endlich die rechte Hand, mit der Fläche zum Gesichte Bathyany's gewandt, die fünf Finger auseinanderhaltend.

Der Graf verstand die Pantomime nicht sogleich, oder wollte sie nicht verstehen.

Der Derwisch neigte die Hand gegen Batthyany, und brachte sie dann in die frühere Position, wobei ein trüber Ernst aus den dunkeln Augen blitzte.

Batthyany wurde blaß und verlegen, wie Jemand, der die Verlegenheit zu verbergen sich bemüht; erst nach einigen Secunden gelang es ihm, die frühere Fassung zu erringen, und mit zum Lachen verzogenem Munde sagte er zu einem nebenstehenden Freunde: In fünf Jahren? Das wäre zu früh. Ich brauche noch ein Vierteljahrhundert, um meinen Lebenszweck zu erreichen, und ohne einen Sohn zu hinterlassen, möchte ich die Welt nicht verlassen. (Er hatte damals noch keinen männlichen Erben.) Meinem Vetter (Graf Carl Batthyany) möchte ich nicht die schönen Güter übergeben, er liebt sein Vaterland nicht.

„Lappalien," sagte der Mitreisende; „wie kann man so ernst werden, weil ein dummer Derwisch Wahrsagerei treibt, wahrscheinlich um ein paar Goldstücke zu erbeuten. Wir wollen ihm für den Schabernack gleich Revange geben."

Mit diesen Worten ergriff der Mitreisende die Hand des Derwisch, die dieser gleichgiltig und ohne Zögern ihm überließ; überlegend und nachsinnend schaute er darauf, und hob endlich den Zeigefinger in die Höhe, andeutend: der Derwisch werde nur noch ein Jahr leben. Der Derwisch nahm ein Oelfläschchen aus den weiten Falten seines Gewandes, benetzte die Finger damit, sah hierauf gegen den Himmel und wandte sich Mekkaseits, leise die Lippen bewegend. Weder Angst noch Scheu war in den Mienen des Orientalen zu erkennen; es schien blos, er wolle jeden Augenblick bereit sein, das Paradies zu betreten.

Batthyany sagte zum Freunde: „Ihr Witz fruchtet nichts. Sie ängstigen nicht den Weisen des Morgenlandes, sondern vermehren nur die Angst des Thoren aus dem Abendland. Wir mögen philosophiren wie wir wollen, wir bringen dennoch nicht den Respect vor Ammenmärchen aus den Gliedern. Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß die Prophezeihung des Arabers einen Eindruck auf mich machte; weder Geldgier noch Prunksucht hat den Derwisch zu seiner Wahrsagung veranlaßt, und außer Rang und Namen weiß er nichts von meinen Verhältnissen. Hat er in den Linien meiner Hand mein Geschick gelesen, so wird es sich erfüllen. Ich glaube auch, daß die Chiromanthie noch zu einer Wissenschaft gedeihen wird, und es bleibt nicht das Letzte, was wir dem Orient zu verdanken haben werden."

Der Sommer des Jahres 1849 war noch nicht zu Ende, also das fünfte Jahr seit jener Scene, für deren volle Wahrheit wir bürgen, noch nicht verflossen, so lag Graf Ludwig Batthyany todt im Neugebäude zu Pesth.

Betrachtungen eines belagerten Gesammtöstreichers.

Immer Neues bringt die Zeit; seit der Dampf in die Reihe der Faktoren unserer Zustände getreten, hat auch die Produktivität der Zeit sich gesteigert, sie will sich nicht beschämen lassen von dem Emporkömmling unserer Tage, dem Dampf.

Die Zustände wechseln und fliegen vor uns vorüber wie Guckkastenbilder, die Gegenwart macht so tief einschneidende Impressionen, daß wir über diesen uns keiner mehr der nächsten Vergangenheit klar erinnern.

Frei, vielleicht überfrei, waren wir im Jahre 1848, täuscht unsere traumhafte Erinnerung uns nicht; belagert, über alle Maßen, sind wir heute, und so weit gebracht, daß wir vom Jahre 1848 sprechen, wie unsere Väter von der guten alten Zeit.

Wahrlich auf die Erfindung des idealen Belagerungszustandes hat die Neuzeit eben nicht stolz zu sein, eine Zeit, welche sich der Jesuiten entledigt hat, und doch mahnt die Erfindung jener Belägerungsmethode ohne Balisten und Mauerbrecher stark an Jesuitismus, so daß es den Anschein gewinnt, als hätten die frommen Väter ihre Dreimasterhüte in den Ministerhotels deponirt, und der denselben inwohnende Jesuitenspiritus fungire als Mitkonsulent bei den Berathungen.

Der moderne Belagerungszustand scheint sich bei uns eben so festgesetzt zu haben, wie die leidige Cholera, wie diese macht er sich zumeist in großen Städten breit, wie diese gehet er den großen Heereszügen nach, wie gegen diese, ist auch noch kein Mittel gegen jene politische Pest erfunden, es wäre denn die Friedenszeitung — dieses Mittel, welches vor Kurzem in Wien geboren worden unter Mitwirkung der redeseligen Hebamme D. Wildner von Maithstein.

Die Cholera ist eine Geißel Gottes, der Belagerungszustand eine Geißel von Gottes Gnaden, die Cholera wird, wie viele behaupten, durch eine Masse kleiner Thierchen erzeugt, der Belagerungszustand hat ähnliches mit der Cholera gemein, nur sind die Dimensionen größer, eines Voigtländerschen Mikroskopes bedarf es nicht, um die Infusorien zu entdecken, welche uns die Luft der freien Berechtigung verpesten.

Der Belagerungszustand ist ein Ausnahmszustand, wie man uns versichert, er ist also sporadischer Natur, in Oestreich aber, in dem octroyirtconstitutionellen, ist er zur förmlichen Regel geworden, die von ihm noch nicht ergriffenen Freiheitsoasen des Reiches bilden blos kleine freiheitssieche des Contagiums stets gewärtige Ausnahmen.

Die richtige Erkenntniß, der politische Rechtssinn liegt bei gar vielen Leuten noch so fest in den Windeln, daß gar häufig die Phrase ausgesprochen wird, es sei ja der Belagerungszustand nicht sehr drückend. Hierin eben beweiset es sich, daß die Gesammtöstreicher nichts sind als Sklaven, denen im Jahre 1848 andere die Ketten brachen, die tobten und sich gebärdeten wie Tiger, die man jetzt wieder eingefangen hat, und die sich wieder fügen in den angebornen Knechtssinn.

Selbst große Journale — groß nach dem Zollmaß — wie zum Beispiel die Wiener Presse des Herrn Zang, hat sich in dieser erbaulichen Weise über den Belagerungszustand ausgesprochen, ohne Zweifel aus Gründen, die allenfalls einem Hans Jörgel, doch nie einem politischen Journale verziehen werden können.

Es ist eine solche Ansicht auf gleicher Rechtshöhe mit dem Falle, wenn man Jemand, der bei ganz gesunden Sinnen und in vollem Gebrauche seines Verstandes ist, von Amtswegen, gleichsam provisorisch für rasend hält, und tobsüchtig erklärt, ihn aber nicht ins Tollhaus sperrt, sondern auf beliebiges Einfangen, in Gottes freier Luft spazieren läßt.

Eine solche Wahnsinnigkeitserklärung wäre nach dem Rechtsbegriffe des Herrn Zang etwa auch nicht sehr drückend, sie wäre aber ein Mißbrauch der Amtsgewalt, sie wäre eine Infamie, sie würde der Bestrafung kaum entgehen. Die Länder Oestreichs sind durch das Chloroform des Belagerungszustandes in unliebsamen Schlaf versetzet, in welchem sie gräuliche Träume träumen, und das Ministerium sondirt, schneidet und wühlt in ihren Leibern, nach chirurgischen Gelüsten, kommen sie einst wieder zu sich, werden sie sich unter einander, ja sie werden sich selber nicht mehr erkennen, dem einen wird ein Fuß oder beide, den meisten werden die Arme fehlen, sie alle aber werden ihre Köpfe vermissen, welche man ihnen während des Elfenschlafes weggesäbelt hat, der gemeinsame Vielkopf sitzet in Wien und heißet Ministerrath, er ist verantwortlich, doch nur der Geschichte, und das läßt sich ertragen bei Jetztzeit.

Städte sind belagert worden, seit es Städte gab, und werden belagert werden in Zukunft, dem pariser Friedenscongresse und der Wiener Friedenszeitung zum Troß, unsern Tagen aber war es vorbehalten, die Belagerung ganzer Provinzen, Kronländer und Königreiche selbst ohne Krieg zu erfinden und durchzuführen, ohne Ausfällen und Flatterminen zu begegnen.

Daß es dort, wo es thatsächlichen Kampf der Parteien gegeben, nöthig sei, nach dem Kampfe den Ausnahmszustand eintreten zu lassen, damit die leidenschaftliche Erhitzung verdampfe, das ist leider richtig, in diesem Falle gleicht der Belagerungszustand der Zwangsjacke und dem Sturzbade, die man beide einem Tollgewordenen applizirt, um ihn zur Besinnung zu bringen. Ist er aber zur Besinnung gebracht, und setzt man Zwangsjacke und Sturzbad schonungslos fort, so

wird der Kranke stillwüthend und blöde, man macht ihn unfähig effectiver Mensch zu sein für alle Zukunft.

Wir zweifeln sehr, ob das Ministerium des Unterrichtes und Kultus zu Wien einen Professor primarius, der solchen Gebrauch vom Sturzbade machte, im Amte ließe; das Ministerium aber bleibt fest im Amte, obwohl es die Wiener, welche in jenem October wirklich effectiv toll geworden waren, ein Sonnenjahr hindurch mit dem Sturzbade des Ausnahmszustandes tractirt und dieselben wirklich auf den geraden Weg zu politischem Blödsinn führet.

Daß ausgedehnte wirkliche Freiheitsgewährungen in einzelnen Orten und Fällen mißbraucht werden können, und es in solchen Fällen unerläßlich werde, solche Freiheiten momentan zu suspendiren, bis die Besinnung zurückgekehrt, und der Freiheit weiser Gebrauch in richtige Geleise sich wendet, wer möchte das bezweifeln; doch sind die durch den 4. März den Gesammtöstreichern gewährten Freiheiten, jene Grundrechte in nuce, welche man als Klavierauszug der von dem Reichstage in vollem Orchester desiderirten Grundrechte separat publicirt hat, so karger Natur, so enger Dimension, daß dieselben besonders im Hinblicke auf die nachgefolgten provisorischen und interpretirenden Gesetze eigentlich als politische Unrechte, als Utensilien permanenten Belagerungszustandes betrachtet werden müssen, daher um so weniger begriffen werden kann, wie man selbst diese Schattenrechte fürchtet, und sich nicht getrauet diesen gegenüber zu regieren.

Der Presse ist am 4. März nur versprochen worden, es werde die Censur ihr nicht mehr zur Last fallen, dagegen ist sie allen übrigen von volksfeindlichen Regierungen mit den schönsten Erfolgen praktizirte Plackereien bloßgestellt geblieben, und überdies durch ein Preßgesetz der strengsten Sorte, durch ein Jurigesetz, das jenem nichts nachgibt, geknebelt und ans Kreuz geschlagen. Das Associationsgesetz macht ein vermeintliches Associationsrecht geradezu zum traurigsten Spaß, denn der unausweichliche Regierungscommissarius ist permanenter diktatorischer Herr über Leben und Tod der Vereine, vielleicht auch ihrer Mitglieder; ein solches Associationsrecht bestand auch vor dem März in dem sogenannten Polizeistaat, in welchen wir uns vielleicht allmälig zurücksehnen werden. Das Recht der persönlichen Freiheit ist nach den vagen Worten seiner indefinirenden Definition das alte Unrecht des Jahres 1847, und es stehet uns in dieser Beziehung noch ein besonderes Gesetz bevor, in welchem wir Ketten und Kerkerschlüssel schon im Geiste klirren hören. —

Und dennoch, bei all den Maulkörben, Zwangsjacken, Rattenfallen und Wolfsgruben, mit welchen man die gesammtöstreichischen Grundrechte umstellte, fürchtet man sich dennoch die Oestreicher diesen engen Rock wirklich anziehen zu lassen, man fürchtet sich wahrscheinlich, es würden gleich im Beginn alle Näthe platzen.

Wir begreifen wirklich kaum, wo denn eigentlich unsere Fürchterlichkeit wohl stecken mag, wir fangen an stolz zu werden und uns vor uns selber zu fürchten,

und doch sind die armen Oestreicher und speziell die Wiener seit einem Jahre so geistig mager geworden, daß ein Platzen jener Näthe wirklich nicht zu fürchten ist, auch hat man überdies an 600,000 allzeit fertige Schneider zur Hand, die mit den langen Nadeln, die sie auf den Flinten tragen, jede geplatzte Nath flugs zu flicken, ja uns das Gewand an die Haut selber zu nähen verstehen.

In Italien hat es heißen Kampf gegeben, es mag sein, die Leidenschaften brauchen vielleicht noch einige Zeit sich zu kühlen, wenn nicht etwa der Ausnahmszustand selber wieder zum Zündstoff wird. —

Die Wiener waren toll geworden, waren dem ungarischen Kriegsschauplatze nahe, es mag sein, daß der Belagerungszustand bis zum Falle Komorns räthlich schien. Komorn aber fiel, und Wien, das längst gefallene, ist dennoch belagert.

Ungarn brennt noch unter der Asche, und General Haynau muß dort noch immer löschen mit Blut, das ist nothwendig, wie die Gutgesinnten gutgesinnt behaupten, wir verstehen das nicht, die Gutgesinnten sind in Henkersachen kompetent.

Wie aber ist es mit Galizien, diesem unglückseligen Lande, diesem Krebsschaden der Monarchie, einem Lande, das man von allem Anbeginne vernachläßigte, seit man es ungern und gezwungen erworben.

Die fromme Marie Theresia sträubte sich gegen diese traurige Erwerbung, sie widerstrebte ihrem Herzen, sie war zu ihrem Kummer gezwungen, dem Morde Polens zuzusehn und sich in die Spolien zu theilen mit den Mördern. Wir entschuldigen die Vernachlässigung Galiziens eben in jenem Widerstreben gegen seine Erwerbung. Galizien war der Regierung eine stete Mahnung an jenen politischen Mord, man mied das Land, wie man die Mordstätte meidet.

Und dieses gemordete Polen, es liegt wie ein Vampyr über Europa, saugt ihm das Herzblut aus und rächt sich, rächt sich unversöhnlich ohne Unterlaß, schleicht als bleicher Emissär düster brennenden Auges von Land zu Land; immerfort blutet sein Herz und immerfort säet er Blut, Mord, Anarchie und Verwüstung, dieser Racheengel der politischen Erbsünde.

Im Jahre 1846 haben sie ihn eingesenkt in die Gruft der Jagellonen zu Krakau, haben ihm einen Pfahl durch die Brust getrieben, und dachten, nun sei endlich der Vampyr zur Ruhe gebracht — und wieder hat er sich aufgerafft aus seiner Gruft, und hat die traurige Blutsaat von Neuem begonnen, von Frankreich aus bis an die Grenzen seines nordischen Erbfeindes.

Ganz Galizien ist heute noch belagert, das polnische und ruthenische zumal, und auf diese Weise glaubt man zu beschwichtigen, zu versöhnen? Wir fürchten, eben dort wird uns der Vampyr neues Unheil bereiten; ach, wer ihn begrübe! damit er Ruhe finde und wir.

Böhmen endlich, oder doch Prag, hat seinen Rausch gehabt im Juni 1848, Magyaren und Sarmaten haben der alten ruhigen Praga, ohne daß sie es merkte, berauschende Gifte in den Freudenbecher geträufelt, Soldaten haben in gieriger

Haft, in langgenährtem entfesseltem Grimme, mit Blei und Eisen dreingeschlagen, schnell verflogen war der aufgedrungene Rausch. War vielleicht bei wenig Einzelnen das delirium tremens zurückgeblieben, so ging doch die alte Praga ihren alten unerquicklich langweiligen Gang, plauderte Deutsch, plauderte Czechisch, war wieder gemüthlich spießbürgerlich bornirt wie ehedem, legte das Gesammtgewand vom 4. März zwar ungern, doch gehorsam an, obwohl ihr das alte weißrothe Gewand mit blos schwarzgelber Einfassung lieber gewesen wäre. Trotz alledem aber ist die alte Praga dennoch seit beinahe sechs Monaten in die Eisenbande des Mars geschlagen und in der That belagert, vor aller Welt in üblen Ruf gebracht, jeder Gamin, der etwa albern gewesen, bekömmt die Eisenruthe zu kosten, dies alles geschieht und darf geschehen zur Bequemlichkeit der Herren Regierer, obwohl der 4. März verhieß, nur im Falle innerer Unruhen, oder im Falle des Krieges sei die Suspension der politischen Rechte gestattet, und es werde diese durch ein besonderes Gesetz geregelt! Dieses Gesetz jedoch vermeidet man zu geben, und suspendirt inzwischen nach Belieben, also gesetzlos.

Vor diesem leidigen Ausnahmszustande war Prag ganz ruhig im Innern, seit demselben hat es allerdings sehr viele innere Unruhe darüber, wie man ihm den Affront des Belagerungszustandes hat anthun können, nachdem doch der Krieg nicht wohl zur Begründung oder zum Vorwande zu dienen vermag, denn Schlesien und Mähren, dem Kriegstheater zunächst gelegen, sind unbelagert geblieben.

Das Ministerium hat uns das enge Flügelkleid der Freiheit vom 4. März von weitem gezeigt, statt desselben aber das Eisenhemd des Martialgesetzes um unsere Glieder geschlagen.

Wahrscheinlich soll uns die Theatersonne der Freiheit des 4. März auf diesem Wege noch als das Höchste irdischer Herrlichkeit erscheinen, falls die Herren Theatermeister sie einst dennoch sollten in Scene gehen lassen.

Doch eines gedeihet dennoch in der alten Praga — die unverwüstliche Anhänglichkeit an die Dynastie, sie gedeihet trotz Eisenhemd und Bajonetten.

Kaiser Franz Joseph wird in Prag erwartet, in dem ungerecht und ungesetzlich vom Ministerium belagerten Prag schlagen Oel und Kerzen im Preise auf, die Stadt wird in Freudenflammen stehen zum Empfange ihres Kaisers.

Man spart den gerechten Groll und Grimm, echt constitutionell für die verantwortlichen Minister auf, und läßt das den constitutionellen Kaiser nicht entgelten.

Die ganze Einwohnerschaft ist zu einem Collectiv-Lampion geworden und lodert in loyalen Flammen auf.

Und eine solche Stadt, eine Einwohnerschaft von solcher Fähigkeit hält man dennoch belagert! Vielleicht nur deshalb, weil diese Einwohnerschaft außerdem ihre Häuser selber in Flammen setzen würde zu Freudenfeuern.

Man hat offenbar der Loyalität und Anhänglichkeit einen moderirenden Dämpfer aufsetzen wollen aus Finanzrücksichten, denn brennen die Häuser, so schwinden die Objecte willkürlicher Steuererhöhung. 67.

Die Ungarn in Hamburg.

Ungarische Offiziere in den Mauern der reichen Handelsstadt Hamburg, eine seltene Erscheinung! Ueber dreihundert Offiziere, größtentheils von der früheren Besatzung von Komorn, weilen jetzt hier, um sich nach England und Amerika einzuschiffen. Ein herbes Loos wird diesen Unglücklichen zu Theil, nach heißem Kampf für das Vaterland auf immer das bittere Brot der Verbannung zu essen. Wenn man die edlen Gestalten mit der kräftigen Haltung, dem festen kriegerischen Gang, den gebräunten, oft mit Narben geschmückten Gesichtern, in denen die dunklen Augen so feurig blitzen, einzeln oder in Haufen im Gewühl der norddeutschen Stadt einherziehen sieht, kann man sich des tiefsten Schmerzes nicht erwehren. Aber stolz und ungebeugten Muthes sind diese Husaren- und Honvedoffiziere noch jetzt, kein Wort der Klage über ihr eigenes trauriges Loos hört man aus ihrem Munde. Spricht man aber mit ihnen über die unglückliche Lage des Vaterlandes, dann füllen sich oft die glänzenden Augen mit Thränen, und die Stimme, welche durch herzhaften Commandoruf gehärtet ist, wird ihnen schwach und zitternd. „Wir haben gekämpft, so lange wir konnten, aber der Kampf gegen zwei Kaiserreiche war auf die Länge zu ungleich." Daß sie aber ohne die Hilfe Rußlands gesiegt hätten und jetzt kein östreichischer Soldat mehr auf ungarischem Boden stände, davon waren alle höheren Offiziere fest überzeugt. „Die Sache stand im Frühling so günstig für Ungarn, daß man schon daran gedacht hatte, die Armee zu verringern, da man sie gegen Oestreich gar nicht mehr so stark gebraucht hätte", erzählte uns noch ein alter Major, der im Generalsstabe und in der Nähe von Kossuth gewesen war.

Alle diese Offiziere aber lassen der Tüchtigkeit und dem Muth der östreichischen Armee selbst die gerechteste Anerkennung widerfahren, die Soldaten und Offiziere derselben seien gut und brav, nur unter den höheren Stabsoffizieren zeige sich oft sehr große Ungeschicklichkeit. Den Grafen Schlick halten sie Alle unter den höheren östreichischen Generälen bei weitem für den tüchtigsten und ausgezeichnetsten, sonst nennen sie den Fürsten Franz Lichtenstein, den Banus Jellachich und den General Benedek mit vielem Lobe. Selbst den General Welden hört man noch rühmen, durch den Rückzug von Pesth im Frühling d. J. habe er die Ueberreste der östreichischen Armee allein gerettet. Ueber Haynau's und mehr noch

über des Fürsten Windischgrätz gänzliche Ungeschicklichkeit eine Armee zu führen, ist unter Allen nur eine Stimme. Die Unfähigkeit des Letzteren sei lächerlich gewesen. General Haynau aber sei ein tüchtiger Haudegen, der sich gut dazu eigne, ein paar Kavallerieregimenter in's Feuer zu führen, für den Oberbefehl eines großen Armeecorps aber sei er gänzlich unbrauchbar, zumal er jeden Mittag nach der Tafel völlig betrunken sei. In diesem Zustand soll er auch seine wilden, blutdürstigen Befehle erlassen, und wenn seine Umgebung ihn nicht nach Kräften zu besänftigen wüßte, den Befehl zum Niederbrennen ganzer Ortschaften und zum Niederschießen der Gefangenen geben. Beide Feldherrn hätten furchtbar in Ungarn gehaust und der wilden Zerstörungswuth der rohen kroatischen und ruthenischen Bataillone nicht den mindesten Einhalt gethan. Es seien in diesem Kriege Scenen vorgekommen, wie man sie zu Ehren der Menschheit in unserm Jahrhundert nicht mehr für möglich gehalten hätte. Sie geben aber zu, daß das ungarische Heer selbst auch nicht aller Schuld baar sei, auch bei ihnen gab es leider sehr viele rohe Menschen, und die Wuth derselben sei oft durch das Benehmen der ihnen gegenüberstehenden Truppen so gereizt worden, daß es fast unmöglich gewesen wäre, sie vor Excessen zu bewahren. — „Kann man da wohl ruhig Blut behalten, wenn man in ein Dorf kommt und sieht die meisten Häuser desselben niedergebrannt, viele Leichen von Männern, Knaben, Greisen umherliegen und oft dabei noch auf das Schmählichste verstümmelt, hört das Gewimmer der entehrten Frauen und Mädchen, die schonungslos den thierischen Begierden der Soldaten preisgegeben waren" rief ein junger Edelmann aus hoher Magnatenfamilie, der Rittmeister in einem Husarenregiment gewesen war und mit nach Amerika auswandern wollte.

Lange nicht so hoch wie die östreichische Armee stellten unsere Freunde die russische, die ihnen gegenübergestanden hatte. Es seien viele schwache, schlecht genährte und schlecht bewaffnete Soldaten im russischen Heere, besonders die der Infanterie, die ersichtlich ungern kämpften und von ihren Offizieren oft förmlich in das Feuer hineingeprügelt werden mußten. Auch sei der Verlust der Russen ungeheuer gewesen, besonders durch schlimme Krankheiten der Soldaten in Folge der schlechten Behandlung und Verpflegung. Aber auch die Oestreicher haben sehr viel Leute verloren und manche Bataillone zuletzt kaum noch die Stärke von Compagnien gehabt. Der Ersatz hätte aber gewöhnlich aus kriegsgefangenen Ungarn oder Italienern bestanden, die jede Gelegenheit benutzt hätten, um wieder zu desertiren. In noch höherem Grade soll dies jetzt der Fall sein, da allein an 70,000 gefangene Ungarn gewaltsam in die Reihen der östreichischen Regimenter gestellt wurden. „Glauben Sie mir," fuhr Major C. fort, „jede Macht, die mit Oestreich einen Krieg führt, braucht nur eigene Fremdenregimenter zu errichten, und die Herstellung der ungarischen, polnischen und italienischen Nationalität zu versprechen und die halbe Armee geht augenblicklich über." — Alle

ohne Ausnahme hatten eine äußerst geringe Meinung von der Macht Oestreichs. „Wer soll auch wohl für Oestreich kämpfen," sagten sie immer, „die polnischen, ungarischen und italienischen Regimenter thuen es gewiß nicht, denn Soldaten und Offiziere fragen den Teufel nach Oestreich selbst, die Kroaten sehen schon ein, daß sie an der Nase herumgeführt wurden, und werden das nächste Mal egoistischer sein." Von den 13 ungarischen Infanterie- und 12 Husarenregimentern, die vor der Erhebung zur östreichischen Armee gehörten, schlossen sich 8 Infanterie-Regimenter fast ganz den Ungarn an und rissen die schwarz-gelben Feldzeichen ab; und nur die übrigen, die so weit von Ungarn standen, daß sie die Grenzen desselben nicht erreichen konnten, mußten gezwungenermaßen von dem Kampfe zurückbleiben. Ebenso aber sei es auch mit den italienischen Regimentern, die im vorigen Frühjahr großentheils zu den Italienern übergegangen wären. „Es war unsre Thorheit", fuhr der Major fort, „daß wir den Kampf nicht schon im Sommer, wo Italien in vollem Aufstand war, anfingen, dann hätten wir wahrscheinlich gesiegt und es gäbe jetzt kein Kaiserthum Oestreich mehr. Nun, wir haben diesen Fehler arg büßen müssen, unsere Nachfolger werden die Lehre daraus ziehen und wenn jetzt der Kampf wieder beginnt, wird es von allen Seiten zugleich losbrechen." Als den Zeitpunkt aber, wo Ungarn von Neuem aufstehen und Italien sich zugleich erheben würde, gaben Alle den Tod des Kaisers von Rußland an, denn dieser würde bestimmt das Signal zum Aufstand aller polnischen Provinzen des russischen Reiches geben, und Galizien, Ungarn und Italien sich diesem Kampfe anschließen. „Dann können unsere Buben kämpfen, sie werden das Schicksal ihrer Väter rächen," sprach der Alte und sah finster vor sich nieder.

Ueber Görgeys Capitulation ward sehr verschieden geurtheilt und dieselbe von Manchem heftig getadelt. An offenbaren Verrath von Seiten Görgey's glaubte aber Keiner, sie nahmen ihn Alle sehr energisch gegen dergleichen schmähliche Anschuldigungen in Schutz. „Er habe den Kopf zuletzt verloren und sei durch die ihn von allen Seiten umgebenden großen feindlichen Heeresmassen zu dem Glauben verleitet, es sei nun doch einmal Alles verloren; eine gute Capitulation war ihm noch das Beste. Sonst hätte er sich doch noch durchschlagen und den Krieg wohl noch einige Wochen hinhalten können," meinten sie. „Uebrigens sei die Sache Ungarns seit dem Einmarsche der Russen für die Gegenwart doch verloren gewesen, und so sei es auch am Besten, daß der Kampf jetzt geendet sei." — Einzelne Offiziere waren mit in Hamburg, die beim Görgey'schen Corps gestanden und sich später heimlich nach Komorn durchgeschlichen hatten. Daß Komorn noch mehrere Monate selbst gegen eine Belagerungsarmee von 60—80,000 Mann zu halten gewesen wäre und an eine Erstürmung desselben für die erste Zeit noch gar nicht zu denken war, bekräftigten alle einstimmig. Doch sei die Vertheidigung dieser Festung ganz nutzlos geworden, nachdem Ungarn vollständig von ihren Feinden besetzt und es keine ungarische Armee mehr gegeben habe: das Land

hätte noch länger unter dem Kriegszustand leiden müssen und viele Opfer wären ohne irgend einen erreichbaren Zweck gefallen, Ungarn müsse aber jetzt zu Kräften kommen, damit es den neuen Kampf, der ihm noch bevorstehe, wieder beginnen könne." —

Mit vieler Anerkennung sprachen diese ungarischen Offiziere auch von den militärischen Talenten von Bem und Dembinski und einigen anderen polnischen Offizieren, auch die polnische Legion habe sich stets mit der größten Tapferkeit geschlagen. Die deutsche Legion, anfänglich an 2000 Mann stark und aus sehr vielen Deutschen und namentlich Wiener Studenten und Polytechnikern bestehend, habe im ungarischen Heere mit dem größten Todesmuthe gefochten und sei bis auf Wenige auf den Schlachtfeldern geblieben. — Die einzelnen Gefechte müssen oft ungemein blutig gewesen sein, denn mit der größten Erbitterung ist oft Stundenlang Mann gegen Mann mit den blanken Waffen gekämpft worden.

Eine unbeschreibliche Erbitterung hat unter diesen Flüchtlingen die Kunde von dem Hängen und Erschießen der 13 höheren ungarischen Offiziere in Arad und der Füsillade des Grafen Batthyany und seiner edlen Gefährten in Pesth hervorgebracht. Viele erhielten die Trauerbotschaft erst in Hamburg. Bärtige Männer, höhere Stabsoffiziere, haben bei dieser Kunde vor Schmerz und Wuth wie Kinder laut geweint, und mit gefalteten Händen die Rache des Himmels auf die moralischen Thäter dieser Bluturtheile herabbeschworen. „Jetzt erst ist Ungarn für immer von Oestreich gerissen," riefen mehrere dieser Offiziere aus, „jetzt ist auch die, leider bisher noch mächtige Partei, die von einer Trennung mit Oestreich nichts wissen wollte, zum neuen Kampf auf Leben und Tod bereit. In jedem Knaben, den eine Ungarin noch gebiert, wird ein Rächer dieser Thaten erwachsen, jede Magyarenbrust wird kein anderes Gefühl mehr kennen, als Rache, blutige Rache. Verflucht sei mein Vater, daß er in dem heißen Kampf gegen Napoleon jemals den Säbel für das Haus Oestreich gezogen, verflucht mein Urgroßvater, daß er auf dem Landtage in Preßburg das „moriamur pro rege nostro Maria Theresia" mit gerufen, und diese Worte zur That auch gemacht, verflucht meine Kinder und Kindeskinder, wenn sie jemals einen anderen Gedanken haben, als für Ungarns Freiheit und Unabhängigkeit zu leben und zu sterben," rief außer sich mit geballten Fäusten ein Ungar aus einer alten vornehmen Magnatenfamilie, der mit Batthyany nahe verwandt war.

Das Betragen dieser armen Flüchtlinge in Hamburg ist musterhaft und trägt noch dazu bei, die allgemeine Theilnahme, die sie schon bei ihrer Ankunft empfing, zu erhöhen, denn von jeglicher Ostentation frei benehmen sie sich bescheiden und ruhig und suchen mehr die öffentliche Aufmerksamkeit zu vermeiden, als auf sich zu leiten. Die Mehrzahl der Offiziere, die jetzt schon hier sind, scheint nicht ganz von Geld entblößt zu sein, obgleich Alle höchst einfach leben

und jede nur irgendwie unnöthige Ausgabe ängstlich zu vermeiden suchen. Einzelne sind aber ziemlich mittellos und müssen von ihren wohlhabenderen Gefährten unterstützt werden. Eine größere Zahl unbemittelter Flüchtlinge, denen die Reise auf der Eisenbahn zu theuer gewesen, wird noch zu Fuß nachkommen, und man fürchtet, daß vielen von diesen die Mittel fehlen werden, um die Kosten der Ueberfahrt nach Amerika bezahlen zu können. Ein Komité aus den geachtetsten Männern aller Stände und politischen Ansichten, den verehrten Dr. Rießer an der Spitze, hat sich daher schon gebildet und öffentlich eine Aufforderung zur Einsendung von Geldbeiträgen für diese armen ungarischen Flüchtlinge erlassen.

Besonders gegen den General Klapka, als Führer der Schaar, richten sich die Aufmerksamkeiten. Bei seinem Erscheinen im Theater erhob sich zum Zeichen der Begrüßung fast das ganze Publikum und brachte ihm dreimal ein donnerndes Lebehoch, in welches das Orchester mit vollem Tusche einfallen mußte; und der Jubelruf dauerte so lange, daß das Stück erst nach längerer Pause seinen Anfang nehmen konnte. Oft machen preußische Soldaten der hiesigen Besatzung und schleswig-holsteinsche Soldaten aus Altona den ungarischen Offizieren sehr ehrerbietig die militärischen Begrüßungen, sobald sie dieselben als solche erkennen. Ich ging mit einigen der Verbannten unter den Bäumen der Esplanade, da rief ein preußischer Unteroffizier zu seinem Trupp: „Macht Honneurs, zum Donnerwetter, das sind die braven Ungarn, es ist eine Ehre, solche Offiziere zu salutiren!“ — Wie ganz anders wurde in diesem Sommer der östreichische Minister v. Schmerling hier empfangen! Die Börse, welche er besuchen wollte, zischte ihn heraus, das Hotel, in dem er wohnte, erhielt Katzenmusiken und mußte durch Wache vor Rohheiten geschützt werden, so daß zuletzt der Wirth den unwillkommenen Gast bat, sein Haus zu meiden.

Der General Klapka selbst ist ein Mann von mittlerer Größe, kräftigem Wuchs, mit einem ernsten Gesicht von finsterem Ausdruck, ungefähr 35 bis 36 Jahr alt. Er sieht wohl danach aus, als wenn er sein Handwerk verstehe und seinen Befehlen den gehörigen Nachdruck zu geben wisse. Auch sonst sieht man unter den Offizieren viele schöne Gestalten mit ausdrucksvollen Zügen. Unter den jüngern Männern, die zum Theil den ersten ungarischen Familien angehören, sind mehrere von wirklich auffallender männlicher Schönheit und dabei von einem so ritterlichen Anstand, wie man ihn nicht häufig findet.

Die Mehrzahl aller dieser Ungarn will sich von hier, sobald sich passende Gelegenheit findet, direct nach Nordamerika einschiffen, und dort wo möglich eine eigene ungarische Kolonie gründen. Klapka und noch einige bedeutende Führer wollen zuerst nach England, um dort die Ereignisse der nächsten Zeit abzuwarten und dann später sich ebenfalls nach Nordamerika zu begeben.

„Wird uns auch bald das Meer von unserem Vaterlande trennen, unsere Herzen werden immer bei demselben weilen, und sollte es zu neuem Kampfe unserer Hilfe bedürfen, dann kehren wir freudig zurück," so versichern sie.

Arme Männer, wir glauben, daß ihr die Heimath nicht vergessen werdet! Das heiße Blut der Magyaren wird schlecht passen zu der calculirenden Bedächtigkeit in Unkle Sam's Land. Ihr seid die bravsten Soldaten der Welt; werdet ihr auch fleißige Holzhauer sein? —

Im Jahr 1836 diente Ihr Correspondent selbst in einem ungarischen Husarenregiment, unter den Verbannten fand ich Freunde und Kameraden aus jener Zeit. Diese noch einmal wiederzusehn war ich nach Hamburg gereist. — Sie mögen daraus abnehmen, daß die Gefühle der Rührung und Theilnahme, welche die Flüchtigen dem gutherzigen Bürger von Hamburg einflößen, bei mir noch ungleich stärker und schmerzlicher sind. Was ich Ihnen hier flüchtig mittheile, ist vielleicht unbedeutend, es sind aber wenigstens die treu nacherzählten Worte von Männern, an denen ich ein persönliches Interesse nehme.

Kleine Briefe und Notizen.

Aus Berlin. Achtzehnhundert neunundvierzig! — So zeigt uns der Kalender. Mit nicht minderer Zuverlässigkeit thut er dar, daß uns nur dreihundert fünfundsechzig Tage von der heutigen Wiederkehr des vorjährigen Tages trennen! Wer das in Berlin begreifen will, muß nothwendig jedesmal zum Kalender greifen. Noch haben wir die wahrhaft colossalen Redensarten vor Augen, die aus den schwabacher Lettern der immensen Plakate quollen, womit Straßenecken, öffentliche Gebäude, Laternenpfähle und Bäume überdeckt waren; noch tönt das wüthende Geschrei der „Zelten-Vereine" in unsern betäubten Ohren; noch thun uns die Rippen weh, die wir aus dem Gedränge des Lindenklubs kaum unbeschädigt retteten; noch wirbelt uns der Verstand von der ausgebeuteten Logik der unzähligen Volksversammlungen; noch sehen wir im Club der emancipirten Frauen den Volksführer Held mit seinem theatergeschichtlich gewordenen Bart auf der Tribune, der Cigarren rauchenden Frau Vorstand Marheinecke gegenüber; noch hören wir von derselben Tribune herab das beredte und etwas geniale Fräulein Lenz die „gefallenen Mädchen" zu ihrem Bunde dringend einladen, weil „diese ihr die liebsten von Allen seien;" noch hören wir die Relation ihrer Unterredung mit dem Grafen Schlippenbach — und gehen wir jetzt an dem, nun so stillen, friedlichen Hause vorüber, so werden wir unwillkürlich versucht, hinein zu treten, um einen Augenblick Zeuge des Skandals zu sein, denn unbegreiflich ist es uns, wie das Alles so plötzlich ganz und gar verschwinden konnte, nachdem wir Alles doch selbst mit eigenen Augen gesehen. —

Ja, verschwunden ist das Jahr 1848, und mit ihm alle seine Consequenzen — bis auf die Erinnerung.

Der Berliner ist vor Allem Modemensch; der Mode huldigt er, sei es im Schnitt des Fracks oder der Verfassung; so lange die Mode hält, hält auch er unverbrüchlich an ihr fest. Jetzt ist die Passivität an der Tagesmode, und er bleibt ihr treu im „Widerstand" wie in der Förderung. Aber sein jetziges Verhalten geht nicht hervor aus einem wirklichen Umschwung der Meinung, einer festen Ueberzeugung; es ist nicht Furcht, bloße Herabstimmung oder Besonnenheit, — es ist der bravste und vollständigste Indifferentismus.

Wir reden hier von der eigentlichen, wirklichen Volksmacht Berlins: dem Bürgerthum. Die Anhänger des alten Systems sind rührig, und die Demokratie war nie thätiger, nie vortrefflicher organisirt als grade jetzt. Ganz Berlin ist von ihr in Sectionen getheilt; ein Centralcomité leitet das Ganze; die Sectionscomité's haben ihre Vertrauensmänner, diese ihre Agenten, denen in jedem Bezirke eine Anzahl von Straßen mit den Wohnungen der Parteiglieder bezeichnet ist, dergestalt, daß das Centralcomité sich in der Lage befindet, in Zeit von zwei Stunden 60,000 Mann auf den angewiesenen Sammelplätzen zu vereinen. Dazu kommt, daß die Clubs seit Aufhebung des Belagerungszustandes sich thätiger zeigen als je; selten vergeht ein Tag, der weniger als ein Dutzend ihrer Versammlungen erblickt; diese sind zwar der polizeilichen Aufsicht unterworfen, doch beschränkt das nur wenig ihre Redefreiheit. Jetzt aber haben sie eine neue Tactik beobachtet, die Aufmerksamkeit der Behörden zu ermüden. Da Zweck und Zeit des Beginns der Polizei angezeigt werden müssen, so dehnen sie ihre Vorträge durch Unterbrechung von Gesang, Trinkgelagen, oft auch von Tanz so weit hinaus, bis die Beamten, in der Meinung, die Vorträge seien beendet, sich entfernen, wo solche dann von Neuem und um so heftiger beginnen. Natürlich konnte solche Täuschung bei dem herrschenden Denunziationswesen nicht lange dauern, und so versuchten sie ihr Ermüdungssystem durch verspätetes Beginnen ihrer Sitzung wirksam zu machen, was vor Kurzem zur Folge hatte, daß der dienstthuende Beamte eine solche, welche eine halbe Stunde nach der bestimmten Zeit noch nicht begonnen hatte, für diesen Abend als unstatthaft erklärte. Der Lärm war groß, aber der Beschluß blieb in Kraft.

Dieser Fraktion gegenüber entfaltet die reactionäre Partei mit minderm Geräusch eine nicht geringere Thatkraft. Ihre Hauptorgane wirken im „Treubund," in der „Neuen preußischen Zeitung" und in der ersten Kammer. Es fehlt ihnen weder an Macht noch an Talent; nur selten sogar an der nöthigen Besonnenheit. Eng eingekeilt zwischen diesen beiden extremen Parteien, steht nun, mit wirklich bewundernswerthem Muthe und mit, bis jetzt, unerschütterter Kraft, das Ministerium, dem die Riesenaufgabe ward, aus diesem Kampf sich leidenschaftlich befehdender Parteien die zarte constitutionelle Frucht zu retten, ohne sie, weder vom Eiseshauche der Reaction berühren zu lassen, noch vom Wurmstich der Ultrademokratie. Seine Stütze ist die große Majorität der Kammern, eine kräftige Stütze, aber auch fast seine einzige. Von öffentlichen Organen begünstigen es nur wenige, und von diesen wenigen nicht alle principiell, nicht alle mit ganz unzweideutiger Natur.

Und die öffentliche Meinung, die sich im Volke deutlich und vernehmlich aussprechen sollte, deren mündliches Organ die Bourgeoisie in ihrem täglichen geselligen- und Geschäftsverkehr zu bilden und festzustellen berufen ist, — die öffentliche Meinung? — sie ist gänzlich verstummt. Die Bourgeoisie, und mit ihr, das gros des Volkes, kümmert sich auch nicht im entferntesten mehr um Politik. Will man gegen die beredtesten Schwätzer des vorigen Jahres der Tagesereignisse auch nur flüchtig erwähnen,

so verzerrt dégout und Gähnen ihre Züge, und achselzuckend erfolgt die Antwort: Nur nichts von Politik! Dieser Klasse gegenüber könnte das alte régime unbesorgt seinen Thron wieder errichten; nicht einen einzigen Fußstoß hätte es von ihm zu befürchten. Der Demokratie ist sie abgeneigter, aber auch nicht aus Prinzip, sondern lediglich aus Besorgniß vor Tumult, aus banger Furcht vor abermaliger Stockung des Handels, aus zärtlicher Sorgfalt pour la boutique! Bedenken wir, welche Aufregung vor einem Jahre der Steinsche Antrag in der großen Masse der Bevölkerung erzeugte, wie ihr lärmendes Votum bis in das innerste Heiligthum der Nationalversammlung drang, wie, nach errungenem Siege der bedrängte Held des Tages seine, in einen Triumphwagen changirte, Droschke bestieg, und, statt des Gaules, von der Volkssouveränität gezogen, unter den Acclamationen der, bis zur höchsten Exaltation gesteigerten Menge auf dem Straßenpflaster auf und nieder klapperte — und vergleichen wir damit die jetzige Haltung der Bevölkerung bei der Abstimmung über die Eidesleistung des Heeres auf die Verfassung, wie sich da keine Freude, kein Verdruß, kein Enthusiasmus und keine Entrüstung zeigte, wie man nirgends auch nur ein leises hingeworfenes Wörtchen der Beistimmung oder Abneigung vernahm, — so wissen wir uns in Art, Zeit und Charakter der Einwohner nicht zu finden, und können diese steinerne Regungslosigkeit mit nichts als dem Ausdrucke des Ultraindifferentismus bezeichnen.

Einen Beleg für die Richtigkeit dieses Ausspruches lieferten die Verhandlungen über das Bürgerwehrgesetz. Welche Aufregung bei der vorjährigen Suspendirung der Bürgerwehr; welche Theilnahmlosigkeit bei der diesjährigen Entscheidung der Frage. Von allen Seiten liefen Adressen um gänzliche Aufhebung dieser vorjährigen „ersten Garantie der Volksfreiheit“ ein. Der Bürger sieht jetzt in diesem Rechte nichts mehr als eine lästige Pflicht, er bemißt die Würde dieses Berufs nach der, auf dem Posten ruinirten Uniform, die Freiheit seiner Mitbürger nach den, beim Patrouilliren zerrissenen Stiefeln, die Erhaltung seiner bürgerlichen Rechte nach den Unkosten der Wachtstube und der Versäumniß seines Gewerks; der Besorgniß für seine graden Glieder gar nicht zu gedenken, und nach genauer Abwägung aller pros- und contras gelangt er zu dem christlichen Schluß: ein jeder sorge für sich und Gott für uns Alle. Der Einfluß des schönen Geschlechts mochte hiebei auch von einiger Bedeutung sein, denn in den Ideen der Weiber identificirten sich, nach Revision der Börse des Mannes, wenn er Morgens vom Dienst heimkehrte, die Begriffe von Wachtstube und Tabagie so vollkommen, daß beide ihnen bald denselben Gräuel einflößten, und so herzhaft auch der berliner Bürgergardist der Revolte und der Kneipe gegenüber sein mag, — vis à vis der Frau, kehrt er gern aus Bescheidenheit und Schonung die furchtsame Seite nach außen. Genug, die Bürgerwehr gehört zu denjenigen „glorreichen Errungenschaften,“ die getrost zusammenstürzen können, ohne kindische Besorgniß, daß die berliner Bourgeoisie sie stütze.

Aber so abgestumpft ist der Berliner, daß ihn nicht einmal mehr eine Frage interessirt, die bei ihm zur eigentlichen Lebensfrage wird, denn sie betrifft den Magen. Die Mahl- und Schlachtsteuer soll aufgehoben, und dafür, neben der bestehenden Klassen- eine Einkommensteuer von dem reinen Ertrage von 1000 Thlr. an, welche mit 3 pCt. zu belasten wäre, eingeführt werden. Gewiß eine höchst zweckmäßige Steuer, insofern das Prinzip ihr zu Grunde liegt, die ersten Lebensbedürfnisse des Volks ihm zu erleichtern; nur steht zu fürchten, daß die Theurung durch den Aufschlag, den der Arbeiter zu seiner Entschädigung machen muß, im großen Maßstabe

sich erhöhen, und wenn nicht eine sehr strenge Controlle eintritt, Fleisch und Brot deshalb nicht billiger werden dürften.

Während so die Bourgeoisie, — der innere, schweigsame Ausdruck des Constitutionalismus, es mit dem Ministerium hält, ohne es in irgend einer Art zu unterstützen, die Reaction verabscheut, ohne sich ihr mit einem Laute zu opponiren, die Ultrademokratie fürchtet, und aus Furcht kein Zucken der Augenbraunen gegen sie wagt, kämpft das Ministerium gegen beide extreme Parteien, gewinnt die Erstere mit jedem Tage mehr Terrain, und stürzt sich die Letztere, zur Verzweiflung getrieben, in die absurdesten Extravaganzen. So tritt Herr Dr. Meyen, Redacteur der demokratischen Zeitung, als Verfechter eines frechen Diebstahls auf, der angeblich im Interesse einer politischen Partei verübt worden ist, und entblödet sich nicht, solche Attentate auf das Eigenthum mit dem neuerfundenen Worte „Tendenzdiebstahl" zu beschönigen; so wird uns so eben die Kunde, daß dieser Tage in Potsdam in einer demokratischen Reunion, wo Gesang, Tanz, Unterhaltung, Erfrischungen, Declamation und Reden mit einander abwechselten, aus dem schön geschmückten Damenkreis ein junges Mädchen trat und ein Gedicht vortrug, voll der heftigsten Invective auf die Regierung. Hiedurch angefeuert betrat später noch ein junger Mann die Tribune, und brach im Verlauf seiner begeisterten Rede in so heftige Schmähungen gegen hochgestellte Personen aus, daß Saal, Gebäude und die anstoßenden Straßen vom Jubel der exaltirten Zuhörer widerhallten. Aber die Freude währte nicht lange; einige Constabler traten herein, bemächtigten sich des kühnen Redners und räumten den Saal, was mit solcher Eile geschah, daß die auf die Straße flüchtenden Damen erst dort Zeit fanden, ihre derangirten Toiletten wieder zu ordnen und Mäntel und Ueberschuhe anzuziehen.

In solchem Zustande befinden wir uns, und ist es nicht ein wahrhaft kläglicher zu nennen, indem die Advocaten der beiden feindlichen Parteien an dem Objecte des Rechtshandels, der Freiheit und Gerechtsame des Volkes, so lang hin- und herzerren, und reißen, bis endlich, welcher Theil auch siege — von dem Gegenstand des Processes nichts mehr übrig sein dürfte, — als die zerrissenen Fetzen. △

Hotels und eine Herberge in Köln. Mit Mühe rettete ich mich aus dem Troß der Kölnischen Kutscher und Gasthofsdiener, die wie eine wilde Meute vor dem Perron stehen und die Fremden anfallen. Diese Jagd der Konkurrenz ist wirklich keine der unbedeutendsten Reisequalen; die Gasthöfe sind jetzt wahre Raubhöhlen, in die man durch List oder Gewalt gelockt wird um geplündert zu werden, um die ungeheuren Kosten decken zu helfen, die den Unternehmern, bei der so merkbar geschwundenen Fremdenfrequenz, aus großen Hotels erwachsen.

Während der frühern Völkerwanderung reisender Engländer, Russen u. s. w. reichte Raum und Bedienung kaum aus, jetzt kommen zwei, drei Kellner auf einen Reisenden und alle Etagen stehen leer. Oft findet man jetzt am Rhein auf Dampfschiffen und Bahnhöfen elegante junge Herrn, die sich gewandt in die Unterhaltung mischen und ganz beiläufig irgend einen Gasthof rühmen, am andern Morgen erkennt man sie in der Kellnerjacke wieder und merkt an der Rechnung, daß man geschickt eingefangen war. Aber die Reisenden werden durch diesen Kampf mit den Wirthen auch klug, sie sparen so viele Nachtquartiere wie möglich, was bei den schnellen Reisen und Nachtfahrten sehr leicht ist. Auch ich betrog einen Wirth, dadurch, daß ich zu Köln nicht zur Nacht rastete. Aber ich hatte doch grade noch Zeit, zwei Bekannte zu be-

grüßen, die Rheinbrücke und Levin Schücking. Auf der Rheinbrücke, dem Sammelplatz von Kölns schöner Welt, suchte ich nach Bekannten. Es ist ein ziemlich unbegreifliches Vergnügen sich hier auf- und abzudrängen, zwischen Karren, wilden Pferden, Soldaten, Schiffsknechten und Waarenballen, man hat kaum Zeit, in dem Gewühl ein bekanntes Gesicht zu erkennen, erst wenn man mehrmal aneinander vorbeigeschwommen ist, gelingt dies. Demunerachtet zieht es die Kölner immer wieder hin und die Fremden ebenfalls, weil sie dort die renommirten Persönlichkeiten der Stadt am ersten kennen lernen. Das Brückengeld muß ein hübsches Sümmchen abwerfen, während der drei Sommermonate. Auf dem Rückweg zum Bonner Bahnhof, als ich durch die Baumreihen des stillen Neumarkts schritt, fiel mir ein, daß hier ein Jugendfreund hause, Levin Schücking, der in's Rheinländische übersetzte Westphale. Seine Wohnung liegt mitten in dem geräuschvollen engen Köln, in einem stillen, weiten Garten, die Apostelkirche schaut hinein mit ihren schönen Thurmgestalten, ihre Glockenmusik und ihre Orgeltöne machen das grüne schattige Plätzchen zu einer echten Dichterwohnung. Schücking, den ich als rothwangigen Musenjünger, als fröhlichen Minnesänger gekannt hatte, ist schmal und blaß geworden, die Windesbraut der Zeiten, in deren Wirbeln die Kölner Zeitung, seine Principalin lavirt, hat ihn sichtlich auch angegriffen und athemlos gemacht. Doch scheinen die Laren seines häuslichen Heerdes glückliche zu sein, zwei holde Kinder und ein schönes Weib zeugen dafür. In einer Laube schimmerten die Sterne durch die Herbstblätter und eine Astrallampe vom Gesellschaftstisch, es waren Gäste da. Pfarrius, der Sänger des Nahethals mit seiner singenden und lachenden Frau saß neben Philipp Engelhard Nathusius, Bettina's poetischem Pflegesohn, und seiner Gattin, der Verfasserin verschiedener Romane; Alexis Schwanbeck, der Feuilletonist und noch mehrere auswendige und inwendige Dichter vollendeten den Kreis. Frau Schücking, deren Autorname Louise von G. ist, las an jenem Abend Gedichte über Ungarn vor, von denen das Feuilleton der Kölner Zeitung Proben brachte. Der schrille Pfiff der Eisenbahn fuhr als Schreckenston in das fröhliche Gekrächz von uns guten Käuzen, Nathusius eilte wieder in die sächsische Heimath, ich nach Bonn. Das Schücking'sche Haus ist die Poetenherberge am Rhein, wie das von Justinus Kerner in Schwaben, alle Zugvögel kennen das gastliche Dach.

Ein ungarischer Husarenlieutnant. — Das Constitutionelle Blatt für Böhmen, die beste Zeitung für Nachrichten in Oestreich, theilt in Nr. 257. folgendes Bruchstück aus dem Brief eines Jünglings von guter Familie mit, der aus Enthusiasmus für die ungarische Sache im vorigen Herbst bei einem Husarenregiment eingetreten war. Jedenfalls ist der Schreiber ein Deutscher, denn sein Eintritt geschah gegen den Willen seiner Familie. — Er schrieb einem Freunde in Preßburg:

„Als Korporal bei Wilhelm Husaren mußte ich den ganzen Winter in der großen Kälte den anstrengendsten Dienst versehen, Zurücksetzungen und Entbehrungen aller Art ertragen; der gute Muth und die unbeschreibliche Hingebung und Anhänglichkeit meiner Kameraden, der gemeinen Husaren zu mir, waren in dieser Lage mein einziger Trost. Ein Kind unter diesen 8—9 Jahre gedienten Leuten, wurde ich auch als Kind von ihnen behandelt; ohne ersucht worden zu sein, verrichteten sie oftmals für den „Kadet-úr," wie sie mich nannten, den Dienst — dennoch konnte ich die ungeheuren Strapatzen auf die Länge nicht ertragen und verzweiflungsvoll blickte ich in die Zukunft. Um Offizier werden zu können, mußte man sich in der Schlacht ausgezeichnet haben. Ich, ein

schwaches Bürschchen unter diesen heldenmüthigen, tollkühnen, starken und gewandten Soldaten — und auszeichnen! Unmöglicheres konnte von mir nicht gefordert werden, es klang wie Satyre in meinen Ohren. — Den Hals und Kopf mit Shawl und Tüchern zur Vorsorge gegen die Hiebe der Küraßire verbunden, die Kapuze meiner zottigen Kuba über den Kopf gezogen, sprengte ich eines Tages auf Befehl meiner Abtheilung im Carriere den Dragonern entgegen, fest entschlossen, entweder einen Beweis meiner Tapferkeit zu liefern oder wenn es Gottes Wille ist, zu fallen. Uram Istem! bevor ich mit meinem schwachen, der Fechtkunst unkundigen Arm einen Hieb führen konnte, hatten meine Kameraden schon wacker dreingehauen, ihre Pferde sprangen, als wären sie dazu abgerichtet gewesen, rechts und links, vor- und rückwärts, je nachdem es nothwendig war, während ich die stutzigen Caprieen meines Gauls nicht bändigen konnte und aus einer Verlegenheit in die andere kam; die Dragoner wurden zum Retiriren gezwungen und ich hatte mich wieder — nicht ausgezeichnet. In Wuth und Verzweiflung spornte ich mein Pferd, jagte den Fliehenden nach und in einigen Minuten war ich ein desarmirter und blessirter Gefangener. Kaum hatte ich jedoch Zeit, über meinen dummen Streich nachzudenken und mich in meine neue Lage zu schicken, als wie vom Wind getragen meine Kameraden daher brausten und, zu meiner Rettung, das Gemetzel erneuerten. Bei zwanzig tapfere Husaren (Gott segne sie) fielen, ich wurde gerettet, von den Uebrigen unter unaussprechlichem Jubel zur Truppe zurückgebracht, und — so wurde ich Lieutenant. Freund! das ist kein vereinzelter Fall, um den Zugscommandanten zu retten, ist so mancher Zug unserer Husaren auf dem Schlachtfelde geblieben."

Die Flüchtlinge in Widdin. — Es ist auffallend, wie unsicher und widersprechend die Nachrichten sind, welche die Zeitungen über die flüchtigen Ungarn in der Türkei bringen. Am Ende ist doch sowohl über Constantinopel, als über Bucarest, ja sogar durch Belgrad eine Postverbindung mit den Flüchtigen durchzusetzen, aber bis jetzt hat man Grund, allen Notizen, namentlich denen der Wiener Blätter, zu mißtrauen. Bald soll Kossuth in Widdin von fanatischen Türken gequält sein, dann wieder in Constantinopel in der Nähe des Hafens wohnen, mit einer Ehrenwache, in einem stattlichen Hause. Und Bem liegt heut todtkrank zu Widdin, morgen wohnt er wieder einmal in Scutari in einem prachtvollen Landhause, ist Türke geworden, heißt Amurath Pascha, wird Chef der türkischen Artillerie und hat sogar eine wunderschöne Tscherkessin Namens Fatime zum Geschenk erhalten. Der alte Bem mit einer Tscherkessin auf dem Polster sitzend! Es ist aber nicht nur Neugierde und menschliches Interesse an den Führern der flüchtigen Schaar, welche uns diese Ungewißheit und die widersprechenden Nachrichten lästig macht. Nicht wenige Familien auch aus Deutschland haben Söhne und Verwandte in dem Strudel dieses unseligen Krieges aus den Augen verloren und ihre letzte Hoffnung hängt an dem türkischen Asyl, in welchem sie dieselben lebend mehr wünschen als hoffen. Jede zuverlässige Nachricht aus Privatbriefen über die Anzahl der Flüchtlinge, ihre Lage, vielleicht sogar über einzelne Namen, würde Viele zu Dank verpflichten. Falls eine solche sichere Nachricht in dem Briefe eines Flüchtigen, etwa über England oder Galizien oder Böhmen in die Hände eines unsrer Leser gekommen sein sollte, würde die Redaktion, nicht nur im eigenen Interesse, für die Mittheilung derselben sehr dankbar sein. Sie bittet ihrer Discretion zu vertrauen.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von Friedrich Andrä.

Moderne Charaktermasken.

Bei dem Studium der Kunstgeschichte liegt für mich der größte Reiz nicht in der letzten Vollendung, sondern in der Energie, mit welcher die Kunst den irrationellen Inhalt, den ihr das Leben bietet, zu ihren Zwecken verarbeitet, in den ethischen Problemen, die sie zu überwinden strebt. Die sittlichen Ideale, den eigentlichen Gehalt einer großen Zeit zu erforschen, ist das Studium der Poesie, vornehmlich der dramatischen, wenn nicht der sicherste, doch der anmuthigste Weg.

Das sittliche Problem versinnlicht die Poesie entweder in einer That, — wo es als werdend erscheint, oder in einem Zustand — wo es in dem fertigen Resultat gebunden ist. Im Ganzen und Großen genommen, ist dies der wesentliche Unterschied zwischen Tragödie und Komödie.

Ich meine das so. Die Tragödie stellt die Leidenschaft zugleich als das Recht, als die Schuld und als das Schicksal des Helden dar. Nur wo diese drei scheinbar widersprechenden Bestimmungen sich identificiren, ist von einer dramatischen Kunst im höheren Styl die Rede. Es ist daher ebenso verfehlt, den tragischen Helden an dem Gewebe äußerlicher Zufälligkeiten untergehen zu lassen — an dem, was man „Verhältnisse," Sitte, Convenienz u. s. w. nennt, als an der inneren Zufälligkeit, der Bestimmtheit durch Vorurtheile, Wünsche, Meinungen u. s. w., die lediglich in der Zeit liegen. Der tragische Eindruck ist nur in dem Falle rein, wenn wir ebenso die innere Nothwendigkeit der Leidenschaft, als die innere Nothwendigkeit des Schicksals fühlen und erkennen, wenn wir die Hand des Gottes verehren müssen, indem sein Schlag uns erschüttert; und wenn die Leidenschaft, indem wir sie verdammen, sich dennoch in uns selbst reproducirt. Eine Leidenschaft, die aus der Willkür, ein Schicksal, das aus dem Zufall entspringt, kann uns nur so lange tragisch erschüttern, als wir selbst über den sittlichen Horizont, der den Poeten befangen hielt, nicht hinaus sehen. Als der Vergänglichkeit entzogen, empfinden wir nur diejenige tragische Kunst, die das ewig Menschliche darstellt.

Ein Beispiel. Die Tragödie des Faust erschüttert uns nur so lange, als wir seine Leidenschaft für berechtigt halten. Sobald wir seine Wünsche — Alles zu wissen, Alles zu genießen, trotz der Endlichkeit der Person — in ihrer Widersinnigkeit begreifen,

geht der tragische Eindruck seines Schicksals verloren. Das Widersinnige — und alle blos den Irrthümern einer bestimmten Zeit entsprungene Leidenschaft fällt in diese Kategorie — kann nur in einer Form poetisch idealisirt werden — in der Komödie. Die Komödie ist eine Poesie des Scheins, die Lösung blos eingebildeter Conflikte.

Man wundere sich daher nicht, wenn ich in den folgenden Skizzen die Charaktermasken, die eigentlich dem Lustspiel angehören sollen, zum Theil aus tragischen Poeten entlehne. Es soll das zugleich eine Kritik jener Poeten und ihres sittlichen Standpunktes sein.

Diejenigen Charaktere, welche wir als Resultate einer Zeit, die mit ihren sittlichen Problemen nicht ins Reine gekommen, die also noch in ihrer Form unfertig geblieben ist, begreifen, gehören — als Hauptgegenstand — nur ins Lustspiel, ebenso wie die Schicksale, die nur aus der Verwickelung conventioneller Einseitigkeiten hervorgehen. Ob die eine Kunstform das Recht hat, nebenbei mit dem Material der andern zu operiren, lasse ich hier dahingestellt sein, nur Eins will ich bemerken: der tragische Ausgang ist für eine Tragödie unerläßlich, aus dem einfachen Grunde, weil sonst der Conflikt sich als ein blos scheinbarer, also dem höheren Bewußtsein gegenüber als ein komischer erweist, und weil es das Publikum mit Recht dem Dichter als eine Beleidigung auslegt, wenn er mit seinen Empfindungen spielt, sein sittliches Gefühl vexirt.

Die Komödie hat es also einerseits mit Charakteren zu thun, die nicht der Ausdruck des allgemein Menschlichen sind, sondern die in sich selbst widersprechenden Resultate einer unfertigen Sittlichkeit. Dahin gehören auch die Leidenschaften, die sich auf den Schein beziehen. Ehrgeiz, wo wirklich Kraft da ist, Liebe, Zorn über Verletzungen der persönlichen Integrität u. s. w. sind Leidenschaften, die zum Wesen des echten Menschen gehören, also tragisch, ebenso wie die Collisionen dieser verschiedenartigen Motive; mit Leidenschaften dagegen, die sich nur auf eine Einbildung beziehen, z. B. Geiz, oder die in das Gebiet der Pathologie fallen, wie Spielsucht und Trunksucht, die Würde des Tragischen zu beflecken, war nur in unserm wunderbaren Säculum möglich.

Andererseits kann das Schicksal, über das wir lachen sollen, nur ein Spiel des Zufalls sein, oder, wenn die Personen activ auftreten, Intrigue, d. h. Verwickelungen des endlichen Verstandes. In diesen beiden Elementen — den Figuren oder den Situationen — liegt das Komische, und je roher die Form des Lustspiels ist, desto einseitiger wird das eine oder das andere hervorgekehrt werden. Situations- oder Intriguenspiele mit ganz farblosen, hölzernen Figuren, wie in den italienischen oder spanischen Masken, oder Zerrbilder eines komischen Charakters nach der Weise la Bruyères, wie in einem großen Theil des englischen Lustspiels, gehen zuletzt in bloße Posse aus, und verlassen das Gebiet der Kunst.

Man vergesse nicht, daß der Gegensatz zwischen Tragödie und Komödie nicht abstract gefaßt werden darf. Freilich sind die Personen der Tragödie freie Individuen, die Personen der Komödie Typen; der Boden der Tragödie ist die allgemein menschliche Sittlichkeit, der Boden der Komödie die endliche Convenienz. Aber das freie Individuum ist nicht ohne Bestimmtheit, die lustige Person nicht ohne Individualität und nicht ohne ideale Basis zu denken. Gerade in dem Hereinragen des Idealen, des rein Menschlichen in die Zufälligkeit des komischen Kontrastes, in dem es nicht aufgehoben, sondern nur gebrochen erscheint, liegt der größte Reiz des Lustspiels, und diese Seite ist es, die wir an ihm aufzufassen gedenken. Denn der Spaß, hinter den sich nicht ein relativ ernstes Problem versteckt, gehört nicht in die Geschichte der menschlichen Cultur. Nur hat der Lustspieldichter, der für das Bedürfniß des Tages arbeitet, in der Regel nicht das Bewußtsein dieses Verhältnisses, weil er selber in dem Kreise steht, den er darstellt. Ueber den einfachen Gegensatz der ungebildeten Subjectivität und der gedankenlosen Convenienz hinauszugehen, ist das Zeichen des großen Dichters — eines Aristophanes und Shakespeare.

Ein rascher Blick auf die Geschichte des Lustspiels wird diesen Gedanken verdeutlichen.

Nach Aristophanes, der bis jetzt noch in der Poesie ohne Gleichen ist, gewann das Lustspiel von Athen sogleich diejenige Form, die es bis auf den heutigen Tag behalten hat. Abgesehen von den Situationspossen, Menächmen u. dgl., war der wesentliche Gegenstand immer eine Heirath, die trotz mancher Schwierigkeiten zu Stande kommt. Es ist beiläufig ein großer Fortschritt des neunzehnten Jahrhunderts, wenn auch nicht eben rühmlich für seine Moralität, daß was nach der Hochzeit vorgeht, nicht mehr hinter den Coulissen bleibt. — Die Intriguen der Heirath bedingten sofort eine Reihe nothwendiger Masken, die zwar mit der Lokalfarbe wechselten, die sich aber in ihrem wesentlichen Zuschnitt immer gleich blieben. Der verliebte Alte oder der geizige Vater, der gefoppt werden muß; der Liebhaber; der verschmitzte Sklave, der, obgleich sein Leben zur Verfügung des Herrn steht, dennoch mit ihm ein dreistes Spiel zu treiben wagt, weil er im Gefühl seiner überlegenen List der Ketten spottet; endlich die vermeintliche Fremde, die nach Athenischem Gesetz keinen Bürger heirathen darf, von der aber zum Schluß durch Vermittelung irgend eines deus ex machina sich ergibt, daß sie aus einer Bürgerfamilie herstammt: das ist ungefähr der ganze Apparat des menandrischen Theaters, den wir in den römischen Nachahmungen des Terenz wiederfinden. Es ist immer nur ein Wechsel der Combination, die wesentlichen Ingredienzen des Lustspiels bleiben die nämlichen, wenn auch, wie bei Plautus, hin und wieder eine unmittelbar angeschaute Charaktermaske von localer Färbung eingeschwärzt wird.

In den Masken der italienischen Pantomime erkennen wir leicht die alten Lustspielfiguren wieder, nur sind sie nach allen Seiten hin komisch-phantastisch

idealisirt, und die Situation zieht sich in den engsten Kreis des Burlesken, in den handgreiflichen Schwank zusammen. Der gefoppte Pedant, der Dottore, stellt in der Regel den Vormund der Colombine vor; der glückliche Liebhaber, Arlechin, ist zugleich der verschmitzte, behende Sklav; die tölpelhafte Seite des letzteren kommt im Pierrot zur Erscheinung u. s. w. Es ist das leichte, lockere Leben, wie es in Italien immer zu Hause war, so lange es der Ernst des römischen Staatswesens nicht niederdrückte. Die phantastischen Figuren, Türken, Chinesen, die Götter der Mythologie, Pluto, Cerberus, oder komische Professionen, der Arzt u. s. w., dienten nur als Staffage. In dem italienischen Ballet, wie es Molière zu Paris vorfand, hat man diese ganze Reihe lustiger Figuren in buntester Fülle beisammen. Beaumarchais' Barbier von Sevilla ist das alte Fastnachtspiel: der Dottore, Rosine als Colombine, Basil der Pierrot, aber der Arlechin hat im Figaro eine sehr bestimmte, concret-historische Gestalt angenommen und sich zu einer Charaktermaske in unserm Sinn erweitert.

Ist in den italienischen Masken die ethische Ausbeute sehr dürftig, da der Spaß sich lediglich auf die allergröbsten Verwickelungen beschränkt, und da bei dem Mangel einer festen politischen Grundlage im modernen Italien, ohne die sich ein sittliches Wesen nicht denken läßt, alle Gestalten sich in stoffloser Ironie verflüchtigen, so ist die Lust an diesen Gliederpuppen doch immer berechtigt, weil die Figuren naiv gehalten sind. In der spanischen Comedia de capa y espada dagegen finden wir dieselben Typen, aber auf Stelzen. Die Charaktermasken des Calderon'schen Lustspiels sind Mosaikarbeiten der Reflexion. Die Cavaliere sind zusammengeflickte Phrasen aus dem Catechismus romantischer Ehre, die Graciosos die abstrakten Harlekine ohne irgend eine ursprüngliche Laune. Die verschrobene Convenienz jener spanischen Hidalgos wäre der vortrefflichste Gegenstand für ein Lustspiel, aber die Dichter sind vollständig befangen in dem Netz dieser eingebildeten sittlichen Bestimmungen, ihre Aufgabe ist lediglich ein Rechenexempel des combinirenden Verstandes. Wenn man von der Geschicklichkeit dieser Combination absieht, so muß man Lope und Calderon um so tiefer stellen, da ihnen Cervantes vorausgegangen war, und jene beiden Figuren im Don Quixote und im Sancho mit dem köstlichsten Humor idealisirt hatte, die nachher wieder in der alten, festgewordnen Sittlichkeit erstarrten.

Im englischen Theater ist es gerade umgekehrt. Der Faden der Handlung ist stets so lose als möglich, die Verwickelung ungeschickt, die Anlage des Ganzen auch bei den besten Dichtern von einer wahrhaft primitiven Rohheit. Aber vom ersten Anfang an bis auf unsere Tage, von Shakespeare bis auf Dickens und Thackeray — denn auf die Form, ob Roman oder Theaterstück, kommt es in England nicht viel an — welche Fülle concreter, lebendiger, mit sicherer Hand gemeißelter Gestalten! Die „lustigen Weiber von Windsor" sind gewiß ein schlechtes Stück, aber wer Sinn für Poesie hat, wird doch ein größeres Interesse daran nehmen,

als an der künstlichen spanischen Komödie, denn man hat es nicht mit Automaten zu thun. So chargirt die Figuren, so faustdick der Humor, es ist doch überall Ursprünglichkeit und Natur, und mit einer gelinden Parodie des Dichters kann man von ihnen sagen:

> Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
> Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind.

So incommensurabel auf den ersten Anblick jeder einzelne dieser Charaktere in der unbedingten Freiheit seiner Sonderlingsnatur, so fehlt es doch bei dem genaueren Studium an Typen, an Charaktermasken keineswegs. Selbst im Shakespeare taucht unter verschiedenen Formen hin und wieder eine bekannte Gestalt auf. Aber eben die neue Form ist jedesmal eine Eroberung für das Reich der Poesie. Es sind Resultate conventioneller Verwickelungen, aber durch Humor befreit und zu einer wirklichen Individualität verkörpert. Das ist die höchste Aufgabe des Lustspiels. Fallstaff z. B. ist ein Typus — der Cynismus des gemeinen Menschenverstandes gegen die idealen Anforderungen des sittlichen Wesens, die er von ihrer endlichen Seite ganz richtig übersieht; er ist Ideal, denn er vermittelt seine empirische Lebensweisheit durch freien Humor; er ist in seinem Detail zeitlich und local bestimmt, und er ist wirkliche Person.

In den Charaktermasken des neuesten Lustspiels unterscheide ich drei Gruppen.

Zuerst die Typen der fixirten, conventionellen Sentimentalität, des sogenannten bürgerlichen Dramas, von Diderot erfunden, von den Deutschen mit einer Schauder erregenden Ausdauer und Virtuosität fortgeführt. Iffland ist der Höhepunkt dieser Richtung, und die Schauspielergesellschaft im Wilhelm Meister das ungefähre Abbild. Der polternde Alte, der Pedant (böse Geheimerath), der verlorne Sohn u. s. w. Die Regeln des Gemüths sind fertig, wie die Regeln der Ehre bei Calderon, aber sie sind weich, nicht spröde, wie ihre Voraussetzungen. Wahrhaft poetische, d. h. freie Gestalten haben aus ihnen nicht hervorgehn können, sie sind als Charaktermasken nur im Ganzen lehrreich.

Die zweite Gruppe sind die satyrischen Figuren, gegen einzelne, blos zeitliche Verirrungen gerichtet, in der Art, wie der bourgeois gentilhomme von Molière, die meisten Lustspiele von Holberg. Auch Kotzebue ist reich daran (die Organe des Gehirns, die Sucht zu glänzen u. s. w.). Solche Satyren verlieren ihren Werth mit dem Aufhören ihres Gegenstandes, wenn sich nicht in dem Inhalt desselben ein allgemeiner sittlicher Conflict ausspricht, wie es bei dem Tartuffe der Fall ist, auf den wir noch zurückkommen. — Die schlechteste Art dieser Satyre sind die Lustspiele unserer romantischen Schule, trotz alles phantastischen Aufputzes, weil sie lediglich aus literarischer Animosität hervorgehn, und weil ihre komischen Personen nur als Träger mißliebiger Ansichten Existenz haben.

Die dritte Form und die höchste des modernen Lustspiels sucht einen zeitlich

bedingten, aber nicht zufälligen, sondern geschichtlich berechtigten sittlichen Contrast zu überwinden. Es liegt auf der Hand, daß eine derartige Aufgabe leicht Tendenz bleibt, aber auch als solche ist sie, z. B. bei unserer jungdeutschen Schule, anzuerkennen. Auch Molière's Misanthrop, Lessing's Freigeist und Tellheim sind über den Versuch nicht hinausgekommen; eben so wenig Beaumarchais, der aber in seiner Trilogie über den modernen Ehestand für den Lustspieldichter ein nicht zu umgehendes Vorbild aufgestellt hat. Das neueste französische Theater (ich erinnere an Scribe's Une chaîne) hat es, Dank der Frivolität seiner Dichter! erreicht, für die Darstellung sozialer Probleme eine Art classischer Form zu finden, die wir Deutschen um so besser kritisch zu würdigen verstehen, je fremdartiger, ja in gewisser Beziehung unheimlicher uns die Lösung jener Conflicte vorkommen muß. Es versteht sich von selbst, daß die letzte Gattung den Hauptgegenstand meiner Kritik bilden wird.

Um noch einmal auf den Inhalt meiner Aufgabe zurückzukommen: sie besteht darin, die Resultate sittlicher Probleme, wie sie sich in den Charaktermasken der modernen Poesie plastisch gestaltet haben, kritisch zu analysiren, sie in ihrer geschichtlichen Basis zu verfolgen, und so aus dem Spiel den Ernst des dahinter verborgenen ethischen Conflicts zu entwickeln. — Das Nähere kann sich erst in der einzelnen Ausführung ergeben.

1. Der Blasirte.

Erste Scene. Ein noch junger Cavalier, in reichster spanischer Tracht, sitzt an einer wohlbesetzten Tafel. Schwarzes Haar, blasses Gesicht, wie es die Weiber lieben, und jenen Vampyrblick, dem kein Weib widerstehen kann, weil man tief hinabschaut, ohne einen Boden zu finden. Die Züge etwas schlaff und abgespannt, aber voll Geist, um den feinen Mund schwebt beständig ein spöttisches Lächeln. Ein behender Bediente mit spitzbübischer Physiognomie ist um ihn beschäftigt, ein Trupp Musikanten spielt eine Menuet aus Figaro, tausend Kerzen verbreiten ein wunderbares Licht, fremdartige Blumen winden sich um die gothischen Fenster, ein paar anmuthige Phrynen — das darf nicht fehlen — bringen in das sonst beleidigende Stilleben des lucullischen Mahles die Beweglichkeit, die ihm allein seinen cynischen Charakter nehmen kann. Der Cavalier spielt mit dem Degen, der sich in manchem Duell mit Blut gefärbt, und überblickt behaglich ein Register, in welchem die Portraits aller seiner „Opfer" gesammelt sind, der blonden, braunen u. s. w., die er verführt und dann im Stich gelassen. Das Register nimmt die ganze Wand ein, der Portraits sind 3—4000. Ein Haufe Bauern, denen er ihre Liebsten abspenstig gemacht, hat ihn erschlagen wollen, er ist entkommen, hat im Uebermuth noch die Statue, die als Denkmal eines von ihm Getödteten aufgerichtet war, zu Tisch eingeladen, und will nun ruhig essen. Er wird gestört. Zuerst eine verlassene Geliebte, die seine Kniee umfaßt und ihn

beschwört, er solle seinen ruchlosen Wandel aufgeben. Er bietet ihr ein Glas Champagner an. Dann jener steinerne Gast, den er eingeladen, und der ihn im Namen des Himmels in ernsten Posaunentönen bedroht, wenn er sich nicht bessern will. Schauderhaft, aber ich bleibe doch liederlich! Endlich der Gottseibeiuns, der im Feuerregen herniederstürzt und den frevelhaften Spötter in die Hölle nimmt. —

Zweite Scene. Die nämlichen, Don Juan und Eganarelle, im Begriff, auf den Blocksberg zu klettern. Es ist die Walpurgisnacht, im wüsten Getümmel braust ein bachantischer Hexenhaufe an ihnen vorüber, sich in dem teuflischen Sabbat zu berauschen. Der Teufel hält Cour, von Norden, Süden, Osten und Westen strömen die Züge seiner Gläubigen wie Geyer durch die Luft, ihn anzubeten. Wie kommen jene beiden in eine so schlechte Gesellschaft? Don Juan will sich zerstreuen und nebenbei dem Blutbann aus dem Wege gehn, er hat eben ein neues „Opfer" im Stich gelassen, ein liebes Kind, mit dem er so lange über Gott, Liebe, die Blumen und Sterne philosophirt, bis dieses platonische Treiben das gewöhnliche Ende nahm. Gretchens Bruder, der ihre Ehre rächen wollte, ist von Don Juan getödtet, ihre Mutter ist vor Gram gestorben, ihr Kind hat sie in's Wasser geworfen und erwartet nun im Kerker, vom Wahnsinn ergriffen, den Spruch des Gerichts. Don Juan sieht noch eben so jung aus, wie in der vorigen Scene, er hat noch das nämliche Gesicht mit dem Vampyrblick, aber seine Jugend ist diesmal eine Hexerei, er hat schon früher lange gelebt, Theologie, Medizin, Jurisprudenz, die alten und neuen Sprachen studirt, und sich überzeugt, daß er damit doch nichts wisse, und daß man überhaupt nichts wissen könne. Warum? Weil die ganze Wirklichkeit nirgend anders zu suchen ist, als in der Einbildung. Er hat also seine anatomischen Präparate, seine Retorten und vergilbten Pergamente, seine Käfersammlungen und phrenologischen Schädel, kurz den ganzen Apparat seines Wissens, die Trümmer der realen Welt, die seine Phantasie zerschlagen, der einen Hälfte seines Wesens, dem gelehrten Wagner, zurückgelassen, die andere Hälfte setzt sich auf den Zaubermantel der absoluten Phantasie und vagabondirt durch alle Welten herum, Ein Bild im Herzen, das ein Zauberspiegel ihm gezeigt: die schöne Helena von Griechenland, das Weib an sich, zugleich blond und braun, mit fromm blauen und schelmisch schwarzen Augen, mit sinniger Blässe und strahlender Gesundheit, voller Geist und naiv wie ein Kind, das Weib, mit einem Wort, das zugleich Jungfrau und Mutter ist. Dieses Weib will er ganz genießen, wie er die Wahrheit ganz sehen will: die Knospe soll in demselben Moment als entwickelte Blume, der Keim als tausendjähriger Baum erscheinen; die Schale soll durchsichtig und doch farbig und fest sein; jedes einzelne Ding soll sich den lügenhaften Einflüssen der Sonne, des Lichtes und der Wärme, so wie der Abhängigkeit von Erde und Wasser entziehen, und doch leben. Natürlich wird er nie befriedigt werden, und als er daher dem Teufel

seine Seele verschrieb, hat er die Bedingung gesetzt, er wolle ihm erst dann angehören, wenn er einen Augenblick fände, in welchem er Alles auf einmal sei, Alles auf einmal thue, Alles auf einmal genieße. Der Augenblick wird nicht kommen, denn die Blonde ist nicht braun, die Blasse nicht roth, die Jungfrau hat nicht das Interessante der Mutter, die Mutter nicht das Frische der Jungfrau. Im Genuß empfindet er nicht die Ruhe des Schlafs, im Schlaf genießt er nicht das Selbstbewußtsein. So wird er die Last der Unzufriedenheit, dieses stolze Bewußtsein der Fähigkeit, ein Verlangen zu hegen, dem der Augenblick nie gerecht wird, so lange büßen können, bis die Stunde kömmt, wo tausend Seelen in einem mathematischen Punkt Fandango tanzen. Bis dahin wird er sich mit seinem Gefährten unterhalten, der beiläufig noch älter ist, als er, älter als Methusalem, so alt als der liebe Gott, in dessen Schatten er ruhte, als die Welt geschaffen wurde; der närrische Geist des Widerspruchs, der immer fragt, warum ist 2 mal 2 blos 4, und nicht zugleich auch 5, oder wozu wird man geboren, wenn man doch sterben muß u. s. w. und der eine kindische Freude daran hat, wenn der liebe Gott ihm nichts zu sagen weiß, als dieses: Ein Narr kann mehr fragen, als tausend Weise antworten. Der einzige Unterschied zwischen den beiden Freunden und Verbündeten ist der, daß der eine sein Ideal — eben jene Frage des Narren — als sein Recht, und daher sein Schicksal, keine Antwort zu erhalten, als seine tragische Bestimmung betrachtet.

Die Scene hat keinen Schluß, denn die Variationen jener Frage sind unendlich. Die beiden Reisenden sind bloße Zugvögel.

> Was weben die dort am Rabenstein? —
> Weiß nicht, was sie schaffen und treiben. —
> Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich. —
> Eine Hexenzunft. —
> Vorbei! Vorbei! —

Dritte Scene. Wir sind in einem Kirchhof. Sganarelle oder Mephistopheles schaufelt in einem offenen Grabe, spielt mit den Schädeln, die er aufwirft, und singt dazu ein lustiges Schelmenlied.

> In Jugendzeit ich liebte, ja liebte,
> Mich dünkt, das war sehre süß.
> Die Zeit hinzubringen, wie ich das übte,
> O mich dünkt, nichts besonderes war dies.

Faust steht vor ihm, betrachtet die Gebeine und philosophirt darüber, ob wohl Alexander's Schädel auch so riechen mag. Hier ist endlich ein Feld, auf dem seine Melancholie sich weiden kann. Am Weibe hat er keine Lust mehr, denn seine Phantasie, die nicht den Augenblick, d. h. nicht die Realität, sondern das zeitlose Sein zu umspannen strebt, malt ihm die kommenden Runzeln unter der frischen Wange, malt ihm die Todtenwürmer, die einst an ihr zehren werden.

Das Wissen hat seinen Gegenstand verloren, denn es gibt nichts Ewiges; was man wirklich nennt, ist ja nur ein Wechsel von Erscheinungen. Man fordert ihn auf, zu handeln; das Gewissen stellt sich ihm als mahnendes Gespenst gegenüber, auch die eigene Unruhe treibt ihn. Aber wozu handeln? Recht und Unrecht erzeugt erst der Gedanke, und den Gedanken stört eine unruhige Fliege in seinem Weg. Wozu handeln? Es nimmt ja alles zuletzt ein gleiches Ende, und auch nur das Nächste mit Sicherheit zu berechnen, reicht keine Weisheit aus. Er hat keine Freude am Leben, weil ihm der Glaube an seine Realität fehlt. Nur Eines steht ihm fest, er muß daran glauben, weil er es fürchtet — der Tod. Der Tod ist das einzig Gewisse, und dieses Einzige verschließt sich dem Verständniß. Das Nichtsein, die wahre Realität ist unbegreiflich.

Und nun die Welt, die nach Freuden jagt, die in unverdrossner Arbeit, mit Noth und Sorge sich Werke schafft, die doch vergehen müssen! welche liebt, wo sie doch nur Traumgestalten, Einbildungen sich gegenüber findet! Diese Narrenwelt wirbelt in einem wüsten Kreise um seine Sinne, er sieht wunderbare Gestalten, einen Sarg, in dem seine Geliebte liegt, die seinetwegen wahnsinnig geworden ist und sich ertränkt hat, Brüder, die ihren Schmerz um ihren Tod in wüsten Bildern auszumalen suchen; er wird mit angesteckt, er überbietet die Bilder, seine Phantasie wird rege; man treibt ihn zu handeln, er schwärmt sich in Pläne hinein, die aber nur so lange aushalten, als die persönliche Gefahr ihn stachelt; zuletzt trifft ihn im Spiel ein vergifteter Degenstoß, er greift noch rasch nach dem Schwert, und tödtet seine Mörder. Die ganze Familie kommt in das Haus des alten Maulwurfs, des ironischen Mephistopheles, der seine Schelmenliedchen dazu singen wird, wie er es über Yorik's Schädel trillerte. —

Wir haben hier in den Bildern großer Dichter jenes Gespenst versinnlicht, das in unserer Poesie immer von Neuem auftaucht, so oft wir uns auch vorstellen, es los zu sein, wie ein böses Traumbild, das wir nicht abschütteln können, wie wir uns auch anstrengen, zu erwachen. Wir werden es erst dann überwunden haben, wenn wir im Stande sind, darüber zu spotten. Ein Cervantes, der Don Juan, Faust und Hamlet zu einem Don Quixote idealisirt, und die neue Zeit ist frei von diesem Spuk der Romantik. Wir kommen dazu — doch ich will nicht vorgreifen.

Zunächst haben wir zu fragen: wo ist die Quelle dieser Blasirtheit? d. h. dieses Gefühls von dem unendlichen Contrast zwischen dem, was der Geist wollen kann, und dem, was die Wirklichkeit ihm bietet.

Warum kennt das Alterthum diese Erscheinung nicht? — Weil es fromm war, weil es das Individuum herabdrückte, weil es die Kraft mit dem Maß, der Grenze der Kraft identificirte, weil ihm die gesammte Natur in ihrer Nothwendigkeit höher stand, als das einzelne Herz in seinen wechselnden Stimmungen, weil

es nur Bestimmtes wollte, suchte, fragte, und daher nur einen endlichen Schmerz empfinden konnte, nicht den wüsten Traum des sogenannten Weltschmerzes, weil es die Götter, d. h. die Weltmacht ehrte, auch wo es sie nicht verstand.

Als aber die Lehre aufgestellt wurde, daß der Mensch, d. h. der Einzelne, der Mittelpunkt sei, um den die Welt, vorsehend und versuchend, sich drehe, als jeder Lump sich zum speciellen Zweck Gottes hinaufschraubte, und die Natur zum Gegenstand seiner egoistischen Neigungen herabsetzte, da wurde es möglich, daß die Unendlichkeit der sogenannten geistigen Ansprüche im Contrast mit der Bestimmtheit und also Endlichkeit der Welt zu jenem kranken Glauben führte, die Welt mit ihrem Gesetz sei ein Jammerthal, eine Lüge, sie sei geradezu der Feind des Menschen, das Reich des Teufels.

Ich darf nicht erst daran erinnern, daß das Christenthum es war, welches jene Lehre zum Glauben der Welt erhob.

So lange nun die Menschen beim Glauben blieben, verlegten sie die Erfüllung ihrer maßlosen und widersprechenden Wünsche ins Jenseits, und quälten sich damit ab, den Widerspruch derselben, die Natur, im eignen Fleisch zu verfolgen. Sie fanden die Befriedigung ihres Selbstgefühls in einer grenzenlosen Demüthigung, sie traten ihre irdischen Freuden, ihren irdischen Verstand, ihre irdische Neigung in den Koth, nur um ihrer eigentlichen Bestimmung durch den Contrast ein glänzendes Relief zu geben. Wie ein Wurm wand sich der Mensch im Staube vor seinem Gott, und rechtete doch mit ihm in seinen Werken, quälte ihn mit den leidenschaftlichen Forderungen seiner Sehnsucht. Ich erinnere beiläufig daran, daß der Uebergang von raffinirter Sinnlichkeit zur raffinirten Pönitenz, daß die Gestalt der Magdalena ausschließlich dem Christenthum angehört. Den Griechen war sie unbekannt. Aber die Sünderin und die Büßende fallen in ihrem wesentlichen Inhalt zusammen; erst war der maßlose Genuß unmittelbar, dann sollte er für die Ewigkeit erkauft werden durch maßloses Leiden.

Als der Fortschritt der Wissenschaft dem Jenseits einen Raum nach dem andern streitig machte, als der Himmel sich ganz in dunkle Ferne verlor, blieb die Maßlosigkeit der Ansprüche und der Einbildungen, und folglich die Verachtung der Wirklichkeit, die ihnen nicht gerecht wurde. Daß man sich wünschte, alle Weiber der Welt hätten nur Einen Mund, um in Einem Kuß unendliche Seligkeit zu erschöpfen, das kam allenfalls auch schon zu den Zeiten des Nero vor, der im Uebermaß der Macht zuletzt nicht mehr wußte, was er sich für einen Wunsch ersinnen sollte, um einmal zu wechseln; aber daß man diesen Wunsch als einen Rechtsanspruch der Natur ins Gesicht schleuderte, und indignirt darüber war, daß sie ihn nicht acceptirte, das blieb dem romantischen Zeitalter vorbehalten. Eben so war es mit dem sogenannten Wissensdrang, der darauf herauskam, daß man sich mit seinem ganzen Ich in ein kugelrundes Auge verwandeln, und die gesammte Welt in einer Kugelfläche sich gegenüberstellen wollte, um sie mit Einem Blick zu

überschauen, die Ewigkeit in einem Moment. Nicht anders war es ferner mit der Coquetterie der Tugend, die sich darüber abquälte, ob nicht die Reinheit des Opfers befleckt würde durch die Neigung, mit der man es brachte; die denselben Maßstab an das Urtheil über Andere legte, und, da es sehr leicht ist, bei der Analyse auch der besten Handlungen persönliche Motive zu entdecken, weil man nicht handeln kann, ohne persönlich betheiligt zu sein, sich endlich mit dem Resultat befriedigte, die Welt sei aus Egoismus zusammengesetzt, und man sei nur dadurch darüber erhaben, daß man es wisse.

Indem sich der Einzelne für den Mittelpunkt der Welt ansieht, ist ihm ideal, was er in sich zu finden vermeint — als Wunsch, als Frage, als Stimmung — vor der Realität als solcher hat er keine Ehrfurcht; er haßt die Natur, weil sie sich seinen Launen nicht preisgibt, und eben drum auch die Gesellschaft. Aber gerade in dieser Isolirtheit ist er selber das Gegentheil des Ideals: er ist böse, er ist unfrei und — er ist albern. Eine bittere Wahrheit, die wir dieser anspruchsvollen Charaktermaske nicht verschweigen können. Eine Analyse der Bestandtheile, aus denen sie zusammengeflickt ist, wird es ergeben.

Der abstracte Gegensatz zwischen Geist und Natur, zwischen Idee und Wirklichkeit, der im Mittelalter noch den Reiz der Naivität an sich trug, wie das ganze Leben, reflectirte zuerst im Zeitalter der Reformation, dann in der poetischen Sturm- und Drangperiode des 18. Jahrhunderts. Das Jahrhundert der Reformation erfand jene drei Masken, die Sturmperiode dichtete sie aus, die Romantik rundete sie zu einer Doctrin ab, und stellte sie auf ihren aus chinesischem Spielzeug aufgestapelten Altar, wie die Israeliten das goldene Kalb. Unserer Zeit ward die Aufgabe, ihn zu überwinden.

Wir überwinden den Gegensatz, indem wir ihn zerlegen.

Von den Masken, in welche sich die Blasirtheit versteckt, ist Don Juan die handgreiflichste: der raffinirte Egoismus und die Nichtachtung sittlicher Schranken. Mit dem Wort Egoismus verbindet unsere Romantik zwei ganz verschiedene Begriffe, aus deren Vermischung die sinnlosesten Vorstellungen hervorgehn. In dem Sinn, daß der Mensch bei allen Bestrebungen, wie ideal sie auch aussehn, sich selbst zum Zweck hat, ist jeder Mensch Egoist, und kann es nicht anders sein, wenn er nicht überhaupt aufhören wollte zu sein. Auch wenn man stirbt für eine große Sache, ist es nur, weil man sich darin betheiligt und befriedigt. Nur der gebildete Cynismus bringt die Gesellschaft hervor und erhält sie; nur aus ihm entspringen Wissenschaft und Kunst. Eine andere Sache ist es aber mit dem künstlichen Egoismus, d. h. dem Cultus, den man mit seiner schlechten Persönlichkeit treibt, dem unruhigen Sinnen und Trachten, sich in jedem Augenblick in werthloser Lust zu befriedigen. Je werthloser die Beschäftigung ist, in der man sich zu genügen pflegt, d. h. je weniger allgemein menschlichen Inhalt sie bietet, desto raffinirter wird der Egoismus, d. h. die Sonderung der persönlichen

Interessen von den allgemeinen der Gesellschaft. Der liederliche ist der schlechteste Egoist, weil seine Beschäftigung den geringsten objectiven Werth hat. In der Regel ist stark hervortretender Egoismus, wenn er sich mit einer gewissen Prätension geltend zu machen weiß, ein sicheres Zeichen von der Fäulniß der Gesellschaft, die eben darin besteht, daß der Einzelne sich nicht mehr innerhalb der Gesellschaft realisiren mag. Die Zeiten eines Nero, einer Messaline, eines Heliogabal sind darum so reich an praktischen Don Juans, weil aller praktische Verstand aufgehört hatte. Wer das Mittel in Händen hatte, kam in der Unruhe seiner Gelüste auf die wahnsinnigsten Einfälle, er ließ sich ein Gericht Pfauenzungen kochen, oder er ließ Tausend Sklaven von wilden Bestien zerreißen, um seine abgestumpften Sinne zu kitzeln, oder er zündete, um ein recht kolossales Schauspiel zu haben, die Stadt der Cäsaren an. Wer die Mittel nicht hatte, ersetzte den wirklichen Genuß durch phantastischen, er wurde z. B. Christ, wozu übrigens auch der Mächtigste zuletzt kommen mußte, weil ihm endlich zur Lust die physische Befähigung abging. Schon jene Hinrichtungen sind eigentlich ein blos phantastischer, eingebildeter Genuß. —

Wenn man die moderne französische Poesie verfolgt, so glaubt man, sich in schlechten Reminiscenzen aus dem römischen Kaiserreich zu bewegen. Zuerst ist die Unsittlichkeit noch naiv — ich erinnere an die Chronik des Oeil de boeuf, die Memoiren des Ritter Lauzun, die Geschichte der Ninon de l'Enclos, die Romane des jüngern Crebillon und Andere — diese eben so lustigen als kläglichen Bilder von den Roués aus den Zeiten der Regentschaft. Das Eigenthümliche und Häßliche ist nur, daß man bei den wüsten Orgien der Leidenschaft, daß man selbst im Rausch eiskalt und nüchtern bleibt, daß man selbst im Sinnestaumel weltlich reflectirt. Dann kommt aber ein zweites Moment hinzu, hervorgegangen aus dem Gedankenvorrath, den die neue Zeit nicht überwinden kann, so sehr sie sich in Materialismus versenkt; das Bestreben, auch das Geistige zu corrumpiren. Ein sehr lehrreiches Buch sind in dieser Beziehung die Liaisons dangereuses. Der Roué, welcher die Hauptrolle spielt, will die tugendhafte Frau eines Andern verführen, in die er beiläufig wirklich verliebt ist. Der natürliche Weg wäre, ihr die tugendhaften Bedenken auszureden, oder sie wenigstens durch Sinnlichkeit zu übertäuben. Aber das genügt unserm Don Juan nicht. Im Gegentheil schärft er ihre Gewissensbisse, und trotzdem muß sie sein werden; er weidet sich an ihren geistigen Qualen, wie Nero am Schmerzgeheul der Opfer, die er schinden oder langsam verbrennen ließ. Zuletzt, als ihm nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, schreibt er ihr einen lakonischen Brief: „Liebes Kind, ich habe mir nur einen Spaß mit dir gemacht, geh' in Gottes Namen zu deinem lieben Mann zurück." Und wozu das alles? Um einer ganz verderbten Frau, der Theilnehmerin seiner frühern Laster, gegenüber, mit einer noch größern Verderbtheit renommiren zu können. Diese Frau übersieht und betrügt ihn, die Andere stirbt, er steht als

Narr seiner eignen Eitelkeit da, die ihn von der Meinung der Schlechten abhängig gemacht hat. Das ist überhaupt charakteristisch für diese Wollüstlinge, daß sie trotz aller Opposition gegen Gesetz und Sitte Sklaven der Meinung sind, Sklaven der verkehrten Convenienz ihres Kreises, vor dem lächerlich zu erscheinen sie ängstlicher besorgt sind, als der ehrsame Spießbürger, die polizeilichen Verordnungen zu übertreten. Es liegt zu nahe, daß eben so, wie sie in Beziehung auf ihre schlechte Gesinnung renommiren, sie in Beziehung auf ihre Erfolge aufschneiden, und es wundert mich nur, daß noch Niemand den Muth gehabt hat, einen gelinden Zweifel zu hegen, ob auch das berühmte Register Leporello's exact ist. Auffallen muß es wenigstens, daß Don Juan vor den Augen des Publikums kein einziger seiner Verführungsversuche gelingt. Er wird wohl etwas aufgeschnitten haben, die Eitelkeit hat eine wunderbare Phantasie.

In jener Abhängigkeit von der Meinung liegt trotz des kläglichen Eindrucks, den sie im Ganzen macht, immer noch der einzige moralische Fonds, der die Liederlichkeit des französischen Roué von der des römischen Schwelgers unterscheidet. Der Roué bleibt immer Cavalier, und bindet sich an gewisse conventionelle Bestimmungen; es gibt einen Point d'Honneur, den er nicht aus den Augen setzen darf. Ein Schurke darf er sein, eine Memme nicht. Dies ist der eine Punkt, von dem aus die Macht des Guten sich bethätigen darf.

Verschlimmert wird die Sache dagegen durch einen andern Umstand. Da die Leidenschaft nicht mehr natürlich entsteht, sondern als Object des Genusses gesucht wird, so ist die kalte Bosheit bei der Verfolgung derselben schon begreiflich. Balzac, dessen Romane (L'histoire des treize, Père Goriot u. s. w.) vielleicht das beste Bild jener blutgierigen Wollust, jener gemein berechnenden Selbstsucht geben, läßt einen seiner Roués, dem sich eine Herzogin nicht sofort ergibt, diesen Widerstand gegen seine Wünsche förmlich als Verbrechen verurtheilen, und die renitente Herzogin mit der Strafe der Brandmarkung züchtigen! Das heißt doch den Cultus der abstracten Persönlichkeit mit Consequenz ausführen. — Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Indem man von frühster Jugend auf, wo möglich schon vor der Pubertät, in dem Dunstkreis jener Liederlichkeit aufwächst, und von ihren Traditionen sich nährt, anticipirt man die Empfindungen, die man noch nicht haben kann, und stellt sie sodann der späteren Erfahrung als das reine Ideal gegenüber, man belügt nicht blos die Welt, sondern sich selber. Wenn man sich später einmal stark betrinkt, so tauchen die Reminiscenzen dieser vermeintlichen Ideale wieder auf, man wird exaltirt oder gar sentimental! Man läßt die Thränen spielen, in demselben Augenblick, wo man Genüssen huldigt, von denen kein Thier eine Vorstellung haben würde!

Das ist der Punkt, an den unsere romantische Schule anknüpft. Sie hat die verhältnißmäßig noch immer naive Liederlichkeit der „Regentschaft" zu einer Doctrin ausgebildet, sie hat, wie sie überhaupt alle Begriffe zu verwirren, alle Poin-

ten umzukehren verstand, sich zu einer Apotheose des Lasters, zu einer Heiligung nicht nur der Schlechtigkeit, sondern auch der Schwäche hergegeben. Bei Schriften, wie Schlegels Lucinde, und Gutzkow's Wally — die Lelia der G. Sand spare ich für eine andere Gelegenheit auf — weiß man nicht recht, ob man über das Stammeln des Blödsinns lachen, oder über den Abgrund der Unsittlichkeit, aus dem die schlimmste Fäulniß athmet, sich entsetzen soll.

Wenn E. T. A. Hoffmann seine Auffassung des Don Juan pathetisch-sentimental umkleidet, so darf uns diese Schminke nicht täuschen. Der Idealismus, mit dem dieser Don Juan sich brüstet, ist ebenso krankhaft, als die Coquetterie, mit der sich Genz eine „in schmutziger Hölle unschuldig gebliebene Seele" nennt, als der Wahnsinn des sogenannten Socialismus, der im Wesentlichen darauf ausläuft, daß die Welt jede beliebige Lais der Gasse für so keusch halten soll, als die römische Lucretia, ihr Altäre errichten wie der Madonna, weil sie eine Incarnation ist von den Leiden des Weibes.

Diese doctrinäre Blasirtheit kennen die Engländer nicht, trotz aller Uebersättigung, die von großem Reichthum nicht zu trennen ist. Ihr Spleen ist etwas ganz anderes; wenn ein Deutscher ihn darstellen will, wie es Gutzkow in seinem „13. November" versucht hat, so wird jedesmal eine Monstrosität daraus. Der Spleen ist freilich eine Krankheit, aber eine humoristische; er ist die Verirrung des an sich berechtigten Strebens, in allen Dingen autonom zu sein. Der Engländer erkennt das Gesetz an, selbst indem er es bricht, und es fällt ihm nicht ein, seine Laune, die er mit aller Zähigkeit der sächsischen Natur verfolgt, idealistisch zu übersirnissen. —

Wir haben Don Juan verfolgt, wie er in dem Fortschritt der romantischen Begriffsverwirrung sich in Faust verwandelt, wir schlagen jetzt den umgekehrten Weg ein. Die Irrfahrten des überspannten Idealismus haben denselben Ausgang wie die des überspannten Materialismus.

„Kreuzigt den Schwärmer im dreißigsten Jahre, sonst wird der Betrogene zum Schelm." Selten hat Goethe ein treffenderes Wort gesprochen. Der Ueberfüllung mit Phantasien folgt ein noch größerer Ekel, als der materielle, denn sie stumpft schneller ab, und je schneller die Illusionen sich auf einander folgen, welche die Enttäuschung nothwendig mit sich führen, weil sie ihrer Natur nach gegenstandlos sind, desto mehr höhlt sich die Kraft aus, zu glauben und zu lieben. Wer die Welt verachtet, weil sie seinen Idealen nicht entspricht, wird sehr bald diesen Idealen gegenüber das nämliche Gefühl haben, weil ihnen keine Welt entspricht, und wird zuletzt nur noch vor Etwas Hochachtung empfinden, vor der eigenen Ironie, die sich über Welt und Ideal gleichmäßig hinwegsetzt. Faust endigt im Mephistopheles, wie ja auch dieser Schalk vor grauen Jahren ein überspannter Idealist war, als er noch Lucifer hieß. Zuletzt hat er nur noch Ein ideales Gefühl, den süßen Schauer vor sich selbst, vor seiner Kraft, zugleich das unend-

liche Gefühl des Ideals und das Bewußtsein seiner Richtigkeit in sich zu tragen. So ist die Frivolität, die mit einer gewissen Bosheit ausgeübt wird, nichts als ein Ausfluß ungesunder, und daher betrogener Sentimentalität, und Schriftsteller, wie Heine, bei denen das eine fortwährend mit dem andern wechselt, sind ein ebenso natürliches als widerliches Zeugniß für die Wahrheit, daß unbedingte Bejahung (Schwärmerei) nothwendig die unbedingte Verneinung mit sich führt, wie das Licht den Schatten. Die kritische Kälte, welche der schöpferischen Gluth eine Form zu geben bestimmt war, macht sich dann nachträglich in einem unfruchtbaren Sprühregen geltend: vis consilii expers mole ruit sua. Schwärmerei und Sentimentalität sind immer ein Zeichen von mangelnder Gestaltungskraft, daher die vielen verkannten Genies, die hommes incompris und die incommensurablen Faustinen, Lelias, Heloisen, Wally's, die nie die Kraft haben, etwas bestimmtes zu wollen, etwas bestimmtes zu denken, selbst etwas bestimmtes zu fühlen, und die sich daher in den breiten Strom unbestimmter Phantasien verlieren. Die Intensivität ihrer Empfindung ist nur scheinbar, weil sie eigentlich immer nur Komödie spielt; ihre vermeintliche Kraft liegt nur in dem Mangel an Widerstand, in dem wissentlichen oder naiven Ignoriren aller Schranken. Ihre Ideale entspringen nicht aus der Kraft der Liebe, sondern aus dem Gefühl der Schwäche, und aus dem Haß des Vollkommenen; sie glauben nur darum an Gott — d. h. an die Auflösung aller Widersprüche — um ihn in der Welt nicht zu finden und nach Herzenslust blasphemiren zu können. Diese Komödianten haben eine wahre Wuth, Briefe zu schreiben, und darin sich und Andere zu quälen, und die Romane, die von ihnen und über sie geschrieben werden, haben in der Regel die Form einer Correspondenz oder noch besser eines Tagebuchs; denn es handelt sich hier nicht um Erlebnisse, sondern um Phantasien und Meinungen. Als abschreckendes Beispiel führe ich die Neue Heloise von J. J. Rousseau an, wo mit dem Schreckgespenst der Tugend, dem kalten Pflichtgebot, so lange sentimental getändelt wird, bis in der Wirklichkeit der Cynismus selbst über die herkömmliche Grenze hinausgeht. Forcirte Religiosität — was wir Pietismus nennen — findet sich am meisten in einer sehr materialistischen Zeit, das Raffinement des Genusses gibt der raffinirten Geistigkeit den Reiz des Contrastes, und wer es am ausgesuchtesten treiben will, wird mit religiösen und sinnlichen Phantasien abwechseln, wie Lelia, Faustine, wie Faust vor Allem. Eigentlich liegt in diesem Phantasieleben viel Faulheit; Faulheit fürs Denken wie für den Entschluß.

So würde ich auch im Werther den charakteristischen Zug nicht in seiner vermeintlichen Leidenschaft suchen, die mir gar nicht so intensiv vorkommt, als in seiner Trägheit. Er nimmt sich das Leben, weil er damit nichts anzufangen weiß. Er hat ein gutes Herz, welches natürlich empfindet, und daher von allem Unwahren verletzt wird. Da er aber nicht die Kraft besitzt, sich eine seinen Empfindungen entsprechende Wirklichkeit zu bereiten, indem er das eine an dem andern

bildet, so heftet sich sein Gemüth contemplativ an jeden Gegenstand, in dem er diese Natur als harmonische Erscheinung empfindet, die er in sich selbst nur als unruhige, nervöse Sehnsucht trägt. Daher seine vermeintliche Leidenschaft für Lotten, der Drang eines Unbeschäftigten und vielfach Bewegten, sich zu concentriren; eine Passion, in der er sich ähnlich benimmt, wie der alte Ritter Toggenburg, der sich eine Hütte baut, um seinen Schatz täglich eine halbe Stunde durch's Fenster betrachten zu können, und in dieser interessanten Beschäftigung seine Tage sanft und selig beschließt, nur daß Werther ungeduldiger ist, und zur Pistole greift, vielleicht mit der ganz geheimen Nebenempfindung, sie könne ihm doch von schönen Händen mit sanfter Gewalt entwunden werden.

Lessing hat bekanntlich gewünscht, Goethe möchte noch einen recht cynischen Nachtrag geliefert haben, um nicht den Schein zu erregen, als halte er selber dieses Bild voll psychologischer und poetischer Wahrheit für ein Ideal. Er ist darin mißverstanden worden, wie es ihm überhaupt häufig ergangen ist, weil er trotz aller Schärfe seines Denkens zu sehr in der transcendentalen Philosophie seiner Zeit befangen war, um in concreter Lebendigkeit anzuschauen, was nur die Abstraction getrennt hatte.*) Erst in sentimentalen Thränen zu schwelgen, und dann in eben so stofflosem Cynismus sich selbst zu ironisiren, das ist keine Befreiung von der Krankheit des Empfindelns, es ist eine neue Verschrobenheit. Die Kälte der Ironie muß mit der Gluth der Empfindung zusammengehn, um sie zu gestalten, man muß die endlichen Seiten des idealen Strebens nicht nur erkennen, man muß sie ertragen lernen, um sich frei ihm hingeben zu dürfen; man muß glauben können im Wissen; man muß eine große That in ihre kleinen Motive aufzulösen verstehn, ohne darüber ihre Totalität aus den Augen zu verlieren. Die Güte des Herzens ist eine Illusion, wenn nicht Kälte des Verstandes und Härte des Charakters dazu kommt. Sie ist bloße Reizbarkeit, die für jeden Widerstand ihre Spannkraft verliert, wie Werther der Convenienz der vornehmen Gesellschaft gegenüber, die er weder zu reformiren, noch sich darüber zu erheben die Kraft hat. Werther mußte seine Stellung von ihrer endlichen, also komischen Seite anschauen, dann wäre er — freilich nicht mehr er selbst gewesen. Das Gedicht verliert durch diese Kritik Nichts von seiner Berechtigung; der Werther des Romans konnte nichts besseres thun, als sich todtschießen.

Diese Freiheit von der unbedingten Gewalt der Empfindung wird durch den Kampf mit dem Leben errungen, und insofern hat die Blasirtheit, als natürliche Reaction gegen den inhaltlosen Idealismus, als Uebergangsperiode ihre Berechtigung. Der richtige Weg von der falschen zur wahren Idealität ist der bewußte Egoismus; es kommt nur darauf an, daß dieser Frost nicht in einer Zeit eintritt, wo die Keime des Guten darunter leiden; es kommt darauf an, daß die Ironie sich klar

---

*) Ich beabsichtige, auf diese Seite in Lessing noch einmal zurückzukommen.

wird, nicht die Idee an sich, sondern die Illusion überwunden zu haben. Um diesen Punkt deutlich zu machen, komme ich auf die Blasirtheit Faust's zurück.

Faust versichert uns, er habe sämmtliche Wissenschaften studirt, und sei zu dem Resultat gekommen, man könne nichts wissen, was wesentlich zur Förderung der Menschheit beitrage. Diese Art Skepsis ist in der Regel (man denke an Montaigne und Pascal) das Resultat eines dilettantisch, universell unruhigen Studiums, dem es mehr auf die Masse der Gegenstände, als auf ihre Exactheit ankommt. Mir geht es mit Faust wie mit Don Juan, ich glaube an seine große Gelehrsamkeit nicht. Wer die mathematisch-physikalischen Wissenschaften studirt, durch eigene Forschung gefördert, und in ihrer Anwendung auf's Leben verfolgt hat, der ist nicht recht bei Sinnen, wenn er behauptet, er wisse Nichts. Es fällt ihm auch gar nicht ein. Wie aber Faust studirt hat, darüber gibt uns seine Thätigkeit als Arzt ein Zeugniß; er hat die gegebenen Vorstellungen gelernt, darüber naturphilosophisch phantasirt, und sich allerlei einfallen lassen, bis es ihm zuletzt langweilig wurde. Die Verzweiflung am Wissen ist das Zeichen eines halbgebildeten Autodidacten, der über Alles gebildet zu sprechen weiß, der aber nirgend vollständig zu Hause ist. Faust als Gelehrter ist halb Wagner, d. h. unselbstständig receptiv, Sammler ohne Productivität, halb Phantast. So bleibt ihm als Resultat nur der Witz, wie ihn Mephistopheles ausübt. Diese Art Wissenschaft, wie beide sie ironisiren, war auch wohl der Mühe werth, darüber sich dem Teufel zu verschreiben! Faust ist ein Ausdruck der Wissenschaft im 16. Jahrhundert. Was Jahrtausende an Kenntnissen aufgespeichert, strömt in roher, barbarischer Fülle zusammen, tausend Antworten, ehe man fragt, und wenn man zur Frage kommt, ist man durch das beständige Recipiren so abgestumpft, daß man zu träge ist, eine Antwort zu suchen.

Die moralische und wissenschaftliche Skepsis muß sich in ihrer Lächerlichkeit erkennen, wie sie vorher die Illusion des Glaubens widerlegt hat, wenn die wahre Freiheit errungen werden soll. Den Teufel muß man mit dem Teufel überwinden, sonst bleibt zuletzt nur die faule Verwesung übrig, wie in Hebbels Bertram, der mit einer gewissen Wollust sich selbst als Leichnam anschaut — diese aristokratisch dumme Blasirtheit, welche die Franzosen sehr treffend mit dem Namen ihres Leichenhauses, la Morgue bezeichnen. Aber „die Erde soll kein Tummelplatz für Larven sein,“ noch weniger die Poesie. Lebendige Leichen gehören in's Hospital oder in's Tollhaus.

Die Poesie hat vielmehr die Aufgabe, auch in dieser Krankheit den gesunden Fonds zu verwerthen. Eine Aufgabe, wie sie sich mein Freund Gustav Freytag in seinem Waldemar gestellt hat: die Bekehrung eines Blasirten. Der gesunde Fonds ist die Freiheit, mit der ein Weltmann die Illusionen des gewöhnlichen Lebens spielend löst, die Fähigkeit, die Gravität der Amtsmiene schnell bei

Seite zu werfen, wo sie nicht hingehört; und die rücksichtslose, kalte Energie, mit der er seine Zwecke verfolgt. Seine falsche Stellung liegt theils in der Einbildung, er könne, weil er sich nicht mehr in Illusionen bewege, nichts mehr bewundern, es gebe daher nichts mehr, was seinem Dasein einen Werth verleihen könne; theils in der Verwickelung der Verhältnisse, in die ihn seine Maximen verstrickt haben. Die Einbildung überwindet die Scham: Freytag hat diese unvermeidliche Cur ganz richtig in ihren verschiedenen Momenten spielen lassen; Waldemar findet etwas, was ihm Achtung abnöthigt, eine reine und zugleich starke Natur; er empfindet in Folge dessen vor seinem bisherigen Treiben nicht blos Verachtung, die hat er immer gehabt, sondern auch Ekel, denn er erkennt, daß es seiner wahren Natur widerspricht; er kommt sich selbst lächerlich vor, weil er von einem einfachen Landmädchen durchschaut wird, und diese nothwendige Demüthigung seines Hochmuths wird sehr zweckmäßig durch eine körperliche Züchtigung verschärft. Was soll er nun thun? büßen? bereuen? — das paßt nicht für eine kräftige Natur. So bleibt ihm als Aufgabe die Lösung jener Verwickelung, in der er seine Kraft, die bisher dem Bösen gedient, zum Guten verwendet.

Man soll dem Dichter nicht eine andere Aufgabe unterschieben wollen, als er selber für gut gefunden hat. Freytag läßt seinen Helden zu jener Lösung nur die Einleitung treffen, die eigentliche Spannung concentrirt sich in den beiden Frauen. Die Absicht ist unverkennbar; das gute Mädchen, das Waldemar zur künftigen Lebensgefährtin bestimmt war, sollte auch groß erscheinen, und so den sonstigen Abstand vergessen machen. Wenn ich ein Dichter wäre, so würde ich auf einen andern Ausweg gekommen sein.

Einmal würde ich mit der Scham zugleich die Befreiung haben eintreten lassen, um meinen Helden poetisch zu rehabilitiren, und namentlich ungeschickte Schauspieler zu warnen, ihn nicht sentimental aufzufassen. Die Empfindung Waldemars: „Ich bin mit meiner Blasirtheit doch ein ungeheurer Narr gewesen!" hat freilich auf der einen Seite etwas Demüthigendes, aber zugleich kann sie ihn erheben, indem er über seine Vergangenheit zu lachen vermag. Ein tüchtiges Gelächter, und die Gespenster fliehen vor meinem befreiten Blick, und es bleibt mir nur noch die Lösung der factischen Wirren.

Zu dieser Lösung setze ich meine ganze Kälte und Frivolität in Bewegung, denn es wäre unpoetisch, wenn ich zu andern Mitteln greifen sollte, als zu denen meine Natur und meine Geschichte mich berechtigt. Ein wildes Weib droht mir und meiner Liebe; ich habe freilich eine Schuld gegen sie, aber dieses ist nicht die Person, die sie einzufordern berechtigt ist. Ich gehe ihr also dreist entgegen, und wenn sie mit Dolchen, Gift, russischen Leibeigenen und dergleichen Apparaten, mit Flüchen und mit Thränen, auf mich eindringt, so will ich, wenn ich Waldemar bin, ihr mit so viel Frivolität, Kälte und Hohn zusetzen, dem Thierbändiger ähnlich, der es mit einer Tigerkatze zu thun hat, daß ihr der Dolch aus den

Händen fallen, daß sie zuletzt in vollständiger Geistesverwirrung sich davonmachen, und Gott danken soll, den Klauen dieses Satans entgangen zu sein. Dann habe ich meine Pflicht gethan, und zugleich, was die Tendenz dieses Aufsatzes war, meine Charaktermaske zu einer humoristischen idealisirt.

Der Verwaltungsrath des Bundesstaates und die sächsische Regierung.

Während Hannover sich in mürrischem Schweigen auf seinem Stuhl, getrennt von den Andern, niedergesetzt hat, dauern die Erklärungen zwischen Sachsen und dem Verwaltungsrath fort; die sächsische Regierung möchte Gewissen und Schein wahren, es ist ihr bei den nahen Beziehungen zu Preußen peinlich, die diplomatischen Vorwürfe auf sich sitzen zu lassen, welche die verbündeten Staaten gegen sie in die Welt werfen.

In einer längern Erklärung bemüht sich der sächsische Staatsminister v. Beust die Berechtigung Sachsens, von der thätigen Mitwirkung am Bundesstaat zurückzugehen, dadurch zu begründen, daß er den „Vorbehalt," welchen Sachsen und Hannover vor Unterzeichnung des Dreikönigsbündnisses machten, als einen zu Recht bestehenden Theil des Vertrages selbst darstellt. Diese Deduction ist nicht glücklich. Der Verwaltungsrath hat in seiner Sitzung vom 30. October darauf geantwortet, zuerst Preußen ihn widerlegend; dann aber die kleineren verbündeten Staaten gemeinschaftlich dadurch, daß sie sagen: Die drei Königreiche haben uns das Dreikönigsbündniß ohne Vorbehalt vorgelegt und uns zur unbedingten Annahme aufgefordert; wir sind ohne Vorbehalt beigetreten, für uns besteht der Vertrag als Recht und Pflicht unverändert fort; aber auch für die einzelnen Theile der andern contrahirenden Partei, also auch für Sachsen. Denn hat nicht gerade Sachsen in der Sitzung des Verwaltungsraths vom 27. Juli uns gegenüber recht eifrig erklärt, daß der Beitritt zu diesem Vertrage jede der contrahirenden und der beitretenden Regierungen zum unverbrüchlichen Festhalten an den Inhalt des einmal verbündeten Verfassungsentwurfs verpflichtet habe und halte und zwar so lange, als nicht durch gemeinsame Uebereinstimmung aller dieser Regierungen eine Abänderung des Entwurfs nachträglich genehmigt und zugegeben sei? Zum Festhalten ist Sachsen so gut verpflichtet als wir selbst, ohne Vorbehalte hat Sachsen mit uns contrahirt und wir stehen fest auf dem Vertrage, wollen dabei beharren und fordern von Sachsen ein Gleiches, als Pflicht.

Es steht schlecht um den Rechtspunkt Sachsens. Aus den jetzigen Deutungen und zum Theil spitzpfindigen Erklärungen der früheren Verhandlungen ist klar

zu sehen, daß Sachsen damals im Innern bedrängt in die Führerschaft Preußens seufzend willigte, und seine dynastischen Bedenken vor der Gewalt der Verhältnisse schüchtern bei Seite legte; während es sich jetzt auf dieselben Bedenken stützen möchte, um den lästigen Contrakt aufzuheben. — Was es jetzt thut, ist verderblich für die Regentenfamilie, wie für das Land.

Das Königshaus Sachsens hat gegenwärtig keinen festen Grund in den Seelen des Volkes. Es ist hier unnütz zu untersuchen, welche Umstände den Thron isolirt haben, sicher ist, daß troz aller Loyalität Einzelner und troz der großen Verehrung, welche sich der Privatcharakter des Monarchen in manchen Kreisen verschafft hat, dem Thronsessel in Sachsen eine dauerhafte Unterlage vollständig fehlt. Weder das Militär, noch alte große Erinnerungen im Volk, noch irgend ein geographischer Abschluß halten den Staat zusammen. Gute Einrichtungen, ein liberaler Sinn des Regenten bildeten einen gewissen ehrenwerthen Patriotismus während der vergangenen Friedensjahre aus. Der Sachse war stolz darauf, daß es bei ihm etwas freisinniger zugehe als in Preußen, daß die Humanität der Polizei größer, die Censur weniger drückend sei, als im Nachbarstaat. Er war Patriot, weil er Manches voraus hatte, was unter seinen Fürsten besser geworden war, als anderswo in Deutschland, und weil er täglich Gelegenheit fand, sich über Preußen zu ärgern. Wohl mußte er seine Stimmung sehr in die Höhe geschraubt haben, ehe er mit Troz singen konnte: ich bin ein Sachse u. s. w., oder irgend ein ähnliches patriotisches und loyales Lied, aber er sang es doch noch zuweilen; und wenn der großartige Anstrich bei politischen Evolutionen, Manöver, Parade u. s. w. fehlte, so hatte er dafür ein gemüthliches Behagen an seinem constitutionellen Fürsten und seiner Communalgarde. Das Jahr 48, Einzelnes was vorausging und Vieles, was nachfolgte, hat den specifisch sächsischen Patriotismus in bedenklicher Weise vernichtet; er ist in den Seelen vieler guten Leute noch vorhanden, hat aber weder active Kraft, noch irgend einen Hintergrund, auf den sich Hoffnungen bauen ließen.

Das sächsische Volk aber ist in einer sehr traurigen Lage, und die Besten sind grade am schlimmsten daran. Es hat nichts, gar nichts, woran sein Idealismus, alle seine Träume, seine Hoffnungen, sein Enthusiasmus sich hängen können. Das ist für jeden deutschen Stamm ein sehr großes Unglück, für die pathetische, weiche und sentimentale Natur des sächsischen Volkes das größte. Wie rührend heftete sich die Hülflosigkeit und Schwäche der großen Menge an Robert Blum, er ward ihnen erschossen; wie lebhaft erfaßte der Sachse den Gedanken einer solchen Vereinigung mit Preußen, wie sie die Paulskirche proclamirte, wo Sachsen seinen Namen opferte, aber Preußen auch; auch diese Hoffnung ward vereitelt; auf seine parlamentarischen Kämpfe kann er seit dem letzten Winter nicht mehr stolz sein; seine Volkshelden hat er verloren, in sich selbst fühlt er keine Kraft weder Etwas zu werden, noch Etwas durchzusetzen. So ist ein Zustand von Trostlosig-

keit und ein Gefühl der Schwäche eingetreten, welches ein feinfühlender Stamm auf die Länge nicht erträgt. Noch ist nicht abzusehn, wie und in welcher Richtung sich der Schmerz über diese innerliche Abzehrung zunächst Luft machen wird; die erste Stimmung ist jetzt ein zänkisches Grollen des kranken Volkes gegen alle Parteien; jedenfalls aber ist dieser Zustand für die Krone sehr bedenklich. — Seit 8 Tagen sollen die Kammern zusammentreten, noch immer fehlt die beschlußfähige Anzahl der Mitglieder, weil das Volk zum Theil abgespannt, zum Theil erbittert ist. Auch mit diesen Kammern wird die Regierung auf die Länge nicht auskommen, in ihrer isolirten Lage mit keinen mehr; vielleicht selbst dann nicht, wenn sie den Muth hätte, ein neues Wahlgesetz oder noch weiter zu octroyiren.

Es gibt für das Volk und für die Regierung, welche eine gute Provinzialregierung sein kann, aber keine souveräne Größe, nur ein Mittel, aus diesem schlaffen, kläglichen Zustand herauszukommen. Dem Volke muß die Möglichkeit geboten sein, sich für Etwas zu erwärmen, größere Interessen in sich aufzunehmen, und mit anderen deutschen Stämmen, welche entgegengesetzte Eigenthümlichkeiten haben, in eine Verbindung zu treten, welche die Sachsen befestigt und erhebt, ohne sie zu verderben. Jedes andere Einheitswerk wäre dem Sachsen angenehmer, als das von Preußen angebahnte; aber wie es jetzt steht in Europa, und wie Sachsen liegt, mit zwei Drittheilen seiner Grenzen und mit neun Zehntheilen seiner Interessen am Bundesstaat, bleibt ihm keine Wahl mehr. Ja, der endliche Beitritt Sachsens zur „norddeutschen Union" ist so wenig zweifelhaft, und wird in kurzem so dringend nothwendig werden, daß hier zunächst nur die Verzögerung im Interesse Sachsens sowohl als des neuen Bundesstaates beklagt werden darf.

Wenn die gegenwärtigen sächsischen Kammern wirklich beschlußfähig werden und sich so parlamentarisch zeigen, daß die Regierung einige Wochen hindurch mit ihnen auskommt, mag es wohl geschehen, daß sie in ihrer Majorität gegen das Dreikönigsbündniß sprechen, weil es den Sachsen aus naheliegenden Gründen noch ungemüthlich und widerwärtig ist; aber eben so sicher ist, daß das sächsische Volk im nächsten Jahr den Anschluß an den Bundesstaat fordern und durchsetzen wird; die Regierung Sachsens aber wird bis dahin Gelegenheit haben, zu fühlen, daß der Weg der isolirten Souveränität, auf dem sie jetzt geht, ein Martyrium ist, für welches ihr Niemand dankt.

Reisetagebuch aus dem östreichischen Oberland.

2. Krummstab und Lineal.

(Schluß.)

Ein heftiger Gewitterregen trieb uns in die Kajüte des Dampfbootes hinab. Zufällig war es Essenszeit und der lange Tisch gedeckt. Wen sah ich am obern Ende der Tafel thronen? Meinen Geistlichen, den Stammgast aus dem schmeckenden Wurm in Wien. Er aß mit Andacht, hielt die Augen sittsam auf den Teller geheftet und verlor keine Silbe. Links von ihm saß ein Madonnengesichtchen in Hut und Schleier; er erwies ihr nicht die gewöhnlichste Aufmerksamkeit. Ein hübsches Ding! rief mein Nachbar leise; das Essen mundet noch einmal so gut, wenn so'n Blumentöpfchen neben der Suppenschüssel sitzt, was meinen Sie? — Ich erzählte im Verlauf des Gesprächs meine Begegnung mit dem geistlichen Herrn. — Gehört wohl zur Propaganda, meinte er lachend. Nun, im Oberland hat's gute Forellen und einfältige Seelen genug; die frommen Herrn machen dort bessere Geschäfte als in der gottlosen Kaiserstadt. — Mein Nachbar war ein sehr magerer, blasser junger Mann aus Wien, oberhalb Linz zu Hause, wohin er jetzt seine Mutter, eine Bauersfrau, auf einige Tage besuchen ging. Trotz der goldenen Uhrkette und des stahlgrünen Sonntagsfracks mit Metallknöpfen, und trotz der großen steifen Halskragen sah er keinem Dandy gleich, zeigte aber gesegneten Appetit und ein dankbares, fast kindliches Entzücken über jede Kleinigkeit, die ihm neu war. Er bewunderte die bescheidene Einrichtung des Schiffes; wie ich s'erste Mal nach Wien hinunter ging, gab es noch keinen Dampf auf der Donau, sagte er. Drei Glas Gumpoldskirchner versetzten ihn in den siebenten oder sechsten Himmel. Als wir endlich wieder die Treppe hinaufeilten, flüsterte er mir zu: Ich hab' einen ganz besondern Zahn auf die Schwarzröck', — wenn mir nur der schmeckende Wurm in die Quer käme!

Der Regen war vorbei, über und hinter uns lachte blitzblauer Himmel, vor uns hoch über die Höhen stieg eine dunkelgraue Wolkenwand, auf welche die Sonne zwei übereinandergewölbte breite Zwillingsregenbogen gemalt hatte. Ein Zwillingsregenbogen gilt für ein böses Wetterzeichen; dies hinderte uns nicht, ihn schön zu finden, und Alles drängte sich auf's Verdeck, um das reizende Schauspiel zu bewundern. Auch der Geistliche kam und hinter ihm in achtungsvoller Entfernung das Madonnengesicht, mit einem goldgeränderten Buch unter dem Arm; sie setzte sich auf die Bordbank und vertiefte sich in die Lectüre. Er dagegen ging einige Male langsam auf und nieder, blieb dann stehen, entblößte sein Haupt und regte stumm die Lippen, als spräche er ein Gebet für sich in der Stille. Das

glatt gescheitelte, schon halb silberfarbige Haar fiel lang und weich gekräuselt, fast vließartig, um das rosige Gesicht herab und gab ihm einen milden, patriarchalischen Ausdruck. Er fand endlich Gelegenheit, gegen einige Umstehende sich zu äußern und verglich die Erscheinung mit der himmlischen Triumphpforte, der das Schifflein des Lebens bald zwischen grünen Hügeln, bald zwischen drohenden Klippen mühsam ächzend entgegenstrebe. Eine ältere Dame, die mir mehrmals ihre Furcht vor dem Wirbel und Strudel geklagt hatte, nickte der Bemerkung gerührten Beifall, die Herrn stopften ihre Pfeifen und sprachen von etwas Anderem. Der Geistliche ging wieder auf und ab und schien sich uns nähern zu wollen. Mein Nachbar aber verfolgte ihn mit so spottlustigen Augen, und seine Wangen glühten so herausfordernd, daß ich gern ein Gespräch mit dem Hochwürdigen in diesem Augenblick vermieden hätte. — Ich könnte mich doch geirrt haben, bemerkte ich; er sieht meinem Manne auffallend gleich und ungleich. Damals so polternd und kriegerisch, heute so geruhig und demuthsvoll. — Das hat seine Gründe, kicherte der junge Mann; er ist genirt und muß darum leisetreten. Auf einer Seite die große Gesellschaft, auf der andern die Köchin! — Sie glauben doch nicht, daß die Schöne zu ihm gehört? Sie sieht wie eine anständige junge Dame aus und hat noch kein Wort mit ihm gesprochen. — Was wetten Sie, daß ich Recht habe? Dame hin, Dame her. Ich will schwören, die Blume ist aus des Pfarrers Gemüsgarten und heißt Nanny oder Rösi oder Kathi, denn so heißen sie alle!

Ehe ich mich auf dem Absatz umdrehen konnte, stand der Geistliche vor uns. — Er grüßte mit wohlwollendem Lächeln und mit der unbefangensten Miene von der Welt, als er mich erkannte. — Freut mich, Sie wohl zu sehen, sagte er: Sie gehen vermuthlich nach Ischl? — Auch nach Gastein und Salzburg, erwiederte ich. — Das Land ist ein schimmernder Juwel in der Krone Oestreichs, rief er mit pathetischer Stimme. — Ich kenne es bis jetzt nur von Hörensagen, aber strahlend habe ich mir das Salzburger Land stets gedacht; glänzend wie Berge von Salzkrystallen, wie funkelnde Gletscher und diamantenstäubende Wasserfälle. Der Mensch bleibt in manchen Stücken ewig ein Kind und malt sich unbekannte Dinge nach dem Klang ihrer Namen aus. — Sie reisen also blos, die Natur zu genießen? Er sah mich forschend mit schlauem Lächeln an. — Nein, die Natur zu studiren; Natur von Land und Leuten. — Warum blieb mein Nebenmann so stumm und spielte mit der Regenschirmspitze auf dem Boden? Ich glaube, die breite wohlgenährte Gestalt des hochwürdigen Herrn, der in seinen blauen Mantel gewickelt, so fest und sicher dastand, flößte dem armen, schattendürren Hungerleider unwillkürlichen Respekt ein. Alle Spottlust war aus seinen Augen geflohen. Endlich nahm er einen Anlauf und hub gemüthlich wehmüthig an: Ja, die Natur ist überall schön, ob sie großartig ist oder nicht. Komm ich einmal auf einen grünen Zweig, — das ist beschlossen — so muß ich immer was Lebendiges im Haus haben: einen Taubenschlag, ein Paar Hühner und Ganserl, oder wenn's

nur ein Ferkel wär, und einige Krautbeete dazu, damit ich weiß, was die Zeit ist, ob man draußen säet oder heuet. Man wird zu geschwind alt in der großen Stadt. Die Stund und der Tag sind unsinnig lang, aber die Jahre gehen rum, man weiß nicht wie; plötzlich guckt man in den Spiegel und schau, da sind Einem die Haare ausgegangen und man erwacht wie aus einem langweiligen Traum. — Hm! meinte der Geistliche; in Wien fehlt es aber nicht an den herrlichsten Umgebungen. — Für die Herren, die Zeit und Geld übrig haben. Andere haben im Sommer nur Kalkstaub, Hitze und Wind, im Winter Wind, Koth und Regen gratis, auf dem Glacis. Ja, fuhr er mit bitterem Lachen fort; wenn Einer wenigstens Hausmeister, Fiaker oder Marqueur wäre, denn das sind schon Herrschaften! Aber bei unserem Stand! — Und der ist? sagte der Andere mit neugieriger Theilnahme? — Schullehrer! — Der Geistliche fuhr erstaunt zurück. Mein Gott, Schullehrer! ist ja ein gebildeter Stand, Sie haben da einen schönen, einen edlen Beruf! — Na, edel muß es wohl sein, den Märtyrer zu machen, obschon ich an die freiwilligen Märtyrer überhaupt nicht glaube. Ein schöner, ein edler Beruf! Gerade so sagte der Consistorialrath W. zu mir, wie ich zum ersten Mal die zehn Bänke mit den zweihundert kleinen rebellischen Unterthanen vor mir sah. Das sind acht Jahr her. Gern hätt ich seitdem tausendmal den Schulzepter in den Winkel geworfen, denn er trägt nicht das trockene Brot. Ohne acht Privatstunden täglich extra zu geben, die Stunde für zehn Kreuzer, wie will man das theure Wiener Pflaster bezahlen? Und s'ist ein Glück, wenn man sie bekommt. Früh um fünf auf die Landstraße laufen und mit einem harthörigen Buben zwei Stund Violin kratzen, dann in die Klasse, dann auf die Wieden, am andern Stadtende, sich mit der Flöte die Lunge herausblasen, dann in die Klasse, dann in die Rossau, und einen alten, ehrgeizigen Buchhalter, der nicht richtig Deutsch buchstabirt, Französisch lehren und so fort in die sinkende Nacht bis zur Sperrgroschenstunde, — dabei soll man an seiner weitern Ausbildung arbeiten! — Aber ich dächte, die Regierung hat den Lehrerstand immer wohl bedacht. — O ja, es ist zweimal ein Ministerialerlaß deshalb heruntergekommen. Wann war's noch? Anno 34 und anno 45, wenn ich nicht irre. — Nun sehen Sie! sagte der Geistliche, sich aufrichtend. — Warten Sie! Ein Ministerialerlaß ans Consistorium; es solle dafür sorgen, daß die Herren Oberlehrer von dem ausgesetzten Mammon eine kleine Zulage für die Nachmittagsstunden an die Schullehrer abgeben. Nun, die Paar Oberlehrer, die den ganzen Tag auf ihrem Sopha die Aufsicht führen, sind mit dem Consistorium verwandt, wie der Weihwedel mit dem Taufbecken und wie der Sakristan mit der Almosenbüchse. Der Erlaß ist auf dem Papier geblieben. — Ihr Loos wird jetzt verbessert werden, versicherte der Geistliche kopfnickend und wollte gehen. — Ja, jetzt, das wollen wir hoffen, rief der Andere, seine Stimme lauter erhebend; wissen Sie, wer Schuld daran ist? Die Barrikaden! Das sind Schulbänke für die hohen Herrschaften gewesen, ha, ha, freilich harte

Bänke, aber die unsern sind auch nicht mit Saffian gepolstert. — Verzeihen Sie, ich muß nach meinem Gepäck sehen, sagte der Geistliche. — Dem hab' ich's einmal auf Deutsch gesagt, rief der arme Schullehrer, auf den rasch Forteilenden deutend, und rieb sich, ganz erstaunt, ganz entzückt über seine eigene Kühnheit, die Hände. Dann strich er sein Haar aus der erhitzten Stirn und sagte: Ich seh nicht ein; hier ist kein Belagerungszustand, warum soll ich ein Blatt vor den Mund nehmen?! —

Kling, kling! rief die Glocke. Das Boot drehte sich leicht wie eine Tänzerin in der Mitte des Stromes herum und schob dem rechten Ufer zu, wo ein Dörfchen und das Schindeldach eines niedern Kirchthurms hinter einem Weinberge vorguckten. Der Geistliche drängte sich durch die Menge, ich war begierig, ob er allein aussteigen werde. Wie ich in die Kajüte hinabkam, lag der Schullehrer auf einem Knie zu Füßen der Madonna, die mit zitternder Stimme ihn beschwor, sich nicht um ihretwillen zu bemühen. — Nanny, wo bleibst Du? rief der Geistliche herab. Sie nahm einen Haufen Blättchen aus der Hand des jungen Mannes und eilte hinauf. — Ei, sagte ich mit aufgehobenem Zeigefinger, Sie machen aus Bosheit gegen den Hochwürdigen seiner Gefährtin den Hof? — Ich? entgegnete er. Eher verhungern als einer katholischen Pfarrerin die Hand küssen. Die eingelegten Heiligen- und Marienbildchen waren ihr aus dem Gebetbuch gefallen und ich raffte sie ihr zusammen. — Geben Sie nur Acht, daß Sie sich in das lebendige Mariengesicht nicht verlieben. — Mariengesicht? lachte er. Wie ein hübsches Stubenmädel sieht sie aus und hat einen Anflug von Schnurrbärtchen auf der Lippe. Kommen Sie. — In diesem Augenblick flog die Dame uns noch einmal entgegen. Bitte tausendmal um Entschuldigung, flehte sie; ich habe Shawl und Mantel unten. — Der Schullehrer sprang mit einem Satz nach den vermißten Gegenständen. Im Vorübergehen überzeugte ich mich von dem richtigen Blick meines Reisegefährten; ihre sprechenden nußbraunen Augen ließen mich aber doch für sein Herz fürchten. Endlich kam er, Shawl und Mantel überreichend, der Geistliche winkte ihr ungeduldig fort und sagte: Sie sind sehr freundlich gegen meine Nichte, — das letzte Wort betonend.

Auf dem Verdeck hatte die Gesellschaft Spalier gebildet und das arme Mädchen mußte zwischen den wißgierigen Blicken alter und junger Herren Spießruthen laufen. Ich glaubte durch den grünen Schleier hindurch eine tiefe Röthe auf ihrem Gesicht zu bemerken. Der Hochwürdige ging rasch voraus und reichte ihr nicht einmal die Hand, als sie über das schmale, schwanke Landungsbrett trippelte. — Sie ist seine Nichte, sagte ich laut, zur Antwort auf das lachende Gesicht Rospini's. — Und wann auch nicht, entgegnete der Parfümeriehändler; so'n armer Geistlicher ist ja auch ein Mensch. — Fragt sich noch, brummte der Schul-

lehrer; wie ich ihm vorhin die Wahrheit sagte, hat er nicht gewußt, ist er ein Mandl oder ein Weibl?*) —

O du schlechte Welt, dachte ich. Und wenn sie doch seine Nichte wäre! Kann ein Mädchen nicht nußbraune Augen und einen geistlichen Herrn zum Onkel haben und doch ein liebes harmloses Geschöpf sein? Müßt Ihr sie fühlen lassen, daß sie unklug handelt, mit ihrem Oheim zu reisen? —

Doch, da wir sie später genauer kennen lernen, lasse ich diese Fragen jetzt unbeantwortet und lade meine sämmtliche Reisegesellschaft in Linz aus.

3. Auf der Pferdeeisenbahn.

Eljen Kathi! — Langweilig, wie der östreichische Fortschritt, ist die Fahrt auf der Pferdeeisenbahn von Linz nach Gmunden, aber die Hälfte des Weges verkürzten mir die zwei Wörtchen: Eljen Kathi! Wie der schönste Alpenjodel klangen sie mir fortwährend in der Seele nach und, wenn ich die Augen schloß oder nur senkte, sah ich deutlich das braune Antlitz des gefangenen Husaren vor mir, wie es zärtlich auf dem Halse des treuen Rosses ruhte, Kathi's schmeichelnde Hand auf seiner Schulter und die hüteschwenkenden Schnitterburschen, auf deren breite Sensen die rothe Abendsonne manchmal einen vorüberfliegenden Schein warf. — —

Ein paar Stunden von Linz, auf der Rückkehr von einem Ausfluge nach Stadt Steyer begriffen, rastete ich Abends im Wirthshausgarten am Ausgang eines Dörfchens. Vor der niedern Wirthshausthür saßen einige Bauerburschen, deren Sensen an der Wand lehnten, schnitten schweigend ihren Käse, steckten dann und wann die Köpfe zusammen und blickten unverwandt nach dem Gartengitter, ohne sich um die zwei hohen, weißröckigen Kürassiere zu kümmern, die doch so stattlich und stolzen Schrittes an ihnen vorüberklirrten und sich tief bücken mußten, als sie in's Haus traten. Draußen nämlich, am Gitter des kleinen Gartens stand, bewacht von einigen Feldjägern mit geladenen Stutzen, ein ungarisches Rößlein. Es war splitternackt, ohne Sattel und Zügel, als käm es gerade von der Pußte, aber es wieherte und es scharrte nicht und stampfte nicht mit den Hufen, wie wilde Pferde thun, sondern melancholisch ließ es den Kopf hängen und blickte flehend und suchend mit den großen Feueraugen durch die Gitterstangen. An der Seite des Rosses lehnte ein Husar, ohne Waffen, die bunte Uniform zerrissen und staubbedeckt, die linke Hand in ein blutbeflecktes Leinentuch gewickelt. Selten sah ich ein schöneres Kriegergesicht. Es zählte höchstens dreißig Sommer, war aber tief gebräunt, was den schwermüthigen Ausdruck seiner regelmäßigen Züge erhöhte. Er hatte nachdenkend, wie sein Roß, das Haupt gesenkt, die dichten gradlinigen Brauen verdeckten ganz die Augenlider und ein Lächeln, stolz und

*) Wiener Redensart, um den Zustand der größten Verblüffung zu bezeichnen.

schmerzlich, spielte um die schmalen zusammengepreßten Lippen. Aber wenn er erst, wie sein Roß, die großen dunklen Augen aufschlug, that es Einem doppelt weh, das Geplauder der Schnitterburschen anzuhören. — Er wird nicht viel Vater Unser mehr beten, der arme Junge. — Zwei Tage haben sie ihn verfolgen müssen und dann hat er sich noch sakrisch gewehrt. — Ha, wenn's dem geglückt wär', über die ungrische Grenze zu kommen! — Konnte er auch jede Minute in's Gras beißen. — Ja, sagte der älteste der Burschen; dort konnte er, hier muß er. Und s'ist was Anders, auf freiem Feld, hoch zu Roß, unter Trompetenschall und Kanonengeläut, tausend Bruderherzen um sich, für seine Nation zu fallen, oder allein, im Morgennebel an einer Kirchhofmauer, oder im Stadtgraben zu Wien sich die Augen verbinden lassen und mit den Jägern blinde Kuh spielen! — Ein schwerer Seufzer entfuhr den Andern, das Rößlein draußen zuckte hautschaudernd auf, erschreckend vor dem Gedanken seinen Herrn zu überleben, der Wind seufzte in den Pappeln und selbst der hölzerne Storch, das Wirthsschild über der Thüre, schien trauernd den langen gekrümmten Hals mit dem frommen Kopfe und langen Schnabel tiefer zu senken als gewöhnlich. Nur der Gefangene stand wie eine Bildsäule.

Während der Hausknecht den beiden Kürassierpferden Heu und Wasser reichte, hatte die Wirthstochter, die schlanke Kathi, einen Blick durch's Fenster geworfen und sich des Husaren erbarmt. Die verwundete linke Hand war ihrem raschen Auge nicht entgangen und sie brachte ihm deshalb kleingeschnittenes Brot auf einem Teller; auch einige saftige Kaiserbirnen, um die schmachtenden Lippen zu erfrischen. Die Birnen steckte er in die Tasche, das Brot theilte er brüderlich mit seinem Rößlein, welches die Schnittchen ihm aus der Hand aß. Der Husar dankte mit einem Blick, den Kathi gewiß noch nicht vergessen hat, und lehnte sich an den Hals des treuen Thieres, unter der Mähne sein Gesicht verbergend.

Jetzt klirrten die Kürassiere wieder aus der Schenke heraus, zum Aufbruch mahnend. Aber Kathi besann sich, daß dem Gefangenen ein Trunk Noth that; eilends kam sie zum zweiten Male, ein großes geschliffenes Glas voll rothen Weines in der einen Hand, die andere schüchtern auf die Schulter des Husaren legend. Er richtete sich auf, ließ sein Roß von der Gottesgabe schlürfen, trank in zwei Zügen aus, dann hob er das Glas in die Höhe und legte die verbundene Hand auf's Herz, einen stummen Toast ausbringend. Selbst die Jäger und Kürassiere sahen nicht ohne Theilnahme zu, warteten geduldig, bis der Gefangene getrunken hatte und enthielten sich, den Ernst des Moments achtend, die schöne Wirthstochter um den Leib zu nehmen oder nur am Kinn zu fassen. Die Schnitterburschen jedoch überkam es gewaltig; sie mußten ihren Gefühlen auf irgend eine Weise Luft machen, und so schwenkten sie die Hüte und riefen Eljen, Eljen, Eljen! — die Soldaten, den Namen des Erbfeindes Kossuth erwartend, legten die Hand an's Seitengewehr — Eljen Kathi! Der Husar verstand Alles, was

an geheimer Sympathie, an zarter gastlicher Aufmerksamkeit im Gebrauch des einen magyarischen Wortes lag, und klatschte freudig seinem Roß auf den Rücken und das Rößlein, mehr berauscht vom wohlbekannten Klang des Eljen als von dem Schluck rothen Ungarweins, hob den Kopf auf, schüttelte die Mähne und wieherte dreimal in schmetternd widerhallenden Tönen, — dann setzte sich der Zug in Bewegung.

Langsam kehrte Kathi in's Haus zurück, ohne die jungen Burschen anzusehen, deren Toast ihr gegolten hatte, und band sich die Schleifen des schwarzseidenen oberöstreichischen Kopftuches zurecht, obwohl sie richtig geknüpft waren und nach Gebühr über die linke Schulter niederflatterten, aber denke ich an die Thränen, die in ihren großen schwimmenden blauen Augen hingen und an den tiefen kindlichen Schmerzenszug, der ihren schwellenden Mund halb geöffnet hatte und die vollen Lippen beben machte, so rufe ich immer noch Eljen Kathi! Nein, nicht blos Eljen, sondern Evviva, Zivio, Hoch! In allen zehn Sprachen, die der zweiköpfige kaiserliche Adler spricht, vor Allem aber auf Deutsch, möge Kathi leben und alle Mädchen, die ihr gleichen. Es gibt ihrer, gottlob, viele in Ober- und Unteröstreich!

Die Erinnerung an diese Scene beschäftigte mich bis Wels, wo eine schwarzgelbe Bauerfrau sich zu mir ins Coupé setzte und meinen Gedanken eine andere Richtung gab. Ihr Kopf war buchstäblich schwarzgelb, sie trug nämlich, wie Kathi, das oberöstreichische Turbantuch und aus ihrem Gesichte sprach die Gelbsucht. — Gelobt sei Jesus Christus! war ihr Gruß beim Einsteigen. — Bald sollte ich mich überzeugen, daß auch ihr Herz die Farbe ihres Kopfes hatte, denn das Gespräch führte uns auf die Eisenbahn und die „neiche" (neue) Freiheit. Die Pferdeeisenbahn ist ein Zwitterding, welches die Gleichmäßigkeit des Schrittes und das eintönige Gerassel des Dampfwagens mit der Schnelligkeit eines besonnenen Postwagens vereinigt. Sie scheint nur zur Bequemlichkeit von Zugthieren erfunden, welche auf der Schiene die schwersten Lasten mit Leichtigkeit schleppen. Auch sehen alle Pferde, die auf dieser Bahn zwischen Budweis und Gmunden angestellt sind, fett und glatt wie die Domherrn aus. Ich ließ eine Bemerkung der Art fallen. — Für uns Oberöstreicher, antwortete die Frau, ist die Bahn geschwind genug. Wir haben Nichts zu versäumen, wir können uns Zeit lassen. Mit dem Dampf kutschirt ohnedies nur alle Frommheit und Gottesfurcht aus dem Land. Und darauf begann sie über die „neiche Freiheit" zu jammern und über die „neiche Religion" (den Deutschkatholicismus), und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als ich sie versicherte, daß der Kaiser Jeden, der da wolle, ungestraft zur neuen Religion übergehen lasse! — Keine Religion ist mehr, Niemand hält auf seinen Stand, und die Welt steht noch! rief sie verwundert, mit gefalteten Händen, und blickte zu den Wolken über dem Lambacher Klosterwalde auf, ob sie nicht etwas Pech und Schwefel vorräthig hätten. —

Als wir in den Wald kamen und die frischgrünen Fichtenbäume mir ermuthigend zurauschten, faßte ich mir ein Herz und dachte: Versuch's doch auch einmal Propaganda zu machen. Und ich hielt der armen Frau eine sanfte, aber energische Bergpredigt, worin ich folgendes Thema in möglichst volksthümlichen Redensarten ausführte: „Heutzutage ist mehr Religion in der Welt als in alten Zeiten; damals verehrte man den Teufel eben so wie Gott. Wenn jetzt weniger Leute an Gott denken, so ist dafür fast Allen der Teufel ausgetrieben. — Die Menschheit ist moralischer geworden, denn Eins ist sicher, und nicht gering anzuschlagen, daß sich die hohen Herrschaften, Könige, Adelige und Priester schon ein klein wenig gebessert haben. Wollen Sie Beweise, liebe Frau, so lesen Sie alte Chroniken. Diese sind nicht von Unsereinem, sondern meist von Geistlichen und Mönchen geschrieben. Da steht's drin, und wenn Ihr Pfarrer oder ein Anderer das Gegentheil behauptet, so laß ich ihm sagen, daß er ein Lügner ist!" —

Hurtig, wie ein Gemszicklein, sprang die betagte Frau auf der nächsten Station aus dem Waggon. Anfathmend floh sie meine Gesellschaft. „Kann sein, daß Sie kei Dieb und kei Rauber sind, junger Herr," schrie sie mir von unten aus zu, "aber Religion haben's keine. Nix für, ungut „B'hüt Ihne Gott," aber Sie glauben ja an kein' Gott nicht!"

Warum sind tausend und aber tausend Seelen in Oberöstreich noch so eng und klein, so dunkel verhängt gegen den Strahl des allerdürftigsten Wissenstrostes, so arm, so ängstlich und krank von trauriger Schwarz- und Gelbsucht? Wenn ich nach Salzburg komme, will ich den Cardinal Fürsten Schwarzenberg fragen.

Russisches Heerwesen.

II.

Die militärfreien Bauern.

Wieder ist ein kaiserlicher Ukas erschienen, welcher eine Rekrutirung von je 4 Mann auf 1000 Seelen befiehlt. Durch die genaue Schilderung einer solchen Rekrutirung werden Ihre Leser am besten in Stand gesetzt, sich über die physische und moralische Tüchtigkeit unserer colossalen Heeresmassen ein Urtheil zu bilden; vorher aber bitte ich Sie einen Blick auf die Grundsätze zu werfen, nach denen der nicht Adlige in Rußland dem Militärdienst verfällt, oder entgeht. Sie sind charakteristisch für die Regierung sowohl, als das Volk.

Alle unadligen Personen des Staates, welche das zwanzigste Lebensjahr

erreicht haben, sind zum gemeinen Soldatenstande verpflichtet. Ausgenommen werden die „einzigen Söhne,“ „ein“ Sohn in jeder Familie, und Personen, welche bereits einen Ehestand begründet haben und wenigstens ein lebendiges Kind besitzen.

Der erste Ausnahmsfall beruht auf dem Umstande, daß in Polen und Rußland eine männliche Person einer ländlichen Wirthschaft nicht vorstehen kann. Zwei sind nothwendig, da die eine fast fortwährend im unentgeltlichen Dienste des Grundherrn beschäftigt ist. Hat der Bauer keinen Sohn, so muß er einen Knecht halten; besitzt er einen Sohn, so vertritt er die Stelle des Knechtes, und derselbe wird von Seiten der Regierung für ein so unentbehrliches Mitglied der bäurischen Familie gehalten, daß er nicht zum Militärdienst gezogen werden darf. — Sind in einer Familie mehrere Söhne vorhanden, so hat der Vater das Recht, denjenigen zu wählen, welcher frei sein und bei ihm bleiben soll. Diese Wahl wird wunderlicher Weise bei den Bauern die „Wahl des älterlichen Vormundes“ genannt, und unter dem Titel „väterlicher Vormund“ erhält der Bursche seine Freilassung. Die Bauern in Rußland werden nämlich sehr schnell unbrauchbar zur Arbeit; zu große Kraftanspannung in der Jugend und übermäßiger Branntweingenuß mögen Schuld sein. In dem fünften Jahrzehend seines Lebens ist der Bauer gewöhnlich kraftlos und nur noch zu kleinen Verrichtungen in Hütte und Stall tüchtig. Sobald er die Hauptarbeit nicht mehr besorgen kann, betrachtet er sich nicht mehr als das Oberhaupt der Familie und Wirthschaft und gibt einem seiner Söhne diese Würde. Diesen nennt er seinen Vormund (Opickun). Diese Pietät, mit welcher der Sohn den ihm in solchem Verhältniß untergeordneten Vater zu behandeln pflegt, ist oft sehr rührend und liebenswürdig.

Ferner befreit das Gesetz die Ehegatten, welche Kinder haben. Natürlich wünscht jeder Bauerbursche, um vom Militärdienst frei zu bleiben, Gatte und Vater zu sein. Daher werden Ehebündnisse sehr frühzeitig geschlossen. Oft schon mit achtzehn Jahren. In den nächsten zwei Jahren hofft er denn Vater zu werden, und das ist das Höchste, um was sein angsterfülltes Herz seinen lieben Gott anfleht. Noch lieber aber stellt sich der Bauer gleich bei der Heirath vor allen Tücken des Zufalls sicher. Daher sind Wittwen, welche einige Kinder besitzen, ganz vorzüglich beliebt, sie können fest versichert sein, in der Jahreszeit der Conscription, und noch gewisser vor der zu erwartenden Rekrutirung mit Leidenschaft auf's Neue an den Altar geführt zu werden. Oft sieht man achtzehnjährige Knaben sich Frauen als Gattinnen heimführen, welche Söhne haben, die ebenfalls nach Wittwen herumsuchen. In einem Dorfe bei der Fabrikstadt Nowe-Miasto kam durch solche Heirath ein ganz seltsames Verhältniß zu Stande. Zwei zwanzigjährige Bauern nämlich verabredeten sich gegenseitig ihre Mütter zu freien, welche beide kinderreiche Mütter waren. Der eine, welcher Maczek hieß, heirathete die Mutter des

Jakobek, und Jakobek die Mutter des Maczek. So wurde Maczek Jakobeks Vater und Jakobek der Vater Maczeks. Das Unsittliche eines solchen Verhältnisses ward empfunden. Aber der Wunsch, Vater zu werden, treibt noch weiter. Der Militärpflichtige, welcher keine Wittwe finden kann, sucht mit gleicher Begierde nach einem Mädchen, welches bereits Mutter ist oder wenigstens die sichere Hoffnung hat, diese Würde nächstens zu erreichen. Wer diese Wahrscheinlichkeit herbeigeführt, ist eine Frage, die ihm keinen Kummer verursacht. Man sollte vermuthen, daß unter solchen Umständen die Unschuld keines ländlichen Mädchens länger als bis zu den Jahren der Jungfräulichkeit bewahrt bleibe. Und doch ist dies nicht der Fall; trotz aller Rohheit herrscht bei den jugendlichen Personen, in den niederen Klassen der Landbewohner ein lebhaftes sittliches Gefühl, es kommt zum Beispiel fast nie vor — und mir ist bei meinem langen Aufenthalte im Norden kein einziger Fall dieser Art bekannt geworden — daß ein Mädchen durch einen Bauerburschen ihren Kranz verlöre. Dagegen bleiben die jungen Mädchen, welche allzweijährlich für den Dienst im edelherrlichen „Palaste," wie Rekruten, ausgehoben werden, fast nie im Rechte auf den Myrtenkranz.

Diese im „Palaste" dienenden Mädchen bilden wegen der Gewißheit oder Gewöhnlichkeit ihres Falles unter den übrigen Landmädchen förmlich eine besondere Klasse, und diese ist, wie erwähnt, bei den jungen Mannspersonen des Bauernstandes wegen ihrer Militärobliegenheit sehr geschätzt. Fast nie verläßt ein solches Mädchen den Palast, ohne jenseit der Schwelle von einem Freier empfangen und sogleich zum Altar geführt zu werden. Oft freilich ist dieser vom Herrn dazu befehligt.

Die Immoralität der Edelleute zeigt sich bei solchen Verhältnissen oft in empörender Rohheit. Der Graf K. W. z. B., dessen sehr ausgedehnte Besitzungen in den Piliczaebenen liegen, machte ein 15jähriges Mädchen zu seiner Stubendienerin, welche die leibliche Tochter seines Vaters und von diesem als Tochter so gut wie anerkannt war, denn der selige Herr hatte dieses Kind nicht wie seine übrigen unehelichen Kinder der bäuerischen Mutter überlassen, sondern anfangs im Findelhause zu Warschau, später in seinem eigenen Hause erziehen lassen. Sein Sohn, der Graf K. W. wußte das, allein er erkannte sie nicht als Schwester, sondern nur als Leibeigene an. Das Mädchen aber, obschon es sich willenlos den Befehlen des Grafen fügte, war nicht unempfindlich gegen die Unnatur ihres Verhältnisses. Sie war bisweilen von Tiefsinn befallen und schlich stundenlang weinend umher. Ein Aehnliches läßt sich von dem Grafen K. W., dem Bruder des Erwähnten erzählen. Im Jahre 1837 wurde eine außereheliche Tochter von ihm mit anderen Bauermädchen im Palaste zu dienen gezwungen und der Schlingel von Vater fand keinen Grund, sie anders zu behandeln, als er die übrigen behandelte. Ja, sie wurde sein Liebling. — Dergleichen ist aber weder in Polen

noch in Rußland eine Seltenheit, ja in manchen Gegenden und Familien ist es das Gewöhnliche.

Wir kehren zur Conscription zurück. Nachdem die Bauern mit dem täuschenden Trostworte des Oberstlieutenants nach Hause gewiesen und die Liste der Conscribirten für den Herrn Chef duplirt, auch die nothgedrungene Gastfreundschaft des Grafen bei einem langen Mahle tüchtig in Anspruch genommen worden ist, begibt sich die Commission nach der Oberortschaftsstadt zurück.

Fast sechs Monate später, im October, tritt die Recrutirung ein.

Es herrscht zur Zeit der Recrutirung eine tiefe, allgemeine Herzensempörung, welche in Mienen, Geberden, Gruppen sichtbar wird. Man steht lauernd an den Straßenecken, um die gefangenen Militärpflichtigen vorübertreiben zu sehen, man sammelt sich in den Kaffeehäusern der Straßen, welche zu dem Commissariate und der Citadelle führen, und erzählt sich die Gewaltthaten, welche von den russischen Patrouillen hier oder dort ausgeübt worden sind, man eilt, den oder jenen Militärpflichtigen noch zu warnen, und man sucht Gelegenheit, Entweichungen zu veranstalten und zu unterstützen. Allenthalben thut sich eine stille Verzweiflung kund, die alle Kräfte gegen die Ausübung des Gesetzes anspannt und den zahlreichen Spionen Veranlassung zur größten Thätigkeit gibt.

Der Adelige ist, wie der Bürger und Bauer zum Militärdienst verpflichtet, doch ist seine Behandlung eine andere, auch ist er nicht zu dem traurigen Loose eines gemeinen Soldaten verdammt. Gleich bei seinem Eintritte hat er die Offizierwürde, daher ist seine Scheu vor dem Militärdienst der des gemeinen Mannes nicht gleich, im Gegentheil er tritt nicht selten gern in das Heer ein. Nur in Polen scheut der Edelmann den Dienst im russischen Heere noch mehr als ein Bauer und auf jede Weise sucht er ihm zu entgehen. Die Chefs der Conscriptionscommission wissen diese Schwäche trefflich auszubeuten und lassen sich die Freilassung der jungen Edelleute oft mit Hunderten von Ducaten bezahlen. Ihre Empfänglichkeit für Bestechung ist aber so zuverlässig, daß vom polnischen Adel beinahe nichts auf dem Wege der gewöhnlichen Conscription zum russischen Heere gelangt, daher die verwunderte Aeußerung des Kaisers Nikolaus, als er eine eingesendete Uebersicht der polnischen Rekrutirung gelesen hatte: „ich begreife nicht, in Polen muß es gar keinen Adel mehr geben!“

Auch ist es den Polen nicht mehr vergönnt, ihre Militärpflicht im Königreiche zu erfüllen; in Grusien, Kaukasien und den innern Gubernien, welche von der Wolga durchströmt werden, haben sie ihren Waffendienst zu leisten. Zwar hat die Regierung in einer Art von Menschenfreundlichkeit eine Gelegenheit bereitet, ihre Dienstpflicht in Polen zu erfüllen, aber diese ist so entwürdigender Art, daß es ihnen nicht leicht ist, sie zu benutzen. Man hat nämlich in War-

schau und andern großen Städten militärische Compagnien für den Municipal-dienst, die Schornstein- und Straßenreinigung, das Feuerlöschen, sogar für die Laternenbedienung errichtet. In diese werden nur Polen aufgenommen und den freiwillig Eintretenden ist sogar das Glück vergönnt, statt der gewöhnlichen Zeit von 14 Jahren nur 8 Jahre lang dienen zu müssen. Die Polen sehen in diesem verachteten militärischen Corps, für welches sie das Privilegium haben sollen, einen fürchterlichen Hohn der russischen Regierung. Doch ist der Fall vorgekommen, daß Edelleute in solche Compagnien getreten sind; aber es schien, daß sie es gethan hatten, um die Erbitterung ihrer Landsleute zu vergrößern. So z. B. machte es sich ein junger Mann, dessen Familie durch die Ränke der russischen Adelsdeputation ihren alten Adel eingebüßt hatte, und der in Folge dessen als Gemeiner dienen mußte, zur Pflicht, so oft er in den Straßen Warschau's den Kehricht auf seine kaiserlichen Karren schaufelte, jedem vorübergehenden Polen seinen im ganzen Königreich wohlbekannten Namen zu nennen. Die Sache blieb nicht verschwiegen und die Behörde, die Empörung der Gemüther doch ein wenig scheuend, versetzte den jungen Mann, er verschwand in das Innere.

Das Innere von Rußland! Für den Rekruten der westlichen Landestheile ist es eine tödtliche Wüste, wo jedes Leben, jede Hoffnung aufhört. Tausende sah er hinschleppen, nur Wenige als Bettler, Taugenichtse, Krüppel zurückkehren. Er weiß, daß sein Loos dasselbe sein wird. Er weint, dann betrinkt er sich, zuletzt wird er stumpfsinnig. —

Correspondenzen und Notizen.

Ein Urtheil über den k. k. Staatsminister Alexander Bach.

(Aus Prag.)

Wir fanden in Nr. 39. dieser Blätter einen Aufsatz der Redaction, welcher die östreichischen Zustände mit kritischer Schärfe, leider richtig, beurtheilt, und nachweiset, die östreichische Regierung, worunter nach constitutionellen Prinzipien nur das Ministerium verstanden werden kann, sei eine Regierung der Minorität. — Wir müssen das zugeben; dennoch aber können wir nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß der Constitutionalismus in Oestreich sich in höherer Region besonders noch lange nicht Bahn gebrochen hat, daß die Verantwortlichkeit nicht auf dem Ministerium allein ruht, daß dies manchem verderblichen Einflusse ausgesetzt ist, dessen Träger und Leitkette vielleicht blos ein Mitglied des Ministeriums sein mag.

Kennen wir den Interventionsvertrag mit Rußland und seine Stipulationen? Vermögen wir zu errathen, ob russische Intervention nicht auch die Ministerentschlüsse bestimme? Vielfältig, oft mit Recht, ist Stadion getadelt worden; er war kein parlamentarisch constitutioneller Minister, aber er war, wir rufen es ihm nach in seine Gruft des Irrsinns, er war ein ehrlicher Bureaukrat, er ahnte, was man Oestreichs Ehre schuldig sei. Wäre Stadion's Ansicht bei rechter Zeit durchgedrungen, so war die Möglichkeit geboten, jener entsetzlichen Calamität der russischen Intervention zuvorzukommen. Als endlich der Wechsel im Militärcommando selbst dem Chefpräsidenten unerläßlich schien, da freilich war es zu spät, Oestreich durch eigene Kräfte aufrecht zu halten; die Armee war entmuthigt, erbittert, die Völker waren durch die Reichstagsauflösung schwierig, eine Appellation an diese Völker vielleicht bedenklich.

In diesem Krankheitsstadium der Diskrasie, griff man zum äußersten Mittel jener Intervention, welche die Beendigung der ungarischen Erhebung zwar mit Gewißheit verbürgend, die fernere Selbstständigkeit und Selbstentschließung Oestreichs bedenklich in Zweifel setzte.

Stadion ist wahnsinnig geworden durch diese traurige Heilmethode, und wir achten den in Nacht des Irrsinns versunkenen Mann, wir kennen, seit wir ihn verloren, seinen Werth.

Indem wir uns vorbehalten, die einzelnen Persönlichkeiten des heutigen Ministeriums zu charakterisiren, und dadurch zu beweisen, daß die Majorität desselben vielleicht besseres zu wollen, und durchzuführen vermöchte, wäre die Gesammtheit nicht selber mehr oder weniger unter dem allgewaltigen Einflusse Martis, — müssen wir vor allem den Minister Alexander Bach als den Mann hervorheben, an welchem wir, allen gerechten Klagen über das Gesammtministerium und seine Thaten zum Trotze, unsere Zukunftshoffnungen knüpfen, welchem wir noch immer vertrauen, welchem wir unsere Achtung auch heute nicht versagen, mag man bei oberflächlicher Ansicht der Dinge immerhin Vorwurf auf Vorwurf gegen ihn häufen.

Wir kennen ihn aus einer Zeit, wo er in bürgerlicher Sphäre sich bewegte, nicht träumend, daß ihn die Welle der Zeit zu solcher Höhe tragen werde. Bach ist zu tief ergrimmt gewesen, aus innigster Ueberzeugung gegen die vormärzlichen Zustände der östreichischen Impotenz, um mit den Genossen jenes corrupten Systems ein Bündniß schließen zu können, im Rückschrittssinne; er ist genial und schöpferisch und von den Ideen moderner Staatsansicht imprägnirt, unfähig, anders als im Sinne des Fortschrittes zu handeln und zu denken; er war gleich im Beginne der Bewegung kalt berechnend, und besonnen, mancher ältere reifere Mann hat sich vom Sturme fortreißen lassen; er verlor sein Steuer nie aus dem festen Auge; Bach war im Volke während des Beginnes der Bewegung und hat da seine Studien gemacht, hat erkannt, was wirklich des Volkes, was des fremden Eindringlings, des unpraktischen Schwärmers Antheil war an der Bewegung.

Es gibt Stadien der Revolution, welche dem echten staatsmännischen Charakter die Pflicht auflegen, sich dem Sturme zu beugen, mit dem Strome zu schwimmen, um das Steuer nicht andern ungeschickten Händen zu überlassen, um das Fahrzeug in diagonaler Richtung dennoch an's sichere Land zu geleiten. Mögen überspannte Moralisten immerhin über Unlauterkeit schreien, und die politische Moral über alles stellen, Moral ohne Klugheit wird im Staatsleben nie wirken und schaffen.

Wir kennen Moralisten jenes unpraktischen Schlages aus eigener Anschauung, sie machten Politik in aristokratischen Theesalons und als es zum Handeln kam, als eben sie entscheidend, mildernd, vermittelnd auftreten sollten, liefen sie davon, machten Chorus mit den Kanonen, und verbargen sich hinter die Schloßgitter des Hradschins. Wir meinen die böhmische Aristokratie. Aus dem Sicherheitsausschusse in den Reichstag und unmittelbar darauf in das Ministerium der Justiz gehoben, hat Bach Energie, Muth, parlamentarischen Takt und ein organisirend schöpferisches Talent entwickelt, welchem, wir gestehen es unverholen, obgleich mit Beschämung, ein zweites in Oestreich noch nicht an die Seite getreten ist; rasches Erkennen der Capacitäten, um sie sich beizugesellen, zeichnet Bach ebenfalls aus, nur wünschten wir ihm auch die Gabe, den servilen Verräther der guten Sache in seiner Umgebung rasch zu erkennen.

Als die faulen Zustände Deutschlands, Italiens und Oestreichs zusammensanken, sanken sie leider in ganz unproductives Gerölle, in öden Schutt, in Deutschland, wie in Oestreich wuchs gar schnell böses Unkraut, Distel und Nessel üppig darüber und gab dem Ganzen den Anschein der vollkommenen Ruine. Oestreich hat nur ein Talent gezeugt, das sich zu halten verstand auf den Trümmern mit Geschick, das den Plan zum großen Neubau der Ruine dennoch nicht aus dem Auge verlor, das, um den schönen Plan zu retten, momentan auf die zweifelhafte Glorie der Popularität zu verzichten den Muth hatte, und dieses Talent ist Bach. Wir begrüßen in Bach das allein Uebriggebliebene der ephemeren Errungenschaften der letzten Sturm- und Drangperiode. Wie Paris, das im Februar 1848 der socialistischen Idee der Ouvriers preisgegebene, sich durch Albert Ouvrier in der provisorischen Regierung gesichert glaubte, so ist Bach, als Repräsentant des Bürgerthums, als Kind der Revolution unser einziger Hoffnungsanker in dem zweifelhaften Ankergrunde des Ministeriums. Wir halten fest an ihm, weil wir ihn kennen, wir geben nicht alle Hoffnung auf, so lange Bach nicht aus dem Ministerium scheidet; scheidet Bach aus, dann erst wird es vollkommen Nacht in Oestreich, wenn er auch jetzt nur mit der Sicherheitslampe Davy's in den finstern Schachten heutigen Treibens nach der dünnen Silberader constitutionellen Prinzipes gräbt.

Daß Bach ausgeschieden und nach dem 6. October wieder in das Ministerium trat, daß er insbesondere sich bei der Auflösung des Reichstags bei der Octroyirung der Verfassung betheiligte, wurde ihm zum schweren Vorwurfe gemacht.

Ein richtiges Urtheil zu fällen über die Wirren, über die Trost- und Rathlosigkeit der Olmützer Zustände im October 1848, dazu sind wenige wirklich competent; damals hing die Aufrechthaltung des Constitutionalismus an einem Haare, nur die Haltung der Reichstagsrechten, dem magyarisch gewordenen Reichstag entgegen, rettete damals das Schiff der Freiheit; denn bereits beschlossen in einem zum Glück zurückgenommenen Manifeste vom 16. October ausgesprochen, war die Vernichtung des Reichstags, von später zusammenzurufenden Ständen der Provinzen war in jenem Manifeste blos erwähnt. Abgeordnete der Reichstagsrechten hintertrieben damals dieses von der Hofpartei angezettelte Projekt, retteten den Constitutionalismus und die Fortexistenz des Reichstags; freilich war die Rettung eine prekäre, man hatte damals nur die Wahl, an der Klippe Windischgrätz zu zerschellen und in Trümmer zu fallen, oder auf die Sandbank Kremsier aufzulaufen, immerhin aber war dadurch noch nicht alles verloren.

Die Reichstagsrechte lehnte in jenen Tagen jede Ministercandidatur entschieden ab, sprach sich jedoch lebhaft für Bach aus, den sie kalt und wohlerwägend zu würdigen verstand, während die hinter den März zurückstrebende Partei zu Olmütz sich Bach's, eines Kindes der Revolution gerne entledigt hätte, und in ihrer Rathlosigkeit Individuen hohen Namens zu Ministerstellen designirte, welche, zum Glück ihrer Incapacität bewußt, die Vocation nicht annahmen.

Bach nahm an um zu retten, was zu retten war, Bach überzeugte sich aber in seiner Stellung, daß die Rückschrittspartei, die durch das Entlastungsgesetz vom 7. September 1848 ergrimmte Adelspartei mächtig an Terrain gewonnen habe. Wien hatte sich durch seine wahnsinnige, ausschließend in magyarischem Interesse unternommene Revolution selber gemordet, das Bollwerk der Freiheit war eingesunken, die Kriegsfurie, das Soldatenthum war los; Bach erkannte die Gefahr, und wußte, daß nur Trümmer noch zu retten seien, Trümmer jener im Mai und Juni verheißenen Freiheiten, und er blieb im Ministerium, um diese Trümmer zu retten. Der Reichstag auf seiner Sandbank sah weit aus kein Land, und bildete sich seine eigene ideale Welt, in welcher er in isolirter Consequenz, den Untergang im Auge, wenigstens seine Ehre retten wollte; er warf seinen Ruf an die Posterität in die Flaschen der stenographischen Protokolle, welche wohl einst an einzelnen Küsten aufgefangen werden mögen, um Kunde zu geben von seiner isolirten Wirksamkeit.

Bach hatte die Wahl: entweder hatte er sich bei der Octroyirung nicht zu betheiligen und abzutreten, um auf diese Weise in der Volksgunst momentan zu gewinnen und als Mann der Freiheit ausgerufen zu werden; doch wahrlich in jenen Tagen, wie auch heute, werden solche Rufe von dem Waffengetöse rasch übertönt; oder aber entschied sich Bach zu bleiben, für einen Verräther, einen Ueberläufer zu gelten, und dennoch seinen Planen treu zu bleiben.

Daß sich Bach mit großer Aufopferung zu letzterem entschied, halten wir für eine Heldenthat passiver Aufopferung und Resignation, und danken ihm dies aus vollem Herzen. Wäre er ausgeschieden, gar bald war dann irgend ein aristokratischer Name gefunden, um statt Bach's zu figuriren als Minister, Handwerker für sich arbeiten zu lassen, am Ministertische aber seine Ansicht stets nach Ordre zu formen.

Wir erkennen das Opfer, das Bach gebracht hat und fortgesetzt bringt; denn der

karge Ministergehalt, karg im Vergleich dessen, was Bach früher als Advokat sich erworben, dieser ist es wahrlich nicht, der ihn irgend locken konnte, seine Popularität zu opfern; diesen Mann leiten höhere Ideen.

Daß übrigens Bach bleiben kann, bleiben darf im Ministerium, obwohl ihn die Aristokratie eben als Emporkömmling des Bürgerthums, als den Schöpfer des billigen Ablösungsgesetzes, den beharrlichen Zertrümmerer des Patrimonialeinflusses in den Orkus wünschte, freut uns um so herzlicher, da es uns den Beweis gibt, daß auch der jugendliche Kaiser an den genialen Conceptionen seines jugendlichen Ministers Gefallen finde, und Art hält sich zu Art.

Das traurige Beamtschaftsmaterial, welches dem genialen Minister bisher zu Gebote steht, seufzet tief auf, und wünscht nichts sehnlicher als seine Beseitigung; denn es hofft dann wieder in den lethargischen Schlendrian von ehedem sinken zu dürfen, es haßt nach seinen hierarchischen Beamtenbegriffen den ehemaligen Advokaten in Alexander Bach, denn dem Advokaten war das Beamtenthum von jeher gram, es meint, Herr Schmerling wäre doch wenigstens früher Beamter gewesen, und sei daher doch praktisch, Bach aber sei blos genial, und darum fordere er Unpraktisches, Unmögliches.

Gerade darin, daß Bach alles Alte verwirft, erkennen wir, daß er die östreichischen Zustände vom Anbeginn richtig auffaßte; denn kein Stein durfte und darf auf dem andern bleiben, von dem alten Systeme, sonst setzt sich in kleinen Winkeln gleich wieder der alte Schimmel und Moder an und verpestet das neue Haus.

Säßen der Bach's mehrere im Ministerrathe, gar vieles wäre anders, wäre besser, und der Ministerrath selber wäre nicht gleich uns in einer Art Belagerungszustande und wäre nicht genöthigt, sein Wirksamkeitsterrain allmälig von Fuß zu Fuß sich zu erobern, und die alles überfluthende Militärgewalt, in welche die grollende Aristokratie sich hüllt und verbirgt, allmälig zu beschwichtigen, und vielleicht in constitutionelle Bahnen zu leiten.

Wir weisen, um Bach richtig zu bezeichnen, auf sein Programm bei definitiver Uebernahme des Ministeriums des Innern, in diesem athmet echt und rein der constitutionell liberale Geist, dies ist Bach's spezielles Glaubensbekenntniß; daß dasselbe noch nicht in Saft und Leben getreten, ist theils Schuld der elenden Organe, welche bis nun dem Minister zu Gebote stehen, wie nicht minder auch Schuld der Gesammtheit des Ministeriums und des nicht constitutionellen Elements des Staatslebens, das nur allmälig vertilgt werden kann.

Wäre Minister Bach in der Lage, die Kronländer zu besuchen, sich aus eigener Anschauung über die Zustände zu informiren, wie anders gestaltete sich vielleicht so manches, so vieles, so wie sich möglicherweise im Januar 1849 manches zu Kremsier versöhnlicher und im Interesse Oestreichs ersprießlicher gestaltet haben würde, wäre es in der Nacht vom 3. auf den 4. Januar einer selbstsüchtigen, stets intriguirenden Persönlichkeit Mährens nicht gelungen, die Minister Stadion und Bach zu jener Erklärung vom 4. Januar zu drängen, welche Männer von Ehre nicht in Geduld und Schweigsamkeit hinnehmen konnten, welche aber in ihrer übereilten Schroffheit die Kluft zwischen Ministerium und Reichstag aufriß und jene verderblichen Folgen brachte, welche wir alle mit Einschluß der Regierung noch heute schwer empfinden.

Die Volksrepräsentation ist verstummt, die Presse steht vor geladenen Kanonen, und darf nicht wahr sein, nur anstellungssüchtige Beamte, hoch wie niedrig, und

machtgierige Soldaten liefern die Berichte, aus welchen der Minister alles, nur nicht das Wahre, Richtige zu entnehmen vermag.

Wir leben in einer traurigen sterilen Periode; viel Resignation und Bürgertugend gehört dazu, in solchen Tagen die Verhältnisse kalt und unparteiisch zu beurtheilen.

Wir hassen das Ministerium Schwarzenberg in seiner Totalität aus vollem Herzen, aber wir achten den Einzelminister Bach. Einen ehrlichen Mann wird die Revolution, diese blutig schreckliche doch geboren haben zur Sicherung ihrer Existenz? —

Prag den 3. November 1849. **A. M.**

Bemerkung der Redaktion. Wir drucken dies Urtheil eines hochgeachteten Patrioten bereitwillig ab, nicht ohne ein gewisses Erstaunen. Daß es sich in Allem als wahr ausweisen möge, wünschen wir von ganzem Herzen, daß es nicht ohne Grund grade jetzt kommt, davon werden unsere Leser überzeugt sein. Es geht Etwas vor in der obern Luft; nur die Götter wissen, ob dieser Aufsatz ein Sturmvogel, eins von Mutter Karey's Küchlein ist, welches böses Unwetter für Oestreich anzeigt, oder eine weiße Möve, die helleren Himmel und den langersehnten Sonnenschein prophezeiht.

Gesuch. — An die preußische Gesandtschaft in Wien.

(Aus Wien.)

Im Auftrage eines zahlreichen Kreises achtungswerther, theils preußischer, theils östreichischer Staatsbürger richte ich die nachfolgenden Zeilen an die preußische Gesandtschaft in Wien und die preußische Regierung in Berlin, um ihre kräftigste Verwendung für einen unbescholtenen jungen Mann aus Breslau anzurufen, den ein sogenanntes kriegsrechtliches Urtheil der Preßburger Militärbehörde gegen Recht, Billigkeit und gesunden Menschenverstand verdammt hat, seine schönsten Jugendjahre im östreichischen Kerker zu verlieren. Die Wiener Militärbehörde hat seit dem 1. Januar 1849 bis jetzt 1619 Urtelssprüche gefällt, darunter viele hundert grausame und willkürliche, doch hat kaum einer so allgemeine und tiefe Entrüstung hervorgerufen, wie die Preßburger Verurtheilung Theodor Brand's, weil diese noch mehr als die Freiheit des Wortes und der Presse, nämlich die Freiheit der Privatcorrespondenz in Frage stellt. Ich werde die harte Strafe und das angebliche Verbrechen des jungen Mannes gegen einander abwägen, muß jedoch um Entschuldigung bitten, wenn ich dabei nicht immer den Ernst und die Würde behaupten kann, welche einem ordentlichen Gerichte gegenüber am Platze ist. Wenn die Themis von Sinnen kommt, so wird die Schneide ihres Schwertes doppelten Schrecken einflößen, größere Achtung vor ihren Aussprüchen aber wird sie darauf hin nicht verlangen können.

„Theodor Brand, 21 Jahre alt, Schriftsetzer, aus Breslau," erhielt für einige Privatbriefe an seinen Vater vom Preßburger Militär-Gericht ein Honorar von fünf Jahren Schanzarbeit in leichten Eisen. Brand pflegte von Preßburg aus seinem Vater in Preußisch-Schlesien neben seinen Privaterlebnissen auch die interessantesten Ereignisse des ungarischen Krieges mitzutheilen; der Alte trug

diese Briefe der Breslauer Zeitung zu, welche sie mit üblicher Redactionsfreiheit benutzte, theils im Auszuge, theils unter die Nachrichten aus andern östreichischen Städten eingeschaltet, abdruckte. Die Erbrechung eines seiner Briefe auf der östreichischen Post hatte Brand's Verhaftung und Verurtheilung zur Folge. Ausdrücklich ist dieser Umstand im kriegsrechtlichen Urtheil angegeben, worin es heißt, daß Brand auf Grund eines auf der Post „detentirten" und vom Inquisiten „agnoscirten" Schreibens als „heimlicher Correspondent der Breslauer Zeitung" wegen Verbreitung „falscher Nachrichten" und „beleidigender Schmähungen gegen die russische Armee" verurtheilt wurde. Gehen wir die einzelnen Anklagepunkte durch.

Was versteht man in der östreichischen Armee unter einem „heimlichen Correspondenten?" Wenn es ein Verbrechen ist, ohne Namensunterschrift in Zeitungen zu schreiben, so reicht die vielfach ersehnte Verwandlung der ganzen Monarchie in einen einzigen Spielberg nicht hin, um alle Schuldigen zu bestrafen. Was denkt man sich in der östreichischen Armee unter einem öffentlichen, also loyalen und unparteiischen Correspondenten? Wo gibt es einen solchen? Man hält uns Herrn S. in der Augsburger Allg. Zeitung als Beispiel und Muster entgegen. Aber Herr S. war auch ein heimlicher Correspondent, das Publikum kannte ihn nicht; nur im kaiserlichen Lager, dessen Gastfreundschaft er genoß, wußten alle Offiziere seinen Namen, lasen seine Briefe, sprachen ihn täglich und konnten ihn zur Rede stellen, wenn er durch bombastische Schönmalereien ihrer Bescheidenheit zu nahe trat. Wer ihm über die Achsel sah, konnte seine Briefe vor dem Druck lesen, denn er konterfeite sich in der A. Allg. Zeit. selbst, wie er auf einer Trommel, bewacht von zwei pittoresken Rothmäntlern, seine Aufzeichnungen machte.

Verbreitung falscher Nachrichten und Schmähungen der russischen Armee. Was die letzteren betrifft, so lassen sich alle östreichischen Blätter, die ministeriellen voran, dasselbe Verbrechen täglich zu Schulden kommen. Daß die Russen an vielen Orten gestohlen, geplündert, gebrannt, daß sie die jungen Saaten abgemäht haben, um ihren Pferden Futter und Streu zu geben, solche und noch viel tollere Barbareien hat ihnen der Lloyd nachgerühmt. Schlimmeres erzählte die Breslauer Zeitung nicht. Doch ist weder der öffentliche Redacteur des Lloyd, Herr Löwenthal, noch der heimliche, Herr Warrens, assentirt oder in leichte Eisen gesteckt worden; nicht einmal Stockprügel haben sie bekommen.

Falsche Nachrichten wurden nicht blos von Brand, sondern eben so fleißig von Welden, von der gesammten Wiener Garnison und der ganzen offiziellen Wiener Journalistik verbreitet. Anderseits hieß Manches eine falsche Nachricht, was drei Tage später offiziell bestätigt wurde. Es sollte daher wohl heißen „wegen unzeitgemäßer Verbreitung wahrer Nachrichten." Brand's Verurtheilung fällt in die Zeit der Einnahme Arads durch die Magyaren. Diese Kunde war lange in Pesth, Preßburg und Wien, aus guter Quelle verbreitet, wurde jedoch so lange als böswillige Erfindung behandelt, bis die Wiener Zeitung für gut fand, die Thatsache einzuräumen; und es ist möglich, daß Theodor Brand verurtheilt wurde, blos weil er die „falsche Nachricht von Arad's Fall" früher glaubte, als die Wiener Zeitung.

Doch angenommen, der Angeklagte hätte wissentlich, — davon spricht selbst das Urtheil nicht, — falsche Nachrichten verbreitet, so ist nach östreichischen Gesetzen, diese Handlung nur dann verbrecherisch, wenn ihr die Absicht zu Grunde lag, östreichische Unterthanen zur Empörung aufzureizen. Werden die Breslauer etwa schon als zukünf-

tige Oestreicher angesehen, weil der Lloyd einigemal drohte, Preußisch-Schlesien zurückzuerobern? —

Theodor Brand's Verbrechen besteht demnach, genau erwogen, in einer kleinen Unvorsichtigkeit. Er hätte weniger Vertrauen auf die Ehrenhaftigkeit der östreichischen Post besitzen und bedenken sollen, daß das Briefgeheimniß in der oktroyirten Märzverfassung ausdrücklich gewährleistet ist, folglich in der Regel nicht geachtet wird. Statt dessen war er arglos genug, seine Briefe mit unverstellter Hand zu schreiben, zu unterzeichnen und, als sie ihm erbrochen vorgehalten wurden, dieselben freimüthig zu „agnosciren.“ Schanzarbeit dem unerfahrenen Jungen! Es geschieht ihm Recht! Solch ein ehrlicher Michel gehört nicht nach Oestreich!

Die offiziellen Oestreicher, welche dies lesen, pochen auf den Kriegszustand. Gut. Begreiflich wäre die Erbrechung eines Briefes gewesen, der von Wien nach Debreczin oder von Debreczin nach Wien, aus einem feindlichen Lager in's andere gegangen wäre. Doch wenn man selbst Preßburg, in dessen fernster Umgebung kein Schuß fiel, zum Kriegsschauplatz rechnen will, so war Preußischschlesien kein feindliches, — ja, selbst die höchst gefährliche Gesinnung der zahmen Breslauer Zeitung in Anschlag gebracht — wenigstens ein neutrales Land zu nennen. — Aber, sagt man uns, ein Brief nach Breslau könnte von dort in der Tasche eines Schmugglers über Krakau nach Debreczin schleichen. — Dann wäre die Erbrechung aller Briefe von Prag, Insprucк oder Linz nach München weit nothwendiger, denn eine hochverrätherische Epistel konnte leichter über München, London und Konstantinopel nach Debreczin gelangen als über Krakau, wo eine Grenzaufsicht ist.

Geben wir endlich das Briefgeheimniß preis. Oestreich erbrach aus Nothwehr Brand's Brief an seinen Vater. Wohl! Dann hatten die kaiserlichen Generale das Recht, wenn sie werthvolle Mittheilungen darin fanden, sie zu ihren Zwecken zu benützen; wenn der Schreiber etwa seinen alten Vater aufforderte, ein oberschlesisches Freischaarencorps dem Kossuth zu Hilfe zu führen, konnten sie ihn vor Gericht stellen. Aber Brand schrieb eben nur, was sich in Preßburg die Mägde am Brunnen, die Kinder in der Wiege, die Arrestanten im Stockhaus erzählten, was seine Richter so gut wußten wie er. Auf ein solches Aktenstück eine Anklage und Verurtheilung zu begründen, dazu gehört das Herz, die Stirn und das Gehirn eines östreichischen Militärgerichts!

Mehrere Monate schon trägt der arme Brand seine Eisen. Möglich, daß der preußischen Regierung Nichts darüber zu Ohren kam. Deshalb erzählte ich sein Schicksal ausführlich und fordere die preußische Gesandtschaft auf, nach Pflicht und Gebühr ihren Landsmann zu schützen, ihm Genugthuung für die erlittene Mißhandlung, im ungünstigsten Falle wenigstens die Freiheit zu verschaffen. Habt keine Bange vor dem ungeheueren Schnurrbart des grimmen Feldzeugmeisters, sondern redet deutsch mit ihm, damit es nicht heiße, daß Haynau's Stock bis nach Breslau und Berlin hinausreicht.

Verlag von **F. L. Herbig**. — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Druck von Friedrich Andrä.

Ein gutes Wort für die Bourgeoisie.

Es ist noch nicht lange her, als die alten Herren von guter Gesinnung in jedem Liberalen den Samen Isaschar's witterten und die ganze Doctrin der übelgesinnten Opposition aus dem Talmud herleiteten. Ein Stichwort mag noch so kräftig sein, zuletzt verbraucht sich's doch, so ging es mit dem Juden. Seitdem hat die Loyalität sich eine neue Phrase angeeignet, und es ist charakteristisch für sie, daß sie selber nicht im Stande war, ein tüchtiges Wort auszudenken, daß sie zu den Rothhäuten in die Schule gehen mußte. Und nicht einmal bei den Eingebornen fand sie Rath, sie flüchtete zu den sonst so übel berufenen Franzosen und lernte die Gespenstergeschichten von Louis Blanc und Michelet auswendig, um sich selber vor dem neuerfundenen Gottseibeiuns mit sieben Hörnern und sieben Klauen, der Bourgeoisie, das angemessene erbauliche Entsetzen einzuflößen.

Seitdem ist in der Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts ein neues Licht aufgesteckt. Es sind nicht, wie der Jesuit Barruel erwiesen zu haben glaubte, die Freimaurer, welche die Aufklärung, die Revolution und all den Greuel, der weiter daraus entsprang, veranlaßt haben, es sind auch nicht die Juden, es ist eine viel gefährlichere, viel verderbtere und viel dunklere Verschwörung, in der sich die unheiligen Fäden der modernen Gottlosigkeit verzweigen — die schauderhafte Verschwörung der Bourgeosie.

Ja, es gibt in unserm civilisirten Europa eine Secte, die gleich dem Vampyr von dem Blut der nothleidenden Menschheit ihr schattenhaftes Traumleben fristet, die mit dem ruchlosen Raffinement der Hölle den Menschen, das Ebenbild Gottes, in den Staub getreten, die endlich auch den Bund, den Gott mit ihm geschlossen, zerrissen hat; eine Art Molochspriester, die täglich ihre und die fremde Erstgeburt dem nämlichen Stierofen schlachten, dessen sich die Daumerschen Christen bedienen; ein geheimer Bund der Finsterniß, der die Heiligenbilder Liebe, Glaube, Ehre, Treue, Religion, Tugend, Sittlichkeit, Demuth u. s. w. mit dem blassen Neid eines von Gott verworfenen Geschlechts zerfleischt und entweiht; ein Cultus des Gottes Mammon, ausgeübt von entmenschten Krämerseelen ohne Herz im Leibe und ohne Blut in den Adern. Diese unheimliche Secte, die man nirgend sieht und die doch überall umherschleicht, ist die Bourgeoisie.

Den Bußpredigern, die gegen dieses Scheusal der neuen Zeit zu Felde ziehn, ich weiß nicht, ob mit größerer Erbitterung in den Vorsälen der hohen Herrschaften oder in den Bierstuben des Communismus, wird es um so bequemer, die schauderhaften Eigenschaften des Chamäleons in Callotscher Manier auszumalen, da sie es überall im Dunkeln lassen, auf wen sich die Schilderung eigentlich bezieht. Die Grenzboten, deren Hauptaufgabe es ist, die romantischen Illusionen unsers Zeitalters aufzulösen, die banalen Phrasen, die um so größere Macht ausüben, je weniger Verstand im Volke ist, auf ihren eigentlichen Sinn zurückzuführen und dadurch unschädlich zu machen, werden auch diesmal die Vogelscheuche ihrer bunten Federn und Schellen entkleiden, und bitten im Voraus um Entschuldigung, wenn sie es mit der gewöhnten Unhöflichkeit thun. Ihrer vorzüglichsten Liebe und Hochachtung aber versichern sie die edlen Seelen, die, selber aus den Kreisen der Bourgeoisie, sich unterthänig vor dem Herrn Baron v. X. verbeugen und vertraulich dem souveränen Schusterjungen Y. auf die Schultern klopfen, nach beiden Seiten hin mit der Versicherung, daß Edelmuth und Seelengröße nur bei den Baronen und Schusterjungen wohne, und daß alles übrige unter die Guillotine müsse, wenn die Morgenröthe der neuen Zeit in Wahrheit aufgehen soll.

Also zuerst: wer ist eigentlich diese Bourgeoisie, der man so viel schlimme Dinge nachredet?

Nehmen wir einen Edelmann, einen Tory, der 36 Ahnen wohlgezählt auf seinem Stammbaum im Koffer verschließt, der das Recht hat, Gardelieutnant und Kammerjunker zu werden, der courfähig ist und die schickliche Summe Schulden besitzt. Obgleich ein Abonnent der Kreuzzeitung, ist er doch nicht feindselig gestimmt gegen Jeden, in dem das blaue Blut der Roture fließt. Der Mann in Livree, der ihm die Stiefeln putzt, und den er gelegentlich ohrfeigen kann, der Mann im Schurzfell, der ihm sein Pferd beschlägt, selbst die betrunknen Gesellen, die am blauen Montag auf der Straße heulen — er wird zwar eine nähere Allianz mit ihnen nicht suchen, aber er wird ihnen gnädig zunicken, wenn sie den Hut vor ihm abziehn, denn er hat Christenthum, es gehört zu den Vorrechten seines Standes, sich um Thron und Altar zu schaaren und bei passender Gelegenheit sich von der Kanzel herab die christliche Liebe empfehlen zu lassen. Die christliche Liebe! Er denkt für sich: „Das ist zwar Canaille, mehr Schwein als Mensch, aber das weiß doch, wen es vor sich hat! das fühlt doch den Abstand zwischen einer thierischen Natur und einer noblen!“ Wenn aber der gemeine Plebejer in der nivellirenden, destructiven Tracht des Pariser Fracks neben ihm steht, kaum in der Chaussure und der Cravatte zu unterscheiden, wenn er auf der nämlichen Schulbank sitzt und die Unverschämtheit hat, eine geometrische Aufgabe gewandter zu lösen, als der hochgeborne Erbe jener ritterlichen Zeit, die sich mit dem Euklid noch nichts zu thun machte, und die sich doch eines Königs erfreute und einer Ritterschaft; wenn er am Aktentisch dem Herrn Baron den Rang abläuft und

wohl gar sein Vorgesetzter wird; wenn er endlich — schrecklicher Gedanke! — derselben Grisette die Cour macht, als der Cavalier von 36 Ahnen — dann wird die Verachtung, die man gegen das unedle Blut nothwendig empfindet, zum Haß gegen die Impertinenz, mit der es aus seinem Kreise heraustritt. Der Pöbel wird Bourgeois. Bourgeois ist in den Augen des Edelmanns die Canaille, welche es vergessen hat, daß sie Canaille ist.

Wir wollen einen zweiten Ehrenmann betrachten, wieder einen Vertheidiger von Thron und Altar, einen Heiligen mit jungfräulich gescheitelten Haaren und dem himmelwärts schauenden Johannesblick. Für den Heiligen ist jeder Erdenmensch ein „Madensack," wie sich Luther ausdrückt, d. h. Canaille; „sein Verstand ist voller Finsternisse, und wo er am hellsten zu sein glaubt, Gott am feindesten." Aber er macht doch einen Unterschied. Der blinde Haufe, welcher heute irgend einem Demagogen folgt, die Heiligenbilder zerschlägt, die Kirchen anzündet, die Geistlichen strangulirt, er ist zwar in seiner Erscheinung kein Muster, er ist so sehr Bestie, als man es nur sein kann, aber eben darum ist er ein süßer Bissen für den Herrn. Wer in Elend lebt, wer noch nicht im Stande ist, die Freiheit eines an der Wissenschaft geschulten Verstandes den heiligen Offenbarungen entgegenzusetzen, welche ein Wohlgeruch sind frommen Herzen, aber ein Gestank der hochmüthigen Weltweisheit; wer das Bedürfniß hat, sich in der Masse zu verlieren, und seine Leidenschaft, die einzige Weise, in der er producirt, aus den Predigten eines höheren Geistes zu saugen — er ist das Rüstzeug der göttlichen Barmherzigkeit! Nicht umsonst haben der Abbé Genoude und seine Freunde, die Jesuiten, für das allgemeine Stimmrecht geeifert. Die Masse will sich imponiren lassen, und wird dem Pater so gut gehorchen, wenn er nur die Lunge hat, als dem Commis voyageur der Freiheit. — Auch der Adel steht mit der Kirche gut; er ist zwar hochmüthig im Leben, aber devot im Beichtstuhl; er wird „den Glauben seiner Väter" vertheidigen, auch wenn sein Verstand und sein Gemüth sich ihm entzogen hat, er wird ihn vertheidigen aus point d'honneur, aus Erinnerung an die Kreuzzüge, und aus Schicklichkeitsrücksichten gegen den Hof. — Anders ist es mit dem Bourgeois. Ein Mann, der sicher ist in seinem irdischen Streben, unverdrossen und einsichtsvoll in seiner Arbeit, klar über die Mittel zu seinem Glück — wie soll er zu dem Gefühl der Zerknirschung und der Selbstverachtung kommen, ohne die eine intensive Frömmigkeit nicht gedeiht? Wahrlich ich sage euch, eher wird ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als ein Bourgeois in's Himmelreich! Wie soll der eingebildete Gelehrte sich vor dem Heiligen in den Staub beugen, dem er jeden Augenblick nicht nur Verschrobenheit in seinen Ansichten, sondern auch Lückenhaftigkeit in seiner Bildung, Rohheit in seinem Ausdruck nachweisen kann? der Gelehrte, der die Gespensterfurcht durch das Studium der Natur überwunden, den Aberglauben durch Geschichte und Philosophie nicht nur widerlegt, sondern auch analytisch begriffen hat? der dem Propheten überall nachweisen

kann, du verstehst dich selber nicht, und noch weniger deinen Herrn und Meister, selbst als Theolog bist du keinen Schuß Pulver werth! — Also in einem Staat, in dem die Gottseligen das große Wort führen, wird die Bourgeoisie — der Inbegriff der Arbeit nach einem bewußten irdischen Zweck und des gesetzlichen Wissens, die keine Scheu hat vor dem Unbekannten und keine Ehrfurcht vor der Tradition — als der wahre Quell der Revolution bezeichnet werden, und man wird sie brandmarken als die Canaille, welche vergessen hat, daß sie Canaille ist.

Endlich ein dritter Ehrenmann, diesmal ein Wühler, ein biedrer Sohn des Volks mit zottiger Hochbrust und hohlen Phrasen, die er aus einem beliebigen Katechismus memorirt hat, oder ein zarter lyrischer Mondscheinpoet, der die Entwickelung der Menschheit dadurch fördert, daß er die Eichen mit grünen Fragezeichen der Freiheit vergleicht, daß er in der Freiheit eine Sonne sieht, in dem Barrikadenkampf einen Frühling wittert, in der Katzenmusik eine Lerche hört, wo seine Julia noch von Nachtigallen schwärmt, daß er endlich eine Reihe brennender Häuser zu einer Morgenröthe combinirt. Sein Haß gegen das Königthum und den Adel ist bedingt, denn er kennt eine Grenze, und er schließt Anerkennung ein. Eine Grenze, denn er kann mit leichter Mühe sagen: hebt den Adel auf, wie in Dessau, verbietet bei Todesstrafe sich Herr „von“ zu nennen, oder noch besser, guillotinirt sämmtliche Edelleute, so ist die Frage gelöst. Freilich würde das Beil viel zu thun haben, aber zuletzt ist es doch möglich, daß die gesammte Race vernichtet ist, wie die Kinder von Bethlehem zu den Zeiten des Herodes. Aber die Bourgeoisie! Setzt die Guillotine auf ein Jahrhundert in Bewegung, köpft Alles, was nur im entferntesten im Verdacht der Bourgeoisie steht, und wenn ihr fertig seid, wird die Bourgeoisie eben so stark sein, als da ihr anfingt! — Denn der Adel ist eine wirkliche Classe, eure Bourgeoisie nur eine Abstraction. Abstractionen aber löst man durch's Köpfen nicht auf.

Der Adel wird gehaßt, aber mit gegenseitiger Anerkennung. Er ist von anderer, böser Race, aber er ist von Race, er hat das Recht, ein Feind des „Volks“ zu sein; er ist, was er ist, indem er ist. Der Adel hetzt seine „verthierten Söldlinge“ auf das „Volk“, das ist eine Anerkennung, er wirft die Freiheitsmänner in's Gefängniß, oder schlachtet sie — das ist ein Compliment. Aber was ist dieser Bourgeois? Ist er von anderm Blut, als wir, daß er im Wagen fährt, während wir zu Fuße gehn? Daß er Lateinisch und Französisch versteht, während wir uns mit Mühe in unserer Muttersprache ausdrücken? Daß er den Lauf der Sterne mißt, während wir im Einmaleins stecken geblieben sind? Die Menschen sollen gleich sein, der Adel widerstrebt freilich dieser Gleichheit, aber das ist nicht seine Schuld; er ist als Feind der Gleichheit geboren, und sein Tod sühnt das unfreiwillige Verbrechen an der Majestät der souveränen Lumperei. Von dieser Bourgeoisie aber ist es mehr als Frevel, es ist Verrath! Wenn

ein als Lump Geborner im Schweiß seines Angesichts ein Vermögen erwirbt, das ihn von seinen Bruder unterscheidet, so ist das ein prämeditirter Meuchelmord der Freiheit! — Und wie gehn diese Bourgeois mit uns um, uns, den Propheten des neuen Evangeliums? Der Adel nennt uns Teufel, die am Zerstören ihre Lust haben; eh bien! Teufel ist etwas Nobles, wir lassen uns den Teufel gefallen. Teufel hat etwas Dämonisches. Aber diese Bürger haben die Impertinenz, uns für Schafsköpfe zu erklären, die wohl Barrikaden zu bauen verstehn, aber keine Staaten, und das greift unsre Ehre an! Schafskopf ist nicht nobel. Sie spotten unser mit ihrem satten Lächeln! mögen sie an unserm Fluch ersticken!

Und hier begegnen sich brüderlich die drei Ehrenmänner in einem zweiten Stichwort: Professor, Doctrinär. Der Landjunker, der Heilige mit dem Johannesgesicht, der Wühler im Mondschein. Gelernt haben sie alle drei nichts, ihre Vorfahren haben auch nichts gewußt, und doch hat sich der Staat in ehrsamer Frömmigkeit erhalten. Jetzt kommen diese Leute aus der Schule, und wollen uns etwas vordemonstriren, diese Professoren! Wir sollen Gründe angeben! Und wenn Gründe so wohlfeil wären als Brombeeren, mit Gewalt geben wir keinen an! Reicht der Grund nicht aus, wenn wir ihnen sagen: (der Junker) ihr habt kein Blut, keine Ahnen! (der Heilige) ihr habt keinen Glauben! (der Mondscheinritter) ihr habt keine Ideen! Mit einem Wort, ihr seid die Canaille, welche vergessen hat, daß sie Canaille ist! —

Wir wissen jetzt, wer mit dem Collectivbegriff Bourgeoisie gemeint ist. Jedenfalls sehr verschiedene Elemente, welche aber unsere Romantik durch zwei sehr bequeme Hausmittelchen in einen Topf zu werfen versteht.

Einmal versteht sie es, jeden Collectivbegriff zu personnificiren. Sie spricht von der Reaction, der Revolution, dem Absolutismus, dem Liberalismus, dem Geist, der Kritik, dem Volk und der Bourgeoisie auf eine Weise, als wenn es sich um Personen handelte, die man prügeln und nöthigenfalls aufhängen könnte. So gibt sie der Abstraction die formale Einheit.

Dann sucht sie, um diese Abstraction lebendig zu machen, ein bestimmtes, einzelnes Bild, welches sie mit derselben identificirt. Für Bourgeoisie hat sie zwei Typen, aus den Croquis des Pariser Charivari entlehnt: den Proprietaire mit blauem Frack, gelben Hosen, impertinent festen Stiefeln, dickem Bauch, rother Nase und strammer Haltung, der seine armen Miethsleute auspfänden und auf die Straße werfen läßt, sodann den kleinen Epicier, der in seinem Comtoir verkümmert ist, mit ganz dünnen Beinchen, blassen faltigen Wangen, gebückter Haltung, eine ungeheuer große und dicke Frau an seiner Seite, der er den Shawl und die Kinder tragen muß, obgleich er sich selber kaum auf den Beinen hält. Das ist ein bestimmtes, der Phantasie geläufiges Bild, das man jener Abstraction unterschiebt, und wenn man also von der tyrannischen Bourgeoisie, der Bour-

geoisverfassung und dergl. spricht, so denkt man sogleich, diese armen Teufelchen, die eigentlich in jedem Augenblick die Welt für ihre Existenz um Verzeihung zu bitten scheinen, wären die modernen Nerone, die das Mark des Volks aussaugen, und so schrumpfen die Bourgeois, die Professoren, die Doctrinärs, die Centren, die Kleindeutschen, die Gagern, die Auerswald, die Dahlmann, die Guizot, die Thiers, die Peel u. s. w. in den kleinen Epicier des Charivari zusammen. —

Besinnt euch einen Augenblick, ihr modernen Percy's, die ihr unzufrieden seid, wenn ihr nicht jeden Morgen ein Dutzend Bourgeois gefrühstückt habt. Ihr lästert die modernen Verfassungen, die nur dem Bourgeois zu Gute kommen; ihr ruft Zeter über Sieyes, den Propheten unserer Sache, der es vor einem halben Jahrhundert verkündete, der tiers état müsse Alles sein. Wohl, wir nehmen diesen Satz auf. Das souveräne Volk, der Staat sind Wir, und alle Revolutionen und Contrerevolutionen kommen uns zu Gute. Das ist leicht zu beweisen. Kann der Adel sich zum Ganzen machen wollen? Nein, denn das hieße, den Adel aufheben. Er kann sich nicht einmal bedeutend erweitern, ohne sein Wesen zu schwächen. Kann das Proletariat die übrigen Stände absorbiren? Dann müßte es verhungern. Jede Erweiterung des Proletariats ist eine Vergrößerung seines Elends. Ein Staat aus Proletariern ist ebenso unmöglich, als ein Staat aus Edelleuten. Dagegen ist der freie Bürger um so besser daran, je mehr freie Bürger ihm zur Seite stehen. Die Bourgeoisie muß das Volk absorbiren.

Das Wesen des Bourgeoisstaates ist die freie Selbstbestimmung des Einzelnen, bedingt, begrenzt und geleitet durch das Gesetz. Das Wesen der Aristokratie ist die Herrschaft der Convenienz in der herrschenden Klasse, der Gewalt im ganzen Staat. Das Wesen der Massenregierung ist die Herrschaft der Leidenschaft, der Stimmung, des Tumults, das souveränen Unverstandes.

Mit der Demokratie haben wir es vorläufig nicht zu thun, sie ist für den Augenblick beseitigt. Wohl aber mit dem neumodischen Feudalstaat, der in den „geistreichen" Philippiken der deutschen Reform seine heraldischen Ungeheuer auf die rothe Fahne des Sozialismus geklebt hat. Mit vollem Recht hat dieser Champion der altpreußisch-christlichen Legitimität das Wesen des Bourgeoisstaats darin gefunden, daß es die willkürlichen Unterschiede der Convenienz — die Stände — aufhebt, und durch die constitutionelle Form die Regierung in die Hände der Bourgeois spielt, d. h. derer, die im Stande sind, ein bestimmtes Interesse mit Energie zu verfolgen, welches mit dem allgemeinen Interesse Hand in Hand geht. Diesem Bourgeoisstaat stellt er sein mittelalterliches Ideal entgegen: ein legitimer König, mit dem starken Schwert in der Hand, ein Reichsrath von Prinzen, Fürsten, Grafen und Herren, die den Ministern auf die Finger sehn, damit sie nicht etwa eine unbedachte Neuerung einführen, und eine Kammer, aus Handwerkern und Bauern zusammengesetzt, der eine hohe Regierung jeden Augenblick zurufen kann: „Ihr Esel! mengt euch nicht in Dinge, von denen ihr nichts ver-

steht!“ Die Bourgeoisie, d. h. alle gebildeten Leute von nicht ebenbürtiger Herkunft, werden aus dem Staatswesen ausgeschlossen. Sämmtliche Unterthanen werden in Zünfte eingetheilt, die überall die Insignien ihres Handwerks an sich zu tragen verpflichtet sind. Der Meister soll das Recht haben, seinen Altgesellen zeitlebens als antiquirtes Möbel in seinem Haushalt zu haben, damit er nicht durch eine fruchtlose Selbstständigkeit in Noth geräth; er hat das Recht, seine Lehrburschen zu fuchteln, dafür muß er den Fußtritt des gnädigen Herrn, dem er die Stiefel anmißt, in tiefster Unterthänigkeit hinnehmen. Es soll keine Bürger mehr geben und namentlich keine Menschen, sondern nur Grafen, Edelleute, Soldaten, Schuster, Bediente, Bauern u. s. w., und sämmtliche Schneider des heiligen christlich-germanischen Staats werden in Pflicht genommen, nur standesmäßige Kleider anzufertigen.

Denn das ist die Hauptsache. Wie soll heutzutage ein hübsches Kind den Cavalier von der Canaille unterscheiden, seit die Federhüte und Sporen auf das Militär eingeschränkt sind? Steht es dem Herrn v. Manteuffel auf die Stirn geschrieben, daß er von 64 Ahnen herstammt? daß sie schon zu den Zeiten der Kreuzzüge gelebt haben! Freilich! Freilich! Herr v. Manteuffel! Wie kann man auch bei einer ordinären Beschäftigung die angestammte Noblesse des Bluts bewahren! Herr v. Manteuffel ist ein tüchtiger Bureauchef, ein fleißiger Arbeiter; er arbeitet Paragraphen aus, er stellt Rechnungen zusammen! Guter Gott, wie gemein! wie bourgeois! Und so ist es mit den übrigen hochgebornen Herrn nicht anders. Wenn ihre Güter noch so groß sind, sie können sich neben ihren bürgerlichen Rivalen nur behaupten, wenn sie auch bürgerlich werden, wenn sie sich um die Wirthschaft kümmern, ihre Branntweinbrennereien inspiciren, sich über den Stand der Börse, über den Preis des Getreides und tausend andere Dinge unterrichten, die das echte Vollblut den Juden überläßt! Sperrt euch, wie ihr wollt, ihr gnädigen Herren! die Bourgeoisie hat euch schon! Die Zeit ist bürgerlich geworden, und ihr müßt das Einmal Eins lernen, Prüfungen bestehn, calculiren und registriren wie das gemeine Volk.

Als in England die vornehmen Herren von der rothen und der weißen Rose sich ein Jahrhundert lang unausgesetzt bekämpft, sich gegenseitig erschlagen und erhängt hatten, was blieb übrig? Die Bourgeoisie, die heute den ersten Staat der Welt regiert. Die Revolutionen erschüttern nur die Gipfel der Berge, die fruchtbare Ebene trifft nicht der Sturm. Baut eure Barrikaden auf, ihr Jacobiner! führt Kartätschen dagegen auf, ihr Herren vom Schwert! Wir werden uns nicht einmischen. Ihr könnt uns stören in unserer Arbeit, ihr könnt die Früchte unsers Fleißes vernichten, aber nicht ausrotten könnt ihr den Fleiß, der neue Früchte hervorbringt! Ob die Rothen oder die Weißen siegen, uns müssen sie rufen, ihren Sieg zu einer bestimmten Staatsform zu gestalten. Ihre Thorheiten fallen zu unserm Frommen aus, ihre ungeduldige Leidenschaft zehrt sich in sich selber

auf, wir bleiben bestehn und bauen das Feld von neuem, das von wahnsinnig vergossenem Menschenblut gedüngt ist. Nicht die Revolutionen bilden den Fortschritt der Menschheit, sondern was außerhalb ihrer liegt — die Wissenschaft, die das Gesetz der Natur durchforscht und die Kunst im weitern Sinn, die über die Natur gebietet und sie zwingt, dem menschlichen Willen zu dienen. Beides ist so bourgeois als möglich.

Wir wollen das „Volk" — Zeuge sind die Gesellenvereine, die wir gegründet — zu freien Menschen bilden, die in sich die Menschheit achten; ihr setzt es zum Pöbel herab, der in massenhafter Leidenschaftlichkeit dem Pfaffen aber dem Jacobiner nachläuft. Wir wollen ein Vaterland, das seinen Söhnen eine Heimath ist, nicht ein Gefängniß; ihr wollt eine Domaine, von der ihr den Glanz eurer Krone bestreitet, oder einen geistlich-ökonomistischen Schafstall. Wir wollen Freiheit jedes Einzelnen und Heranbildung jedes Einzelnen zu dem allgemeinen Bild der Menschheit; ihr wollt Herrschaft Einer Macht, und darum Sonderung aller Einzelnen in künstliche Unterschiede. Ihr aber seid unproductiv und müßt, um auszudrücken, um nur zu fühlen, was ihr eigentlich wollt, in unsere Schule gehn. Vergebens verschwendet ihr euer Vermögen in künstlichen Blitzen, euern Witz in prophetischen Dithyramben; der Bürger sieht lächelnd einer Komödie zu, die ihr zu seiner Belustigung aufführt, er überlebt euch und ist euer Erbe. Ein zweiter Prometheus, ruft er euern Göttern zu:

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich, der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn —
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Heerd, um dessen Gluth
Du mich beneidest.

Russische Recrutirung in Polen.

Es gibt Staaten, wo das Heerwesen ein Beweis der politischen Reife und Würde des Volks ist, und ein Mittel zur Steigerung dieser schönen Prädicate; in anderen Staaten dagegen beweist die Beschaffenheit des Militärs die politische Würdelosigkeit des Volkes, ja es bezweckt und vermehrt dieselbe.

Vor einigen Jahren befand ich mich um die Osternzeit in einem Dorfe auf dem linken Weichselufer im Königreich Polen. Der Herr dieses Dorfes und noch mehrerer, welche in der Nähe lagen, ließ sich Graf nennen, wozu er jedoch kein unbestreitbares Recht hatte, er war Polizeicommissarius eines kleinen Districtes, welcher dreizehn Dörfer und Dörfchen mit etwa 2000 Seelen enthielt. Diese Woytagminstwo, wörtlich Gemeindeführerschaft, gab ihm eine nicht unwichtige amtliche Stellung, obwohl er durchaus keine geschäftliche Bildung hatte. Am Nachmittag eines Sonnabends kam ein Unteroffizier der Gensdarmerie aus der ungefähr drei Meilen entfernten Kreisstadt zum Grafen und überreichte ihm ein doppelt convertirtes und zwei Mal mit drei amtlichen Siegeln verschlossenes Schreiben. Schon die Erscheinung des Gensdarmen hatte dem Grafen, einem echten Polen, Verdruß verursacht. Der Anblick der Depesche, deren Inhalt er gleich an ihrem Aeußern erkannte, that dies noch mehr. Er schüttelte sich, schnob, stürmte im Zimmer auf und nieder, kratzte sich in den Haaren und zog dabei eine Miene, als ob er ein Donnerwetter von ungewöhnlicher Stärke über ganz Rußland wünsche: „Wollte mich der liebe Himmel doch nur stets vor dieser Geschichte behüten," rief er, indem er das Schreiben durch die geöffnete Thür in das anstoßende kleine Zimmer warf.

Ich frug den widerwilligen Beamten, was die Depesche bedeute. „Uebermorgen Conscription — aber ich ersuche Sie, keine Sylbe laut werden zu lassen" — „Und warum dies Geheimniß bei einer Sache, die doch nach einem Tage offenkundig werden muß?" — „Weil sie Vorschrift ist und ich verantwortlich bin," war sein Bescheid.

„Die Behörde weiß," fuhr er vorsichtig fort, „daß das Volk sich auf eine gräuliche Weise vor dem russischen Militärdienst fürchtet, und sich ihm auf jede mögliche Weise zu entziehen sucht. Selbst die Conscription, welcher man dadurch ein ungefährliches Ansehen zu geben glaubt, daß man auf sie die Recrutirung nicht unmittelbar folgen läßt, ist ein so gefürchtetes Ding, daß zuverlässig ein großer Theil der stellungspflichtigen Mannschaft flüchten würde, wenn sie vorher über den Eintritt derselben in Kenntniß gesetzt wäre. Deshalb erhalte ich als

Woyt-Gminy erst am zweiten Tage vor der Conscription, die Edelleute meines Bezirks aber erst am Tage vor derselben wieder durch mich die betreffende Aufforderung. Entzieht sich ein Bauer meines Kreises der Conscription durch die Flucht, nachdem ich den Befehl von der Obwodschaft erhalten, und bevor ich ihn weiter an die andern Grundherren befördert hatte, so wird meine Indiscretion als Grund seiner Flucht angesehn und ich habe durch Stellung eines militärfreien Mannes aus meiner eigenen Bauernschaft Ersatz zu leisten. Flüchten Conscriptionspflichtige, nachdem ich den Befehl an die Grundherren bereits befördert habe, so sind diese verantwortlich und haben militärfreie Leute zum Ersatz herzugeben. Die Bauern besitzen übrigens eine so gute Witterung, daß die Nähe der Conscription für sie oft kein vollkommenes Geheimniß ist, noch ehe ich etwas davon weiß. So entwichen zwei meiner Bauerbursche im Jahre 1839 zwei Tage früher als ich von der Obwodschaft die Aufforderung zur Vorbereitung der Conscription erhalten hatte. Aus Besorgniß von andern Grundherren nicht aufgenommen und zurückgeliefert, oder gar in fremden Gerichtsdistrikten als Ersatzmänner zur Conscription gezogen zu werden, schlossen sich beide einem Zigeunertrupp an und trieben sich den ganzen Sommer und Herbst in den Wäldern und den Gebirgen des Krakauer Guberniums umher. Im December, nachdem die Recrutirung beendigt war, kamen beide Burschen zurück, baten mich, ich möchte sie doch wieder auf meine Grundherrschaft aufnehmen und ihnen wegen der späteren Conscriptionen erlauben falsche Namen zu führen; wolle ich dies nicht, so solle ich ihnen auf angenommene Namen Zeugnisse ausstellen, damit sie bei einem andern Grundherrn Aufnahme fänden und ohne Gefahr weilen könnten. Da ich für die beiden Burschen keine Ersatzmänner hatte hergeben müssen, indem ihre Flucht zu rechter Zeit angezeigt war, so wäre es meine Pflicht gewesen, sie der Behörde zu überweisen. Indessen wollte ich sie von dem Dienst im russischen Heere befreit sehen. Ich gab ihnen also Uebersiedelungsscheine, die ich, um persönlich unbetheiligt zu sein, durch meinen Neffen hatte ausfertigen lassen. Solch Ausreißen kommt sehr oft, und wird der Tag der Conscription nicht sehr geheim gehalten, sogar massenweise vor."

Die Erzählung meines Wirthes war nebenbei bemerkt — ganz wahr, wie mir später eine Menge von Beispielen bewiesen hat. So flüchteten bei meiner Anwesenheit in Podlachien auf einmal fünf Bauernburschen eines Dorfes vor der Conscription. Der Edelmann, Namens Weklica, mußte Ersatz leisten und büßte dadurch fast alle jugendlichen und kräftigen Arbeiter seiner kleinen Besitzung ein. Auf dem Gut eines gewissen M. sprangen drei Burschen, sobald ihnen der Befehl vor die Conscription zu gehen ertheilt worden war, in den nahen Teich und hielten sich da im Schilfe bis zum Abend versteckt. Zu dieser Zeit ließen sie durch eine ihrer Schwestern den Edelmann zu sich rufen. Als dieser auf dem Ufer erschien, fragten sie, ob die Conscriptionscommission schon abgefahren sei. Auf die bejahende Antwort, versicherten sie unter den jämmerlichsten Geberden, daß ihnen

die Haut schon ganz zusammengezogen sei und sie es kaum mehr im Wasser aushalten könnten, und frugen dann: ob sie ohne Gefahr aus dem Teiche steigen und ferner bei dem gnädigen Herrn bleiben dürften. Der Edelmann, ein sehr gutmüthiger Mensch, gab den Burschen den Rath, während der Nacht zu flüchten.

Ueberall, nicht nur in Polen, sondern auch in Rußland, kommen solche Fluchtversuche in Masse vor. Ein Beweis der entsetzlichen Scheu des Volks vor dem Heerwesen.

Am Nachmittag des andern Tages fertigte der Graf die nöthige Ordre an die übrigen Grundherren seines Amtsbezirks ab, und am Abend gab er seinen Aufsehern den Befehl, den nächsten Tag schon um vier Uhr auf dem Platze zu sein. Sie erschienen im Morgengrau vor dem Fenster des gräflichen Schlafzimmers und wurden von hier aus durch den Oeconom, ihren Inspector, nach dem Dorfe in die Hütten geführt, in welchen sich Militärpflichtige befanden. Diesen blieb nichts übrig als der Aufsehertruppe zu folgen. Escortirt erschien das Häufchen junger Leute gegen 6 Uhr vor dem „Palaste" des Grafen, welcher sich, beiläufig erwähnt, nur durch eine größere Anzahl von Raumabtheilungen von den hölzernen Hütten der Bauern unterschied. Die militärpflichtige Mannschaft der andern Grundherren traf um dieselbe Zeit ein. Auch sie befanden sich unter einer Art von Escorte, welche sich sogleich entfernte, als sie ihre Meldung beim Grafen gemacht hatte.

Im Laufe des Vormittags traf die Commission aus der Obwodschaftsstadt ein. Sie bestand aus dem Kreiscommissär, zwei Aerzten vom Heere, etlichen Militärschreibern von Unteroffiziersrang, mehreren Gensdarmen, einem Gensdarmenoberstlieutenant und einer unbekannten Person, welche in der nächsten Beziehung zum Obwodschaftscommissär zu stehen schien. Bei der Conscription that diese Person nichts Sichtbares, ich frug den Grafen, was dieselbe zu bedeuten habe. Der Graf antwortete mit einem gewissen Lächeln: „es ist ein Spion; am Schnitt des Gesichtes und an der Sprachaccentuation merken Sie doch, daß der Mensch ein Jude ist." „Aber was soll ein Spion hier, wo die Behörde selbst anwesend und thätig ist?" Er zuckte mit der Achsel und schien keine Antwort zu haben. Doch versetzte er nach einigen Augenblicken: „Es ist bei den russischen Behörden in Polen Sitte, stets derartige Agenten bei sich zu haben."

Als der Oberstlieutenant vom Wagen stieg, gestalteten sich einige seltsame Scenen. Drei Militärpflichtige warfen sich ihm zu Füßen, umschlossen seine Kniee mit den Armen und flehten unter jämmerlichem Geheul, er solle sie doch nicht zu Soldaten machen. Die mangelnde körperliche Berechtigung zu einer solchen Bitte schienen sie durch die Stärke ihrer Jammerstimmen ersetzen zu wollen, daher ihr Bittgeschrei endlich wahrhaft entsetzlich wurde. Die übrigen tölpischen Burschen, welche anfangs schüchtern in einer gewissen Ferne geblieben waren, nahten sich, sobald es ihnen schien, daß die Jammerscene den drei Acteuren keine

Gefahr bereite. Bald befand sich der Oberstlieutenant wie in einen Knäuel eingesponnen und mußte fürchten, von den flehenden jungen Bauern, von denen jeder seine Kniee umarmen oder seine Hand küssen wollte, erdrückt zu werden. Das Bitterwiderliche solcher Scenen läßt sich kaum beschreiben. Die barbarische Weise des Druckes von Oben auf die unteren Schichten des Volkes, so wie der hündische Sklavensinn des Volkes, welcher sich unter diesem Drucke erzeugt hat, prägte sich hier sehr häßlich aus. Der Oberstlieutenant wußte sich endlich nur dadurch zu befreien, daß er mit der Säbelscheide zwischen die entblößten Häupter der wehe- und bitte schreienden Militärpflichtigen schlug. Allein so empfindlich dieses Mittel war, so schien es doch nicht auszureichen. Die Bauern duldeten die Schläge, als ob sie ihnen gar keinen Schmerz verursachten und hielten den Oberstlieutenant knieend umringt, bis auf dessen Befehl sich endlich seine Gensdarmen in's Mittel schlugen und den thränenfeuchten Knäuel auseinanderrissen.

In dem Speisesaale des sogenannten Palastes, einem großen, wüsten, nur mit weißem Kalk übertünchten und alles Schmuckes entbehrenden Zimmer, welches mancher deutsche Pferdestall an Eleganz und Wohnlichkeit übertraf, schlug die Commission alsbald ihre Werkstätte auf. Die Schreiber versahen sich mit Papier und Feder und schrieben die Liste der zur Stellung Verpflichteten zwei Mal ab. Das war ihre ganze Thätigkeit, so daß ich argwöhnte, ihre Gegenwart habe nur den Zweck, sie die reiche Küche des polnischen Edelmanns mitgenießen zu lassen.

Die geheimen Verhandlungen, welche einige Grundherren, die zugleich mit ihren Bauern eingetroffen waren, mit dem Oberstlieutenant angesponnen hatten, hielten den Anfang des Geschäftes noch mehrere Stunden auf. Der russische Offizier und die Edelleute hatten sich in ein Seitenzimmer begeben und schlossen da förmliche Verträge über die Befreiung derjenigen militärpflichtigen Personen, welche die Edelleute gern behalten wollten. Die Erfüllung des Wunsches der Bittsteller hing ganz von dem Geldopfer ab, welches sie darzubringen Lust hatten. Man bezahlte dem russischen Offizier den freundlichen Dienst pro Mann mit einem Dukaten, auch mit einem Louisd'or; ja, der Graf drückte ihm sogar für das Versprechen, auch diesmal seinen Neffen zu verschonen, 10 Dukaten in die Hand. Ein gleiches Opfer hatte der Graf für dieselbe Person bereits bei zwei früheren Conscriptionen gebracht. Dieser Bestechungsact, welcher bei jeder russischen Conscription das Vorspiel bildet, wurde mit förmlichem Amtstakt ausgeführt. Die Edelleute leiteten mit wenigen Worten ihre Bitte ein, gaben die Namen der Militärpflichtigen, für welche sie sich verwendeten, an, überreichten ziemlich ungenirt die Belohnung und der Oberstlieutenant machte auf seiner Liste bei den bezeichneten Namen seine Bemerkung. Es kam sogar vor, daß der Oberstlieutenant einem Bittsteller, Namens W. *) mit der Miene eines geschäftsbegierigen

*) Im Manuscript sind die Namen ausgeschrieben; aus naheliegenden Gründen verschweigen wir sie. Anm. d. Red.

und nicht völlig zufriedengestellten Handelsmannes erklärte: „dies Geld scheine ihm seiner Gefälligkeit nicht ganz zu entsprechen," so daß jener noch etwas zulegen mußte. Dieses Vorspiel, welches bisweilen den Anstrich einer freundschaftlichen Unterhaltung annahm und auf ganz fremde Dinge, auf Jagd, Pferdezucht, Windhunde hinüberflog, erschöpfte fast meine Geduld. Ich scheue mich nämlich nicht, zu bekennen, daß ich die wenig imponirende Rolle eines Horchers spielte. — Durch die Aerzte schien es mir, müsse leichter zu erreichen sein, was jene Grundherren durch den Commissionschef, den Oberstlieutenant, zu erreichen suchten. Aber das Reglement gestattet nicht, daß die Aerzte den Namen der einzelnen Rekruten erfahren, welche so eben vor sie und unter das Maß treten. Daher ist die Befreiung eines Militärpflichtigen durch sie nur dann möglich, wenn ihnen der Bursch zuvor persönlich vor's Auge gebracht werden kann, so, daß sie ihn wiedererkennen, wenn er ihrem Gutachten anheimfällt. Trotz der Umständlichkeit dieser Prozedur werden viele Befreiungen durch die Aerzte ausgeführt, und das Mißtrauen der Behörde gegen sie zeigt sich gerechtfertigt. Allein die Behörde gewinnt durch diese Sorgfalt gar nichts, da der Commissionschef stets nicht minder bestechlich ist. Es ist einmal im russischen Staatswesen von oben bis unten Alles bestechlich und daher mag die Regierung sich drehen und wenden wie sie will, sie geräth nur aus dem Regen in die Traufe.

Die Bestechungen, welche bei der Conscriptionscommission stattfinden, haben übrigens einen Einfluß, der im Heere sehr sichtbar ist. Die Grundherren, welche noch immer gewöhnt sind, die Bewohner ihrer Dörfer für einen Theil ihres Vermögens anzusehen, bemühen sich natürlich niemals für die Freigebung der unansehnlichen, sondern der schönen kräftigen Leute. Da nun an der Zahl der Rekruten nichts fehlen darf, so sind die Commissionen grade wie Sir John Fallstaff, gezwungen, die freigelassenen Riesen zu ersetzen. Daher kommt es, daß man im russischen Heere so viele Leute findet, die man kaum für fähig hält, einen Milchtopf, geschweige ein Gewehr zu tragen. Sogar Krüppel fehlen nicht; einäugige, schiefgewachsene und krummfüßige Soldaten habe ich ziemlich viele bemerkt. Derartige Leute werden stets der Infanterie zugewiesen, bei welcher die körperlichen Mängel durch die langen kuhhärenen Kittel verborgen werden.

Endlich, nachdem der Oberstlieutenant in den Saal zurückgekehrt war und sich an der Seite des Commissärs niedergelassen hatte, begann die Commission ihr Geschäft, welches so seltsam geheimnißvoller Art war, daß ich dadurch lebhaft an den Geschäftsgang in den finstern Sälen der Inquisition erinnert wurde. Der Commissär schrieb den Namen desjenigen Militärpflichtigen, welcher zunächst zu erscheinen hatte, auf einen Zettel und überreichte diesen verkehrt, so daß kein Dritter den Namen absehen konnte, dem Oberstlieutenant. Dieser las den Namen, sah auf seine Liste, um zu wissen, ob er in Folge der Bestechung diesen Namen ein NB. beigefügt habe, und übergab ihn zusammengefaltet einem Gensd'armenun-

terofffizier, welcher sich mit demselben auf den Platz hinter dem Palaste begab, wo sich die Bauerburschen von einigen gemeinen Gensd'armen bewacht befanden. Nachdem er den bezeichneten Burschen gefunden, ließ er ihn in der Hausflur entkleiden und führte ihn so, nackt vom Kopf bis zu den Zehen, vor die Commission in den Saal. Hier nahmen die beiden Aerzte den Nackten vor, stellten ihn unters Maß, betasteten seinen Körper, und schoben ihn dann, ohne ihm über ihre Ansicht das Geringste mitgetheilt zu haben, zur Thür hinaus. Sodann beriethen beide Aerzte lautlos durch einige Blicke und Mienen, schrieben das Ergebniß ihrer Berathung mit wenigen Worten auf ein Zettelchen, und übergaben dies dem Oberstlieutenant. War der Militärpflichtige einer von den durch Bestechung freigekauften, so machte der Oberstlieutenant, wenn derselbe von den Aerzten als tüchtig bezeichnet war, mit Bleistift eine Veränderung auf dem Zettel, worauf dieser in die Hände des Commissärs überging. Es ist zu vermuthen, daß die Urtheilskraft des Commissionschefs eine höchste Instanz zu bilden befugt war, und somit konnte die Veränderung des ärztlichen Urtheils vielleicht nicht eine Gesetzwidrigkeit genannt werden. Nach den auf dem Zettel befindlichen Worten und Zeichen füllte nun der Commissar die Rubriken der Conscriptionsliste aus und verbarg den Zettel in seiner Tasche.

Die Aerzte erfuhren also bei diesem Verfahren nicht, wer der Conscribirte war, dieser aber sowenig wie eine andere Person außer dem Chef und dem Commissär erfuhr, ob er tüchtig befunden worden oder nicht. Die Liste des Commissärs, der ohnehin einen ganz abgesonderten Platz inne hatte, konnte auch keinen Verrath ausüben, da sie, jedesmal, so bald sie ausgefüllt war, schnellstens umgewendet oder mit einem großen Löschblatte bedeckt wurde.

Der Zweck solcher Heimlichkeit ist sehr begreiflich. Noch vielmehr als die Conscription scheuen die Militärpflichtigen die Rekrutirung, welche bisweilen einige Monate, bisweilen sogar erst einige Vierteljahre nach der Conscription eintritt. Wüßten die Conscribirten, daß sie tüchtig befunden, so würde man sie wahrscheinlich alle in der Fremde suchen müssen — keiner bliebe in seiner Heimath.

Woher kommt diese Todesangst vor dem Kriegsdienst? Die Mühseligkeiten des Soldatenlebens können nicht allein der Grund sein, denn der gemeine polnische und russische Mann genießt in seiner Hütte keineswegs ein müheloseres und behaglicheres Leben, als der Soldat. Seine Arbeit ist härter als die des Soldaten, die Unterwürfigkeit, in welcher er sich befindet, ist nicht viel weniger herbe als die militärische. Körperlicher Mißhandlungen hat er auf dem Felde des Edelherrn eben so viele zu ertragen als unter der kaiserlichen Fahne. Zur Nacht liegt er auch nur wie der Soldat auf einem Strohlager, und auf seinem Heerde riecht es so wenig nach Braten, wie in dem Feuerloch des Lagers. Hier und dort ist er ein armer Sklave, und doch ist ein großer Unterschied. Der Edelmann, wie sehr er sich auch als sein Tyrann zeigen mag, kann doch eine gewisse

Väterlichkeit nicht verleugnen. Er schützt seinen Bauer und ist für dessen Wohlergehen besorgt, denn er betrachtet ihn als ein Eigenthum, einen Theil seines Vermögens, an dessen Erhaltung ihm gelegen sein muß. Ja, er liebt ihn sogar, er fühlt eine gewisse zärtliche Zuneigung zu ihm, denn er ist mit seinem Bauer aufgewachsen, er hat seine Kinderzeit mit ihm vertummelt, theilt jetzt die Arbeit und die Früchte des Bodens mit ihm, und sein Vater, Groß- und Urgroßvater, die Reihe seiner Vorfahren hat eben so mit den Vätern desselben Bauers gelebt. Ein solches Verhältniß muß nothwendig Herzgefühle erwecken. Ganz anders ist es unter den kaiserlichen Fahnen. Hier sieht sich der Unglückliche nicht einmal eine Spur von Menschenwürde zugestanden. Er ist ein Gegenstand, der für nichts geachtet wird, an dessen Leben so viel als nichts liegt, er ist ein geborgtes Ding, das man gleichgiltig dem Tode opfert, oder gleichgiltig wieder zurückgibt, wenn seine Kräfte erschöpft sind. Er wird schlechter und verächtlicher behandelt als ein Thier, denn das Pferd oder der Trainochse, welche die Kibitken des Offiziercorps oder den Fouragekarren ziehen, müssen mit Geld erkauft werden, den Soldaten hat man umsonst.

Die Conscriptionscommission hatte ihr Geschäft spät begonnen und endete es zeitig, da der Oberstlieutenant Hunger verspürte. Die Militärpflichtigen wurden in eine Scheuer geschafft, wo sie übernachteten. Für ihre Morgenbedürfnisse hatten sie selbst gesorgt, denn jeder trug ein großes Brot, in Lappen eingewickelt auf dem Rücken und einen kopfgroßen polnischen Käse in der Tasche des langen weißen wollenen Kittels, so wie ein Dütchen mit Salz hinter der Klappe der großen czakoförmigen Mütze von Schafpelz.

Am anderen Tage ziemlich früh begann die Commission auf's Neue und endete ihr Geschäft am Mittwoch gegen Mittag. Das geheime Verfahren der Commission blieb nicht blos tückisch, sondern wurde durch den Diensteifer des Commissionschefs sogar betrügerisch. Denn dieser begab sich, so oft eine Pause eintrat, vor den Palast und erklärte da den Bauern, daß von denen, welche bis jetzt die Prüfung überstanden haben, keiner, so viel er wisse, tüchtig befunden sei. Dieser Betrug fand natürlich statt, um die Leute von der Flucht vor der Rekrutirung abzuhalten. Diese schelmische Methode wäre der Erwähnung nicht werth, wenn ich nicht glaubte, daß sie ebenfalls geheime Vorschrift ist. Wenigstens bei einer früheren Conscription im Gubernium Plock sah ich dasselbe Verfahren. Des dortigen Commissionschefs, eines Obersten Manier war nur noch ein wenig spitzbübischer. Er begrüßte nämlich jeden Bauer, welcher tüchtig befunden war, mit den Worten: „danke Gott, Junge, du taugst nicht zum Soldatenstande." Dagegen zuckte er vor jedem, der untüchtig befunden war, mit der Achsel und meinte: „Es ist schön, allein es hilft nichts, du wirst dienen müssen." Dadurch wurden gerade die zur Flucht bewogen, welche zu fliehen keine Ursache hatten, und jene sicher gemacht, welche man zum Heere nehmen wollte. Daß sein Kniff den Edel-

leuten viel Schaden anrichtete, weil er sie um alle jungen Arbeiter brachte, kümmerte den russischen Obersten nicht.

Es kamen während der Conscription eine Menge Scenen vor, so rührend und komisch und wieder so widerlich als möglich. So kauerte sich ein Bursch unter dem Maße zusammen und war selbst durch Schläge nicht zu bewegen, sich messen zu lassen. Wie es mir schien, wurde er gerade dem Heerdienst verschrieben und seine Körperhöhe nach dem Augenmaß aufgezeichnet. Ein anderer wollte aus Schamgefühl nicht nackend in den Saal treten und bat: „der erlauchte Herr Offizier solle doch mit dem Maße in die Hausflur herauskommen." Er war nur durch Gewalt herumzubringen. Bei einem Spazierritt nach dem Mittagsmahle wurde der Oberstlieutenant von einem gräßlich schreienden Weibe angefallen, ihren Sohn nicht zum Soldaten zu machen. Da der Oberstlieutenant rasch davonjagen wollte, ergriff die Frau den Steigbügel und ließ sich wohl zwei hundert Schritte von dem Pferde fortziehen, bis sie zurücksank. — Neben einem nackten Conscribirten drängte sich ein junges Weib mit zwei kleinen Kindern in den Saal. Sie fiel dem Oberstlieutenant zu Füßen und erklärte, indem sie auf den nackten Burschen zeigte: der Bauer da sei ihr Mann und der Vater von den beiden Kindern; man solle ihn um Gotteswillen nicht ausheben; auch wisse sie sehr wohl, daß der Kaiser keine Familienväter im Heere haben wolle. Ein rohes Gelächter der ganzen Commission antwortete ihr. Den ganzen moralischen Zustand des Volkes innerhalb der russischen Grenzen empfand man aus dieser Scene heraus.

Nachdem die Bauern mit den täuschenden Trostworten des Oberstlieutenants nach Hause gewiesen und die Liste der Conscribirten für den Herrn Chef duplirt, auch die nothgedrungene Gastfreundschaft des Grafen bei einem langen Mahle tüchtig in Anspruch genommen worden war, begab sich die Commission nach der Obwodschaftsstadt zurück.

Erst sechs Monate später, im October, trat die Recrutirung, und zwar so geheimnißvoll und überraschend ein, wie früher die Conscription. Am Donnerstag erhielt der Graf als Woyt-Gminy eine Liste der Conscribirten seines Bezirks mit dem Befehle, dieselben schon am Sonnabend bei dem Militärcommando der Stadt J. einbringen zu lassen. Einen gleichen Befehl mit dem nöthigen Auszuge der Liste förderte nun der Graf weiter an die Edelleute seines Amtsbezirks, und von da ab lastete wieder alle Verantwortlichkeit für die richtige Einbringung der Recruten auf den Edelleuten. Die erwähnte Fluchtfertigkeit der Bauern nöthigte die Edelleute abermals zu einem heimlichen, gewaltsamen Verfahren. Der Graf ließ diejenigen seiner Bauern, welche ausgehoben waren, für den nächsten Tag zum Strohbinden in eine Scheuer bestellen. Die harmlosen vier Burschen folgten der herrschaftlichen Ordre und befanden sich in eifrigster Thätigkeit, als hinter ihnen plötzlich das Thor des Gebäudes geschlossen wurde. Sie mochten die Be-

deutung dieses Ereignisses sogleich errathen, denn sie stießen einen Schrei des Schreckens aus und begannen zu wimmern und zu heulen. Nachdem der Oeconom die übrigen Aufseher und etliche alte Bauern herbeigerufen, wurde die Scheuer wieder geöffnet. Man warf sich stürmisch über die unglücklichen Burschen, von denen sich zwei im Stroh verkrochen hatten, knebelte ihnen die Hände und Füße und brachte sie ins Wirthshaus, wo sie in eine Art Küche, welche eigentlich nichts weiter war, als ein riesenmäßiger Rauchschlot, der alle Rauchkanäle des Hauses aufnahm, eingeschlossen wurden.

In früheren Jahren, erzählte der Graf, habe er des Nachts die Conscribirten in den Betten überfallen und vor zwei Jahren sie einzeln auf dem Felde bei der Arbeit aufgreifen lassen. So müsse er jedes Jahr eine neue Manier, sich ihrer zu bemächtigen, ersinnen, damit sie die Recrutirung nicht etwa eher merkten, als sie gefangen wären.

Das Schicksal der vier Burschen war rasch im Dorfe bekannt geworden. Vor dem Wirthshause erschienen unter entsetzlichem Gewimmer und Geheul die Väter, Mütter und Geschwister der Gefangenen. Als sich der Graf blicken ließ, stürzte ihm Alles zu Füßen und verdoppelte das Geschrei. Es schien dies nichts anders, als ein verstärkter Ausbruch des Schmerzes zu sein, denn die Leute wußten sehr gut, daß der Graf die Conscribirten nicht retten konnte; sie richteten daher auch keine Bitte an ihn, sondern lagen nur in ihrem Schmerze vor ihm und schrieen und wimmerten zu seinen Füßen. Der Graf dagegen suchte sie damit zu trösten, daß er versprach, den Gefangenen mehrere Maß Branntwein geben zu lassen. Dieses Versprechen hielt er, und die Gefangenen mögen wohl für die nächste Nacht über ihr Geschick beruhigt worden sein.

Am andern Tage sehr früh wurden die ausgehobenen Militärpflichtigen der übrigen Grundherren eingebracht. Sie befanden sich sämmtlich unter Bewachung, ja ein Grundherr war in seiner ängstlichen Besorgniß sogar so weit gegangen, je zwei aneinander binden zu lassen. Die Recruten erschienen wie gefangenes Wild, keine Spur von dem Ansehn freier Menschen war an ihnen geblieben, man mußte sie für Verbrecher halten, und doch waren sie vielleicht die ehrlichsten bravsten Menschen. Nachdem der Graf die Namen der eingebrachten Ausgehobenen aufgezeichnet, ließ er die seinigen aus ihrem Verwahrungsorte befreien und dazu gesellen. Die Wächter umgaben das unglückliche Häuflein, welches in kleine Trupps getheilt wurde, und der Zug setzte sich nach dem Städtchen J. in Bewegung. Die Anverwandten der Ausgehobenen, Eltern und Geschwister begleiteten den Haufen. Das Geheul dieser Leute, das sich bisweilen zu fürchterlichen wahnwitzigen Verwünschungen steigerte, läßt sich kaum beschreiben. Bei einer gleichen Scene an einem andern Orte Polens und in früherer Zeit hatte ich eine Mutter den scheußlichen Seufzer ausstoßen hören: „hätte ich ihn doch in der Wiege er=

würgt!" Denselben Wunsch hörte ich auch hier wieder, er schien keine ungewöhnliche Redensart des mütterlichen Schmerzes.

Die Mannschaft, welche zur Bewachung der Ausgehobenen mitgeschickt worden, bestand aus Wirthschaftsaufsehern und alten Bauern. Es läßt sich denken, daß ihnen dieser Dienst sehr unangenehm war, und wohl Keiner befand sich unter ihnen, der nicht gern den Militärpflichtigen hätte entspringen lassen. Allein die schwerste Verantwortlichkeit lag auf ihnen. Von dem Augenblicke an, wo der Zug abgefertigt war, hatten sie nämlich mit ihrer Person für die richtige Ablieferung einzustehn. Die Verantwortlichkeit ruhte nicht mehr auf den Edelleuten, sondern auf den Escortirenden, wer sie auch sein mochten, und zwar solchermaßen, daß, wäre ein Militärpflichtiger entsprungen, der jüngste und brauchbarste von den Wächtern, denen er übergeben war, für ihn hätte in das Heer eintreten müssen. Dennoch kommen bisweilen Entweichungen vor, wegen einer, von welcher ich erfuhr, mußte ein fünf und vierzig Jahr alter Bauer der Escorte noch Soldat werden.

Ich fuhr mit dem Grafen nach J., wo die Ausgehobenen einem Trupp Gensd'armen übergeben und durch diesen nach der Obwodschaftsstadt escortirt wurden. Hier war der Sammelplatz aller Ausgehobenen sämmtlicher Woyt-Gemeinschaften der Obwodschaft. Erst am anderen Tage versammelte sich dort die Rekrutirungscommission, bei welcher ich alle Personen wiedersah, welche ich bei der Conscription kennen gelernt hatte. Der Graf hatte als Vorsteher eines Amtskreises einen Sitz bei der Commission. Die Militärpflichtigen, welche seit dem vorigen Tage in einem anstoßenden mit Gensd'armen besetzten Hause gefangen gehalten worden waren, wurden nun nach dem Amtsdistricte truppweise vor die Commission geführt, da nochmals unter das Maß gestellt und in die Heerlisten eingezeichnet. Ehe dies aber geschah, waren noch Einsprüche gestattet. Es traten daher Bauern, welche ihre ausgehobenen Söhne zu ihren Vormündern erwählt hatten, Frauen mit Kindern, deren Gatten und Väter unter den Ausgehobenen sich befanden, und andere Personen auf den Schauplatz; und charakteristische Scenen seltsamer Art mögen bei diesem Acte vorgekommen sein, dem ich leider nicht beiwohnen durfte.

Diejenigen jungen Leute, welche das traurige Bewußtsein behielten, russische Rekruten zu sein, wurden unter Bedeckung in den leeren Pferdestall des anstoßenden Kasernengebäudes gebracht und da von einigen Infanterieunteroffizieren ihrer Haare so beraubt, daß sie vollkommen türkischen Galeerensklaven glichen. Auch diese Maßregel fand statt, um ihr Entweichen zu verhindern und das Einfangen der Geflüchteten zu erleichtern. Ein Mensch, dessen Kopf völlig kahl geschoren ist, wird in Rußland, wo von den niedrigen Klassen die Haare lang getragen werden, allerdings leicht erkannt.

Einige Tage darauf traten die Rekruten ihre Wanderung nach dem Orte ih-

rer Bestimmung, nach den fernen östlichen Theilen des russischen Reiches an. Reitende Kosacken mit eingelegten Piken umgaben in großer Zahl den Haufen der Rekruten.

Die Conscription in Städten ist von der auf dem Lande wenig unterschieden. Auch da wird mit List und Gewalt operirt. So erfahren z. B. die Conscribirten nicht, ob sie tauglich befunden worden und überzeugen sich davon zu ihrer großen und schreckenvollen Ueberraschung erst in der Nacht, in welcher sie durch Kosacken-Gensd'armen- oder Infanteriepatrouillen aus dem Bett geholt werden. Es kommt dabei zu Prügeleien, Verwundungen, sogar zu Todtschlägen, denn Schreck, Ueberraschung und die Verwirrung der Schlaftrunkenheit haben häufig zur Folge, daß die jungen Leute Gegenwehr versuchen. Wer sich nicht fürchtet, in einer Rekrutirungsnacht die Straßen Warschaus oder einer anderen großen Stadt zu durchschleichen, oder gar den Patrouillen nachzugehen, wird Zuhörer, wohl auch Zuschauer, vieler solcher Scenen. Sie hinterlassen ihm für lange Zeit einen innerlichen Schauder.

Episode aus dem ungarischen Kriege.

Die Schlacht bei Kapolna war geschlagen und verloren, die Schlachten von Topjo-Bitska, Isaszeg und Gödöllö waren geschlagen und gewonnen, die Oestreicher standen vor Pesth und ließen sich von Aulich narren, während Damjanich auf Befehl Görgey's den alten Götz bei Waitzen angriff, um den Weg nach Komorn zu forciren, die ungarische Tricolore war entfaltet, und es mußte nun zur Entscheidung kommen, wer siegen sollte, der Magyar oder der Oestreicher. —

Ich selbst zog zugleich mit der östreichischen Armee in Pesth ein, um eine Mission zu erfüllen, die mir an's Herz gelegt worden war.

Es war nämlich der ungarischen Regierung von Paris nach Debreczin gemeldet worden, daß ein vornehmer Engländer hinabkommen werde und daß derselbe in Constantinopel die ersprießlichsten Dienste leisten könne. Eine Rücksprache mit Kossuth sei aber früher unerläßlich, der Lord sei bereits auf dem Wege nach Wien und eine verläßliche Person möge mit seiner Weiterbeförderung nach Debreczin beauftragt werden. — Beinahe zu gleicher Zeit kam von Wien die Meldung hinab, besagter Engländer sei daselbst angekommen und habe sich mit einem Passe des östreichischen Ministeriums nach Pesth begeben, um dort den Zeitpunkt und die Gelegenheit abzuwarten, weiter zu kommen. In Wien hatte er durch die Verwendung der englischen Gesandtschaft, welche von seinem eigentlichen Reisezwecke keine Kenntniß hatte, vom Fürsten Schwarzenberg mit Leichtigkeit ein Visum nach

Pesth bekommen; es ging zu jener Zeit ohnedies alle Welt ohne viel Mühe zwischen Wien und Pesth hin und her, der Krieg war ja beinahe zu Ende, der Fürst war ja in Ofen, seine siegreiche Armee sollte ja jeden Augenblick in Debreczin einmarschiren, sie stand ja schon seit Wochen in Marschpositur, den linken Fuß regelrecht aufgehoben, um die Theiß zu überschreiten! Warum sollte man also die Passage hemmen und zumal einem englischen Lord, einem angesehenen Militär außer Dienst die Reise nach Pesth nicht gestatten, wo er Zeuge sein konnte von den Waffenthaten der östreichischen Armee, von der genialen Leitung des Feldmarschalls und von der glorreichen Beendigung der ungarischen Rebellion? — Er brachte sich ein paar Empfehlungsbriefe an Windischgrätz und Jellachich, die ihr Hauptquartier bereits nach Pesth zurückverlegt hatten und wohnte im „Tiger," einem der elegantesten Hôtels.

Ich aber unterzog mich gerne dem gefährlichen Auftrage, den Engländer mitten aus dem feindlichen Lager zu holen. Man hatte aus Vielen gerade mir die Zumuthung gestellt, weil ich fertig englisch spreche, nebstdem genug ungarisch verstehe, um mir in befreundeten Regionen Mithelfer zu verschaffen und weil ich bei verschiedenen Gelegenheiten Muth und Kaltblütigkeit an den Tag gelegt hatte. Mich dagegen reizte die Parthie, theils um mir von meiner sehr anstrengenden Anstellung Erholung zu verschaffen, theils des Gefährlichen wegen, denn das verhehlte ich mir keinen Augenblick, daß ich mit meinem Kopfe spielte und wie David mitten durch's feindliche Lager werde schleichen müssen, um meinen Engländer herauszubekommen.

Nachdem ich mich mit den nöthigen Certifikaten für mich und meinen Reisegefährten in spe versehen hatte, reiste ich unserer Armee nach, deren vereinzelte Siegesberichte das Land nach allen Richtungen durchflogen. Im Dorfe Kota vertauschte ich meine Majorsuniform mit Bauernkleidung und machte mich sonst durch Kohlenstaub und Rasirmesser so unkenntlich als möglich. Ich behielt nicht Eines meiner Kleidungsstücke auf dem Leibe und ließ mir lieber durch das ungewohnte grobe Bauernhemd die Haut aufwetzen, als daß ich das meinige behalten hätte, wodurch zufälliger Verdacht und Verrath möglich geworden wäre. Auf den Kopf stülpte ich einen alten Bauernhut mit breiter Krempe; an den Füßen riesige Stiefel, die mich zu Boden zogen, die blaue Jacke und die weiten Gatjen (Unterhosen) vollendeten meine Maskerade. Am Teint meiner Hände war glücklicherweise nichts zu ändern, die waren in der freien Luft längst braun und derb geworden und konnten mit jeder Bauernpfote in die Schranken treten. Meine Certifikate für die Rückreise und meine Empfehlungsschreiben an den Engländer trug ich sorgfältig in der Jacke eingenäht.

Ein Bauer spannte vier Pferde vor seinen leichten Wagen und so fuhren wir gegen Tartsa (spr. Tartscha) verabredeter Maßen als Vettern, die dort zu Hause wären. Mein neuer Vetter hatte mir gesagt, daß in Tartsa noch vor zwei

Stunden östreichische Bagage gestanden hätte und wohl noch stehen würde zum Besten der Unsrigen, da der Feind nicht genug Pferde auftreiben könne, um sie bei seinem eiligen Rückzuge fortzuschaffen. Darauf baute ich meinen Plan und der Bauer, dem ich gesagt hatte, daß ich um Gottes und Christi willen nach Pesth müsse, stimmte bei.

Kaum waren wir im Angesichte von Tartsa bei den ersten östreichischen Vorposten angekommen, als wir auch schon von einer Menge von Offizieren und Soldaten umringt wurden, die ohne um Paß oder Zweck unserer Reise zu fragen, uns und unser Fuhrwerk in Beschlag nahmen, um ihre Sachen fortzuschaffen. Mein Vetter sträubte sich zum Schein und erhielt zum Dank für seine gutgespielte Rolle ein paar Püffe und ein halb Dutzend Kolbenstöße. Es war wahrhaftig für die östreichischen Offiziere keine Zeit zum Höflichsein, die Ungarn waren so nahe, daß die letzten Posten in aller Eile eingezogen werden mußten, um aus Schußweite zu kommen. Mein neuer Anverwandter und ich blieben als Fuhrleute unter dem Troß, unsere vier Pferde waren vor einen Bagagewagen gespannt, auf dem noch Soldaten auffaßen, so viel als möglich, die Wagen gingen bis an die Achsen im Sand, wir trabten nebenher und hieben in die Pferde und die Oestreicher fluchten und schimpften, daß wir nicht schnell genug fuhren. Aber es war, ehrlich gestanden, durch den hohen Sand nicht besser möglich. —

Plötzlich ein Kanonenschuß, dann wieder einer und noch einer — einzelne Schüsse — ganze Salven aus der Ferne — östreichische Dragoner mit verhängtem Zügel an uns vorbei, durch Dick und Dünn über die Haide und über uns — die Ungarn waren schon dicht dahinter und unsere Bedeckung hatte größtentheils Reißaus genommen. Das Schießen dauerte indessen fort, unsere Pferde liefen was sie konnten, denn die armen gefährdeten Soldaten ermunterten sie vom Wagen aus unzart mit dem Bajonnette und wir beide, die wir auf ihren Rücken gesprungen waren, mit Zügel und Peitsche. Es war ein tolles Jagen durch den Sand und über die Haide. Plötzlich — den Moment werde ich mein Lebelang nicht vergessen — krachts wieder hinter uns und die Kartätschenkugeln schlagen schon rings um uns ein. Ich schaue mich um und sehe, wie die treuen Bauern hinter uns mit ihren Pferden, mit der Bagage und allem was von östreichischen Soldaten drauf ist, nach rechts und links auf der Haide umbiegen, um ihre Prise den Ungarn entgegenzuführen. Gar Mancher wurde dabei von den wüthenden Oestreichern todtgestochen oder niedergeschossen, aber das machte sie nicht irre. Viele schnitten die Stränge von den Vorderpferden und suchten so das Weite, die Oestreicher ihrem Schicksale überlassend. Das Alles geschah mitten im Kartätschen- und Gewehrfeuer und ich dachte mit Schaudern daran, wie leicht ich durch eine ehrliche Freundeskugel vom Sattel weggefegt werden könne, denn die Kugeln schlugen schon ganz nahe bei unserem Wagen ein.

Mein Vetter hätte wohl auch Lust gehabt, mit Gefahr seines Lebens umzukehren, das merkte ich an gewissen Zuckungen seines Gesichts und des Leitseils, aber er sah auf mich und jagte die Pferde aus allen Kräften weiter. Ums Leben konnten wir so und so kommen, aber was hätte mein Engländer im „Tiger“ angefangen, wenn ich ein Haase gewesen wäre? Es war jedenfalls wichtiger Se. Lordschaft nach Debreczin zu bringen als einen elenden Bagagewagen. Die Unsrigen bekamen deren ganz genug, und mir war's darum zu thun, nach Pesth zu kommen.

Zum Glück führte mein Vetter ein herrliches Viergespann, so daß wir ein paar hundert Wagen bald im Rücken hatten. Das Schießen hörten wir aber noch lange und es klang wie Musik in meinen Ohren, sobald ich nur vor unsern verteufelten Leuten in Sicherheit war. Des Abends kamen wir nach Czinkotta und des andern Tags zog ich als Mann des Fuhrwesens in Pesth ein Ach, es war so schön die Retirade des Feindes mitzumachen, die ängstlichen Gesichter der Offizierlein auf meinem Wagen zu beobachten, und die Sonne schien so frühlingsduftig, und am Rákosfelde war ein höllischer Wirrwarr von Kanonen, Pferden und Munitionskarren, und Pesth sah so freundlich aus, und die schönen schwarzäugigen Mädchen kicherten so schadenfreudig und die Wellen der Donau plätscherten so schelmisch, und ich war selig neben meinem Herrn Vetter wie ein Triumphator, und kein Mensch hat mich erkannt.

Der Vetter trank noch ein Glas Wein mit mir in einem Ofner Miethshause — gezahlt wollte der brave Mann nichts nehmen — wir drückten einander die Hände und schieden. Wie und ob er den Rückweg gefunden hat, weiß ich nicht; ich aber ging nach Pesth zu einem alten Freunde in's Haus, wechselte dort Kleider und nun gings an's Erzählen die ganze Nacht hindurch. Des Morgens ließ ich über meinen Engländer Erkundigungen einziehen und wußte bald Alles, was ich wissen wollte. In ganz Pesth war die Sage verbreitet, daß ein englischer Lord zu Windischgrätz gekommen sei, um gegen die Ungarn zu kämpfen. Mylord machte in seiner rothen Uniform viel Aufsehen und die Jungen liefen ihm nach, so oft er einen Schritt aus dem Hôtel machte. Ja er ritt oft mit Jellachich vor die Stadt in's Lager und bis zu den äußersten Vorposten, aber sie müssen ihm doch nicht recht getraut haben, so erzählte er mir später, da die Offiziere ihm nie gestatten wollten, eine Nacht bei den Vorposten zu bleiben. Sonst wurde er mit vieler Auszeichnung behandelt, speiste an der Tafel des Fürsten und war cordial mit dem Banus, und trank mit Beiden Ungarwein und hörte gläubig zu, wenn sie ihm von den großen Siegen erzählten, in Folge deren sie wahrscheinlich in Pesth ausruhen wollten.

Je größer das Aufsehen war, mit welchem der Engländer in Pesth aufzutreten für gut fand, desto sorgfältiger suchte ich mich den Blicken des Publikums zu entziehen. In Pesth wimmelte es von Spionen und, Denunzianten aller Art, und

ich zog es daher vor, meine unschätzbare Person blos im Abenddunkel einige Stunden frische Luft schöpfen zu lassen. Den Tag über blieb ich in meiner Wohnung und nur sehr vertraute, verläßliche Freunde durften um meine Anwesenheit wissen. Kaum daß ich es wagte, hinter meinen Fenstergardinen hervorzugucken, wenn's unten auf der Straße lebhaft wurde, und da sah ich nun, was mein Herz freudig durchzitterte: Unendliche Reihen von Wagen mit Bagage und Verwundeten, dann Kanonen mit zerschossenen Lafetten, Lafetten ohne Rohr, Soldaten ohne Gewehr, Dragoner ohne Pferd, Kuirassiere ohne Helm, mitunter ein paar gefangene Honveds oder Husaren, aber die Kerle sahen so stolz darein und grüßten so freudig rechts und links, daß man in den Gefangenen den Sieg der Brüder nicht verkennen konnte. Der ganze Troß wälzte sich über die beiden Brücken nach der Ofner Seite, und das ging Tag und Nacht fort mit kurzen Unterbrechungen.

Mittlerweile hatte ich mit meinem Freunde Rath gepflogen, wie ich ohne Verdacht zu erregen an den Engländer kommen könne, denn es war hundert gegen eins zu wetten, daß er von östreichischen und ungarischen Spionen zu gleicher Zeit bewacht werde. Wir entwarfen einen Feldzugsplan und begannen damit, ein verläßliches Mädchen, welches mit Handschuhen, Parfüms und dergl. hausiren ging, nach dem „Tiger" zu schicken, um dem Engländer ein paar Zeilen von meiner Hand und zugleich mein Creditiv zu überreichen. Die Kleine entledigte sich ihres Auftrags ohne viel Schwierigkeit, und brachte mir ein paar höfliche Zeilen zur Antwort, worin ich eingeladen wurde, im Laufe des Nachmittags zu einer Unterredung im „Tiger" zu erscheinen. Aber ein solcher Besuch lag nicht in meinem Plane, eben so wenig wollte ich es wagen, den Fremden in meine Wohnung zu citiren, und noch weniger rathsam war es, an einem öffentlichen Orte zusammenzukommen. Meine Freunde waren mit mir darin ganz einverstanden und bezeichneten als passendsten Ort zum Rendezvous ein geheimes Haus, das ziemlich öffentlich war, oder wenn Sie wollen, ein öffentliches Haus, das für geheim gelten konnte.

Die Dame des Hauses war eine Ungarin und verläßlich, kannte mich und meine Freunde aus früheren Zeiten und war selig, der Sache des Vaterlandes einen Dienst leisten zu können. Dorthin citirte ich den Fremden für den nächsten Abend, dorthin konnte er füglich gehen, ohne den Verdacht der Späher rege zu machen. Du lieber Himmel! Die Engländer sind ja nicht alle Quäker, und auch ein Lord kann menschlich fühlen; warum sollte er nicht Mad. . . . . einen Besuch abstatten dürfen? Die loyalsten östreichischen Cavaliere hatten es nicht verschmäht bei Mad. . . . . einen traulichen Abend zuzubringen. — — —

Dort trafen wir uns nun gegen 9 Uhr und beriethen über die Mittel aus Pesth hinauszukommen, wobei Mylord die abenteuerlichsten Pläne vorschlug, über die ich nur lächeln konnte, so unausführbar waren sie in den damaligen Verhältnissen. Ihm war es nicht genügend, mit meiner Wenigkeit nach Debreczin zu

entkommen, er hätte für sein Leben gerne den Fürsten Windischgrätz oder doch mindestens Jellachich mit entführt, um ihn Kossuth als Siegestrophäe zu Füßen zu legen. Dergleichen proponirte er mit der ruhigsten Miene von der Welt. Mylord sah aus, als hätte er nie im Leben gescherzt; eine ungewöhnlich lange, nicht allzuhagere Gestalt von athletischem Gliederbau, martialisches Gesicht, blonde Haare, ein kleiner rother Backenbart, trockene Manieren, militärisch steife Bewegungen, rother goldverbrämter Rock; ditto Mütze, Degen mit vergoldetem Korb und prachtvoller Scheide an der Seite. Seine extravaganten Vorschläge konnten mich nicht irre machen, eben so wenig imponirte mir seine Ruhe und Kaltblütigkeit. Wenn er Engländer war, bin ich Deutscher. Ich ersuchte ihn einfach, seine Rolle fortzuspielen wie bisher, seine amusanten vornehmen Bekanntschaften zu cultiviren und für das Weitere mich sorgen zu lassen; wenn's an der Zeit wäre, werde er schon von mir zu hören bekommen.

So trennten wir uns. Er ging in sein Hotel und ich schlich mich eine Stunde später in meine Wohnung zurück. —

Die nächsten Tage vergingen in rathloser Unthätigkeit. Pesth war durch die ganze östreichische Armee — freilich unfreiwillig — so enge cernirt, daß ich nicht daran denken durfte, mit meiner englischen Contrebande-Waare durchzuschlüpfen. Draußen am Rakos lagen die Oestreicher und eine halbe Meile davon standen die Vorposten der Unsrigen; täglich gab's Geplänkel, das zu nichts führte und in stillen Morgenstunden konnte ich einzelne Kanonenschüsse bis in meiner Stube unterscheiden. In Pesth hieß es, die Ungarn erwarten nur Verstärkungen, um am Rakos eine Entscheidungsschlacht zu schlagen, und Windischgrätz ziehe seine ganze Macht zusammen, um sie anzunehmen. Ich schüttelte mein Haupt und lachte über den Unsinn. Was sollten die Ungarn mit Pesth, das sie den Ofner Geschützen Preis geben müßten, wenn sie die Schlacht am Rakos und Pesth selbst gewonnen hätten! Was sollten sie in Pesth, das in wenig Stunden einem Trümmerhaufen gleich gesehen hätte? Mir ahnte es damals in meiner stillen Zurückgezogenheit, daß Görgey den Schlag gegen Waitzen und die Komorner Straße führen würde, führen müsse. Daß sich die östreichischen Generale durch die Plänkeleien unserer Husaren und durch die ausgedehnten Wachtfeuer des ungarischen Lagers — von befreundeten Landleuten meilenweit unterhalten — so plump hintergehen lassen konnten, begreife ich heute noch nicht.

Aber eben weil ich nicht hoffen durfte, die Ungarn so bald in Pesth einziehen zu sehen, mußte ich auf unser Weiterkommen bedacht sein. Ich beschloß mich von Mylord zu trennen, und ihn in einer andern Stadt wieder zu treffen. Er sollte sich seinen Paß nach Stuhlweißenburg visiren lassen, unter dem Vorwande, einen kleinen Ausflug zum dortigen Corps zu machen, und mir verschaffte ein Lieferant für die östreichische Armee einen Paß eben dorthin als seinem Gehilfen beim Lieferungsgeschäft (nebstbei gesagt, war mein neuer Patron ein guter Christ; es gab sehr viele Leute, die Schweinefleisch aßen, und doch als Lieferanten

der Kaiserlichen der ungarischen Sache mit Leib und Seele ergeben waren). Mylord und ich kamen beinahe zu gleicher Zeit in Weißenburg an; wir fuhren an einander vorüber, natürlich ohne uns zu begrüßen, er als Offizier of her most gracious majesty, ich als Lieferant Sr. K. K. apostolischen Majestät.

Gleich am nächsten Morgen war große Bewegung in der Stadt, Trommellärm, Trompetenappel, Wagengerassel. — Die Oestreicher marschirten theilweise ab und ich überzeugte mich zu meiner nicht geringen Freude, daß meine strategischen Combinationen auf soliderer Basis gebaut seien als die des Fürsten Windischgrätz. Meine Voraussetzung, daß Görgey den Weg über Waitzen einschlagen werde, war vollkommen richtig und dann war es klar, daß der öſtreichische Feldherr alle Truppen aus den südlichen Comitaten gegen die Donau detaschiren werde, um Komorn zu decken. Das Alles geschah nun, wie bekannt, viel zu spät; der alte Götz hatte bei Waitzen indessen sein Leben und die schönste aller Positionen eingebüßt, seine halbzersprengte Brigade mußte sich auf die von Jablonowsky zurückziehen; jetzt erst sah Windischgrätz die Nothwendigkeit eines Rückzuges gegen Gran ein oder vielmehr der neuangekommene Welden übersah mit Schrecken, wie sich sein Vorgänger hatte dupiren lassen; die Truppen von Rakos zogen allmälig ab und auch die Umgegend von Stuhlweißenburg wurde schnell geräumt. Toller Jubel in der ganzen Stadt und die Freude des Gelingens in meinem Herzen. Jetzt trennte mich nur mehr die Donau von befreundeten Lagern und der Weg nach Debreczin stand uns offen. Um Mylord hatten sich seine Freunde bei ihrem Abzuge nicht weiter bekümmert; ich traf ihn mitten auf dem Marktplatz mit einem ganzen Schwarm neugieriger Gaffer hinterdrein, worüber er sich nicht genug ärgern konnte. Warum ging er auch immer in seiner brillanten Uniform? In Stuhlweißenburg hatte vielleicht noch kein sterbliches Auge einen britischen Offizier gesehen und ich konnte es den Kindern am allerwenigsten verargen, daß sie Mylord wie ein Wunderthier anglotzten.

Um 7 Uhr Abends waren wir in Almas, wo ich über die Donau gehen wollte. —

Von einer Brücke begreiflicher Weise keine Rede, aber auch kein Kahn weit und breit zu sehen, denn alle Transportmittel waren vom Feinde zerstört oder bei Seite geschafft worden. Vor mir die Donau, drüben die Unsrigen, deren Wachtfeuer sich im Zwielichte allmälig entzündeten, neben mir Mylord, der wahrscheinlich geträumt hatte, eine Yacht und ein gutes Souper zu finden, dagegen genug zu thun hatte, um sich der lästigen Mückenschwärme zu erwehren, die ihre luftigen Abendtänze aufführten, ich selbst schon ungeduldig bis zum äußersten — es war eine fatale Position. Endlich ließen sich Bauern sehen, die noch ein paar Weißfische zu erwischen hofften. Vielleicht — meinten sie — daß mich der Janos (Johann) hinüberbringen könne, der habe einen Kahn. So

machte ich mich denn in Gottes Namen auf den Weg, Herrn Janos aufzusuchen; es war der Müller ein Viertel Stündchen abwärts. Er wollte aber nicht fahren.

„Lieber Herr" — sagte er — „nicht um alles Geld in der Welt. — —

Bist du kein Ungar?

„Gott sei Dank, ich bin ein Ungar und hab' manchen Landsmann hinübergeführt, wie's noch gefährlich war und „die Deutschen" da waren, aber jetzt darf ich nicht."

Wer hat dies verboten?

„Die Unsrigen drüben haben's verboten. Bei Nacht darf ich keine Menschenseele über's Wasser bringen, sonst schießen sie. Es ist strenger Befehl." —

Nach langem Weigern und nachdem ich ihm an's Herz gelegt, daß ich einen vornehmen Herrn zu Kossuth führen müsse, entschloß sich der Müller endlich, den Kahn loszubinden, den er zwischen Weidenbäumen sorgfältig verborgen hatte. Es war indessen vollkommen dunkel geworden und wir stießen ab. Mitten im breiten Strom aber packten den Fährmann Gewissensbisse über die verletzte Ordre, oder es überkam ihn Furcht vor den Oestreichern. Er wollte umkehren, ja er wollte lieber auf einer kleinen Insel gegenüber von Almas übernachten als weiterfahren. Ich mußte alle meine Ueberredungskunst aufbieten, um ihn zu überzeugen, daß ich ihn im Lager drüben in Schutz nehmen werde „und was die Oestreicher betrifft, süßer Janos" — sagte ich ihm — „so wirst du künftig nach Wien reisen müssen, wenn du einen sehn willst. So weit kommt keiner mehr zurück." „Gott geb's!" sagte er und ruderte weiter.

Bald wurden wir von einer Schildwache am jenseitigen Ufer angerufen und zugleich rief sie den nahen Feldposten ins Gewehr. Janos antwortete, daß er es sei, der einen vornehmen Herrn bringe, ich versicherte gleichfalls, daß wir Landsleute seien, und so kamen wir wohlbehalten ans Land. Mylord schlief in einem Offizierszelte und des andern Tags gings fort nach Debreczin im gestreckten Galopp. — Da riß er denn seine kleinen grauen Aeuglein auf, wie wir durch Sand und Sumpf im furchtbarsten Carrière dahinjagten, da hatte er doch etwas Neues zu schauen, den Wagen, die Pferde, das Riemzeug und die lange Peitsche. Ich war froh, daß ihn doch etwas interessire und Se. Griesgrämigkeit ein wenig Zerstreuung fand. Wir waren Beide aber ehrlich durchgeschüttelt, als wir in Debreczin ankamen.

Es war vier Uhr Morgens und wir stiegen im ersten Hôtel der Stadt, beim „Ochsen" ab. Früher hieß es zum „Palatin." Die Metamorphose des Hausschildes sollte wahrscheinlich einen revolutionären Witz des Eigenthümers vorstellen. — Es dauerte eine geraume Zeit, bis uns der Hausknecht die Thorflügel öffnete, und uns gestattete, in den schmutzigen Thorweg einzutreten. Wir verlangten eine Stube, aber er versicherte uns, daß vom Keller bis zum Boden nicht ein Winkel unbesetzt sei. Mylord, dem ich diese trostreiche Auskunft ins Englische

übersetzte, schnitt ein grimmiges Gesicht, und fing an, rings um den großen Düngerhaufen, der den größten Theil des Hofraumes einnahm, seine Morgenpromenade zu machen. Mir wär's lieber gewesen, wenn er laut geflucht hätte.

Ich weckte den Kellner, ich weckte den Wirth und die Wirthin, erhielt aber überall denselben Bescheid. Bis Mittag, hieß es, werde eine Stube frei werden, bis dorthin möchten wir uns gedulden. Mein Reisegefährte ließ sich überreden, einstweilen in der Gaststube zu verweilen, dort dachte ich nur noch ein Stündchen abzuwarten, um auf dem Platzcommando um Quartier nachzusuchen. Es war ja kaum Tag und die ganze Stadt lag im tiefsten Schlafe.

Aber so sehr ich selbst während meiner Reisen in der letzten Zeit an ungarische Gasthäuser und Schenkstuben gewohnt war, erschrack ich dennoch für mich und meinen eleganten Gefährten, als ich den Fuß über die Schwelle setzte. Zuerst erschrack meine Nase, dann mein Auge, dann mein Ohr, endlich mein ganzes fühlendes Ich. Der Boden, die Tische, die Bänke, alles war von unförmlich in einander verschlungenen Menschenleibern bedeckt, das schlief neben einander und schnarchte fürchterlich und stank entsetzlich, kaum daß ich den Muth hatte, nach Mylord umzuschauen und ihm ein paar ermuthigende Worte zu sagen. Wir stiegen über Füße und Hände und Köpfe hinweg, und der eine oder andere Schläfer hob dann sein schlaftrunken Haupt empor, schüttelte die Mähnen und legte sich wieder zurecht. Ich schlich für ein halbes Stündchen hinaus zum Düngerhaufen, theils um dem fatalen Dunstkreise der Stube, mehr aber noch um dem vorwurfsvollen Blicke Mylords zu entgehen. Als ich zurückkam, fand ich ein großes Lever, der Engländer saß am offenen Fenster und schnappte nach frischer Luft, ich versprach ihm baldige Erlösung.

Er wünschte ein Lavoir um sich zu waschen. Der Kellner brachte ein riesiges rundes Thongefäß mit zwei Henkeln, außen grün, innen roth verglast, wie man sie zum Waschen des Gemüses benutzt; aber rein geputzt, darin kristallhelles Wasser. Ich in meiner Seligkeit, daß man ihm nicht einen Stalleimer gebracht, oder ihn nicht geradezu zum Brunnen gewiesen hatte, schob ihm freundlich das Gefäß hin; bei ihm jedoch war der Becher der Entsagung und der Geduld übervoll. Das grüne Thongefäß brachte ihn außer sich. „Never! never! never!" das rief er wohl hundert Mal nach einander. Lieber im ganzen Leben nicht waschen, als aus diesem most execrable tub, dergleichen sei für Hunde, aber nicht für Menschen, das sei eine Barbarei, wie er sie in Ungarn nicht für möglich gehalten, er sei viel gereist und habe manche elende Schenke gesehen, aber eine ähnliche Zumuthung sei ihm noch nirgend gestellt worden. Aus diesem Gefäß sein Gesicht waschen, never, never, never! —

Ich war eben im Zuge, ihn mit der Reinlichkeit des uneleganten coop's zu versöhnen, da kömmt unglücklicherweise ein Bauer zum Tisch, taucht eine Flasche in das Geschirr, nimmt einen Schluck in den Mund, spukt ihn auf seine beiden

hohlen Hände und wäscht sich damit das Gesicht. Jetzt war alles verloren; Mylord stand da wie vom Donner gerührt, seine Augen stierten auf den unglückseligen Bauernburschen. Dann fielen sie wieder auf mich und dann wieder auf den Bauer, der sich mit einem schmutzigen Lappen abtrocknete. Der Blick war vernichtend, mir war wohler, als ich den östreichischen Bagagewagen lenkte und die Kugeln neben den Pferden niederschlugen, denn die lächerlichen Prätensionen des Engländers und seine albernen Bemerkungen hatten meine Geduld erschöpft. Ich stürzte aus der Stube, um auf's Platzcommando zu gehn und mir Ruhe zu verschaffen, er aber packte seine Toilettengegenstände zusammen, die er in Erwartung des Lavoirs auf dem Tisch ausgebreitet hatte. Daß sich die Bauern herumdrängten und die vielen unbekannten Sächelchen anglotzten, das war ihm auch nicht recht, dergleichen Ungezogenheiten hätte er auch auf seinen Reisen noch nicht erlebt. Mylord hatte wahrscheinlich die kleine Tour nach Italien gemacht und hie und da einen comfortablen Lehnstuhl entbehrt.

Um 7 Uhr hatte ich eine Stube für ihn, wo das weiße Waschgefäß aus Porzellan nicht fehlte. Um 9 Uhr führte ich ihn zu Kossuth, wo er sogleich gemeldet und vorgelassen wurde. Er blieb zwei volle Stunden beim Gouverneur und sprach mir mit viel Lobeserhebungen von ihm. Des andern Morgens reiste er nach Constantinopel. Mylord hat daselbst wahrscheinlich nach Kräften für Ungarn gewirkt. Pulsky in London und Teleky in Paris haben gewiß auch das ihrige gethan. Das Resultat ihrer Bestrebungen ist bekannt.

Die freundlichen Leser haben aus dieser Episode wenigstens einen magyarenfreundlichen Lord und ein Debrecziner Hôtel kennen gelernt.

Der östreichische Adel und die Centralisation.

Die königliche Gewalt wußte nach und nach in ganz Europa die Schranken umzustürzen, welche einst die Feudalaristokratie um sie gezogen. Mit den Schranken der Gewalt fielen auch die Schranken der Provinzialselbstständigkeit und wenn diese hie und da noch stehen blieben, so geschah es nur aus Ermüdung der Gewalt, die nicht mehr vorwärts getrieben wurde, weil sie der erloschene Widerstand der Stände nicht mehr reizte.

Auch die Habsburger folgten diesem allgemeinen Zuge, jedoch nur mit halbem Erfolge. Es gelang ihnen zwar in der westlichen Hälfte der Monarchie ihren Willen zur absoluten Geltung zu bringen und in Böhmen wie in Tyrol, in Mähren wie in Steyermark ein und denselben Regierungsmechanismus einzu-

führen, allein in der östlichen Hälfte, in Ungarn, erhielt sich troß der blutigsten und grausamsten Kämpfe der Adel als Staatsmacht und damit die vollkommene selbstständige Gesetzgebung und Regierung dieses großen Königreiches.

Was der magyarische Adel durch Jahrhunderte gegen alle Angriffe aufrecht erhalten, die Existenz seines Reichstages, die Integrität und Selbstständigkeit des ungarischen Königreiches, sie werden jetzt vernichtet, die uralten volksthümlichen Einrichtungen nicht etwa zeitgemäß verbessert, sondern ausgerottet und einer verspäteten Centralisation im Interesse der Dynastie aufgeopfert. Natürlich, daß der ungarische Adel, verletzt in seinem Nationalgefühl, verletzt in seinen stolzen Erinnerungen und in seinem staatlichen Einfluß das Beginnen der östreichischen Regierung verabscheut, daß selbst derjenige Theil der hohen Aristokratie, der sich seit Maria Theresia's Zeiten um den Hof geschaart hatte und durch Wechselheirathen mit dem Wiener Hofadel halb und halb entnationalisirt war, in die entschiedenste Opposition tritt. Diese Magnaten konnten der Regierung während des Revolutionskampfes allerdings nur geringe Dienste erweisen, weil ihr Patriotismus dem Volke verdächtig war, allein sie vermögen der Regierung in der Opposition sehr viel zu schaden, weil sie bei einem jeden Widerstande gegen dieselbe auf die Unterstützung des ganzen Volkes zählen können.

Eben so entschiedene Feinde findet das centralisirende dynastische Regierungssystem in dem polnischen und italienischen Adel. Die Aristokratie dieser Nationen ist eben so wie die magyarische zu patriotisch gesinnt, als daß sie sich einer Regierung zuneigen könnte, welche zwar mit nationaler Gleichberechtigung um sich wirft, in der That aber den Staat nur von dem Standpunkt dynastischen Besitzes betrachtet, die Dynastie zum einzigen Kristallisationspunkt der Monarchie erheben will und die politische Bedeutung der Nationen überall negirt.

Im grellsten Gegensatz zur Aristokratie der genannten Nationen steht der Adel der deutschen Provinzen. Dieser hat sich weder um ein nationales, noch ein politisches Princip, weder um alte Rechte noch um ein neues Panier geschaart, er ist rein Hofadel geworden. Die Aristokratie der böhmischen Krone, einst im Besitze derselben Macht wie die ungarischen Stände, hat ihre Bedeutung seit Ferdinand II. nicht blos verloren, sondern auch vergessen. Gleich den Fremdlingen und Emporkömmlingen, welche nach der Schlacht am weißen Berge mit den Gütern der hingerichteten und verbannten Großen und später mit den ungeheueren Besitzungen des ermordeten Waldstein beschenkt und bereichert wurden, drängten sich die Lobkowitze, die Kinsky, die Cernyn, die Kolowrat &c. um den Thron der Habsburger, als ob sie auf ihre und des Vaterlandes Niederlage stolz wären. Man tauschte die ehemalige politische Macht gegen materielle Vortheile ein, man gab es auf die Freiheiten der Provinzen zu beschützen und drängte sich dagegen in die Aemter der Gesammtmonarchie oder in — die Hofchargen. Sehr reiche und einst auch sehr bedeutende Geschlechter rissen sich um die Würde eines Oberhofkämmerers,

Küchen=, Jäger= und Stallmeisters. Solche Würden zu erlangen, eine ungemessene Pracht zu entfalten, den nachgebornen Söhnen einträgliche Stellen zu verschaffen, das war ihr einzig Bestreben bis zum Jahre 1848 herab.

Natürlich, daß diese Aristokratie, die weder deutsch noch slavisch gesinnt ist, bei keinem Volksstamme Anhang hat; vielmehr mußte sie, da sie so lange alle hohen Aemter besetzt hielt, als die Trägerin aller Mißbräuche, als die vornehmste Dienerin des Absolutismus den tiefsten Haß auf sich laden. Diese Aristokratie, welche im Sturme der Maibewegung den Hof theils aus Feigheit, theils in der vergeblichen Absicht verließ, um in den Provinzen eine Gegenbewegung hervorzurufen, sie hat sich nun wieder um ihn versammelt und sie wird ihn ihrer Vergangenheit gemäß auf der Bahn der Reaktion und Centralisation eifrigst unterstützen.

Allein sie konnte, da sie im Volke ohne Anhang ist (außer ihren Inspirationen bei Hofe) kein großes Gewicht in die Wagschale legen, wenn sie sich nicht einer Macht außerhalb des Volkes zu bemeistern gewußt hätte. Diese Macht ist das Heer. Der gesammte junge Adel der deutschen Provinzen, den die Bewegung des Jahres 48 in seinen Genüssen, in seinen Anmaßungen und Frechheiten störte, warf sich plötzlich wie auf Verabredung in die Armee, und es gelang ihm, derselben einen Theil des Hasses gegen die Revolution und ihre Errungenschaften einzuflößen. Denn der östreichische Offizier, so tüchtig er im Kampfe ist, so sehr er uns überall mit seinem Beispiel, mit seiner Hingebung voranleuchtet und Bewundrung verdient, ist außerhalb desselben in seinen Ansichten und Meinungen noch immer ein Anhänger alter Vorurtheile, staunt in seinen Generälen noch immer die Fürsten und Grafen an und setzt sich mit den Aristokraten, die ihm so oft Stellen und Auszeichnungen weghaschen, nicht in Opposition, sondern bewirbt sich um ihre Gunst und äfft sie in ihren Manieren und leider auch in ihren politischen Gesinnungen nach.

So mußte es der Aristokratie leicht werden, den Offizierstand mit ihrem Hasse gegen die Revolution zu erfüllen und damit die ganze Armee in ihre Richtung hineinzuziehn. Mit dieser Macht, die ihrer Natur nach centralistisch ist, wird man jede provinzielle Selbstständigkeit erdrücken, jede Nationalität, die eine politische Geltung anstrebt, niederwerfen und Jenen den Mund schließen, welche noch nach der Verfassung vom 4. März schreien, die den Fürsten und Grafen nicht als solchen, sondern nur als großen Gutsbesitzern, als Bauern, einen Sitz im Oberhaus gewährt, wofür sie sich noch um der Wahl willen populär machen sollen! Doch je gewaltsamer, je durchgreifender dieses aristokratisch=militärische Regiment das Nationalbewußtsein und die Freiheitsliebe der Völker verletzt, um so schneller wird die zweite Revolution in Oestreich hereinbrechen, welche nicht blos die Privilegien, sondern auch die Privilegirten wegschwemmen wird. K.

Reisetagebuch aus dem östreichischen Oberland.

4. Der Hof und die Ischler.

Auf der Lüneburger Haide waren am 19. August 1849 gerade so viele, so hohe und reizende Gebirge zu sehen, wie im Thale von Ischl. Am 18. nämlich, Sonnabends, zum Geburtstage des Kaisers Franz Joseph, sollte ich dort eintreffen, ahnte jedoch nicht, daß mir ein Courier vorausgeeilt war, der eine für Himmel und Erde gleich wichtige Botschaft in der Tasche trug. In Folge davon verließ der junge Monarch augenblicklich sein Residenzdorf und reiste nach Wien ab, — eine Stunde vor Ischl begegnete ich seinen vier Schimmeln, — der Himmel aber, um mit den Radikalen zu reden, „weinte vor Wuth über Görgey's Ergebung" von demselben Sonnabend an bis zum darauf folgenden Freitag. Der Ischle „Schnürelregen," von welchem Sie im Auslande wahrscheinlich keinen Begriff haben, verdiente wohl ein eigenes Kapitel. In den ersten Tagen seiner Herrschaft machte er mir eine wahre Freude; stundenlang stand ich am Fenster und konnte nicht umhin, diesen unerbittlichen, mit fortwährend steigender Wuth niederrauschenden sündfluthlichen Urregen, der über ganz Ischl Belagerungszustand und Hausarrest verhängte und in einer Entfernung von zwanzig Schritten schon Alles außer sich selbst unsichtbar machte, aufrichtig zu bewundern und mit Spannung zu beobachten. Nach achtundvierzigstündiger ruh- und athemloser Arbeit schien er einen Augenblick ermatten zu wollen, doch es war Täuschung, er trat nur in eine neue Phase. Während er nämlich den östlichen und nördlichen Himmel vollständig einnahm, wurde es im Westen stille. Dann stiegen dort unablässig gewaltige Nebel, die Geister des gefallenen Regens, von der Erde bis zur Sonnengegend auf, mit riesigen Wassereimern in den ossianischen Händen, welche sie auf der andern Seite, triumphirend niedergossen. So ging's in Einem fort wie ein Rad in der Wasserkunst. Der Fremde erschrickt anfangs über das seltene Schauspiel und fragt sich ängstlich, wann die Leute endlich anfangen werden, die Arche Noä zu bauen. Aber Ischl bleibt ruhig, die sandigen Straßen des sauberen Hofdorfes bleiben blank; die Luft ist dabei reiner als im Flachlande an schönen Maitagen und das glanzvolle Grün der Bäume, Büsche und Rasen vor Haus und Stadt scheint mit unersättlicher Wollust das überreichliche Naß einzusaugen und läßt die Genüsse ahnen, die dem geduldigen Wandrer nach Ueberstehung des Ausnahmszustandes bevorstehen. So befreundet er sich allmälig mit dem Schnürelregen, läuft zu Bekannten und Freunden, wo er jedesmal frisch gebadet ankommt, und läßt sich die Chronique scandaleuse des Ortes erzählen, deren Blätter bei der Anwesenheit des Hofes stets von tausend und einem Märchen bis über den Rand bedeckt sind. Und so that auch ich.

Indeß, die Märchen, so lustig manche darunter klingen, behalte ich meist für mich und gebe hier nur die trockene Wahrheit, so wie ich sie aus dem Munde des verehrten Don Isidor Amabile geschöpft, eines freisinnigen und wanderlustigen östreichischen Cavaliers, den seit Jahren alle Seen und Berge des Salzkammerguts und alle Bettler von Hallstadt kennen. Er schilderte mir, während eines Spaziergangs unter den Colonnaden des Curhauses, das idyllische Sommerleben des Hofes in Ischl und die rührenden Festlichkeiten, die am Geburtstage des Kaisers stattgefunden, welche jedoch beinahe durch ein Attentat von Seiten der radikalen Partei gestört worden wären. Freitag am 17. war große Jagd in der Umgegend, bei der es dem Kaiser gelang, sechs Gemsen, die ihm zugetrieben wurden, zu erlegen; allgemein galt es als ein günstiges Vorzeichen. So, sagte man, werden die „tollkühnen Springer auf den Klippen der Schwindelfreiheit“ den „vereinten Kräften“ des Kaisers und der gutgesinnten Zutreiber erliegen. Am Abend war nicht nur Ischl feenhaft beleuchtet, sondern auf den Bergen ringsum brannten furchtbar große Freudenfeuer, und leicht hätte, wie Anno 1834 bei Außee, als Erzherzog Karl hinkam, ein Waldbrand entstehen können, wenn die Thränen des Himmels nicht diese Flammen zügelloser Begeisterung zur rechten Zeit gelöscht hätten. Als endlich auf der Esplanade vor der bekränzten Wohnung der Erzherzogin Sophie die Musikchöre das Gott erhalte! spielten und der Kaiser sich einen Augenblick auf dem Altan zeigte, wurde, obgleich Seine Majestät kein Wort sprach, die Rührung so groß, daß Frau von Rubelstein und Baronin von Guldenstern à tempo und so laut, daß Graf Grünne, der Adjutant des Kaisers, es hören mußte, ausriefen: Kutscher, ich muß nach Hause fahren, um mich auszuweinen. Unter den Transparenten war am treuherzigsten, schon durch seine sprachliche Naivität, das am Hause des bekannten Reitkünstlers und Schwiegersohns von Metternich, des Grafen Sandor. Ueber dem Portal seiner Villa steht eine steinerne Mutter Gottes in einer Nische. Darüber nun hatte der Graf eigenhändig in flammenden orangegelben Buchstaben die Ausrufung gesetzt: Beschütze Ihm! — Sie erwähnten etwas von einem Attentat, unterbrach ich meinen Cicerone. — Gewiß, Don Isidor hatte selbst die Hand im Spiele. Etwa zehn junge Leute, Studenten und andere Reisende, hatten einige Tage vor dem Geburtsfest sich bei mir zum Punsch versammelt und gaben mir, nach der ersten Bowle, das Wort, mein Vorhaben muthig ausführen zu helfen. Wir verschworen uns, am Freitag Abend in einer Reihe uns vor dem Portal des erzherzoglichen Hauses offen hinzustellen und im Augenblick, wo der junge Kaiser sich zeigen würde, mit aller Kraft, die uns zu Gebote stand, — Amnestie! zu schreien. Amnestie, das Volk bittet um Amnestie! — Nun, und was wurde daraus? fragte ich. — Das Unternehmen, erwiederte er lächelnd, hatte das Schicksal der meisten Verschwörungen.

Als es zum Schreien kam, stand ich allein, und zum Ueberfluß faßten mich

sämmtliche drei Badeärzte von Ischl an Armen und Rockschößen — einer von uns hatte also geplaudert — um mich fortzuschleppen. Sie hielten mich für unsinnig genug, auf eigene Faust eine Demonstration machen zu wollen, was mir nicht einfiel; und sie glaubten Ischl gerettet zu haben, als ich im Gasthof zur Post saß und ruhig mein Abendbrot verzehrte. — Glauben Sie, der Kaiser hätte den Amnestieruf zornig aufgenommen? — Gnädig keinesfalls, er hätte ihn doch in Verlegenheit gesetzt. Man findet nicht immer aus dem Stegreif eine glücklich ausweichende Antwort. — Sie kennen ja Franz Joseph persönlich, was halten Sie von ihm? -- Vom Kaiser? Nun, es ist ein ziemlich artiger junger Mann von 19 Jahren; wollen Sie einen fertigen Charakter in diesem Alter? Kronprinzen und angehende Monarchen sind immer Gegenstand entgegengesetzter Sagen und Prophezeihungen, in denen sich nur die bösen oder guten Träume des Volkes spiegeln. Die Schule, welche er durchgemacht hat, ist eine bedenkliche. Die langjährigen Bemühungen seiner Mutter, ihn auf den Thron zu bringen, können ihm nicht geheim geblieben sein, und daß sie nur durch das Scheitern einer im ersten Keim von der Erzherzogin begünstigten Revolution mit Erfolg gekrönt wurden, daß die Bombardements so vieler Hauptstädte und die Hinrichtungsfusilladen seine Erhebung einläuten mußten, wird ihm stets vorschweben. Prüfungen, die ein Monarch in Gemeinschaft mit seinem Volke gegen den äußern Feind übersteht, wären sie noch so demüthigend gewesen, stärken das gegenseitige Vertrauen; andere Nachwirkung hinterlassen die schwer erfochtenen Siege über den innern Feind. Das versteht sich von selbst. Franz Joseph sah den stolzen Hofadel Altöstreichs schmählich in den Staub getreten, er sah einen Prinzen, der in Ungarn der Volkspartei die Hand gedrückt, in ruhmlose Verbannung ziehn; er hat seinen Vorgänger, Ferdinand, den Guten, wie man unten elegisch und oben spottend sagt, ihn, der mit eigenen Ohren nicht auf das Volk schießen hören konnte, zweimal aus der Burg fliehen gesehen und er selbst zog endlich mehr noch mit Hilfe russischer Dekrete als russischer Bayonnette als Triumphator über zwei Drittel seiner Unterthanen in Schönbrunn ein. Aus solchen Ereignissen zieht man bei Hofe eigenthümliche, bittere Lehren, die sich in ein achtzehnjähriges Herz mit Flammenschrift eingraben. Auch Franz I. kam als Jüngling auf den Thron, 1792, und hat den Schrecken über den damaligen Feuerlärm, der doch nur von außen kam, sein Lebtage nicht aus den Gliedern gebracht. Deshalb fürchte ich, das Volkswort nennt den jungen Kaiser nicht ohne prophetischen Instinkt: mehr Franz als Joseph. Seine einseitig soldatische Richtung ergiebt sich selbst aus den Ben- oder Maltrovatos seiner Anbeter, die ihm täglich feinsollende Geniesprüche in den Mund legen: meist schlechte Ueberarbeitungen alter Kaiseranekdoten. Ich wünsche den Erfindern mehr Geschick und Geschmack.

Feiner als diese Art von Höflingen ist das Volk in seinen Bentrovatos. Sie

wissen, der Kaiser soll in einem zarten Verhältniß zur wunderschönen Frau eines italienischen Prinzen stehen, der östreichischer General ist und dessen Familie nur durch unsere Hilfe auf ihrem kleinen Thron erhalten wird. Die Stadt B., wo der Prinz kommandirender General ist, genießt daher oft die Ehre des kaiserlichen Besuchs, die Nationalgarde von B. ist fortwährend auf den Paradebeinen, und die Hornisten derselben haben vom ewigen Ständchenblasen aufgesprungene Lippen. Eines Tages marschirt die Bürgerwehr an der Wohnung des Generals vorbei und spielt den Grenadiermarsch. Sogleich springt der Kaiser in der lebhaftesten Aufregung von seinem Sitz an der Seite der jungen Prinzessin, läßt ihre weiche Hand fahren und schickt nach drei Oberoffizieren der Nationalgarde, denen er nachdrücklich, mit Hinweisung auf das Militärreglement, beweiset und bedeutet, daß sie kein Recht auf den Grenadiermarsch hätten, indem die Garde nicht aus Grenadieren, sondern aus gewöhnlichen Musketieren bestehe. Seine Majestät nahm die Sache sehr ernst, und indem er mit einer Eifersucht, die eines interessanteren Gegenstands würdig gewesen wäre, für das Vorrecht der Grenadiere sich erhob, glühten seine jugendlichen Wangen in so schönem Zorn und der Ton seiner Stimme war dabei so weich und gekränkt, daß die Deputation ihm weder gram sein konnte, noch zu widersprechen wagte. Die Nationalgarde jedoch, die vom Militärreglement unabhängig und allen Grenadieren Europas gleich berechtigt zu sein glaubt, beschloß einstimmig Opposition zu machen. Als der Kaiser das nächste Mal nach B. kam, marschirte sie absichtlich wieder am selben Hause vorbei und spielte den Grenadiermarsch, aber ganz leise, mit gedämpften Trommeln und Trompeten. — Und was würde dieser kindische Zug beweisen, wenn er wahr wäre? Das würde den Kaiser nicht hindern, mit der Zeit ein Harun-al-Raschid zu werden, ein aufgeklärter Sultan, wie ihn die Masse des östreichischen Volkes zu wünschen scheint. — Ein anderes Geschichtchen, sagte Don Isidor Amabile, welches seiner Zeit in vielen Volkskreisen mit begeisterter Zuversicht erzählt wurde, gibt dem knabenhaften Trotz, der sich zuweilen im Gesicht Franz Joseph's ausspricht, eine höhere und zwar liberale Richtung. Als die ungarischen Kriegswürfel zweifelhaft standen, und die russische Intervention noch nicht beschlossen war, rief Franz Joseph in romantischer Aufwallung: „Ich brauche keine Armee, ich gehe allein nach Ungarn und rede mit Kossuth. Wir werden uns ausgleichen. Ich kenne Kossuth und Batthyani persönlich und bin erst voriges Jahr (1847) zu Presburg in Einem Wagen mit ihnen ausgefahren. Diese Leute sind nicht so schlecht, als man mir sie täglich machen will." Als die Mutter des Kaisers dieses hörte, erschrack sie sehr und also redete sie: „Mein Sohn, du bist ein constitutioneller Kaiser und mußt daher thun, was deine Minister sagen." — „Frau Mutter," entgegnete er; „ich weiß auch, was Constitution ist. Diese Minister habe ich mir nicht gewählt. Ein constitutioneller Kaiser ernennt seine Minister selbst und jagt sie fort, wenn sie ihm nicht mehr gefallen. Das werde ich thun. Ich brauche Niemanden zu

gehorchen, auch meiner Mutter nicht." Doch klatsch, kaum waren die letzten Worte seinen Lippen entflohen, so erinnerte die Hand der Mutter des Kaisers Antlitz daran, daß gewisse patriarchaliche Strafen in Oestreich nicht ganz abgeschafft sind. Der junge Kaiser fuhr auf, wie vom Blitz gerührt, griff mit beiden Händen nach der Krone auf seinem Haupt und wollte sie der Mutter vor die Füße werfen, wie Jemand sagt: Bei solcher Behandlung mag ein Anderer Kaiser sein!, besann sich jedoch im Nu eines Bessern und klingelte nach dem Obersthofmeister, Fürsten Karl Liechtenstein, dem er in würdevollstem Tone den Befehl gab, Ihrer kaiserlichen Hoheit den Arm zu reichen. Das östreichische Volk hatte, durch's Fenster guckend, die Szene mit angesehen und klatschte Bravo!

Und die Moral dieser Fabel? — Daß ein großer Theil des Publikums, zugleich radikal und dynastisch, noch vor Kurzem goldene Hoffnungen auf die Emancipation des Kaisers vom Gängelbande seiner Mutter baute. Erzherzogin Sophie ist eine Frau von großem Unternehmungsgeist und herrischen Anlagen, sie überragt, wie Saul, alles Volk bei Hof, im Cabinet und auf der Gasse um einen Kopf. Sie warf Metternich über Bord und entwand den Studenten das Steuerruder. Selbst ihre Niederlagen wußte sie siegreich zu benützen. Mit der Abdankung Ferdinand's war ihre Rolle glücklich ausgespielt und von ihrem jetzigen Einfluß hat man übertriebene Vorstellungen. Ihr mütterlicher Ehrgeiz ist gestillt und sie hat sich, erschöpft von der Riesenarbeit, zurückgezogen, um in Ruh und Frieden den Undank der Welt zu genießen, denn im Volke gilt sie immer noch als die Wettermacherin und selbst die künftigen Orkane und Schiffbrüche, die Oestreich bevorstehen, wird man ihren diplomatischen Künsten zuschreiben. Wenn sie heute stirbt, wird das abergläubische Volk ihren Tod für ein vom Hof und der Polizei ausgesprengtes Gerücht halten, wie es aus andern Gründen einst Kaiser Joseph's Tod nicht glaubte, und wird sagen: Sie lebt, sie hat sich nur in ein Kloster eingeschlossen und strickt dort Liguorianernetze und fabrizirt Nacht.

Sie haben die hohe Frau gewiß in früheren Jahren an schönen Wintermittagen auf der Wiener Bastei wandeln gesehn, in flatterndem Purpurgewand, stolz auf ihre Geburt und Schönheit, aller Blicke und Grüße herausfordernd und mit halbem Kopfnicken dankend. Jetzt werden Sie zuweilen auf der Esplanade einer langen Frauengestalt begegnen, mit schwankendem Gang, aber den Kopf im Nacken, das Antlitz scheint aus verschossenem Purpur oder aus hektisch rothem Herbstlaub gebildet. Neben oder häufiger hinter ihr spaziert, mit seitwärts gesenktem Haupt, ein sanfter Herr, den jeder Maler zu einem Modell für den heiligen Nepomuck nehmen könnte, darauf folgt ein Lakai mit einem Gebetbuch in der Hand. Das ist die Erzherzogin Sophie, die ihren Gemahl Franz Karl zur Kirche führt. Ich werde Sie auf die Gruppe aufmerksam machen, denn Sie würden die hohe Frau von der Wiener Bastei nicht wieder erkennen. Binnen zehn Monaten ist sie um zweimal so viel Jahre gealtert. Und seltsam, trotz der Wohlthaten, welche sie

Ischl erweist, ist sie hier kaum mehr geliebt als in der Wiener Vorstadt Gumpendorff; man beachtet sie kaum und zollt ihr nur bei offiziellen Ausnahmsgelegenheiten mehr als den nothwendigen und vorgeschriebenen Respect. Sie kennt diese Stimmung, aber die Schwester des bairischen Ludwig hat sich von den Habsburgern von jeher dadurch unterschieden, daß sie die Kunst, sich in 24 Stunden populär zu machen, niemals auswendig lernen wollte und geradezu verachtete. In großen Dingen klug und geduldig, in kleinen jäh und taktlos, pflegt sie oft die öffentliche Meinung oder die Eitelkeit des Publikums, wie man's eben nennen will, empfindlich vor den Kopf zu stoßen. War sie doch im Stande, der ehrsamen Ischler Nationalgarde, als sie ihr ein Ständchen brachte und sie dadurch im Depeschelesen störte, durch den Grafen Wurmbrand sagen zu lassen, „die Bande mit ihrem dummen Gedudel solle sich zum Teufel scheren." Und mußte nicht beim Stadtballe, der jährlich dem Hof zu Ehren stattfindet, das Publikum in drei Abtheilungen gesondert werden; hoher Adel, niederer Adel, Bürgervolk; gleichsam Rechte, Centrum und Linke! Und hat die Erzherzogin nicht mit auffallender Absichtlichkeit der Linken fortwährend den Rücken gekehrt, das Centrum blos ein einziges Mal gegrüßt und ausschließlich mit der Rechten gesprochen! — Solche Verstöße gegen das Abc der dynastischen Regierungspolitik kamen vor 48 nicht vor. Ja, diese Wittelsbacherin ist ein fremder Blutstropfen im Hause Habsburg; er rollt in den Adern Franz Joseph's fort und wird seine Macht noch entwickeln. Er erklärt manche sonderbare Wendung und Färbung der letzten Ereignisse, und wer weiß, welchen Einfluß dieses neue Element auf die künftige Geschichte Oestreichs üben wird.

Und wie denken die Ischler über die Welthändel? — Wen meinen Sie unter den Ischlern? Die Sommerresidenzler? Die falschen Steyrer? Oder die Autochthonen? Die erste Klasse ist natürlich schwarzgelb bis unter die Nägel, einige Prachtexemplare der zweiten Gattung werde ich Ihnen morgen zeigen, die Eingebornen aber sind gute Ischler Patrioten. Sie sind radikal und konservativ, aufgeklärt und mönchisch, kaiserlich und magyarisch zugleich und ohne inconsequent zu sein. Ihre Gesinnung ist der Kosmopolitismus aller Badeortbewohner. Sie freuen sich mit dem Schlechtgesinnten, der vor dem Späher-Aug und Ohr der Spitzel in die Berge entflohen ist, wo Niemand erhorcht, was er aus dem Schlaf spricht, eben so warm und freundlich, wie mit dem Gutgesinnten, der nach Ischl zieht, weil in Wien noch immer zu viel confiscirte Gesichter mit Augengläsern und Schnurbärten herumlaufen; sie tunken den Einen wie den Andern mit gleicher Liebe in ihre stärkende Salzsohle. Zu Jenem sagen sie: Nicht wahr? Bei uns ist's schön, da gibt's keinen Stadtgraben; zu Diesem: Hier ist's hübsch ruhig, gnädiger Herr, bei uns gibt's keine Barrikaden. Wie der menschenfreundlichste Arzt gerne die Spitäler voll sieht und den Tag verwünschen müßte, an dem ein heilendes Kraut für alle Krankheiten entdeckt und allgemein bekannt würde, eben so begreifen die Ischler vollkommen die Nothwendigkeit der Revolution von 1848

und der Reaction von 1849; beide haben ihnen Kostgänger in Schaaren zugeschickt. Eigentlich sollte, da draußen in der Welt, fortwährend Kopfabschlagens gespielt werden, abwechselnd von Jakobinern und Junkern. Auch Pestilenz und Typhus wären willkommene Herrschaften-Zutreiber. „S'ist richtig mit dem Görgey," sagte mein Wirth heute Morgen resignirt; „und's kann schon sein, daß jetzt eine Ruh wird in Ungern und Wien. Aber," fuhr er mit unverholener Befriedigung fort, „dafür ist jetzt die Cholera in Wien schreckbar gefährlich ausgebrochen!" — Gott verläßt die Seinen nicht. Und doch laß ich auf die Ischler Nichts kommen; es ist ein Völkchen von unglaublicher Gutmüthigkeit und Einfalt. Sie sollen im nächsten Kapitel Ihre Wunder sehen!

Literaturblatt der Grenzboten.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Fr. v. Raumer. Dritte Folge. Erster Jahrgang. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Von den Abhandlungen, welche das diesjährige Taschenbuch bringt, beziehen sich die beiden größeren wenigstens indirect auf die gegenwärtige Politik. Die erste derselben ist die „Geschichte der Bildung des deutschen Bundes auf dem Wiener Congresse" von A. F. H. Schaumann. Sie hat einen apologetischen Anstrich, und sucht die Deutschen zu warnen, in übereiltem Idealismus nach einer engern politischen Einheit zu streben, der sich die Interessen ebenso widersetzen als der Eigensinn. Die Parallele zwischen den beiden so weit auseinanderliegenden Versuchen, das deutsche Reich zu reorganisiren, ist immer interessant, wenn wir auch den Ansichten des Verfassers nicht überall beipflichten können. — Den Preis in diesem Jahrgang verdient die „Geschichte der deutschen Seemacht" von F. W. Barthold. Sie führt das ominöse Motto: A tale of the times of old! The deeds of days of other years! und schärft dem deutschen Volk die unumstößliche Maxime ein: „Wer keinen Theil hat an der Seeherrschaft, hat keinen Theil am Welthandel; wer keinen Theil hat am Welthandel, hat keinen Theil an den Reichthümern der Welt." Die Darstellung beginnt mit dem Römischen Zeitalter und schließt mit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Sie ist ein wissenschaftlicher Erwerb. — Eine literarhistorische Monographie von G. E. Guhrauer: „Elisabeth Pfalzgräfin bei Rhein, Aebtissin von Herford" (die bekannte geistreiche Freundin des Decartes). Erste Abtheilung (1618—67), gibt einen interessanten Beitrag zur Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts. — Die Schilderung des wunderlichen Rationalisten H. F. Bahrdt (1741—71) von R. Prutz würde befriedigender sein, wenn sich der verdienstvolle Verfasser einer größern Concision befleißigt hätte. Das Publikum hat eine gewisse Geschwätzigkeit gern, aber es gibt eine Grenze für die Concessionen, die man ihm zu machen hat. — Die Kunstgeschichte findet ihren Vertreter in G. F. Waagen: „Ueber Leben, Wirken und Werke der Maler Adrea Mantegna (geb. 1731) und Luca Signorelli." Eben so geistvoll als gründlich.

Deutsche Fahrten von Franz Schuselka. 2 Bände. Wien, 1849. Jasper, Hügel und Manz.

Der erste Band enthält Schilderungen und Reflexionen auf Reisen durch das westliche Deutschland, in dem Plauderton, wie ihn die deutschen Touristen vor der Revo-

lution an sich hatten; auch ist der Band vor dem Frühjahr 48 geschrieben. Der Leser wird nicht viel darin finden, was ihn jetzt noch interessiren könnte, wenn er nicht den Verfasser selbst kennt und liebt. Der zweite Theil steht in dem Gegensatz zu jenem aphoristischen Schwätzen über allerliebste Kleinigkeiten, daß er den Antheil des Verfassers an der Bewegung des großen Jahres ehrlich und ausführlich darstellt. Nur er hat für uns ein stoffliches Interesse. Er beginnt mit Hamburg, dem Exil Schuselka's, führt uns in den Märztagen über Berlin und Breslau nach Wien, aus dem Chaos des dortigen Enthusiasmus in den Fünfzigerausschuß, und das Parlament, von da nach Wien zurück in den Reichstag, durch die Octobertage bis an die tödtliche Klippe der östreichischen Freiheit, nach Kremsier, mit der Auflösung des Reichstages schließt er. Viel Bedeutendes und Lehrreiches werden unsre Leser in dem zweiten Bande finden, Schuselka ist zwar auch hier Tourist, er schildert sich in den Begebenheiten und zwingt uns seine Empfindungen und Anschauungen nachträglich durchzumachen. Wenn eine gewisse Eitelkeit darin liegt, so ist sie doch sehr harmlos, das Produkt einer weichen beweglichen Natur, welche durch nicht gewöhnliche Schicksale frühzeitig die Aufmerksamkeit anderer Menschen auf sich gezogen und sich daran gewöhnt hat, beachtet zu werden. Schuselka ist in seiner Erzählung immer wahr über sich selbst, zu wahr und offenherzig vielleicht für den Druck, denn er gestattet dem Leser fortwährend ihn zu übersehn, ja hier und da die Achseln zu zucken. Wie er in Hamburg die Nachricht von der Revolution in Wien bekömmt und sich freut, daß ihn die Hamburger gratulirend besuchen, wie er von den dramatischen Scenen des März schon auf seiner Reise berauscht wird, in Breslau so gern Sympathien für sein geliebtes Oestreich erkennen möchte, in Wien mit den Studenten schwärmt, in Frankfurt theatralisch einziehn will, in den Parlamenten sich über die Wirkung seiner Reden freut, noch in Kremsier im letzten Augenblick die männliche Haltung nicht verliert, alles das ist offenherzig und wieder so gutmüthig geschildert, daß man ihm, dem Menschen, auch als Fremden gut werden müßte, aber zu gleicher Zeit berechtigt wird zu zweifeln, ob eine solche Persönlichkeit, so empfänglich für alle Eindrücke und Stimmungen, mit so unklarem Wollen, so geringem politischen Wissen, so voll von aufspringendem Gefühl, überhaupt berechtigt sei, in der Politik eine Rolle zu spielen. In dieser Beziehung hat Herr Vater Welden sehr thöricht gehandelt das Buch auf eine, wenn auch nur kurze Zeit zu verbieten, es ist für das politische Renommee Schuselka's nicht unbedingt vortheilhaft. Selbst die größte Zeit seines parlamentarischen Handelns, seine Thätigkeit in den Octobertagen nahm sich besser aus, noch in den Berichten seiner politischen Gegner, als in seiner eigenen Darstellung. Seine Darstellung der Octobertage ist übrigens die genauste und beste Schilderung, welche wir bis jetzt davon haben. Seine Kritik der Reichstagsverhandlungen aber, welche vorausgingen und in Kremsier folgten, macht eine anderweitige Behandlung nicht unnütz. Und wir fragen uns verwundert, wie kommt es doch, daß ein Mann mit offenen Augen, der eine schwere Zeit als Vielbetheiligter mitgemacht hat, nicht weiser geworden ist, nicht klarer und einsichtsvoller? Es ist an der Zeit, streng zu sein gegen die guten Volksmänner Oestreichs, und Schuselka's Herz gehört zu den wärmsten und besten, denn durch den Dillettantismus und die Unklarheit der Meisten von ihnen, ist die Kraft der revolutionären Ereignisse so schnell klein geworden, auch sie haben in naher Zukunft an Oestreich eine Schuld zu bezahlen für das, was ihr unverständiger Eifer und ihr Mangel an Einsicht überstürzt und verdorben hat. Wer das Buch aus der Hand legt, hat eine Einsicht bekommen in das furchtbarste Jahr des Kaiserstaats, er hat nicht nur die Begebenheiten kennen gelernt, welche der Verfasser schildert, son-

dern er hat hinter den Zeilen auch gelesen, was der Verfasser selbst nicht immer einsieht, warum Vieles nicht anders kommen konnte. Und so sei dies Buch unsern Lesern empfohlen; sie werden daraus lesen, daß die edelste Anlage, der reinste Wille und die wärmste Gemüthlichkeit bei Einzelnen, wie bei Nationen nicht ausreicht, sie für den Staat und den Staat durch sie zu bilden.

Dalmatien und Montenegro mit einem Ausflug in die Herzegowina und einer geschichtlichen Uebersicht der Schicksale Dalmatiens und Ragusa's nach Sir J. Gardner Wilkinson, bearbeitet von Wilhelm Adolph Lindau. 2 Bde. (mit 2 Bildnissen des Vladika und 1 Karte). Leipzig 1840. Gustav Mayer.

Die Grenzboten sind seit einem Jahr bemüht die Aufmerksamkeit der Deutschen auf die südslavischen Stämme und ihre Bedeutung für Oestreich und Deutschland zu lenken, sie ergreifen mit Freuden die Gelegenheit ein gutes Buch zu empfehlen, aus welchem eine Menge von Details-Kenntnissen und Anschauungen zu gewinnen sind. Von dem serbischen oder illyrischen Stamm ist nächst den Bosniern die Nationalität der Dalmatiner und der bosnischen Grenzstriche Montenegro und Herzegowina am wenigsten bekannt; und doch liegt in den schwarzen Bergen des Vladika und in den tiefen Weidethälern der christlichen Herzegowina die bewegende Kraft, durch welche der Serbe und Kroat mit dem Ragusaner, der Bewohner der waldigen Schumadia und der weißen Save mit dem Küstenschiffer des adriatischen Meeres dereinst in einen Staat verbunden werden mag. Schon jetzt sind die Fäden geknüpft, welche die Rothmäntel des Banus mit den Kampfgenossen Knicanins und mit den Raja in Bosnien verbinden, schon jetzt haben eben dort russische Agenten, Erinnerungen an den serbischen Freiheitskrieg und der griechische Glaube nach anderer Richtung hin an Rußland, die Seile eines unsichtbaren Netzes befestigt, und wir sehen eine bis jetzt schlafende Völkermasse nach zwei verschiedenen Gegenden angezogen. Wird ein Zug der stärkere, so muß sich dort ein Verhängniß für Oestreich sowohl als für Rußland bereiten. Bedenklich, ja mit Besorgniß muß die regierende Kraft Oestreichs den Moment herankommen sehn, wo sie ihre Herrschaft im Süden ausdehnen muß, um dort wenigstens ein abgeschlossener Staat zu werden. Lüstern und vorsichtig wartet Rußland auf den Tag, wo sein Interesse gebieten wird, über die Berge von Bosnien und Montenegro herüber in das adriatische Meer zu greifen. Das letzte Jahr hat die Serben nur scheinbar dem Czar näher gebracht. Seine Orden und sein Gold sind auf die Führer der Südslaven gefallen, aber in die Seelen der wilden Krieger fiel in diesem Kampf auch ein, freilich sehr verkümmertes Ideal von bürgerlicher Freiheit, welches sie von Rußland entfernt. Die revolutionäre Gährung ist bei den Südslaven nur unterdrückt, nicht beendigt. Niemand kann wissen, wem zu Liebe oder Haß die Launen und Leidenschaften dieser Völker nächstens aufglühen werden, sicher ist nur, daß das Auflodern derselben Rußland antreiben muß, sie um jeden Preis zu unterdrücken. Und ferner ist sicher, daß jede Besitzveränderung an dem morschen Gebäude des türkischen Reiches für Europa das Signal zu einem entscheidenden Kampfe wird, wahrscheinlich aber, daß die jetzige Generation diesen Kampf noch erleben wird. Wen deshalb das romantische Dunkel nicht lockt, welches über den fast unbekannten südslavischen Ländern liegt, den möge die politische Wichtigkeit, welche sie für uns selbst haben, veranlassen, sich mit ihnen zu beschäftigen. Wir können für diesen Zweck kein besseres Buch empfehlen, als das vorliegende. Es ist demüthigend für uns Deutsche, die wir Grenznachbaren jener Unbekannten sind, daß es ein Engländer sein muß, welcher uns bei ihnen einführt. Ist

doch englische Auffassung der Geschichte und fremden Volkslebens so häufig besser und verständiger als die unsere. Auch hier finden wir einen Mann, der ein gutes Auge für das Charakteristische hat, genau und scharf beobachtet und alles Einzelne unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen weiß, wie es dem Sohn einer starken Nation, welche sich der Herrschaft über die Erde rühmt, geziemt. Das Werk enthält nach einer kurzen Einleitung über Ursprung und Entwicklung des slavischen Stammes, zuerst die Beschreibung der Reise längs der dalmatischen Küste, dann Ausflüge in das Innere bis nach Montenegro, und wieder in das Narentathal der Herzegowina. Was ein geübter Tourist, welcher gute Kenntnisse mitbringt, beobachten kann, erzählt der Verfasser in klarer und ruhiger Darstellung. Die Landschaft, die Menschen, ihre Persönlichkeit, ihre Bildung, ihr Gemüth, ihre politischen Verhältnisse, Sagen, Gebräuche, die Spuren der Vergangenheit, alles wird scharf und gut gezeichnet. Auch die Hülfsquellen des Landes, den Culturzustand, Production und Consumtion hat der praktische Engländer in's Auge gefaßt. Eine Fülle von Material und eine große Menge von kleinen pikanten Schilderungen, Erzählungen und Sagen unterbrechen die graden Linien der Reiseroute. Mit besonderer Vorliebe ist Peter Petrowich Negosch, der Vladika von Montenegro, geschildert, unsere Leser mögen sich dabei an ein Portrait von ihm erinnern, welches die Grenzboten in Nr. 28. des vorigen Jahrganges brachten, in welchem er so gut nicht wegkommt. Am meisten aber danken wir dem Reisenden für seinen Ausflug in die Herzegowina, das Meiste von dem, was er oft in kleinen Bemerkungen über diesen wunderlichen Erdfleck mittheilt, ist ganz neu; es ist ein Terrain, welches er für unser Wissen erobert hat. — Den Schluß des Werkes bildet eine Geschichte Dalmatiens von Ankunft der Slaven bis zum Frieden von 1814, in welches Bruchstücke von venetianischen Tagebüchern und Actenstücken aus dem sechzehnten Jahrhundert (nach den „documenti Storici" von Solitro) eingewebt sind und darauf eine Geschichte des berüchtigten Seeräuber-Volkes, der Uskoken, welche nach Minucci und Paolo bearbeitet ist. Der gebildete Uebersetzer hat Recht gethan, diesen Theil des Werkes zusammenzuziehn, da die Absicht des Verfassers ohnehin nicht gewesen war, mit gelehrter Kritik den unsicheren Quellen und mangelhaften Hilfsmitteln, welche wir für eine Geschichte Dalmatiens besitzen, zu Leibe zu gehn. — Auch der verstorbene H. Stieglitz hat ein Buch über Dalmatien geschrieben, er hat die merkwürdige Geschicklichkeit besessen, in einem ganzen Band fast nichts Verständiges über ein Land zu sagen, wo bei jedem Schritt etwas Interessantes und Nützliches zu finden ist, hier ist das Gegentheil. Es sind wenig Seiten in dem Buch, aus denen man nicht irgend etwas Interessantes und Lehrreiches heraushol. Jeder Deutsche mit erträglichen Kenntnissen würde Einzelnes gründlicher und genauer beobachtet haben, aber wir haben doch sehr wenig Reisende, welche ein ähnliches Buch zu schreiben im Stande sind. Wir waren bis jetzt auf Reisen zu leicht, entweder phrasenreiche Schöngeister oder Klatschweiber oder Pedanten, noch sind gute Augen und bewußte Kraft sehr selten bei unseren Touristen; sie sind freilich auch nicht gar zu häufig bei denen, welche zu Hause bleiben.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Druck von Friedrich Andrä.

Ein Besuch des Kaiser Nikolaus in Warschau.

In Warschau hatte sich das Gerücht verbreitet, der Kaiser werde mit seiner Gemahlin und dem Großfürsten Constantin in Kurzem die Stadt besuchen und vielleicht einige Wochen verweilen. Man traute anfangs dem Gerücht wenig und glaubte, es sei dem Gehirn eines Spions entsprungen, der durch dasselbe einen Fang zu machen gedenke. Gleichwohl war es Tagesgespräch, die Ladendiener unterhielten sich darüber in den Comptoirs, die Bürger controlirten im „Warschauer Kurier" den Artikel „Petersburg," in öffentlichen Lokalen wurde halblaut gefragt: „Ist es wahr, daß Jemand von Petersburg kommen soll?" und die Spione riefen mit lauter Stimme in den Kaffeestuben: „Meine Herren, wissen Sie schon, daß der Kaiser kommt?" Es ist ein Glück, daß diese Agenten dreister als andere Leute über Kaiser und Regierung sprechen und sich dadurch erkennbar machen. — Im Allgemeinen schenkte man dem Geschwätz wenig Glauben und es begann wieder zu verklingen. —

Plötzlich aber hörte man die Spione in den öffentlichen Häusern verkünden: „Meine Herren, was man gesagt, ist eine Lüge gewesen: der Kaiser wird nicht kommen." Nun wußte man gewiß, daß der Kaiser kommen werde, denn die Manier der Behörde, das Publikum so zu täuschen und irre zu führen, war alt und bekannt. Warschau wurde auf's Neue verdrießlich, um so verdrießlicher, als man in des Fürsten Paskiewitsch gemißbilligter allzu milder Verwaltung einen Grund für die Reise des Kaisers zu finden glaubte. Bald kamen Bestätigungen. Zunächst befahlen die Zirkelcommissäre den Hausbesitzern der Hauptstraßen, „ihre Häuser in gutes Ansehn zu versetzen." Dieser Befehl wurde mit der russischen Beamten eigenen Brutalität ertheilt. Binnen fünf Tagen sollten alle Häuser der „neuen Welt," der „Krakauer Vorstadt," der „Mazuren" und anderer Straßen, welche den Weg vom königlichen Schlosse nach dem Lustschloß Lazienki bilden, theils bestens gesäubert, theils neu angestrichen sein. Widerspenstigkeit war nicht zu erwarten, aber auch die Saumseligkeit bedrohete man mit Gefängnißstrafe. Ob die Hausbesitzer sich Maurer und Zimmerleute durch Zauberei so plötzlich herbeischafften, oder selbst Pinsel und Winkelmaß ergriffen und Gerüste bauten, ob sie die

Geldmittel dazu besaßen oder nicht, der Befehl mußte erfüllt werden, keine Ausrede galt. Gleichwohl reichte bei der Ausbesserung oder Erneuung manches Gebäudes die zugestandene Frist nicht zu und die Commissäre freueten sich, einige Gulden Ordnungsstrafe in die Tasche stecken zu können. Natürlich knirschte man mit den Zähnen über die Anmaßung der Behörde, allein darnach frug diese nicht, und hätte in der That sich mit nichts als Fragen zu beschäftigen, wenn sie auf alles Zähneknirschen achten wollte, das sie veranlaßt.

Die Geschäftigkeit in den Haupt= und ihren Nebenstraßen war sehr groß. Die Straßenreinigungscompagnie war in feuriger Thätigkeit, und lud in den Nebenstraßen die seit Monaten liegen gebliebenen Kehrichthaufen auf — welche in einigen Theilen Warschaus, z. B. dem Rzypow, dem Poczcow, sich seit vielen Jahren zu solchen Mistmassen aufgesammelt haben, daß an eine Wegräumung gar nicht gedacht werden kann *), — während sie die Hauptstraßen von Schutt reinigte und die Mittelwege, welche chaussirt sind, mit Wasser benetzte, welches in großen mit einem Sieb versehenen Wasserkannen herbeigefahren wurde.

Die Leute dieser schmutzigen Compagnie, welche als Uniform graue lange Kittel und eine graue Mütze mit rothem Streif tragen und daher einige Aehnlichkeit mit den Bewohnern der deutschen Zuchthäuser haben, sind nur Polen und zwar größtentheils Söhne anständiger Familien, welche durch die russischen Adelsdeputationen 1832, 33 und 34 ihres Adels verlustig gegangen und dadurch dem Schicksal verfallen sind, als Gemeine ihre Militärpflicht erfüllen zu müssen.

Der geschäftige Wirwar in den Straßen wurde um vieles durch eine — wie man mir sagte vom Fürsten Paskiewitsch angeordnete — allgemeine Jagd auf die Bettler vergrößert. Warschau ist von Bettlern so voll, wie vielleicht keine andere Stadt. Die große Menge von Eigenthumsconfiscationen, die Verdrängung unzähliger Individuen von öffentlichen Posten bei dem Eintritte der russischen Tyrannei nach 1831, die Einziehung vieler Pensionen nach der Revolution und andere Ereignisse haben das gewaltige Heer von Bettlern erzeugt. An den Freitagen ist eine Schätzung desselben leicht möglich, denn an diesen befindet es sich in einer fast geordneten Bewegung. Haufen nach Haufen, Compagnie nach Compagnie macht denselben Kreislauf von Kaufladen zu Kaufladen wandernd. An anderen Tagen findet man die sauberen Gesellen in den Eingängen der Restaurationen und der Kirchen aufgestellt. Ich hatte eines Sonntags mir die Beschäftigung gemacht, vor einigen Kirchen die Bettler und Bettlerinnen zu zählen. Vor der Marienkirche zählte ich 61, vor der Franziskanerkirche 63, vor der oberen

*) In einer solchen Kothmasse versank ehedem das Pferd des Großfürsten Constantin so, daß es herausgehackt und gehoben werden und der durchlauchtigste Reiter absteigen und durchwaten mußte. Ergrimmt dictirte er dem nächsten Haus= oder Hüttenbesitzer eine Knutenstrafe, welche für diesen eine Todesstrafe wurde.

Heiligenkreuzkirche 147 und in dem langen Eingange der unterirdischen Heiligenkreuzkirche, in welcher die Leichen eines Buchdruckers und eines andern Bürgers zur Schau aufgestellt waren, 39. Die Zahl der Kirchen beträgt aber 40, und man kann so leicht berechnen, daß Warschau in Betreff des niedrigsten Proletariats mit jeder europäischen Stadt wetteifern kann. Die Bettler geben den Straßen freilich kein reizendes Ansehn, allein sie gehören doch zur Wahrheit Warschaus. — Deshalb wurde auf die unglücklichen Bettelleute von den Kosaken in allen Straßen eine förmliche Jagd gemacht. Hier und dort flüchteten sie in die Hausdurchgänge und wurden gewaltsam herausgeschleppt, selbst das Asylrecht der Kirchenthüren wurde unbeachtet gelassen, und in den Vorstädten wurden sie aus ihren düstern Höhlen herausgeholt und in Haufen von zwei bis dreihundert Personen, umringt von reitenden Kosaken, aus der Stadt transportirt. —

Ueber Tag und Stunde der Ankunft des Kaisers wußte im ganzen Lande außer den höchsten Beamten Niemand etwas, und frug man einen von diesen: wann wird die Majestät kommen? so erhielt man regelmäßig die Antwort: „gar nicht, gar nicht! es ist ein albernes Gerücht, welches ausgesprengt worden ist.“ Doch straften sich die Beamten durch ihre eigenen Maßregeln Lügen. Denn Jedermann wußte, daß die Verordnung an die Thorcontroleurs, keinen Menschen ohne einen Paß in Warschau einzulassen, eine zuverlässige Ankündigung des Kaisers war. Die Reisen des Kaisers in seinem Reiche haben eine Methode, welche sie dem Publikum nie eher recht bekannt werden läßt, bevor sie vollbracht sind, und die Methode hat einen Zweck, über welchen man nicht lange nachzusinnen braucht.

Am Donnerstag bemerkte man plötzlich, daß die russischen Soldaten aus ihren langen kuhhärenen Kitteln herausgeschält und in farbige Uniformen eingeknöpft worden waren. Zugleich sah man an allen Ecken der Hauptstraßen, an welchen sich kein Budnikspoften befand, einzelne Soldaten als Wächter aufgestellt. Die Zahl der Kosaken und Gensdarmenpatrouillen war mindestens verdreifacht, denn auf Tritt und Schritt begegnete man ihnen. Allgemein wurde behauptet, entweder sei die Majestät schon eingetroffen, oder werde heute eintreffen. Endlich, am andern Tage verkündete ein mächtig langer Freudenartikel des „Warschauer Kurier,“ verkündeten Anschlagzettel und Ausrufer, welche mit helltönenden Klingeln durch alle Straßen eilten: „Der Kaiser ist da!“ Der „Kurier“ und die „Russische Zeitung“ jauchzten und versicherten, daß die ganze Einwohnerschaft in Entzücken und Seligkeit schwimme. Ich habe nichts davon wahrnehmen können, als daß die Bürger mit ziemlich mürrischen Gesichtern hinter den Fenstergardinen vorguckten, die Restaurationen viel leerer als sonst waren, und viele arme Teufel, die durch die Revolution um Posten oder Pensionen gekommen waren, mit Petitionen durch die Straßen eilten, was bei einer jeden Anwesenheit des Kaisers

der Fall ist und einem Boshaften als Beweis dienen kann, daß auf die Petitionen wenig Rücksicht genommen wird.

Der Kaiser befand sich mit seinem Sohne im Lustschloß Lazienki. Warum nicht in dem königlichen Schlosse in Warschau? „Kein Czar darf in einem Hause übernachten, in welchem ein Mord begangen wurde, der Senat gestattet es nicht!" so lautet die Antwort der Warschauer. Sicher ist, daß der Kaiser seit der Revolution nie mehr das Belvedere, das Lustschloß seines Bruders Constantin, bewohnt hat. Man weiß, daß dort bei dem Ausbruch der Revolution durch die Studenten und Fähnriche der Vicepräsident Lubowicki niedergestoßen und der General Legendre ermordet wurde; und erzählt noch mehr über die Schrecken des Orts als man weiß.

Das Lustschloß Lazienki befindet sich eine halbe Stunde im Süden von Warschau auf dem flachen linken Weichselufer. Sein Erbauer war der letzte polnische König Stanislaw August. Das Schloßgebäude in italienischem Styl steigt wie das Werk eines Zauberers aus einem See empor, der sich vor ihm und hinter ihm eiförmig ausstreckt und durch zwei überbrückte Kanäle verbunden ist. Auf dieser kleinen Insel steht das Schloß, ein Springbrunnen, Orangerie und viele kolossale Statuen ohne Kunstwerth. Ein außerordentlich großer Park von riesenhaften Ulmen, Eichen und Buchen, den unzählige Wege durchschneiden und in dessen dunkelem Gebüsch sich viele Hauptwachen verbergen, umgibt die Insel. Dieses Schloß, seit der Revolution das Absteigequartier des Kaisers, ist in der That das einzige bewohnbare Besitzthum der Krone, welches nie durch Blut befleckt worden ist.

Die Amtsstunde des glücklichen Tages schlug; da stürzten aus allen Zirkelcommissariaten Heere von Polizeidienern von Haus zu Haus mit dem Befehle: am heutigen, dem zweiten und dritten Abend von der Dämmerung an bis mindestens nach 11 Uhr Nachts sind die Gebäude wegen der Anwesenheit Sr. Majestät bei strenger Strafe zu illuminiren. Und die Hausbesitzer und Miethbewohner wußten nur zu gut, daß mit der Androhung nicht gescherzt werde, daß Widerspenstigkeit und Saumseligkeit mit dreißig Gulden Strafe und im Wiederholungsfalle mit Gefängniß gerügt wurde.

In den ersten Jahren nach der Revolution hatten diese erzwungenen Huldigungen noch mit großer Widerspenstigkeit zu kämpfen. Viele Polen, ja auch mehrere deutsche Bürger waren zur Erleuchtung ihrer Fenster nicht zu bewegen. Sie wurden vor Gericht geladen, verweigerten die Erlegung des Strafgeldes, dieses vervielfältigte sich durch die fortgesetzte Widerspenstigkeit bei einigen bis zu hohen Summen und endlich nahm sie die Behörde in Haft, pfändete aus und ging sogar so weit, das Grundstück eines gewissen Trygowski zu verkaufen. Jetzt werden die Illuminationen schon sehr glänzend und der Warschauer Kurier kann dem Ausland weiter verkünden: „„die Liebe und Verehrung des kaiserlichen Hauses sprach sich in der glänzendsten und allgemeinsten Erleuchtung der Stadt auf

das Unzweifelhafteste aus."" In Wahrheit aber spricht sich stets darin nur die Schamlosigkeit eines Despotismus aus, von dem wir in Deutschland keinen Begriff haben.

Der Tag verging unter Tumult. Das Militär erfüllte die Straßen und die Illuminationsvorbereitungen an den öffentlichen Gebäuden verursachten ein Gehämmer und Getöse, als ob alle Handwerker der Stadt ihre Werkstätten auf die Straße gerückt hätten. Mit der Dämmerung aber begannen die Fenster, Zimmer und Hofgitter sich zu erleuchten. Eine so vollständige Illumination möchte niemals in Deutschland vorgekommen sein. Es war ohne Ausnahme jedes der Straße zugewendete Fenster erhellt, denn die Polizeipersonen führten die strengste Controle. Sie gingen von Haus zu Haus und wo sie etwa noch ein dunkeles Fenster gewahrten, waren sie beeilt mit harten Worten den Wirth oder Miethbewohner auf seine Pflicht aufmerksam zu machen.

Die niedrigsten Klassen der Einwohnerschaft ermangelten nicht die Straßen zu beleben, von einem öffentlichen Staatsgebäude zum anderen zu ziehen und zum hundertsten Male mit gleichem Blödsinn die riesenhaften Huldigungsanstalten anzustaunen und zu bejauchzen. Die ganze Rotunde des Staatsbankgebäudes war durch eine Halle von vier 56 Fuß hohen Lichtsäulen verdeckt, zwischen denen ein ungeheures N. (Nikolai) unter einer entsprechend großen Lichtkrone brannte; sechs buntfarbig brennende Streifen zogen zur Rechten und zur Linken über die ungeheueren Seitengebäude hin. Diese Decoration des Bankgebäudes hatte nicht weniger als 16,000 Lampen und an 100 Talgkessel erfordert. Gleich reich waren die Schatzcommission und andere Staatsgebäude decorirt. Städtische Amtsgebäude hatten es natürlich auch nicht fehlen lassen, doch standen sie jenen Gebäuden um etwas nach, deren Kassen das Glück genossen, vom Kaiser die seinigen genannt zu werden. Es war eine Huldigung, welche der Kaiser sich selbst brachte, sie glich der bunten Schleife, welche sich ein Mädchen vor dem Spiegel in das Haar knüpft.

Die Kosten, welche solche Illuminationen verursachen, belaufen sich auf ungeheure Summen. Professor Wiede in P. hat sich ein Mal die Mühe gemacht, sie so genau als möglich zu berechnen, und gefunden, daß die Illumination sämmtlicher Staatsgebäude des Königreichs im Laufe jedes Jahres durchschnittlich der Staatskasse 1½ Million Gulden Kosten verursacht. Die Opfer, welche das Volk des Königreichs an diesen bei Strafe anbefohlenen 15 bis 18 leuchtenden Huldigungen des Jahres directerweise zu bringen hat, mögen nicht geringer sein. Ein einziges Fenster nur funfzehn Mal des Jahres vorschriftmäßig mit zwei Lichtern, jedes nur zu 6 Pfennigen, erleuchtet, verursacht schon eine Ausgabe von ungefähr ½ Thaler. Nun zähle man die Fenster der Städte. Man hat oft gesagt, in Rußland herrsche zwar Ungerechtigkeit und Gewalt, aber kein Steuerdruck. Allein diese

unfreiwilligen Huldigungen sind für die Städtebewohner eine Steuer, die wohl jede deutsche Steuer an Schwere übertrifft.

Durch die Straßen der Stadt wallend, fiel einem ein einziges Haus wegen der allzu geringen Theilnahme an der allgemeinen Huldigung auf. Es war das Hôtel des preußischen Generalconsuls Niederstädter in der krakauer Vorstadt. Auf dem eisernen Hofstacket brannten in vier schlechten Blumentöpfen vier kleine Talgflämmchen; sie fielen mehr auf als die schönste Erleuchtung. Das Haus des östreichischen Consuls dagegen war durch alle Fenster erleuchtet, ein Ausdruck der nachgebenden östreichischen Gemüthlichkeit, wie das des Herrn von Niederstädter ein Ausdruck des kalten preußischen Sarkasmus.

Uebrigens waren die Straßen der Stadt nicht von Menschen überfüllt, denn die meisten waren gleich bei Eintritt der Dämmerung nach Lazienki gezogen, wo der Kaiser war und Freischau in Amphitheater stattfand. An diese gnädige Verkündigung des Freitheaters war aber eine Bedingung geknüpft: „Niemandem wird der Zutritt zum Amphitheater gewährt, der sich nicht eine Karte vom Municipalgericht ausgewirkt hat."

Der Ungestüm der Masse bei der Bewerbung um Freikarten war so groß, daß das Geländer an der untern Treppe des Municipalgerichts wegbrach. In Folge dessen fanden sogleich dreizehn Verhaftungen und verschiedene unmittelbare Mißhandlungen von Seiten der Polizeipersonen statt. Eine kleine Episode des Huldigungsjubels, von der ich Augenzeuge war.

Wer die bessere nichtrussische Gesellschaft Warschaus kennen zu lernen Lust hatte, dem bot an jenem Abende das „Theater für Verschiedenheit" Gelegenheit; denn Alles, was einen Beweis davon geben wollte, daß es derartige Huldigungsfeste zu würdigen wisse, befand sich in diesem, nicht aber beim Lustschlosse Lazienki. Und hier fiel der preußische Generalconsul wieder auf. Während alles Hohe und Höchste von der russischen Bevölkerung, der ganze Beamtenstand und die Herren der diplomatischen Corporation nach Lazienki strömten, um dem Kaiser zu huldigen, saß Herr v. Niederstädter recht gemüthlich in genanntem kleinen Stadttheater, und erfreute sich an der Ueberzeugung, heute mehr als an andern Abenden von dem Publikum gesehen zu werden.

In Lazienki war den ganzen Tag große Audienz gewesen. Die öffentliche Festlichkeit aber hatte ebenfalls mit der Dämmerung begonnen. Die Illumination, welche ich hier gesehen, übersteigt an Großartigkeit alles Aehnliche, was mir je vorgekommen ist. Die unzähligen Parkwege waren alle mit hohen doppelten Geländern besetzt, welche mit tausenden von brennenden Lampen behängt waren. Alle Strecken weit waren in diesen Wegen hohe brennende Pforten und riesenhafte Figuren, Kreuze, Sonnen, Sterne, Kränze 2c. aufgestellt. Auf den brennenden Namenszug des Kaisers und des Großfürsten stieß man unzählige Male, das Schloß selbst war auf seinen Zinnen durch flammende Pechkessel erleuchtet,

das ganze Seeufer mit einer Menge von buntfarbigen Lampenlinien besetzt, die Brücken waren von Licht übergossen, und einzelne riesenhafte Bäume so mit Lampen behängt, daß sich die Zweige unter der Last dieser seltsamen Huldigung beugten. Sogar die Reiterstatue des Königs Sobieski war gänzlich unter einem ungeheuern Illuminationsgerüste vergraben, und jeden mußte die bittre Barbarei beleidigen, mit welcher die glänzendste polnische Erinnerung durch jämmerliches Flitterwesen entweihet wurde. In Berlin steht Napoleons Statue im königlichen Museum auf einem Ehrenplatz; in Rußland versteckt man das Bild Sobieski's. Freilich ist Napoleon todt und Sobieski lebt noch.

Vor dem Schloßgebäude befanden sich drei Militärmusikchöre, welche abwechselnd ihre Stücke vortrugen. Unmittelbar vor der Glasthür des Speisesaals in welchem die vornehmsten Würdenträger tafelten, führte ein fünf Personen starkes Sängerchor seine Künste aus. Die Sänger waren gemeine russische Soldaten und ihre Kehlen schienen den Branntwein des Lagers nicht gemieden zu haben. Sie sangen ihre Nationalweisen nur durch die Fistel und in der möglichsten Höhe, so daß ihre Vorträge für einen Nichtrussen ziemlich widerlich wurden. Dazu kam eine originelle Geberdenbegleitung und das Nachspiel, welches aus einer Menge von Verbeugungen, Wendungen und allerhand grotesken und possenhaften Körperverrenkungen bestand. Man wurde durch diese Sänger an die Festgebräuche der Huronen erinnert. Bei den vornehmen Russen aber sind diese Nationalsänger außerordentlich beliebt und bei ihren großen Festen darf der Tafel ein solches Corps nicht fehlen. Der Kaiser Alexander schätzte den abscheulichen Gesang dieser Nationalsänger so hoch, daß er dem verstorbenen Könige von Preußen ein Geschenk mit einer Gesellschaft derselben machte. In Berlin aber konnte man ihrem Gesang und Possenspiel keinen Geschmack abgewinnen und hielt es in späterer Zeit für verständig, ihnen statt der Kapelle einen Kartoffelacker zur Bewirthschaftung anzuweisen. —

Das Publikum war in so großer Masse vorhanden, daß man vor dem Schlosse und auf anderen Hauptplätzen erdrückt zu werden fürchten mußte. Wenn man die russischen Beamten und Kaufleute, die polnischen Spötter und die deutschen Neugierigen abrechnete, hätte man es „die üble Gesellschaft von Warschau" nennen können. Und die vielen neuerbauten Hauptwachen! Sie waren eine böse Zugabe zu dem lärmend fröhlichen Volksfest. Der Unaufmerksame sah sie nicht, denn man hatte sie versteckt und überdies ging in ihrer Nähe die Illumination zu Ende, so daß sie Selbstschüssen glichen, die man in den düsteren Winkeln der Gärten unter Blättern anbringt. Am heutigen Abend hatten sie eine doppelte Besatzung, und außerdem war die Mannschaft der nahen Cavalleriekaserne consignirt und zum Aufsitzen bereit, so daß der glückliche Ablauf des Huldigungsfestes — hier war es recht eigentlich ein Selbsthuldigungsfest — durch circa 3000 Mann verbürgt wurde.

Gegen acht Uhr wälzte sich der größte Theil des Publikums nach dem Amphitheater. Dies steht auf dem nördlichen Seeufer ungefähr zweihundert Schritte von dem Schlosse entfernt. Die Plätze der Zuschauer befinden sich auf etwa sechs Terrassen, welche zu der Höhe von 40 Fuß aufstiegen und von einer Anzahl ungeheuerer sehr künstlicher Kreuzgewölbe getragen werden. Der ganze Bau bildet einen Halbkreis, ist nicht überdeckt und entbehrt, einige sehr schlechte Sandsteinstatuen abgerechnet, jedes Schmuckes; imponirt aber doch durch seine majestätische Größe. Der tiefste innere Raum desselben, dessen Bänke aus farbigem Marmor gemeißelt sind, dient ausschließlich dem Kaiser und dem Fürsten Paskiewitsch. Dicht vor ihm fällt das Ufer schön gemauert in den See hinab. In diesem liegt eine kleine Insel und auf dieser erst die Bühne, deren Deckgewölbe von den lebendigen Blättern hoher herrlicher Ulmen gebildet wird.

Man gab eine der Schauopern mit großem Ballet, welche in neurer Zeit eigens für dieses Theater fabrizirt worden sind: „Die Rettung der Verwünschten." Zuerst erschien eine einzelne Person, der erste Liebhaber und Held. Er sieht sich auf ein menschenleeres Eiland geschleudert, beklagt vor Gott sein jämmerliches Schicksal und gelobt, sich nie an dem Reize holder Frauen zu erfreuen, wenn er nur aus dieser traurigen Einsamkeit erlöst werde. Siehe, da naht ein Schiff, bis in die Spitzen der Maste hinauf mit unzähligen bunten Lampen illuminirt. Es trägt eine zahlreiche Bevölkerung, welche zum Theil in phantastischer Gruppirung und Stellung hoch oben im Tauwerk hängt. Es läuft in die Bucht, den schmalen Seearm zwischen der Insel-Bühne und dem eigentlichen Amphitheater ein, und das Schiffsvolk springt freudenvoll auf das Eiland. Nun beginnt die eigentliche dramatische Handlung. Jener unglückliche Robinson, der jetzt aus seiner schrecklichen Einsamkeit erlöst wurde, ist in seinem Gelübde nicht taktfest; kaum hat er ein reizendes Mädchen von der neuen Gesellschaft erblickt, als er sich zum Sterben in sie verliebt, ihr mit Fußfall huldigt und sie bewegt, sich ihm zu versprechen. In dem Augenblicke, wo dies geschieht, erbleicht die Braut und stirbt mit rosenfarbenen Wangen. Ihre Freunde und Freundinnen, welche sie für ihren Glücks- und Leitstern gehalten haben, gerathen darüber in maßlosen Jammer, ziehen ihr illuminirtes Schiff wieder heran und fliehen das unheilvolle Eiland. So befindet sich denn jener unglückliche Robinson wieder in seiner schrecklichen Einsamkeit. Ein einziges menschliches Wesen, seine Braut, ist bei ihm, aber sie ist todt. Da beschwört er wieder den Gott, den Himmel und siehe, es steuert dasselbe illuminirte Schiff wieder aus dem Meere daher, aber jetzt schweben auf ihm schwarze Gestalten, die für ein Leichenbegängniß passen. Sie besteigen das Eiland, umringen die Leiche, die auf einer Moosbank liegt, und da ein Weiser, den sie bei sich haben, an den rosigen Wangen der Leiche gewahrt, daß sie keine wirkliche Leiche, sondern nur wahrscheinlich aus Liebe in eine Erstarrung versunken ist, so entfallen allen Umstehenden plötzlich die Trauermäntel und man erblickt das

Personal des Ballets in festlichem zum Theil sehr wenig schamhaftem Kostüm. Das Ballet beginnt. Durch die zauberhafte Wirkung desselben erwacht die Leiche und nun bewegt sich der Tanz um das glückliche Liebespaar, bis endlich Amor alle seine Pfeile an demselben verschossen und Hymen sein Oel auf dasselbe ausgegossen hat. —

Der Kaiser selbst wohnte dieser dramatischen Vorstellung nicht bei. Und so viele gleiche Feste wegen seiner Anwesenheit seit der Revolution stattgefunden haben, nie hat er an einem persönlich Theil genommen. Seine vorsichtige Zurückhaltung hätte doch die ungeheure Wachtmannschaft, welche in den Kreuzgewölben unter dem Amphitheater aufgestellt war, unnöthig gemacht. Sie bestand aus etwa zweihundert Infanteristen, die nicht blos die Bajonnette aufgesteckt hatten, sondern auch mit einer ganz ansehnlichen Parthie scharfer Patronen versehen waren. —

Unmittelbar nach der dramatischen Vorstellung wurde ein Feuerwerk eröffnet, so großartig, wie man es nur in Petersburg und Warschau findet. Zwei über's Kreuz steigende Garben von je 500 Raketen machten den Anfang. Ein und eine halbe Stunde lang vertrieben sich gegenseitig die Erscheinungen von Erdwürfen, Höllenschwärmern, Raketengarben, Feuerrädern, Leuchtfeuerkränzen und feurigen Figuren, die bald als Schwimmvögel auf dem See daherkamen, bald als Drachen oder Gespenster durch die Luft zogen. Ich hörte die Unkosten dieses Feuerwerks auf 13 bis 15,000 Thaler schätzen. Bedenkt man, daß bei jedem in den Sommer fallenden Hoffeste in Lazienki ein solches Feuerwerk abgebrannt wird, so findet man, daß die Verherrlichungen des Kaisers nicht ganz billig sind. Es brannten nahe an drei Millionen Lampen. An Oel dazu hatte ein bekanntes Geschäft B—, 205 Tonnen liefern müssen und davon wird nichts übrig geblieben sein. Die Kosten des ganzen Festes aber schlug man auf 1,700,000 Gulden an.

Diese Kosten trägt die polnische Staatscasse, nicht aber die kaiserliche Chatouille. Die Huldigungsfestlichkeiten beim Lustschloß Lazienki wurden durch die Quartiersteuer gedeckt. Als der Kaiser Nicolaus zum ersten Male nach der Revolution in Warschau erschien, sagte er zu der Deputation von Bürgern, welche ihm nach alter Sitte auf zwei silbernen Tellern Salz und Brot überreichte und um eine milde Behandlung des Königreichs bat: „erzieht Eure Söhne besser, so werden sie einer mildern Behandlung werther sein als Ihr. Ihr sollt mir aus Euern eigenen Mitteln eine Citadelle bauen, die Euch in Ruhe erhalten soll." Durch diese Worte wurde die drückende Quartiersteuer geschaffen, über welche jeder Grundbesitzer Ach und Wehe schrie. Vermittelst der Quartiersteuer hat man bis zum Jahre 1836 die Citadelle von Warschau und die Festung Dauplin erbaut, Brzesclitewski befestigt und Zamosc und Modlin verstärkt. Das aber ist längst geschehen und die Quartiersteuer besteht noch. Seit sie ihren ersten Zweck

verloren, hat man ihr die Huldigungsfeste zum Zweck gegeben und für die Summen, welche sie einbringt, können die kaiserlichen Feste allerdings großartig gefeiert werden, zur Noth noch großartiger, als der Fall. Die verschiedenen Aemter nehmen die Gelder für die Illumination ihrer Gebäude übrigens nicht von der Quartiersteuer, sondern aus ihren Cassen. Die ganze Last der Kosten drückt daher auf das Volk, und wie schwer sie ihm zu tragen ist, davon erhält man einen Begriff, wenn man die übrigen seit der Revolution auferlegten Steuern in Betracht zieht. Um wie viel sie mehr betragen als die Abgaben vor der Revolution, ergibt sich daraus, daß das Königreich damals alle seine Einnahmen nur für sich verwendete und als Entschädigung für die kostspieligen Militärspielereien des Großfürsten Constantin noch 4 Millionen Gulden von Rußland bezog, dagegen es jetzt bei der Erhaltung seiner noch einmal so großen Militärmacht und bei Bestreitung aller seiner Ausgaben noch 4 Millionen Gulden jährlich an Rußland abliefern muß.

Die russische Regierung zwingt nicht nur durch Gesetz und schwere Strafen die Städte, dem Kaiser irgend ein Mal durch Illumination und Feuerwerk eine Freude zu machen, sondern diese Erleuchtungen finden alle Jahre regelmäßig und abgeschmackt häufig statt und zwar ohne Rücksicht darauf, ob er anwesend ist oder nicht. Daher illuminirt an den russischen Gallatagen nicht blos eine Stadt des Reichs, die Residenz oder diejenige, in welcher sich gerade der Kaiser befindet, sondern eine jede, in welcher eine kaiserliche Behörde sitzt, also gewissermaßen das ganze Reich.

Daß diese Festfeiern keine Liebesbeweise des Volkes sind, bezeugte der Kaiser selbst durch sein Verhalten. Er ließ sich nirgend blicken. Während des Feuerwerks waren Aller Blicke auf die offenen Glasthüren des großen Saales im ersten Stockwerk des Schlosses gerichtet. Man wußte, in diesem Locale befand sich der Kaiser. Allein nicht einmal sein Schatten wurde sichtbar, an der Festtafel im Parterresaale saß eine Masse von Generälen und anderer Großen, auch der Fürst Paskiewitsch, allein der Kaiser nicht.

Mit dem Schluß des Feuerwerks trat der letzte Act des Festes ein und er harmonirte vortrefflich mit den übrigen Acten. Alle Polizeicontroleurs und Polizeidiener, welche sich im Publikum befanden und jetzt vor dem Schloßgebäude und an den Brücken Stellung genommen hatten, brachen plötzlich in das Geschrei aus: „nun nach Hause, allons nach Hause.“ Das Publikum eilte Lazienki zu verlassen. Das Gedräng in den schmalen Gängen und auf den Brücken war entsetzlich, und stopfte die Fluth der Menschen; desto mehr aber drängten die Polizeipersonen, welche zuletzt Soldaten von der Infanterie zur Hilfe gezogen hatten. Ihr Betragen war skandalös. In Deutschland würde man diese Leute mit Ohrfeigen bessere Sitte gelehrt haben, hier erhielten viele Personen Kolbenstöße und Ohrfeigen von Seiten der Polizei.

In Zeit von einer halben Stunde hatte das flüchtende Publikum den Schloßplatz, den Park und alle übrigen Orte geräumt. Im Schloßgebäude saßen die hohen Offiziere und Beamten zusammen, sonst herrschte in ganz Lazienki wieder die tiefste Stille. Nur die Fußtritte der Polizisten und Wachtposten und das Geräusch der Patrouillen war zu hören. Vierzehn Patrouillen wurden in den Park geschickt, eine funfzehnte hatte einen fortwährenden Kreislauf um die eine Seehälfte, das Schloß und Amphitheater zu machen, eine sechzehnte ebenso über die Sobieskibrücke um die andere Seehälfte; alle Eingänge zum Park blieben mit Wachtposten besetzt. Darauf ging der Kaiser nach elf Uhr ein wenig mit einem anwesenden preußischen General vor dem Schloße auf und ab.

Bei Tage schien der Monarch sich sicherer zu fühlen, als er mit dem Fürsten Paskiewitsch in offener Kalesche durch einige Straßen der Stadt fuhr und sich dabei nur von den fünf Tscherkessen begleiten ließ, welche gewöhnlich die Bedeckung des Fürsten Paskiewitsch bilden. Allein es waren die umständlichsten Vorsichtsmaßregeln getroffen. An den Straßenecken standen einzelne Soldaten als Wachen, in den Hausdurchgängen und Hausfluren kleine Trupps von Soldaten, die vier hohen Wachtthürme der Stadt, welche eigentlich der Feuersbrünste halber erbaut sind, hatten Doppelposten erhalten, alles Fuhrwerk wurde schon mehrere Stunden vor der Durchfahrt des Kaisers aus den bestimmten Straßen gewiesen, und mehr als zwei Personen durften nicht mit einander gehen. Als der Kaiser in der engen Heiligenkreuzstraße der Gräfin Rzewuska einen Besuch machen und doch nicht mit einer auffallenden Bedeckung fahren wollte, hielt man sogar eine Gesellschaft von 2 Personen für gefährlich. Hin- und Rückfahrt des Monarchen fanden außerdem so statt, daß sie einer Flucht glichen. Nie sah ich Jemanden schneller fahren. Natürlich erzählte die russische Zeitung darauf, daß Se. Majestät ohne Bedeckung fahre und sich in der Mitte der Warschauer so sicher fühle als in der Mitte seiner treuesten Diener.

Das ist ein Festgesicht der russischen Tyrannei. Auch Diejenigen, welche in Deutschland über fürstlichen Druck klagen und so gerne von Sklaverei und Schmach predigen, werden es neu und seltsam finden.

Baiersche Politik.

Als im April 1848 für den deutschen Reichstag gewählt werden sollte, rief der Baierkönig Max seinen Baiern zu: „Vergesset auch nicht, daß wir Baiern sind. Ueber tausend Jahre zählt unsere Geschichte. Baiern wollen wir sein und bleiben.“ Am 7. November 1849 hat der bairische Minister Herr v. d. Pfordten, nachdem er acht Monate hindurch für das Zustandekommen des deutschen Bundesstaates in bairischer Weise gewirkt, in der Kammer der Abgeordneten gezeigt, wie die Idee eines solchen Bundesstaates ein Hirngespinnst sei, wie das Ziel der baierschen Politik ganz allein die Ausbildung der vollen monarchischen Souveränität Baierns sein dürfe. Das sagte er am Schlusse seiner Rede über die deutsche Frage. Die Kammer aber gab ihm das verlangte Vertrauensvotum, billigte sein bisheriges Verfahren in der deutschen Sache. Die Baiern haben demnach der Ermahnung ihres Königs insofern Folge geleistet, als sie geblieben sind, was sie gewesen, seitdem es eine deutsche Geschichte gibt, nämlich Baiern.

Was wir aber nicht vergessen dürfen, das ist derjenige Theil der baierschen Dinge, welcher auf der Grenzscheide liegt zwischen Geschichte und Gegenwart. In der Politik ist bekanntlich Nichts gefährlicher als Selbsttäuschung oder, wie solche bei uns Deutschen am allergewöhnlichsten sich darzustellen pflegt, als das Hoffen ins Blaue hinein.

Verfolgen wir die baierschen Dinge während des eben gedachten Zeitraumes und die Schritte der baierschen Regierung in der deutschen Sache, um das Facit zu ziehen, so lautet dieses nicht anders als so: Nicht die Größe und die Macht Deutschlands, sondern die Vergrößerung Baierns, nicht die Einheit Deutschlands, sondern die Vereinigung Deutschlands unter die baiersche Hegemonie, das ist es, was Baiern erstrebt.

Man erinnert sich noch, daß im März 1848 die deutsche Einheit plötzlich umschlug in die Kundgebung des bittersten Hasses der süddeutschen Kleinstaaten gegen Preußen: inmitten des allgemeinen Handelns im Westen und im Osten empfanden dieselben lebhafter als je ihre Unbedeutsamkeit, ihre Unfähigkeit, für sich allein Etwas in der Welt zu thun; und da sie es nicht über sich gewinnen konnten, an dem bereits vorhandenen festen Fundamente fortbauen zu helfen, übten sie gegen dasselbe ihre Kraft, d. h. ihren Neid. So blieben diese Kleinstaaten was sie waren, d. h. Staatenschutt oder Staatenembryos. Nirgends aber war der Preußenhaß, also das Widerstreben — das wissentliche oder unwissentliche — gegen den deutschen Staat, nirgends war der Preußenhaß grimmiger als in Baiern, das doch Preußen so unendlich viel und noch weit mehr sogar als Frankreich zu

danken hat; nirgends ferner wurde dieser Haß von den Einen so zur Schau getragen, von den Andern mit so feiner Berechnung genährt und unterhalten als in Baiern, das sich komischer Weise als einen Nebenbuhler Preußens betrachtet, wie es sich vor hundert Jahren als einen Nebenbuhler Oestreichs betrachtet hat. Dieser Preußenhaß nahm nur für eine Zeit lang das Schiboleth Friedrich Wilhelm IV. an: Monate waren bereits verflossen, nachdem dieser sich unterfangen, den Platz einzunehmen oder einnehmen zu wollen, der ihm von Gottes und Rechtswegen (wenn auch allerdings weder nach dem gewöhnlich sogenannten historischen Rechte, noch nach dem römischen des Herrn Professor v. d. Pfordten) zukäme; nachdem man in München, nach vorhergegangener Bekanntmachung in den Zeitungen — also mindestens mit hoher, obrigkeitlicher Bewilligung — sein Bildniß öffentlich verbrannt hatte; man war längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß der preußische König nur in einem Augenblicke des freudigen Rausches, in dem Zustande der Ueberschwenglichkeit, in den gerade die Besten dazumal am tiefsten sich versenkt hatten, daß er nur in einem solchen Augenblicke sich an die Spitze der Nation gestellt habe: und noch war der Preußenhaß, d. h. die deutschfeindliche Gesinnung, in Baiern derselbe, der er in den Märztagen gewesen; noch heutigen Tages sind Ultramontane und Absolutisten auf Einem Felde mit den Atheisten in Staat und Kirche, wenn es die Darlegung jenes widerwärtigen Hasses gilt.

Man erinnert sich aber auch, wie zu derselben Zeit, als man in Baiern offiziell zuerst die Hände faltete, um zu beten: „Herr, ich danke dir, daß du uns nicht gemacht hast wie diese, sondern zu Baiern, denen du noch neuerdings den König Max geschenkt," man erinnert sich noch, wie zu derselben Zeit in den baierschen Blättern die Rede war von einem südost-, südwest- und norddeutschen Staatencomplex, deren natürliche Häupter Oestreich, Baiern und Preußen seien, wie ja Baiern, trotz seines geringen Umfanges, an Macht Preußen die Wage zu halten vermöge u. dergl. m., man erinnert sich noch daran, und der Kundige hat damals ohne Mühe das Metier derer erkannt, welche jenen Artikeln die Entstehung gegeben, so wie derer, welche Vaterstelle bei ihnen vertraten oder bei ihnen Gevatter standen, obgleich die Namen etwas unleserlich geschrieben waren.

Ungleich wichtiger aber noch, weil ungleich mehr geeignet, Aufschluß zu geben über Baierns Absichten, ist der baiersche Verfassungsentwurf, welcher ganz kurz nach dem Erscheinen des Entwurfes der Siebenzehn „von Baiern" — es ist nicht gesagt: wem — „vorgelegt" wurde. Ein Vergleich dieses Entwurfes mit dem der Siebenzehn einerseits und mit den neuerdings von Baiern an Preußen gestellten Forderungen in Bezug auf den preußischen Entwurf andererseits ist sehr belehrend; ich kann hier natürlich nur einige Andeutungen geben. Der Entwurf der Siebenzehn ist seinem Hauptinhalte nach bekannt, er bildet das Wesentliche in dem Codex, welchen nachmals die „verfassunggebende" Nationalversammlung

lieferungsweise edirt hat. Der baiersche „Entwurf von Grundzügen" wollte einen Reichstag, zusammengesetzt aus den Bevollmächtigten der Einzelstaaten, die an die Instructionen ihrer Regierungen gebunden seien und deren Beschlußfassung und Abstimmung durch Vereinbarung der Einzelregierungen geordnet werde; an der Spitze des Reichstages, also als wirkliche Centralregierung im Gegensatze zu der scheinbaren des Reichstages, ein Directorium, „bestehend aus den Regierungen der drei größeren Staaten Deutschlands." Dagegen wurden die Grundrechte fast unverändert aus dem Entwurfe der Siebenzehn herübergenommen, es wurde also gewährt: Freizügigkeit, allgemeines deutsches Staatsbürgerrecht, Aufhebung aller Binnengrenzzölle u. s. w. Heute stemmt sich Baiern gegen den Wegfall der Binnengrenzzölle, gegen Freizügigkeit, gegen Aufhebung der Familienfideicommisse und gegen eine Reihe anderer freisinniger Artikel des preußischen Entwurfes mit nicht minderer Macht als gegen die preußische Vorstandschaft im Bundesstaate.

Ein Hauptgrund aber, den Baiern geltend macht gegen die Gründung des deutschen Bundesstaates, zu welchem Preußen jetzt die Hand bietet, ist der Ausschluß Oestreichs. Daß mit Oestreich ein deutscher Bundesstaat nicht gegründet werden kann, das wissen wir, und lächerlich würde sich der machen, der heute noch Beweise hiefür bringen wollte. Dazu war vor einem Jahre allenfalls noch Zeit, heute nicht mehr. Es ist heute nicht mehr erlaubt, von der „Schwierigkeit der Lösung der östreichischen Frage" zu reden, weil das gar keine Frage mehr sein kann; es ist nicht mehr erlaubt, von den Schwierigkeiten einer Reise nach dem Monde zu reden, seitdem das Gravitationsgesetz erkannt ist. Mit Oestreich den deutschen Staat gründen wollen, heißt eben nichts Anderes, als der Gründung des deutschen Staates sich widersetzen, die Absicht aussprechen, ihn durch einen Hokuspokus hinweg zu escamotiren oder ihn zu ersetzen durch das alte Reich, durch den alten Bund. — Allein die Staatsmänner, d. h. die gelernten Politiker in Baiern, Würtemberg, Hannover, Sachsen, wissen sie dies denn nicht so gut wie wir? Gewiß wissen sie es, und eben weil sie es wissen, rufen sie Oestreich, Oestreich! In Bezug auf Baiern, mit dem wir es vor der Hand allein zu thun haben, können wir diesen Vernunftschluß durch eine Thatsache erläutern. Im December des vorigen Jahres ließ der bairische Hof durch den Prinzen Karl in Potsdam anbieten, Oestreich aus dem deutschen Bunde wegzulassen, wogegen Preußen das Projekt der Dreiheit, an deren Spitze die Großmächte Preußen und (risum teneatis) Baiern stehen sollten, genehmigen möge. Als aber Preußen hierauf sich nicht einlassen wollte, wurde der Freiherr v. Closen nach Olmütz gesandt, um für die Dreiheit mit Oestreich zu wirken. Seitdem erklärt Baiern Einheit durch „Ganzheit," seitdem ist ein Verräther, wer von einem „Ausschlusse Oestreichs von Deutschland" redet. Denen, die sich auf die Sprache der Diplomatie ein wenig verstehn, hat übrigens Herr v. d. Pfordten bereits vor einem halben Jahre gesagt, was Baiern eigentlich will. In der Sitzung der Abgeordneten vom

4. Juni ließ er sich also vernehmen: „Warum gerade Baiern mit so großer Consequenz darauf beharrt, daß Oestreich der Eintritt in Deutschland offen gehalten werde? Als dritter Staat Deutschlands ist Baiern berufen, zwischen den Interessen der beiden großen Staatskörper zu vermitteln." Ja wohl, ja wohl, Herr v. d. Pfordten! Er war damals noch nicht ganz festgesottener Diplomat, er hatte noch etwas von der Natürlichkeit, die er sich in Leipzig als Rector magnificus zugelegt.

Das also ist uns klar, Baiern will nicht, daß ein deutscher Bundesstaat zu Stande komme. Seit dem Beginn der deutschen Bewegung hat die baiersche Regierung fast unausgesetzt die deutsche Einheit im Munde geführt, während sie fortwährend Ränke gegen dieselbe schmiedete. Als wir noch in's Blaue hinein nach „Einheit" riefen, ohne uns selbst zu verstehen, da sagte Baiern: „Ja, wir wollen die deutsche Einheit, aber vergessen wir nicht, Baiern zu sein, Baiern wollen wir sein und bleiben;" als wir aber aus dem angenehmen Rausche erwacht waren und die phantastische Einheit übersetzten durch „nationalen deutschen Staat," da fing Baiern an „Einheit" zu rufen, Einheit, Ganzheit, kein Deutschland ohne Oestreich, kein Kleindeutschland" u. s. f. Wie schlau!

Nachdem die baiersche Regierung nicht mehr im Stande war, sich ihren Platz in der deutschen Frage „offen" zu erhalten, hat sie sich ihr geradezu feindlich entgegengestellt. Aber was ist es denn endlich, das Baiern will? wenn der Bundesstaat dennoch zu Stande kommt — und mehr als jemals sind wir gegenwärtig berechtigt, solcher Hoffnung Raum zu geben — was will Baiern dann? Baiern will selbstständig, d. h. völlig souverän sein und die Hegemonie mindestens über Südwestdeutschland haben. Es wäre ein Kampf gegen Windmühlen, das Widersinnige solchen Strebens oder solcher Plane widerlegen zu wollen: Diejenigen, welche daran glauben, würden ebensowenig durch bloße Vernunftgründe überführt werden, als Leute, welche die mathematischen Grundsätze nicht anerkennen, von der Wahrheit derselben überzeugt werden würden. Der gemeine Mann in Baiern glaubt nun einmal an jenen Widersinn, und Herr v. d. Pfordten, der getreue Diener seines Herrn, welcher Herr ganz kurz nach seinem Regierungsantritte die Devise: „Ich lasse mich nicht mediatisiren" sich gewählt hat, Herr v. d. Pfordten thut wohlweislich, als ob er daran glaubte. Herr v. d. Pfordten sagt ganz naiv in einer dem Verwaltungsrathe eingereichten Note: „Baiern bedarf des Schutzes nicht." Warum nicht gar! Herr v. d. Pfordten ist zwar nur ein gelernter Professor der Pandekten und braucht als solcher nicht viel Geschichte zu verstehen: aber verdienen denn die Edicte des neurömischen Cäsaren nicht, denen der altrömischen, den Novellen, an die Seite gesetzt, als Anhang ihnen beigefügt zu werden? Und weiß dieser Baier nicht, was diese Edicte für Baiern zu bedeuten hatten? weiß er nicht, daß sie ein Ausfluß des französischen „Schutzes" waren? Und — man verzeihe diese kleine Abweichung von dem zu Anfang aus-

gesprochenen Vorsatze — erinnert man sich denn nicht mehr in Baiern, was man dem Schutze Friedrichs des Großen zu danken hat? Es scheint nicht überflüssig zu sein, Baiern daran zu erinnern, daß dieser Gründer des preußischen Staates den baierschen gerettet hat; ihm hat Baiern zu danken, daß es nicht Böhmen oder Ungarn geworden. Wie? Baiern bedarf des Schutzes nicht? Allerdings ist ein volles Jahrhundert verflossen, seitdem jener traurige Mann den Kammerdienern Ludwigs XV. förmlich den Hof machte, damit sie für ihn ein gutes Wort sprechen möchten bei ihrem Herrn, dessen Schutzes und dessen Gönnerschaft er bedurfte — man weiß warum; allein was ist denn im Laufe dieses Jahrhunderts Ungeheures in Baiern geschehen, welche tiefe eingreifende Reformation oder Revolution hat denn dort in dieser Zeit stattgefunden, um dem Staate ein anderes Fundament zu geben, um ihn umzugestalten? „Baiern bedarf des Schutzes nicht," hat Wrede auf dem Wiener Congresse gesagt, als Baiern soeben erst aus dem französischen „Schutze" entlassen war, weil des Riesen Wucht gebrochen war durch deutsche Kraft; „Baiern bedarf des Schutzes nicht, sagt Herr v. d. Pfordten, wenige Monate, nachdem der pfälzische Aufstand, dessen Baiern nicht Herr zu werden sich getrauete, unterdrückt worden war durch preußische Waffen, welche es angerufen. — Selbst das scheint Baiern vergessen zu haben, daß es dem französischen Schutze mindestens ein Drittel seines Gebietes zu danken habe. Doch vielleicht hat man dieses am wenigsten vergessen, vielleicht erinnert man sich nur bei passender Gelegenheit daran.

Nirgends als in diesem gegenwärtigen Falle gilt in so hohem Grade das Wort: „Wer nicht mit uns ist, ist gegen uns." Von einem völlig selbstständigen, für sich bestehenden Baiern kann nun einmal nicht die Rede sein; kein Mensch, der irgend etwas von Geschichte versteht, der nur einen ungefähren Begriff hat von den Verhältnissen des gegenwärtigen europäischen Staatensystems, keiner selbst, der nur einmal aus seinem engen Kreise herausgetreten ist auf den Markt, wird ein selbstständiges Baiern auf die Dauer für möglich halten — es sei denn, er wäre ein geborner Baier. Glaubt doch selbst die baiersche Regierung nicht fest daran und hat niemals fest daran geglaubt, wie Frankreich und Oestreich bezeugen können. — Noch weniger aber als ein selbstständiges Baiern läßt sich natürlich ein selbstständiges Würtemberg, Hannover, Sachsen denken. Bei dem nächsten Kriege, den wir zu bestehen haben werden, können diese Staaten nicht neutral bleiben. Dann aber kann man nicht mehr fragen, ob deutsch, ob französisch, oder russisch oder türkisch, dann kann man nur noch sein Interesse befragen. Im Kriege hört die Brüderschaft auf, da denkt Jeder an sich selbst. Was in unserem Falle stattfinden wird, das wissen wir nicht, aber eben weil wir es nicht wissen, gebietet die Pflicht der Selbsterhaltung, an den schlimmsten Fall zu denken, sich möglichst auf ihn vorzubereiten, oder doch wenigstens auf ihn gefaßt zu sein. Das Gemüth, das wir Deutschen nun einmal auch in die Politik

mit hinüber nehmen, sagt allerdings „Nein," aber was ist denn in dem letzten Menschenalter bei uns geschehen, das uns zwänge, in diesem Kampfe des Gemüthes und des Verstandes jenem Recht zu geben? Wie? ..... Ich bin der Meinung, daß die deutschen Staaten, die heute noch gegen die Gründung des Bundesstaates Verwahrung einlegen, an solche Möglichkeiten bereits gedacht haben, über den dann zu fassenden Entschluß mit sich bereits im Reinen sind.

Was nun Baiern im Besondern betrifft, so haben wir auch hier nicht nöthig, uns mit dem zu begnügen, was aus der Geschichte und aus der Vernunft sich ergibt, es liegt auch hier eine sehr deutlich sprechende Thatsache vor uns. Im December des vorigen Jahres hat Baiern dem englischen Kabinette erklärt, daß es sich niemals einem erblichen Oberhaupte unterordnen werde, und hat sogleich Verwahrung eingelegt, im Falle die Nationalversammlung ein solches einsetzen sollte. Mehr konnte Baiern damals nicht thun. Sagt, wie viel Schritte sind von jener Verwahrung bis zu einer unmittelbaren Aufforderung der Einmischung in unsere deutschen Angelegenheiten?

Ich bin weit entfernt, Baiern an seine Pflichten gegen Deutschland und gegen sich selbst mahnen zu wollen; ich hatte umgekehrt die Absicht, zu zeigen, daß wir auf Baiern nicht warten dürfen, weil wir vergebens warten würden. Ich gestehe offen, daß ich es für ein Glück halte, daß Baiern „abgesagt" hat, weil sonst höchst wahrscheinlich Preußen zu Zugeständnissen sich hätte verleiten lassen, deren ein einziges hinreichen würde, das Wesen des Bundesstaates zu zerstören.

Keine Concessionen mehr, kein Handeln mehr um die Abtretung „wohlerworbener Rechte!" kein Feilschen und Dingen mehr um „zu leistende Bundespflichten!"

Einen andern Weg müssen wir gehen, um zur deutschen Einheit zu gelangen, d. h. zu dem deutschen Staate, an welchem der Genius unserer Nation sich der Welt darstelle, einen andern Weg müssen wir gehen, als derjenige war, welchen die Nationalversammlung gegangen ist. Nicht darnach haben wir zunächst zu trachten, den Bundesstaat möglichst groß, möglichst weit, sondern vielmehr darnach ihn möglichst dicht zu machen, den festen Kern zu schaffen, um den sich das große Deutschland krystallisire.

Acht und zwanzig Staaten haben sich mit Preußen verbündet; noch ist die Verbindung nur eine mechanische.

So lange Preußen noch vorhanden ist, so lange dürfen wir Deutsche noch hoffen; und so lange Preußen seine deutsche Politik nicht aufgibt, so lange dürfen wir mit Zuversicht die Erfüllung unserer Hoffnungen erwarten. Und sei

es auch, daß wir dieselben nur langsam sich erfüllen sehen, daß es unsern Kindern erst vergönnt sein sollte, den Bau zu vollenden, dem wir uns geweiht haben: unser Leben wird nicht verloren sein. C.

Ein Portrait der Times.

Lange Zeit galt die Times für eine europäische Großmacht. Die Ehrfurcht des Philisters vor ihrem Riesenformat wurde auf ihren Inhalt übertragen; ihr Urtheil war eine Autorität, von der an keine höhere Instanz appellirt werden konnte. Seit wenigen Jahren ist dieses Ansehen des Londoner Blattes bedeutend im Abnehmen. Vor Allem wagt man es, die Times einer plumpen und sündhaften Inconsequenz anzuklagen. Dieser Vorwurf jedoch beruht auf einem Mißverständniß. Wenn die Times bald die Weisheit eines Washington, bald die Festigkeit eines Nikolaus in den Himmel hebt; wenn sie vor Tisch den engherzigen Polizeigeist der Franzosen auspfeift, und nach Tisch den blutigen Bourbon von Neapel in Schutz nimmt; wenn sie den ritterlichen Vertheidiger des schwachen Dänemark gegen die brutale Uebermacht der Deutschen spielt und dem insolventen Griechenland am Zahltage mit Faustschlägen, Bomben und Auspfändung droht: so sind dies kleine und nur scheinbare Widersprüche. Die Times leistet in diesem Kapitel Größeres, ohne sich selbst untreu zu werden. Sie überzählt die Rinder, Ferkel, Hammel, Kartoffelbushel und Geflügelkörbe, die das letzte Dampfschiff aus Irland brachte, und gurgelt dabei einen Fluch über das irische Bettlergewürm, das man nicht los würde, ehe man die grüne Insel auf eine Stunde unter Wasser setzte. Sie klopft auf einer Spalte der Göttin Hammonia herablassend auf die Schulter und versichert, daß die „hamburgische Flagge in allen Meeren mit Hochachtung gegrüßt werde," und auf der nächsten Spalte gießt sie den deutschen Landratten mit ihren Flottengelüsten eine kalte Lauge von Spott und Hohn über den Nacken. Sie wendet ihr Angesicht gegen Sonnenuntergang und beschwört den Bruder Jonathan mit gefalteten Händen und mit den schmelzendsten Tönen christlicher Liebe, sich ja nicht vom Eroberungsteufel in Mexico und vom schnöden Mammon in Californien fortreißen zu lassen; und darauf kehrt sie ihr Gesicht gegen Sonnenaufgang, schlägt die Augen zum Himmel auf, schraubt die Mundwinkel herunter und ruft mit frommer Duldermiene: Herr, dein Wille geschehe! Die Prüfung ist hart, aber wir fügen uns. Wir sind gezwungen, ein kleines Kaiserreich aus dem Leib Asiens zu schneiden und die ganze Portion Punjab auf unsern Teller zu legen. Möge es uns wohl bekommen. Amen!

Man braucht nicht, wie Manche thun, an den launenhaften Gott der Themse, den blassen, nebelerzeugten Spleen zu denken oder an das prometheische Leberleiden, mit welchem Aldermen und andere respectable Schildkrötenfreunde behaftet sind, um sich das liebenswürdige Aprilwetter auf dem Gesichte der Times zu erklären. Die Times ist nicht und kann nicht inconsequent sein. Ihre ganze Seele geht in einem einzigen Gedanken auf. Gleichviel, was sie sagt oder verschweigt: wenn sie jetzt mit ihrem own correspondent im Banat die Wasserwege nach der Küste studirt, wenn sie Rübenzucker gegen Colonialzucker abwägt, wenn sie über die schweren Sünden und hohen Tarife des Continents seufzt, wenn sie den Reichsverweser hätschelt und die Dahlmanns hänselt, so will sie im Grunde damit nie etwas Anderes sagen als: Rule Britannia! Ein schönes Lied, ein stolzes Lied. Alle

englischen Organe singen es lauter oder leiser mit, keines mit so tiefem, breitem und zornigem Baß wie die Times.

Es ist ein herrliches Ding um den Nationalegoismus der Briten. Er ist eine Tugend, von der man nur wünschen kann, daß sie sich lernen ließe; er lebt in den Herzen von Chartisten und Jungengländern eben so stark wie in dem des eisernen Herzogs oder des Bischofs von Exeter; er wird dauern und herrschen, so lange das Mark der englischen Eiche gesund bleibt. Der Patriotismus der Times jedoch hat krankhafte Augenblicke, wo er nicht blos gegen die Grundsätze des Christenthums, der Humanität und des Londoner Antithierquälervereins, sondern gegen die einfachsten Regeln der Klugheit mit allen Vieren ausschlägt. In solchen Momenten trägt die Times dicke hornige Scheuklappen an den Schläfen; ihr Falkenauge kann und will Nichts sehen außer irgend einem nahen oder fernen Zielpunkt, der gerade vor ihr liegt; ihre taudicken Nerven bekommen eine fast hysterische Reizbarkeit; der Rauch einer süddeutschen Fabrikesse sticht ihr in die Nase; sie hört das Rauschen jedes Weberschiffleins in Schlesien, und das Pochen einer Dampfmaschine im fernen Osten, die zufällig nicht aus der Werkstatt von Cash, Braff und Company ist, läßt sie nicht ruhig schlafen. Wie oft der klügste Tyrann, in blinder Herrschsucht, nicht einsieht, daß sein Interesse mit dem seiner Menschenheerde sich sehr wohl versöhnen und vereinigen ließe, so guckt sie argwöhnisch über den Zaun in Nachbars Garten, und in seine Küche und Wirthschaft, und schmäht jede kühne Neuerung, die nicht den unmittelbaren Zweck hat, die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft auf dem alleinseligmachenden Wege des Handels mit England zu befördern, Mondsucht, Schwindel oder Rebellion gegen die Legitimität des britischen Dreizacks.

Doch malen wir kein Zerrbild. Wie der Engländer überhaupt, so macht die Times bei der heimischen Feuerseite ein menschlicheres Gesicht als auf ihren Reisen in's Ausland. Sie ist das Organ der City und heißt mit ihrem wahren Namen Mrs. John Bull. John Bull selbst ist seit 1830 nicht mehr der dicke, bis oben zugeknöpfte Brummbär, mit aufgedunsenem oder karfunkelrothem Gesicht, der sich regelmäßig nach Tische betrank und dem Papst, Frankreich und Amerika Pereats brachte. Zu seiner Metamorphose trugen nicht wenig Mrs. John Bull's Gardinenpredigten bei. Diese stattliche, rührige Hausfrau mit der männlich klugen Stirn, der oratorischen römischen Nase und dem etwas großen, sarkastischen Mund, die den ganzen Tag vor allen Thüren kehrt und deren schallende Stimme in allen Winkeln Altenglands widerhallt, eifert für wahren bürgerlichen Liberalismus, für Fleiß, Ordnung und Fortschritt; für Sauberkeit in den Straßen, für Menschlichkeit im „Workhouse," für Rothschild und die Judenemancipation. Sie hält nach jeder Seite hin vernünftig Maß. Sie kämpfte gegen die Tyrannei des Grundbesitzes, aber seit die aristokratischen Parteinamen leerer Schall geworden und der erlauchte Whigadel, angeführt vom weisen Emporkömmling Peel, der Kaufherrnpolitik die Schleppe trägt, stellt sie auch den kleinen Cobden mit dem Besen im Arm in den Schandwinkel, so oft er sich mit seinen radikalen Friedensfreunden in utopistischem Schwefeläther besoffen hat. Sie hält auf ein höfliches Einvernehmen mit Jacques Bonhomme, obwohl sie immer genau weiß, wie es in seinen Büchern aussieht, und sucht die geschäftsfreundliche Baumwollenbrücke, die von Liverpool über den Ocean zu Bruder Jonathan führt, so feuerfest zu machen als möglich. Kommt John Bull nach Hause, so sieht er seine Rechnungen an. Er überfliegt den „Money Market" und die „City Intelligence," basta. Er kümmert sich nur um's Inland, wozu freilich auch Canton, Paris, Sidney u. s. w. gehören. Das klebt ihm aus alter Zeit an. Die Binnenländler sind ihm gleichgiltiger als uns die Kaffern, höchstens liest er ihre Chronik als Feuilleton.

Daher gingen innere Artikel im Geist Macauley's und Feuilletons aus Metternich's Küche wohl zusammen. Und fängt er auch allmälig an, für's foreign department ein Auge zu haben und besucht magyarenfreundliche Meetings, so denkt er doch bei sich: Mrs. John Bull hat Recht. Sie hätte gewiß gern mit Lord Palmerston Sizilien portugalisirt, aber sie weiß, es geht nicht, und Fiume ist auch humbug! Eine unsolide Spekulation, nichts da! Hol der Teufel die Sympathisers! Es lebe der Despotismus und die gute alte Zeit — im Ausland! Das gibt uns Vorsprung!

So denkt nämlich die Times nach Außen. Ein wachsamer Seecerberus umkreuzt sie fortwährend pfeilschnell das Hauptquartier, Großbritannien, und umsegelt die Welt, alle Häfen im Geist blockirend und mit grünem Scheelaug' jedes fremde Segel durchbohrend, welches Kanonen führt. Vom Anfang der europäischen Bewegung an sah sie überall unerfahrene Kinder gegen gewiegte Fechtmeister auftreten, und sie stellte sich weislich auf die Seite des voraussichtlichen Siegers. Darum schmähn wir sie nicht. Aber sie konnte in den Wunden der Geschlagenen herumwühlen! Die „deutsche Einheit und Macht," ein Alp auf ihrem Herzen, machte sie schwarzgelber als der östreichische Correspondent und schwarzweißer als die Kreuzzeitung. Und die schlaue Wiener Zeitung übersetzte regelmäßig die Bannbullen der Times gegen die Paulskirche, als kennte sie die deutschfreundliche Gesinnung von Mrs. John Bull nicht. Letzthin drohte der östreichische Reichsverweser sich mit der „Gefion" in die Luft zu sprengen; ein paar Tage später bringen die Wiener Blätter und die Times eine fast gleichlautende Philippika, welche die ganze Schleswig-Holsteinische Sache zu einer fürstlich Augustenburg'schen Privatintrigue zu machen sucht! —

Die Times pries Oestreich, als Barrikade gegen Rußland, wie sie sagte, noch mehr aber, als den schweren Felsenblock, der unverrückbar und unübersteiglich auf dem Kreuzweg der nach Einheit pilgernden Völker zu liegen schien. Russische Fahnen wehten von der Barrikade; sie zuckte nicht, sie ging mit Oestreich durch Dick und Dünn, durch Blut und Koth. Nur einmal, als man ihr aus Wien einige kleine schmutzige Sechskreuzerscheine zur Recension zuschickte, wurde sie wankend und stöhnte: Sollten wir falsch speculirt haben? Wär' es möglich, daß Nikolaus nicht ganz „schöne Seele," sondern auch ein wenig Politiker ist wie Wir?!

Ueber das Dreikönigsbündniß zischte sie zum letzten Mal am 5. November und machte ein Gesicht dazu wie Guy Fawkes: Dem Bundestag von 1815 ist gottlob wieder auf die Beine geholfen. Wird man's aber glauben, daß Preußen, nachdem es seinen Pöbel gebändigt hat, sich von den Liberalen verleiten läßt, noch immer die visionären kleindeutschen Plane zu verfolgen, wodurch es die Frucht sechsmonatlicher Arbeit, Ruh und Ordnung, wieder verlieren muß? Denn ein Reichstag in Erfurt wird durch den Zulauf aus den kleinern Staaten nothwendig demokratisch. (Für die Schwarzweißen!) Um durch Preußen einig zu werden, müßten die Deutschen ihre Vertreter in die Berliner Kammer schicken und rundweg abdanken, wie Hohenzollern-Hechingen. Fürchte Nichts, Mr. John Bull, man muß das Kind nur beim rechten Namen nennen, wenn man Michel erschrecken will! (Für die Großdeutschen!) — So spricht ein Erzfeind Deutschlands, unsere Demokraten und Reactionäre werden das Thema weiter ausführen! —

Noch ein Urtheil über den k. k. Staatsminister Alex. Bach.

Aus Brünn.

Die Redactionsbemerkung zum Aufsatze in Nr. 46. veranlaßt uns, dem dort gefällten Urtheile über Minister Bach unser Urtheil, nicht entgegenzustellen, sondern hinzuzufügen; „es geht Etwas vor," wird richtig bemerkt und das Urtheil aus Prag hat eine Absicht.

Wir werden dem Urtheile des Hrn. A. M. nicht in alle Motive folgen, sondern blos einige Cardinalpunkte hervorheben.

Hr. A. M. knüpft an den Minister Bach alle Zukunftshoffnungen, vertraut ihm noch immer, und versagt ihm noch heute nicht seine Achtung. Wenige Zeilen nach diesem Vertrauensvotum heißt es: „mögen überspannte Moralisten über Unlauterkeit schreien, Moral ohne Klugheit wird im Staatsleben nie wirken und schaffen."

Hiermit könnte man füglich das gesammte Urtheil über Bach abschließen. Niemand spricht dem befähigten Manne Talent, Eifer und Geschick ab; der Advocat wurde nicht nur Minister, sondern der Volksmann wandelte sich in einen Günstling des Hofes um, und verträgt sich sogar mit den Herren Offizieren, die den schwarzbefrackten Mann gewöhnlich auf der Spornseite stehen lassen. Daß Minister Bach trotzdem diese Position nicht aufgibt, ist auch Klugheit, und Klugheit entschuldigt im politischen Staatsleben, wie Hr. A. M. meint, auch Unlauterkeit.

Nach diesem Zugeständnisse über die moralische Seite Bach's kann es nur die größte Betrübniß erwecken, ihn dennoch als den Glanzstern des Ministeriums preisen zu hören; wenn er ausscheidet, „wird es vollkommen Nacht in Oestreich." Hier drängt sich wohl die Frage auf, wie ein solcher Zustand möglich wurde, nachdem der staatskluge, talentvolle, geniale, schöpferische Bach seit 18 Monaten im Ministerium sitzt?

Wir wollen nicht zurückblicken in die Wessenberg-Dobblhof'sche Periode, wir wollen einen dichten Schleier ziehen über die damaligen Thaten und Reden, Kameradschaften und Versprechungen des jungen Justizministers. Es wäre ein gar zu Leichtes nach Art der Pariser P. durch Citationen die Widersprüche zwischen Gestern und Heute nachzuweisen. Wir beschränken uns auf Bach's Wirksamkeit im Ministerium Schwarzenberg.

Hr. A. M. macht Bach gleichsam zum Schützling der „Reichstagsrechten", ein Wort, das nicht genug bezeichnend ist für die östreichische constituirende Versammlung; die Reichstagsrechte war keine politische Partei, sondern eine nationale und bestand fast nur aus Czechen. Diese Reichstagsrechte soll, wie Hr. A. M. angibt, im October 1848 das Schiff der Freiheit gerettet haben, indem ihre Abgeordneten das von der Hofpartei in Olmütz angezettelte Projekt (Manifest vom 16. October 1848) hintertrieben, den Reichstag zu vernichten.

Wir hier waren dem Olmützer Hofe näher als die Reichstagsrechte, welche in Vermummungen durch Wälder nach Prag floh, und mit Bestimmtheit können wir behaupten, daß die Abgeordneten der Reichstagsrechten an der Zurücknahme des Manifestes vom 16. October den allergeringsten Antheil hatten; und mit eben solcher Bestimmtheit erklären wir, daß die Reichstagsrechte sich wohl für den

Wiedereintritt Bach's in's Ministerium aussprach, nachdem dieser in bekannter Manier mit einigen Vormännern der Czechen in Prag conferirt hatte, aber die Anbietung des Justizportefeuilles von ganz andern Absichten begleitet war. Wir können überdies der Reichstagsrechten, für welche Hr. A. M. so besonders sich interessirt, den Ruhm lassen, daß sie die Einsicht hatte, keinen Candidaten für's Ministerium zu besitzen, während sie zu der Einsicht, daß sie die Dupirte sei und durch ihre separaten Bestrebungen den Reichstag und die Constituirung durch das Volk vernichtet habe, erst später gelangte. Die Reichstagsrechte trägt große Schuld, daß der Reichstag aus der Residenz weg- und in ein slavisches Dorf berufen wurde; Slava! jubilirte darob die Reichstagsrechte, und tanzte um die Bildsäulen von Cyrill, Methud und Johannes von Nepomuck. Hr. A. M. schweigt über die Bemühung der Reichstagsrechten, die Verlegung des Reichstags nach Prag durchzusetzen und den Hradschin zur Residenz des Kaisers zu machen, welche wahrscheinlich die rothmützige Swornost beschützt hätte. Aus dem Verbrechen eines wahnwitzigen Pöbels wollten die Czechen Nutzen ziehen für die slavische Oberherrlichkeit.

„Bach nahm an, um zu retten, was zu retten war." Als Bach annahm, war gar nichts verloren. Man wußte damals recht gut, daß die Wiener Revolution, wenn man schon einen solchen Namen gebrauchen will, in wenigen Wochen besiegt ist, aber man wußte auch, daß das Militär und der Adel glücklich sind, einen Vorwand gefunden zu haben, mit Wien das ganze Reich zu Boden zu werfen. Bach bot hiezu die Hand. Bach übernahm das Portefeuille, obwohl er die an Windischgrätz ausgestellte Vollmacht als Alter Ego kannte, die jedes Ministerium unter den General stellte. Bach, der Justizminister, ließ das Standrecht installiren, nur ihm verdankt man die Legalisirung jener Kriegsgerichtsurtheile nach der Theresianischen peinlichen Halsgerichtsordnung. Die Justification Blums, Messenhausers und Anderer blieb ohne Einsprache Bachs, und die Welt wurde mit jenen Urtheilssprüchen bereichert, welche seitdem von Zeitung zu Zeitung wandern. Man hätte vom Rechtsgelehrten wenigstens das erwarten dürfen, daß er das Gesetzbuch vertheidigen werde, daß er die Schuldigen nach bestehendem Recht aburtheilen lasse; der ohnmächtige Minister wußte aber, daß jede Einsprache den Verlust des Portefeuilles zur Folge gehabt hätte. Er schwieg daher auch dann, als Beamte, welche 25 Jahre lang dem Staate makellos dienten, ohne Klage und ohne Urtheil entsetzt und weggeworfen wurden; er schwieg, als man die jungen Leute aus den Betten holte, um sie unter das Militär zu stecken u. s. w. Das gehört zu seinen „Heldenthaten passiver Aufopferung", wie Hr. A. M. es nennt; „Bach entschied sich zu bleiben, für einen Verräther, einen Ueberläufer zu gelten, und dennoch seinen Plänen treu zu bleiben."

Minister Bach ist dieser Aeußerung gewiß fremd. Man muthet ihm hier, im Style der Rechtfertigung und Billigung, einen doppelten Verrath, ein zweimaliges Ueberlaufen und endlich eine Arroganz ohne Maß zu.

Bach mögen höhere Ideen leiten, allein sie sind bis heute noch nicht zu Tage gekommen; wir haben blos erfahren, daß er sich dem Stockregimente fügte und der bis knapp zum Polizeistaate führenden Reaction Form und Ausdruck im Justizfache lieh. Bach hat ein Vereinsgesetz erlassen, wonach im belagerten und nicht belagerten Theile des Reiches nicht ein Verein besteht und bestehen kann; Bach hat ein Preßgesetz erlassen, wonach der Willkür der Richterstab eingehändigt wird 2c. 2c.

Wir wollen Anderes erwähnen. Bach hat jene Erklärung des Ministeriums, welche die Volkssouveränität als eine hochverrätherische Theorie bezeichnet, mitunter-

fertigt, welche selbst H. A. M. nicht in Geduld und Schweigsamkeit hinnehmen konnte. Bach ließ gegen jenen Paragraph der Grundrechte, welcher die Todesstrafe abschafft, plaidiren; das mag dem Staatsmann und Juristen hingehen, aber er ließ auch gegen die Abschaffung der Prügelstrafe sprechen, und das Weiberpeitschen in Mailand und Ruskby ist eine vom Minister Bach gebilligte Strafart.

Bach unterschrieb die octroyirte Charte. Wenn Einer im Gesammtministerium war, der die Haltlosigkeit, das Revolutionäre, den Unsinn, das Verderbniß dieser Verfassung erkennen mußte, so war es Bach. Er unterschrieb aber, weil der Premier und der blödsinnige Stadion die Vertreibung des Reichstags beschlossen hatten. Seine Situation wohl erkennend, verzichtete Bach auf jede Selbstständigkeit außer in seinem Bureau; er gab in den Conferenzen eine Meinung ab, vertrat sie und knickte wie ein Rohr nieder, sobald der Vorsitzende auf seiner Meinung beharrte. Bach, der deutsche Bach, willigte in die Berufung der Russen. Bach weiß aber in der Herrengasse nicht, was auf dem Ballplatz vorgeht, dort steht das Palais des Justizministeriums, hier die Staatskanzlei des Auswärtigen.

H. A. M. freut sich darüber, daß Bach im Ministerium bleiben kann, bleiben darf. Kinder freuen sich an Goldkäfern, und die bei Nacht Wandelnden an Leuchtwürmern! Leider ist es wahr, daß Bach nichts ist, als ein noch geduldeter Minister. Bach hat mit daran gearbeitet, daß Oestreichs Regierung blos eine von den Generälen geduldete ist. Aber Bach's Stunde wird schlagen, denn nicht blos die Revolution frißt ihre Kinder, sondern auch die Contrerevolution, und letztere ist noch weniger zu sättigen als die erstere; Bach kann und darf nur so lange Minister bleiben, als man den Bürgersmann braucht, um einen Schimmer der Neuzeit zu bewahren.

Der Wortführer der Reichstagsrechten scheint sein Urtheil über Bach nur deshalb jetzt gefällt zu haben, weil er Furcht bekömmt, auch dieser letzte Rest der Revolution werde mit Kolbenstößen herausgedrängt werden. Die Furcht ist gerecht, gerechter als das Urtheil.

Wir würden auch nicht die Leser mit „noch einem Urtheil" belästigen, wenn nicht eben daran ein Blick auf die gegenwärtige Stellung des östreich. Ministeriums und eine Aufklärung über die neuen Freunde desselben zu knüpfen wäre.

Das Cabinet Schwarzenberg sieht sich vom Schachbrett verdrängt, das Militär ist Herr und der Kaiser allein ist Herr des Militärs. Wie der Lehrling steht das Ministerium, ohne den Zauber wieder bannen zu können. Abhängig von Rußland und entfremdet von Deutschland, hat die Regierung keine Gewalt, keine Kraft, kein Ansehn, kein Vertrauen; das Volk, welche Sprache es auch spricht, haßt und verachtet die Regierung, und nur das Schwert der Generäle und der Strick des Henkers hält die Ruhe aufrecht. Die Minister sind nichts als Adjutanten; nothwendige Kanzleischreiber und Federfuchser. Wenn Jemand erweist, daß diese Herren nicht nothwendig sind, und Radetzky wie Haynau, welche sich dem Ministerium nicht unterordnen oder nur soweit es ihnen beliebt, scheinen diesen Beweis führen zu wollen, so werden sie alsobald in Gnaden entlassen. Die Verantwortlichkeit des Ministeriums ist zum Kinderspott geworden; man kann den Justizminister nicht zur Verantwortung ziehen, wenn 2 Korporäle den ungarischen Premierminister wegen Ueberschreitung der pragmatischen Sanction des Todes schuldig erklären.

Die Minister suchen durch Reformen in ihren Fächern der Constitution einen Grund zu legen, deren Ausführung von den Generälen verworfen ist. Bach z. B. arbeitet die glänzendsten Publicationen aus, denen die verwerflichsten Elaborate folgen.

Diesen Streit der Gewalten hat das Volk erkannt. Dem Hohn und der Erbitterung folgt die practische Anschauung, und so unterstützt es jetzt das Ministerium als den letzten Notbanker gegen die überbrausende, von Kaiser und Hof protegirte Militärgewalt. Dahin ist es gekommen, daß das Ministerium Schwarzenberg für eine Nothwendigkeit und die octroyirte Charte für ein Glück betrachtet wird; jenes könnte nur ein Dictator, diese der russische Absolutismus ersetzen.

Bach weiß, was auf dem Spiele steht. Gewissensbisse stacheln ihn zu fortgesetzter Thätigkeit; er läßt sich alle Hintansetzungen gefallen, er schweigt — und wartet. Der äußere Sturm hat auch mehrere Minister enger zu einander geführt; sie bauen Barrikaden gegen das Militär. — Die Soldateska hat sich nicht beliebt gemacht. Der Oestreicher schämt sich seiner Brüder, die man zu Mordbrennern und wandelnden Guillotinen machte. Diesen gegenüber nimmt man Partei — für das Ministerium, und unter den Ministern — für den Bürger Bach. — Vielleicht ist es ein Lob, deshalb sei erwähnt, daß Bach alle Orden und Adelsverleihungen ablehnte; er ist noch immer blos der Dr. jur. Alexander Bach, dem Titel nach. An diesen Einen klammert sich die ganze Volkspartei.

In verzweifelndem Tone schließt Herr A. M. sein Urtheil: „Einen ehrlichen Mann wird die Revolution doch geboren haben;“ — und dieser Eine ehrliche Mann ist Jener, dessen Lauterkeit von überspannten Moralisten verschrien wird. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß Bach in anderer Umgebung einer der tüchtigsten Reformatoren des verrotteten Staates würde, eine Stütze der Krone und der Stolz der Bürger, ein freisinniger Staatsmann; er würde sich glücklich preisen, könnte er seine Ansicht und Ueberzeugung zur Geltung bringen. Hineingezogen in den Kreis besternter Hohlheit und geblähter Rechthaberei, ringsumgeben von Aristokraten und Soldaten, nachdem er das Volk verstieß und dieses ihn verließ, verzweifelt er bereits selbst an jedem Erfolge, und seine Resignation, seine Aufopferung, sein Ausharren und der Verlust der Popularität sind umsonst. — Die politischen Utilitarier vergessen die Fußtritte, welche sie in Kremsier empfingen; die Nasenstüber, mit denen sie entlassen wurden. Nicht auf das croatische und nicht auf das czechische Mitglied des Cabinets gründet diese slavische Partei ihre letzte Hoffnung, sondern auf den deutschen Minister. Aus Feindschaft gegen Deutschland hat die Reichstagsrechte der Militärgewalt die Unterstützung gegeben, und nun überfluthet sie und schleudert Alle in die Tiefe.

Der letzte und Einzige, an den man sich Rettung suchend klammert, ist Bach!!! —

Der k. k. Finanzminister v. Kraus.

Die schwere Wolke des Ausnahmszustandes, welche seit einem langen bangen Jahre über der guten Stadt Wien steht und sich früherhin in tödtenden Blitzen entlud, während sie jetzt nur in Verurtheilungen zu Schanzarbeit mit schweren oder leichten Eisen wetterleuchtet, hat der Wiener Journalistik gar engen Spielraum gelassen, sofern es sich nicht um Lobhudelei, nicht um Schimpf der liberalen Idee, nicht um Förderung ultramontaner, aristokratischer Interessen, oder um Weihrauchspenden für die hohe Generalität handelt, welch letztere, mag sie ihrer hohen Verdienste sich noch so unbändig bewußt sein, dennoch mit Ekel erfüllt sein muß, gegen den speichelleckenden Wiener Gemeinderath und die gutgesinnten Hausherren Wiens. Im Tadel der Regierungsmaßregeln, besonders in Aussicht auf das gerechte Verlangen nach den am 4. März verheißenen und noch immer nicht gegebenen politischen Rechten müssen die armen Journale, welche gerne liberaler oder gar oppositioneller Färbung gelten möchten, von Tag zu Tag gefährliche Eiertänze tanzen, um zwischen den Klippen und Fangeisen, welche die Presse umstellen, sich durchzuwinden. Die Redacteure sind sämmtlich mager geworden, denn sie und ihre Blätter leben von heute auf morgen, jeder Augenblick kann ihnen eine Ladung von der Kriegszucht bringen. Hat der Herr Gouverneur schlecht geschlafen, war sein Koch ungeschickt und hat ihm die Suppe versalzen, wie ganz anders faßt der gute Herr ein oder den andern Artikel auf in solcher Laune, als er ihn im entgegengesetzten Falle aufgefaßt haben würde. Ohne Zweifel machen die Redakteure lehrreiche Studien für die Folgezeit, sie werden die Paragraphe des Preßgesetzes zu umschiffen und zu unterkriechen verstehen, in einer Weise, die das Preßgericht ganz unnöthig machen dürfte; denn was ist ein Preßgesetz mit stehenden festen Paragraphen verglichen mit einem Gouverneur, der vielleicht die Gicht oder Hühneraugen besitzt, die im Novemberwetter heute mehr, morgen weniger schmerzen und die Laune, den Auffassungs- und Interpretationshumor von Moment zu Moment anders gestalten. — In dieser Calamität haben sich die Journale meist auf das Concrete und Praktische geworfen und haben die letzten Monate hindurch die Operationen des Finanzministeriums zum Gegenstande ihrer Angriffe gemacht; der Lloyd besonders hat in landsmannschaftlicher Sympathie seiner Geburtsstätte Triest eingedenk, einem andern Mitgliede des Ministeriums ergeben, den Finanzminister Kraus und seine Operationen dem herbsten Tadel unterzogen.

Finanzminister Kraus ging indessen seinen gemessenen ruhigen Weg, ließ sich tadeln, ließ sich angreifen, wurde aber durch dies alles in seinem imperturbablen

Phlegma nicht im mindesten berührt, schritt jeden Morgen, nach eingenommenem Frühstücke zur Messe und dann in sein Bureau, um Geld zu schaffen von allen Sorten, von allen Farben und Größen, nur nicht von Gold und Silber. Freilich wird ein künftiger Reichstag die Miene arg verziehen, wenn ihm die Rechnung vorgelegt wird und er die Spesen wird zahlen müssen, durch welche ihm der enge Vogelbauer angeschafft worden; doch das hat der Ministerrath nebst verschiedenen andern Personen zu verantworten; der Finanzminister als angestellter Alchymist des Staates hat seine Aufgabe gelöst, er hat Geld gemacht, aus billigem Material und das eben war die Kunst, die ihm ein zweiter nicht so leicht nachzumachen verstände.

Freiherr Philipp Kraus nennt sich selbst das Beständige im Wandelbaren; denn seit dem Abtreten Kübecks, gleich im Beginne der Bewegung, wurde er an die Spitze der Finanzverwaltung berufen und hat das Ministerium Pillersdorf, das Ministerium Wessenberg-Doblhof neben sich zusammenfallen, das steinerne Ministerium Schwarzenberg neben sich aufrichten sehen, in unangefochtener Gemüthsruhe und äußerlicher Gemüthlichkeit; er blieb fortan der unausweichliche, der unentbehrliche, ja sogar der vom Reichstage stets acclamirte Finanzminister, und trieb sein Zaubergeschäft ununterbrochen fort, statt des Schmelztiegels aber mußte ihm eine Handpapiermühle zu seinen Arbeiten dienen.

Ja er ist ein seltenes Talent, wer Oestreichs Finanzverhältnisse näher kennt, muß den Mann bewundern in seiner schlichten Weise, hinter welcher er List, Scharfsinn und Verschlagenheit in wunderbarem Maße verbirgt. Kraus ist ein sogenannter Galizianer, nämlich aus einer deutschen Beamtenfamilie Galiziens stammend, hat seine Studien in Lemberg und Wien gemacht und früher als Beamter in Galizien verwendet, später als Hofrath der allgemeinen Hofkammer zu Wien angestellt, hat Kraus seine Collegen alle weit überflügelt, hat tief eingreifende Reformen in dem Gefälls- und dem Staatsmonopolswesen entworfen und durchgeführt; er ist der Schöpfer und Verfasser der damals neuen Monopolsordnung, des Strafgesetzes für Gefällsübertretungen, und mögen diese Schöpfungen in der Detailanwendung ihre Fehler haben, wie jedes Menschenwerk, so muß doch die scharfsinnige Auffassung, die strenge Consequenz, die bewunderungswürdige Systematik dieser Einrichtungen den Mann als großes Talent erscheinen lassen.

Nach den blutigen Wirren Galiziens im Jahre 1846 wurde Kraus dem Grafen Stadion als zweiter Präsident der galizischen Landesregierung beigegeben, vielleicht hätte er als erster und einziger Präsident Erspriesßliches leisten können, vielleicht hätte sich in dem polnischen und polnisch fühlenden Theile der Bevölkerung nicht jener bittere fanatische Haß gegen Oestreich ausgebildet, welchen diese von des Hasses nächstem Gegenstande Stadion, auf die Regierung selber übertrug und im Reichstage zum Verderben der guten Sache geltend machte.

Das Kartenhaus des ersten östreichischen verantwortlichen Ministeriums zu Wien war gefallen, Kolowrat, Taafe, Kübek traten ab und Kraus wurde schleunig in die Finanzen berufen.

Leider war das Silberausfuhrverbot, diese einfältige in gedankenloser Verwirrtheit unternommene Maßregel bereits ausgeführt worden, ehe Kraus die Leitung übernommen, und es gelang ihm nicht, die Aufhebung dieser Maßregel im Ministerrathe durchzusetzen, eine Maßregel, welche der Vorsicht eines überschwemmten Hausvaters glich, der seine Thür verrammelt, damit ihm das Wasser nicht eindringe in sein Stübchen; — und während er arbeitet, steht er bis an die Knöchel im Wasser, das durch den Fußboden eindrang.

Die demoralisirten Herren der Nationalbank, welche dieses Institut seit Jahren als ihre Domaine behandelten, und den Namen Nationalbank wirklich zur Blasphemie herabwürdigten, waren gleich im Beginne der Krisis bedacht, ihr Schäfchen in's Trockene zu bringen, das Baarsilber strömte aus den Kellern der Bank in die Keller der Directoren, und nur Papier blieb in der Bank zurück; die Herren Directoren gaben das schöne Beispiel, und die Bevölkerung von dem panic rasch ergriffen, folgte nach; der Zwangskurs wurde eingeführt und somit war die Bank eigentlich ein Institut des Staates geworden. Kraus war damals nicht mächtig genug, um die Bank diktatorisch zu behandeln, wie sie es verdient hätte, auch war in diesem Falle die Entwerthung des Papiers in's Bodenlose gerathen, die Bank war damals die einzige Stütze der Finanznoth, und Kraus nahm zu ihr die einzig übrige Zuflucht; alles erlitt Verluste, alles litt, nur die Herren Bankactionäre bezogen reichliche Dividenden, und die Herren Directoren wucherten nebstbei mit dem Silber, das sie in ihre Keller zu übertragen verstanden.

Der Reichstag wurde eröffnet, und Kraus, der stillruhige Mann entwickelte ein ganz eigenthümliches, für den parlamentarisch jungen aus gar unerfahrenen Elementen zusammengesetzten Reichstag merkwürdig passendes Redetalent. Schlicht, ohne Pathos, voll Deferenz gegen den damals souveränen, von der Aula vergötterten Reichstag, vergaß Herr v. Kraus niemals sich des Ausdruckes: hohe Kammer, hoher Reichstag, zu bedienen. Er entwickelte seine Finanzprojekte, stellte Steuerverminderungen, Auflassung gewisser Gefälle in Aussicht, während er die Kammer um dringend nothwendige Creditbewilligungen anging und das Manöver gelang vollkommen. Dem in gewisser Beziehung in seiner Majorität noch sehr unschuldigen Reichstage that das ungewohnte Gefühl ganz besonders wohl, sich Rechenschaft gelegt zu sehen von der Gebahrung mit den Staatseinkünften, die früher ein so undurchdringliches Geheimniß gewesen, in dieser angenehmen Stimmung glaubte der Reichstag dem schlicht bürgerlich, und gleichsam cordial scheinenden Finanzminister alles auf's Wort, und bewilligte blindlings, was er verlangte.

Es kamen die schaurigen Octobertage; Finanzminister Kraus war so klug und muthig, die Contrasignatur einer ihm vom Kaiser vor seiner Flucht aus Schönbrunn zugesendeten Ordonanz zu versagen, und dem Reichstage die Motive dieser Verweigerung anzuzeigen, und damit gewann Herr Kraus den erregten Reichstag vollkommen. Er war der allein activ gebliebene Minister, vereinigte alle Portefeuilles pro forma in seiner Hand, versorgte den gegen Windischgrätz dekretirenden Reichstag mit Geldmitteln, und disponirte zugleich die nöthigen Fonds für Windischgrätz' Operationen, ohne deshalb vom Reichstage angefochten zu werden, welcher geblendet genug war, wirklich zu glauben, Herr Kraus sympathisire mit der Haltung des Reichstages, während Kraus sich blosstellte, um die Bank, die Kassen, die Staatsfonds nicht aus dem Auge zu verlieren. Herr Kraus sah ganz ab von Politik, von Lauterkeit oder Unlauterkeit manchen Manövers, er war nur Wächter der Finanzen, und hat sein Wächteramt in wunderbar glücklicher, gewissermaßen pfiffig zu nennender Weise gehandhabt. Man muß inmitten all der unbeschreiblichen Wirren gelebt haben, um sich einen irgend klaren Begriff davon bilden zu können. Während Minister Wessenberg die kaiserlichen Donnerdekrete gegen Wien contrasignirte, nahm seinerseits Herr Kraus, obwohl College Wessenberg's, keinen Anstand, in Exequirung der Reichstagsbeschlüsse in verschiedenen Dekreten wieder aus Wien heraus gegen Windischgrätz zu donnern, der Nordbahn den Truppentransport zu verbieten, den Gouverneuren der Provinzen Befehle zu ertheilen, welche diese in nicht geringe Verlegenheit setzten; bei dem allen aber blieb Herr v. Kraus auch beim Hoflager zu Olmütz eben so wie bei der Reichstagspermanenz in hohen Gnaden, wurde nach Olmütz beschieden, wohin man ihn ungehindert reisen ließ, und bei seiner Rückkehr unangefochten wieder aufnahm. Man wußte in der That nicht, ob man mehr die Kühnheit des Finanzministers Kraus oder die ganz eigenthümliche Bonhommie des Reichstags bewundern sollte.

Zu Kremsier nahm Herr v. Kraus die Bewilligung zu einem Anlehn von 80 Millionen so zu sagen mit Sturm, und preßte die Reichstagscitrone vollends aus, die man sodann ungescheut wegwerfen und zertreten zu können glaubte; Herrn v. Kraus machen wir deshalb keinen Vorwurf, er war, ist und bleibt nur der Finanzmann, und hält sich fern von aller Politik; seine Collegen machen die Politik, und er schafft das Geld dazu. Allerdings übernahm Kraus mit seinen Collegen die Solidarverantwortlichkeit, doch zweifeln wir, ob ihm dieser hohle Begriff bisher eine unruhige Minute gemacht hat. Der Finanzausschuß hatte es für räthlich gehalten, vor der Stellung des Antrags auf die Bewilligung jener achtzig Millionen dem Finanzminister die Frage schriftlich vorzulegen, ob Kaiser Franz Joseph und das Ministerium alle vom Kaiser Ferdinand den Völkern gemachten Zusagen aufrecht zu halten gedenken, und Finanzminister Kraus beeilte sich, diese schriftlich gestellte Frage ohne Vorbehalt unbedingt beja-

hend, ebenfalls schriftlich zu beantworten, denn er brauchte 80 Millionen!

Er brauchte wohl der Millionen noch mehrere, aber vor der Hand waren 80 Millionen ein ganz artig Sümmchen. Diese schriftliche Zusage liegt in dem Reichstagsarchiv, welches jetzt unter Regierungsverschluß sich befindet, jedenfalls ein interessantes Aktenstück als Beilage zu dem Auflösungsakte.

Stets heiter und cordial, höflich, zuvorkommend gegen Jedermann, nach links, wie nach rechts Händedrücke spendend, war Herr v. Kraus der Liebling aller Parteien, allen war er genehm, obwohl sich berechnen ließe, daß jedes Wort, das Kraus im Reichstage gesprochen, den Steuerpflichtigen an 100,000 Fl. C.-M. kosten mochte.

Noch in den ersten Tagen des März war Herr v. Kraus gegen Mitglieder des Constitutionsausschusses des Lobes voll über den gelungenen Constitutionsentwurf, und doch trägt die octroyirte Verfassung das Datum dieser Tage.

Wie gesagt, Herr v. Kraus behandelte die Politik ganz und gar als Nebensache, er war nur der Geldmann, hat auch seither Wunderbares geleistet und eine Mannigfaltigkeit in seine Produkte zu bringen gewußt, welche wohl kein Staat aufzuweisen hat; da gibt es italienische und ungarische Zwangsnoten, durch die Gleichberechtigung aller Sprachen, die darauf gedruckt sind, besonders beliebt; da gibt es deutscherbländische Zwangsnoten, dreiprocentige Kassascheine mit Zinsendisconto, andere wieder mit Zinsennachnahme; grüne, weiße, rothe und schwarze Banknoten, theilbare und untheilbare laufen von Hand zu Hand.

Wir sind neugierig, wie sich die Theile und Theilchen wieder zusammenfinden, wenn es, so Gott will, dennoch zu dem jüngsten Gerichte ihrer Einlösung kommen sollte; der diversen Scheidemünzpapiere wollen wir gar nicht gedenken, welche die Finanzverwaltung und die Communen emittirten, und darin von Privaten, von Gastwirthen, Kaffeesiedern 2c. 2c. weit überholt worden sind.

Aber zwei Kriege sind geführt worden, sogar siegreich, und doch nur mit papiernen Finanzmitteln, die Zukunft freilich ist dafür ins Leihamt gegangen, aber wunderbarer Weise sind die Course im Inlande nicht im Verhältnisse der großartigen Calamität gefallen.

Man muß das Selbstvertrauen des Oestreichers in der That bewundern, und den Instinkt, der ihm innewohnt, denn wären wir über die Freiheitsaussichten eben so beruhigt, wie wir es bezüglich der finanziellen Zukunft sind, wir würden Hosianna rufen; Oestreich ist wirklich einer unerschlossenen Goldgrube zu vergleichen, deren Reichthum sich erst entfalten wird, darum ist es tief zu beklagen, daß man, wie in dem finstern Jahr 1620 in Böhmen, zwei Jahrhunderte später in Ungarn von der schmählichen Güterconfiscation noch Gebrauch macht. Oestreich braucht nicht zu rauben, um sich finanziell zu ordnen, und füglich hätte man der

russischen Regierung die Auszeichnung einräumen sollen, die einzige confiszirende zu sein in Europa. Die alte ungarische Verfassung läßt zwar allerdings die Confiscation zu, man hat aber in Ungarn die neue Verfassung bereits zweimal publizirt, zum Confisziren aber hält man sich noch an die alte! Selbst Herr v. Kraus, der immer lächelnde und zufrieden-ruhige, dürfte erröthen bei Empfang der auf diesem unlautern Wege ihm zugeführten Finanzzuschüsse.

Wir beurtheilen Herrn v. Kraus nicht als Staatsmann, das ist er nicht, aber als Geldmann ist er eine unschätzbare Specialität; wir zweifeln, daß Oestreich eine zweite aufzutreiben vermöchte, er hat die Wiener Geldfürsten und Bankkönige nicht angetastet, so lange er sie nothwendig brauchte; als sie ihm die Anleihe abdrücken wollten, scheute er kein Mittel, kein Kunststück, um den Abschluß bis nach Beendigung des Krieges in Ungarn zu verschieben, und es gelang ihm in so kritischer Zeit, die Anleihe, und überdies eine vier und einhalbprozentige zum Course von 85 durch freiwillige Subscriptionen zu decken, während in vormärzlicher ruhiger Zeit seine Vorgänger dies für ein Wagniß erklärt hätten, freilich aus Gründen, welche sich begreifen lassen. Nicht lange wird es währen, und es überrascht der Finanzminister die Bank mit dem Befehle, die Reserveactien zu emittiren und hilft dadurch der Silbernoth voraussichtlich ab.

Wollte Minister Schwarzenberg dem Rufe nach ehrlicher Freiheit, nach Humanität, nach Rücksicht für die würdige Stellung der Krone eben so bereitwillig entsprechen, als Herr v. Kraus dem Rufe nach Geld entsprochen hat, und voraussichtlich in Ewigkeit entsprechen wird, wie glücklich könnte sich Alles formen.

M.

Correspondenzen und Notizen.

Ein Wort über den Waldeck'schen Prozeß.

Die Anklageschrift gegen Waldeck, welche nun auch durch die ministeriellen Zeitungen veröffentlicht wird, gibt zu einigen eben so überraschenden als traurigen Bemerkungen Veranlassung.

Waldeck wird angeklagt, „von einem hochverrätherischen Unternehmen Wissenschaft erhalten, es aber unterlassen zu haben, davon der Obrigkeit Anzeige zu machen."

Sowohl die Existenz dieses hochverrätherischen Unternehmens als die Mitwissenschaft Waldeck's wird durch ein Papier erwiesen, welches sich bei dem Handlungsreisenden Ohm vorgefunden hat — denn sowohl die gesetzliche Wirksamkeit Waldeck's in der Nationalversammlung, als seine, nach den Grundsätzen des vorigen Jahres ebenfalls gesetzlichen Agitationen zu Bildung einer demokratischen Partei, bei denen er sich

beiläufig nicht nur immer in den Schranken des Gesetzes, sondern auch der Vorsicht bewegt hat, als auch Stammbuchblätter wie das folgende („Die Treue, nicht die des Hundes, sondern die Mannestreue, die Kraft und die Geradheit, werden der äußersten Linken über alle Hindernisse Bahn brechen zum Ziele. Möchte Ihnen, lieber Freund, beschieden sein, thätig bei dem bevorstehenden Heldenkampfe des Volkes mitzuwirken.)" — alle diese Umstände können doch nur insofern zur Schärfung des Verdachts beitragen, als sie Waldeck's demokratische Gesinnung bekunden, an der ohnehin Niemand gezweifelt hat. Freilich hat es eine Zeit gegeben, die Zeit des seligen Hrn. v. Kamptz, in der ein ähnliches Stammbuchblatt, deren wir Söhne des neunzehnten Jahrhunderts in unsern Fuchsjahren zu Dutzenden ausgefertigt haben, genügte, um einen armen Studenten in jahrelange Untersuchungshaft zu bringen. Aber jene Zeit bleibt auch ein ewiger Schandfleck für die preußische Justiz — doch nein! die Justiz hatte damit nichts zu thun. Für das preußische Ausnahmeverfahren.

Abgesehen von jenen „erschwerenden Verdachtsgründen" bleibt folgender Brief, unterzeichnet d'Ester, die einzige Basis der Anklage.

„Liebster Ohm! Ein Mann schreibt an Dich, der an der Spitze einer Partei steht (!!), der mit den Häuptern derselben Partei in Frankreich verbunden ist. Ein Mann schreibt an Dich, der noch die Idee hat, einen Robespierre zu spielen. Meinen Zweck kennst Du, alle Mittel sind heilig, einen solchen Zweck zu verfolgen, wenn man ihn erlangen will. Wir erlangen ihn sicher, und dazu müssen wir vor Allem den völligen Sturz des preußischen Hohenzollern-Hauses haben. Zu dieser großen That ist aber auch der Mord ein heiliges Mittel, und deshalb wirst Du beiliegende Statuten, die den neuen Bund leiten, gerechtfertigt finden." Nachdem sodann gegen den Angeredeten auf den Fall der Verletzung der ihm anvertrauten Geheimnisse eine angeblich mit dem Blute des Briefstellers (!!!) niedergeschriebene Drohung ausgestoßen worden, heißt es weiter: — — „Wenn wir am Rhein die Republik haben, da haben uns die Ungarn 10,000 Mann versprochen, deshalb sorg nur für Waffen." — „Wenn einer durch den gerechten Zorn fallen muß, so ist es der Prinz von Preußen neben dem König zuerst." — U. s. w.

Für Jeden, den die Parteileidenschaft nicht bis zum halben Blödsinn geblendet hat, ist es augenscheinlich, daß ein solches Gewebe von Unsinn von einem Manne, wie d'Ester, der doch studirt hat, nicht herrühren kann. Wenn man einem untergeordneten Agenten Verhaltungsbefehle zuschickt, so erzählt man ihm doch nicht erst, daß man an der Spitze einer Partei stehe! Das muß er ja ohnehin wissen! Man kramt ihm doch nicht den ganzen Katechismus der Guillotine aus, am wenigsten in so abgeschmackten Leinweber-Phrasen, als der vorliegende Brief! Man schreit ihm doch nicht beständig in die Ohren, wie der Rabe in Barnaby Rudge: Ich bin ein Teufel! ein Teufel! ein Kessel u. s. w.

Wohl aber ist das der Styl eines strebsamen Commis voyageur, der jene sentimental-blutdürstigen Zoten, die er zum ersten Mal pfeifen gehört, nun so schnell und so vollständig als möglich an den Mann zu bringen sucht.

Man traut seinen Augen nicht, wenn man im weitern Verfolg der Anklageacte erfährt, daß die Sachverständigen nach Vergleichung dieses Schriftstücks mit einem in den Acten der zweiten Kammer befindlichen Adreßentwurf von d'Ester's Hand angegeben haben, daß es damit nicht übereinstimme und **nicht** von einer und derselben Hand geschrieben sein kann!!!

Daß ferner das Individuum Ohm längere Zeit ein thätiger Correspondent der

Kreuzzeitung gewesen ist, daß er sich in Mußestunden viel mit Erfindung von Chiffern, Symbolen, geheimen Bunden (z. B. dem Todtenbund, dessen Zweck es sei, volksfeindliche Subjecte, die der Gesellschaft eine Last sind, unschädlich zu machen, und nebenbei die soziale Republik einzuführen), abgegeben hat; daß man also von einer solchen Mischung von Schurkerei und verbranntem Gehirn wohl annehmen kann, er habe jenen Brief, der zu seiner Anschauungsweise vollkommen paßt, um sich wichtig zu machen, selber geschrieben, oder sich durch einen andern Buben seines Gelichters schreiben lassen!

Und daß dennoch jener Wisch, in welchem Waldeck als Theilnehmer am Complott erwähnt wird, von der Staatsanwaltschaft als Basis der Anklage gegen Waldeck festgehalten wird!!!

Freilich ist es noch nicht das Aergste. Unter den Verdachtsgründen gegen Waldeck wird angeführt, daß er in dem Falle, wo man hätte erwarten sollen, daß er aus seinem gesetzlichen Wege herausgetreten wäre, bei dem Anrücken der königlichen Truppen auf Berlin: — — daß er es nicht gethan!!!! daß er sich wohl gehütet, irgendwie zum Widerstand aufzufordern!!! — Was für Entwürfe mußte dieser schreckliche Mensch hegen, um so vorsichtig zu verfahren!!

Ich mag nicht weiter davon sprechen. — Freilich wird Waldeck freigesprochen werden; aber wer entschädigt ihn für die lange Haft? und, was viel schlimmer ist: wer löst das Rechtsgefühl des preußischen Volks von dem abscheulichen Verdacht, daß die Staatsanwaltschaft nicht den vermeintlichen Verbrecher, sondern den politischen Gegner verfolgt hat!!

Eine Fürstenhochzeit.

(Aus Schwerin.)

Ich nehme hier Ihren Raum in Anspruch für eine kurze Darstellung der Feste, die zur Vermählung eines deutschen Fürsten, dessen Gebiet nur einen mittleren Umfang erreicht, gefeiert wurden. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin hat seine Hochzeit mit einem Feste gefeiert, das ihm sein Land gab. Der Adel war dabei sehr spärlich vertreten. Unsere mecklenburgischen Granden zürnen noch immer störrisch mit dem Großherzog. Hat er doch das arge Verbrechen begangen, treu sein einmal gegebenes Wort zu halten, und nicht aus Furcht, sondern aus reiner Ueberzeugung, was er im März 1848 versprach, noch im October 1849 zu erfüllen. So waren von den circa 300 adeligen Rittergutsbesitzern, die Mecklenburg-Schwerin besitzt, nur 4 sage vier außer denen, die zugleich angestellt sind, bei den Vermählungsfesten erschienen, und die rothen Gallauniformen, die fast Alles überstrahlten, sind von den schwarzen Fracks der bürgerlichen Gutsbesitzer, die sich diesmal zuerst zahlreich eingestellt hatten, ganz verdunkelt worden. Aber jedes, selbst das kleinste Städtchen Mecklenburgs, sandte eine Deputation zur Beglückwünschung, 10—20 Meilen weit zogen Mitglieder der verschiedenen Schützeninnungen nach Schwerin, um dort das Ehrenspalier, durch welches das neuerwählte fürstliche Paar seinen Einzug hielt, mit bilden zu helfen, ebenso weit waren die derben Pächter herbeigeeilt, um dem Wagen ihres geliebten Großherzogs vorreiten zu können.

Sie wollten nur ihrem Fürsten, den ja die Aristokratie spöttisch „den Volksfreund" nennt, zeigen, wie sehr ihm dieser schöne Beiname zukommt.

Die Vermählungsfeierlichkeiten begannen am 2. November, an welchem Tage die junge Großherzogin, die bis jetzt durch Anspruchslosigkeit und Weiblichkeit sehr gefallen hat, — ein schönes seelenvolles Auge nimmt sogleich für sie ein — die mecklenburgische Grenze zuerst überschritt. Das Städtchen Grabow, welches sie gleich in der ersten Stunde berühren mußte, war auf das Festlichste geschmückt und die Bürgerschaft desselben wetteiferte ihre Freude zu zeigen. Man wußte, daß der Braut das Herz des Großherzogs in treuer Liebe seit seiner Kindheit zugethan war.

Einige hundert Bauern aus den umliegenden Aemtern hatten sich freiwillig eingestellt, ihrer künftigen Fürstin als berittene Eskorte zu dienen. In Ludwigslust, wo am 3. November die Trauung stattfand, wechselten Fackelzüge aus 3 verschiedenen Städten, Illumination des Ortes, Beglückwünschungen durch Deputationen, unaufhörlich mit einander ab. Ueber 300 Gäste waren eines Tages an der Hoftafel anwesend. Noch größer aber war der Jubel beim feierlichen Einzug des fürstlichen Paares in der Residenz Schwerin. An 30 Städte hatten Deputationen gesandt, mehrere hundert Bauern, Pächter, Förster, alle waren festlich geputzt, bildeten auf ihren guten mecklenburgischen Rossen die Ehreneskorte, der sich eine große Zahl angesehener Bürger aus Schwerin selbst angeschlossen hatte; alle Handwerkerinnungen, alle Gesellen der Gewerbe mit ihren Handwerkszeichen machten das Spalier, dazu die Schulkinder in mecklenburgischer und reußischer Landestracht. Die ganze Stadt war mit Blumen, Kränzen, grünen Bäumen, wehenden Fahnen, Ehrenpforten geschmückt, selbst die Armuth hatte ihre niedere Hütte so gut als möglich zu verzieren gesucht. Der großherzogliche Wagen ward überall mit betäubendem Jubelruf von dem wogenden Volk empfangen und man hörte es diesem Ruf wohl an, daß er aus dem Herzen kam. Am Abend natürlich wieder glänzende Illumination. Mehrere Tansparente wie: „Dem Geber der Verfassung", „Dem Fürsten, der sein Wort gehalten", „Ein Wort ein Mann", „Dem Volksfreund", sowie die Erleuchtung des neuen Staatsgrundgesetzes selbst bewiesen, daß das Fest auch eine politische Bedeutung hatte. Ein Schlossermeister, der neben dem Palais wohnt, hatte die Worte illuminirt: „Meinem braven Nachbar." — Wir aber wünschen Glück dem Leben des guten Nachbars und eine gute Zukunft seinem Lande. —

Deutsche Zeitungen.

(Aus Prag.)

Wir beginnen die Reihe mit der „Prager Zeitung." Ihr offizieller Teint, ihre lächelnde Intrigue und schwarzgelbe Höflichkeit wird Ihnen alsogleich hehre Luft wittern lassen und den gehörigen Respekt einflößen. Sie ist von hochadeliger Geburt, das würdige Töchterlein der edeln „Wiener Zeitung" und die zärtliche Enkelin des starken Ministeriums. Aber in diesem Augenblicke wandelt sie betrübt und spähend als verlassene Waise unter der Sonne umher, trauernd um ihren Redakteur, der sie einem Katheder geopfert, und ihr unschuldiges Dasein fristend durch ein provisorisches Belecken ministerieller Delizien, wie sie aus der neuen Correspondenzenküche der ehrwürdigen Hofkanzlei in die Provinzen verschickt werden. Herr J. U. Dr. Leopold Hasner, Edler von Artha ist der Sohn des ehemaligen Directors der juridischen Studien und k. k. Hofrathes gl. N., welcher gegenwärtig in stiller Zurückgezogenheit in Prag lebt. Beim Beginne der vorjährigen Revolution machte sich der junge Hasner im juridisch-

politischen Redeverein zu Wien durch seinen Liberalismus und sein Talent bemerkbar, und wir können letzteres auch dem Redakteur zuerkennen. Er liest nun, von der Regierung dazu berufen, als außerordentlicher Professor mit einem bedeutenden Gehalte honorirt, über „Staatsrecht." Da unsere juridischen Lehrstühle ohnehin keinen Ueberfluß an Talenten aufzuweisen haben, so wird Hasner von seinen Collegen mindestens nicht verdunkelt werden. Ein Blatt, das mit großartigen Mitteln gegründet wurde und unter seinen Federn noch jetzt hervorragende Capacitäten zählt, ist das „Constitutionelle Blatt aus Böhmen." Es war ein glückliches Unternehmen der Gebrüder Haase, in der interessantesten Zeit des Jahres 1848, im Monate April, mit einem Journal hervorzutreten, das auf die schnellste und ausführlichste Weise die allgemeine Neugierde der politischen Welt zu befriedigen versprach. Durch die Belletristik der „Bohemia" mit großen literarischen Kräften des In- und Auslandes in Verbindung gelang es den Herausgebern des Constitutionellen Blattes, dieselben Kräfte auch für die politische Sphäre zu gewinnen, wobei die Zeitung ebensowohl durch ihre wohlunterrichteten auswärtigen Correspondenten als durch die Schnelligkeit, womit sie wichtige Ereignisse dem Publikum mitzutheilen sich beeilte, bedeutend gedieh. Der Absatz des Blattes ward bald ein reißender, und wiewohl es eigentlich keine selbstständige Partei vertrat, löste es dennoch als historische Quelle seine Aufgabe vollkommen. Die Leitung der Redaktion führt Franz Klutschak, ein Mann von viel Verstand und Bildung. Wie ich mit Bestimmtheit höre, wird das Blatt nächstens auch regelmäßig leitende Artikel bringen. Drei seiner vorzüglichsten Mitarbeiter sind: Anton Springer, Adolf Neustadt und Siegfried Kapper. Dr. Springer ist ein junger Gelehrter, der im verflossenen Jahre an der hiesigen Universität vor sehr zahlreichen Auditorien geistreiche Vorträge über die Geschichte der Revolution des letzten Jahrhunderts hielt und sie auch als ein ganzes Werk im Drucke herausgab. Er unternahm vor einigen Monaten eine Reise durch Deutschland und die Niederlande nach Frankreich, wo er sich noch jetzt aufhält, und bisweilen den Leser des Constitutionellen Blattes durch seine schönen Briefe anzieht. — Adolf Neustadt zeichnet sich in seinen Aufsätzen durch treffende Gedanken und politischen Scharfblick aus. Letzterer hat ihm aber im vorigen Jahre viele Feinde zugezogen, und weil er in seinen Briefen nicht alle Schritte der Phantasten billigte, Italien und Ungarn für Oestreich vindizirte, und überall zur Besonnenheit rieth, ward er als illiberal verschrieen, bis er diesen Leumund durch seine „politischen Briefe" widerlegte. Leider war das Leben der „politischen Briefe" nur kurz, denn die Parze des freien Wortes in Oestreich, das Schwarzenberg'sche Preßgesetz, machte ihre Existenz unmöglich.

Siegfried Kapper leistet als Feuilletonist Vortreffliches; anziehend sind seine Schilderungen südslavischen Lebens. — Außerdem hat dieses Blatt ein Correspondenznetz durch Europa gezogen, wie gewiß kein zweites Blatt in Oestreich. — Im Ganzen ist seine Tendenz constitutionelle Entwickelung und Gleichberechtigung beider Nationalitäten. Die „Bohemia" ist blos als Feuilletonbeilage dieses Journals zu betrachten. Andere hier erscheinende belletristische Schriften, wie das „Panorama", „Bild und Leben" und die „Erinnerungen" sind periodischer Natur und von geringer Bedeutung.

Ein Journal, auf welches die Deutschen in Böhmen einst große Hoffnungen setzten, ist die „Deutsche Zeitung aus Böhmen." Es gibt kaum ein größeres Mißgeschick für ein politisches Blatt, als häufiger Redaktionswechsel. Wie ein Knabe, der mit Lehrern häufig wechselt, selbst wenn sie nach denselben Grundsätzen der Pädagogik vorgehen, in seiner Bildung dennoch schwankend wird, so existirte ein solches

Blatt blos in permanenten Provisorien, bis es allmälig seine Kraft und seinen Gehalt verliert. Dieser Umstand beeinträchtigte leider auch den Werth und die Bedeutung der „Deutschen Zeitung." Bernhard Gutt, Dr. Franz Klier, Dr. Ferdinand Stamm, Julius Hirsch und Dr. Franz Makowitza folgten in so kurzen Intervallen als Redakteurs aufeinander, daß die Zeitung nicht zu Athem kommen konnte und immer matter wurde. Sie war Anfangs ein Projekt des „Deutschen Vereins," der sie auch nach Kräften unterstützte, bis unser Associationsgesetz den Verein in alle vier Winde jagte. Das Blatt schien nun unter der Wucht der unerschwinglichen Preßcaution erliegen zu müssen, bis ein Mann, dem die deutschen Interessen am Herzen liegen, der vor Kurzem aus dem kriegsrechtlichen Arrest entlassene Buchhändler Carl Andre dieses Blatt rettete und die Caution erlegte. Die „Deutsche Zeitung" ist entschieden liberal und deutsch, aber durch den Belagerungszustand und den oben angeführten Uebelstand so entnervt, daß ihr selbst die Tüchtigkeit ihres jetzigen Redakteurs kaum neues Leben einzuflößen im Stande sein wird.

Und doch würden die deutschen Interessen in Böhmen einer achtbaren Vertretung bedürfen, um sie auch moralisch zu jener Geltung zu bringen, die ihnen gebührt! —

Jetzt kömmt das Blättlein unserer gutgesinnten Siebenundsechziger: „Die Wage"; eine Zeitung, womit die „Gesetzlichen" aufstehen und sich niederlegen, als Talisman gegen politischen Hieb und Stoß. Die „Wage" ist trotz ihres bisweilen losen Züngleins und dieser Siebenundsechziger-Gunst von gar keiner Bedeutung, ihre Redakteurs, Jaich und Lederer sind homines ignoti. Noch weniger bedeutend ist das Abendblatt „Prag", das erst seit einigen Tagen erscheint und nichts Bemerkenswerthes darbietet. — Die czechisch-gesinnten und czechischgeschriebenen Blätter werde ich in der nächsten Nummer schildern.

Die Schleswig = Holsteinsche Friedensfrage.

(Aus Bützow in Mecklenburg.)

Der Graf Magnus v. Moltke auf Grunholz, eines der hervorragendsten Mitglieder des Corps der Prälaten und Ritterschaft zu Schleswig-Holstein, hat sich vor einigen Wochen für eine Theilung des Herzogthums Schleswig, als des einzigen Mittels einen dauernden Frieden zu gewinnen, ausgesprochen; nach ihm sind viele Stimmen in ähnlichem Sinne laut geworden, so daß man mit einigem Recht vermuthen kann, die vom Cabinet St. James aufgestellte Friedensbasis: ein selbstständiges Schleswig u. s. w. werde in den Hintergrund treten. Die Störung der in Berlin gepflogenen Friedensunterhandlungen scheint eine Folge hiervon. — Die Herstellung eines selbstständigen Schleswig ist eine Unmöglichkeit und hat sich bereits als solche erwiesen; es ist jetzt Pflicht zu zeigen, daß eine Theilung Schleswig's die höchste Ungerechtigkeit sein würde.

Die deutschen Schleswiger sind an Holstein gefesselt durch die Bande des Rechts, aller staatlichen Einrichtungen, die materiellen Interessen des Handels u. s. w., die dänischen Schleswiger sind durch Nichts von allem Diesen mit Dänemark verbunden, denn was man allenfalls von der Sprache sagen mag, so ist diese ein schlechtes dänisches Patois, welches den Dänen von Kopenhagen durchaus nicht leicht verständlich ist. Die dänische Propaganda hat freilich den ungebildeten Nordschleswiger seit Jahren plan-

mäßig bearbeitet: sie hat ihm eingeredet, der Deutsche werde seine Söhne gegen Russen und Türken in den Krieg schleppen, er werde ihm seine Sprache rauben, seine Kassen plündern, ihn von Haus und Hof vertreiben u. s. w., und sein argwöhnisches Gemüth ist ein fruchtbarer Boden für solche Saat gewesen. Hierzu kommt, daß die Mehrzahl seiner Söhne im dänischen Heere dient. Seine materiellen Interessen aber weisen ihn wahrlich nicht nach Norden und wir haben Bewohner der Landschaft Sundewitt, die als besonders gut dänisch verschrieen wurden, kennen gelernt, welche bei der Hinweisung auf eine mögliche Zolllinie an der Schlei oder Eider sich entschieden der deutschen Sache zuwandten. Nur ein Theil der Flensburger Kaufmannschaft muß dänisch werden, wenn er seinen Handel mit Westindien behalten will.

Den intelligenten Theil der Bevölkerung eines Landes muß man fragen, wenn man die wahre Gesinnung erforschen will; Alles, was in Schleswig gebildet ist (mit Ausnahme etwa der gedachten Flensburger Kaufleute) gehört dem deutschen Element an; die kleineren Landbesitzer im Norden Schleswigs, ferner Dienstboten und Arbeiter, von denen jährlich eine große Anzahl aus Dänemark einwandert, sowie endlich Matrosen und die Bevölkerung, die von der Schifffahrt abhängt, sind dänisch gesinnt, in einer Weise, die wir noch näher bezeichnen werden. — In Folge des Berliner Waffenstillstandes vom 10. Juli hat man eine Demarkationslinie durch Schleswig gezogen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß man bei demnächstiger Aufstellung der Friedensbasis einer Theilung Schleswigs, dann diese Linie als Grenze zwischen Deutschland und Dänemark wird gelten lassen wollen. Wir nehmen deshalb Veranlassung uns die Gesinnungen nördlich dieser Linie etwas näher zu betrachten. Der nördlichste Strich Schleswigs ist das große Amt Hadersleben mit der Stadt gleichen Namens, die man mit Recht: „die nördlichste deutsche Stadt“ nennen kann. Nie hat man hier unterlassen, sich durchweg im deutschen Sinne zu erklären und die deutschen Truppen, welche gegen Dänemark gekämpft haben, stellen ihr das beste Zeugniß deutscher Gesinnung aus. Das Amt Hadersleben neigt sich zu Dänemark. Bei der unaussprechlichen Indolenz, die hier herrschte, ist es nicht anders möglich, als daß die Propaganda hier ein empfängliches Feld vorfand, zumal es besonders der aus dänischen Candidaten hervorgegangenen Geistlichkeit von der Regierung als Theil ihrer Amtswirksamkeit auferlegt wird, Propaganda zu machen. Und doch will der Bauer im Amte Hadersleben Schleswiger bleiben, nicht gleichgestellt werden mit dem armen schmutzigen Bewohner der Halbinsel im Norden der Königsau, auf den er mit Mitleid, ja mit Verachtung herabblickt. Südlich von Hadersleben liegen Amt und Stadt Apenrade, mit ihren Verkehrsinteressen dem Süden zugeführt, und obgleich die deutsch-dänische Mischsprache redend, dennoch einer engeren Verbindung mit Dänemark aus allen Kräften widerstrebend. Dies geht am besten aus der stets wiederholten Wahl eines eifrigen Vertheidigers der Schleswig-Holsteinschen Sache (Bauer Steenholdt) für die Landesversammlung hervor. Oestlich davon und nur durch eine schmale Meerenge vom Festland getrennt, liegt mit dem Stammsitz der Augustenburger Herzoge die Insel Alsen. Es ist der Propaganda gelungen, hier die Parteien gegen einander aufzuregen, bei welcher die dänische, vielleicht, weil sie eine starke Besatzung dänischer Soldaten im Rücken hatte, die Oberhand gewann. Nichtsdestoweniger sehnt man auch hier allgemein den früheren Zustand der Dinge herbei und die Loyalitätsadressen, die auf Befehl des königl. dänischen Civilgouverneurs Riegels nach Kopenhagen geschickt sind, bezeichnen ausdrücklich den König von Dänemark als „Herzog von Schleswig.“ Der bereits erwähnte Handel Flensburgs nach Dänemark und Jütland, Versendung der aus Westindien bezogenen Waaren,

würde bedeutend vermindert werden bei einer vollständigen Trennung der Herzogthümer vom Königreiche. Dies macht es begreiflich, daß ein großer Theil der Kaufleute dänische Sympathien hegt, jedoch geht auch dieser Theil nur soweit, daß er „Schleswiger" bleiben, keineswegs aber dänisch werden will. Die Mehrheit kann man als Deutsch betrachten, sie beauftragte den Bürgermeister Callisen, als das Dänenheer im Frühjahre 1848 in die Stadt zog, dem König-Herzog zu erklären, daß der größere und bessere Theil Flensburgs deutsch gesinnt sei. Noch ist, und zwar unter gänzlicher Verkennung der Verhältnisse ein Theil des Anglerlandes südlich des Flensburger Meerbusens hinter die Demarkationslinie gelegt worden. Wer die Nachkommen der alten Angelsachsen kennt, der weiß auch, daß ihr altes Motto: „Wir halten fest der Väter heilige Gab!" stets von ihnen bethätigt worden, daß sie erbitterte Feinde der Dänen sind, daß sie einen Landsturm geschaffen und bei Holnis auf eigene Hand den Landesfeind vertrieben haben, endlich, daß sie die deutsche Sprache reden. — Wenden wir uns jetzt zu dem südlichen Theil Schleswigs. Wohlweislich hat man das Land der Friesen an der Westküste mit seiner Hauptstadt Tondern nicht hinter die Demarkationslinie gebracht. Es wäre auch nicht viel Gutes daraus entstanden, hätte man den „freien Friesen," die schon einmal einen Herzog, der sie brandschatzen wollte, erschlugen, abermals die Aussicht eröffnet, unter das Dänenjoch zurückzukehren. Die Hauptstadt Tondern ist stets entschieden deutsch gewesen, in ihr gilt noch das alte Lübische Recht, die Stadtthore ziert der friesische Wahlspruch: „Lieber todt als Sklav!" Beseler war ihr Abgeordneter. Mit der ländlichen Bevölkerung verhält es sich ebenso. Stimmten doch, als man vor einigen Jahren anfragte, ob die Kirchen- und Schulsprache Deutsch oder Dänisch sein sollte, von 10,000 nur 3 eingewanderte Dänen für die dänische Sprache. Die Städte und Aemter Husum, Schleswig, Eckernförde u. s. w. sind endlich entschieden Deutsch und man hört dort keine Sylbe mehr von dem Dänisch-Deutschen Patois.

Wie will man also theilen? Nach den Sympathien und Antipathien? Das ist nicht möglich, denn nur ein kleiner Theil will Däne werden, die Mehrzahl will Schleswig-Holsteiner bleiben, die Minorität „Schleswiger" werden. Oder nach der Sprache? Die Sprache, welche in den nördlichen Distrikten geredet wird, kann so wenig Dänisch als Deutsch genannt werden, sie ist ein schlechter Bastard. Früher spottete man in Kopenhagen über den Dialekt dieser „Dänischen Holsteiner", wie man sie nannte, und jetzt ist plötzlich ein vortreffliches Dänisch daraus geworden. Käme es nur so weit, daß in jedem nordschleswigschen Dorfe gefragt würde, ob man vom südlichen Schleswig getrennt und in Dänemark einverleibt werden wolle — so würde man es erleben, daß sich keine Ortschaft dafür entschließt.

Wie ist denn aber endlich der Friede zu erreichen? Die Antwort ist einfach: „Man verlasse den Rechtsboden nicht!" Deutschlands mächtigster Monarch, Friedrich Wilhelm IV. von Preußen schrieb an den Herzog von Augustenburg, daß er sich das politische Glaubensbekenntniß der Schleswig-Holsteiner aneigne, welches lautet:

> „Die Herzogthümer Schleswig-Holstein sind fest mit einander verbundene Staaten, sie sind untheilbar und nur der Mannesstamm des dänischen Königshauses kann in den Herzogthümern herrschen."

Diese Sätze haben alle dänischen Könige, die Herzoge in Schleswig-Holstein waren, zu halten beschworen, als sie den Thron bestiegen, auch Dänemarks jetziger Monarch hat dies gethan. Mehr als ihr altes Recht verlangen aber auch die Schleswig-Holsteiner nicht; garantire man ihnen diese ihre Rechte und man wird den Krieg sogleich beendet sehen. Oder glaubt man dies nicht wagen zu können, weil es Dänemark bei

dem bevorstehenden Aussterben des Mannesstammes der königlichen Linie an den Rand des Verderbens führen würde, wohlan so lasse man seine Hände ganz aus dem Spiel; Schleswig-Holstein ist jetzt mächtig genug, dem Däuen auch allein die Spitze zu bieten. Letzterer wird, wenn er es nur mit den „Insurgenters" zu thun hat, schon der Ehre halber losschlagen, und wir müßten die Bewohner der einzigen deutschen Halbinsel schlecht kennen, wenn sie nicht ein zweites Marathon-Bornhöved in ihre Annalen zeichneten.

Geht doch eine alte Prophezeihung durch's Land, nach der auf der weiten Ebene zwischen Flensburg und Apenrade der Erbfeind des Landes in einer dreitägigen Schlacht für immer besiegt werden soll, von den Nachkommen der nordalbingischen Sachsen.

K. K.

Literaturblatt der Grenzboten.

Shakespeare von Gervinus. 3. Band. Leipzig, Engelmann. -- Der dritte Band dieses Werks, dessen beide ersten Bände wir ausführlicher in No. 33 dieses Blattes besprochen haben, enthält die dritte Periode der dramatischen Dichtung Shakespeare's, die Lustspiele „Wie es euch gefällt," „Viel Lärmen um Nichts," „Was ihr wollt," „Maaß für Maaß," „Cymbeline;" die Tragödien „Othello," „Hamlet," „Macbeth," „Lear." Die Mehrzahl der Leser wird dem Kritiker auf bekannterem Terrain mit größerem Interesse folgen, wir möchten doch der Abhandlung über die historischen Stücke den Vorzug geben, in der sich Gervinus auf seinem eignen Boden befindet. Dennoch ist auch dieser Band eine höchst anerkennenswerthe Leistung, namentlich wegen der Strenge, mit der die Kritik überall, wo unsere frühere Schule die phantastische Freiheit eines souveränen Geistes oder die mystische Tiefe einer dem Pöbel unnahbaren dichterischen Kraft fürchtend zu verehren gewöhnt war, die künstlerische, also menschlich verständige Absicht nachzuweisen versucht hat, von den Hexenscenen an bis zu den Possen im Ardenner-Walde. Freilich ist es zuweilen auch nur bei dem Versuch geblieben, und wenn z. B. in As you like it durch eine Erzählung, in der ungefähr dasselbe vorkommt, was im Stück, die Kunst gerettet werden soll, so übernehme ich, bei jedem beliebigen Stück von Immermann oder Tieck dasselbe zu leisten. Freilich wird sich Sinn und Verstand bei Shakespeare nie verläugnen, und je übermüthiger er wird, um so glänzender werden die Sprühfunken seines Witzes fallen. Es kommt aber nicht darauf an, wie viel vortreffliche Dinge in einem dramatischen Kunstwerk vorkommen, sondern wie vortrefflich es ist. Darum muß ich auch die allgemeine Meinung, wie sie sich z. B. über den Werth des Cymbeline und über die Auslegung verschiedener einzelner Stellen und Charaktere gebildet hat, gegen Gervinus in Schutz nehmen. Was Gervinus über Cymbeline im Einzelnen aufführt, ist wahr, und dennoch ist der Cymbeline ein mittelmäßiges Stück, trotz des nachgewiesenen Parallelismus, dem unser Kritiker wie in der Geschichte, so auch in diesen künstlerischen Explicationen mit etwas zu großem Eifer nachgeht. Erfreulich ist die Wärme, mit der Othello, Macbeth und Lear besprochen sind, und es ist ein hoher Ruhm für den Dichter, daß

bei der ungeheuern Fülle von Auslegungen, die jene Meisterwerke gefunden haben, der neuesten Kritik noch immer möglich gewesen ist, auf einige Züge von nicht geringer Wichtigkeit hinzudeuten.

Emanuel Schall, ein historischer Roman, schön zu lesen für Jedermann u. s. w. von Faustinus Lux. Hannover, Carl Rümpler. Mit eingedruckten Holzschnitten. — Enthält den Lebenslauf eines Taugenichts in Knittelversen, wie er aufwächst zwischen Herrn Vater und Frau Mutter, die gewöhnlichen Studentenabenteuer besteht, in Berlin mit einer Tänzerin zusammenlebt, Jesuit wird, in den Revolutionsszenen des letzten Jahres sich als Wühler betheiligt, von Baden aus Regierungsgelder in Sicherheit bringt und sich damit in Alabama als Sclavenbesitzer ankauft, wo er schlüßlich weiße Freiheitsapostel durchprügeln läßt. — Ist die Arbeit eines Dilettanten, mit mehr Behagen als Witz geschrieben, wird sich durch zeitgemäßen Inhalt und durch die guten Holzschnitte zahlreiche Freunde und Leser verschaffen. Unser Vergnügen beim Lesen störte die Rohheit der Knittelverse. Selbst in der Jobsiade, dem langweiligen Vorbild solcher burlesken Biographien, ist die Sprache und der Rythmus viel anmuthiger malträtirt, als im vorliegenden Heldengedicht. Bei einem kurzen Scherz läßt man die rauhe Form wohl gelten, selbst das Brechen der Wörter im Reim und das Herüberziehn der letzten Silben in die nächste Verszeile mag beim Sprechen noch komisch wirken können; allein wenn solch billiger Spaß durch ein ganzes Buch geht, wird er Einem zuletzt verdrießlich. — Die äußere Ausstattung ist gut, und da der Inhalt, wie gesagt, angenehm politisch wirkt, wird die stolpernde Darstellung von einem leselustigen Publikum freundlich verziehen werden, zumal es in dem großen Deutschland jetzt 50 Jahr nach Goethe und Schiller nur sehr, sehr wenig Menschen gibt, welche wissen, was ein wohlklingender Vers ist. Wenigstens unter den lyrischen Dichtern der Gegenwart herrscht, mit wenig Ausnahmen, in den Versen die größte Barbarei. Wir sind zu genial und geistreich geworden, um noch in solch pedantischem Zeug, wie Rythmus und Metrum sind, etwas zu lernen.

Humoristisch-satyrischer Volkskalender des Kladeradatsch für 1850, herausgegeben von D. Kalisch. Berlin A. Hoffmann und Comp. — Ein Kalender voll von Berliner Witzen und obligaten Holzschnitten. Viel schlechte Witze und mehrere recht gute stehn brüderlich untereinander, sie sind in der bekannten Manier gemacht, wegen welcher Berlin, unser gutes deutsches Babel, berühmt und berüchtigt ist. Viel Frivolität, einige Blasirtheit, Silbenstecherei und bei aller Unart immer noch etwas Gutmüthigkeit. Der Kladeradatsch und Doctor Kalisch, der furchtbare Beherrscher der Berliner Volkstheater, sind die Taufpathen dieses ungezogenen Schlingels von Kalender, ihr Wesen spiegelt er ab im Guten und Schlimmen. — Wer hätte nicht einmal über die Witze von Kalisch gelacht, wenn sie mit anspruchslosem Leichtsinn aus den Coulissen schlüpfen, bei einem Kalender aber hat die Sache ihr Bedenken, zwischen Mond- und Sonnenzeichen gefallen sie uns nicht recht. — Ueberhaupt verdient unser Kalenderwesen und die rafinirte Buchhändlerspeculation, welche dies Bedürfniß des Volkes so vielfach benutzt hat, ein ernstes Urtheil. An die Stelle der kleinen ehrbaren Kalender mit zwei rührenden Räubergeschichten, drei alten Anekdoten und sechs alten Wirthschaftsrecepten, denen die Jahrmärkte der Gegend und ein unvollständiges Verzeichniß der regierenden Potentaten als geschäftlicher Anhang beigedruckt waren, sind jetzt große Broschüren getreten, zum Theil mit schlechten Stahlstichen und sentimentalen

Novellen, welche sich für volksthümliche Erzählungen ausgeben, zum Theil mit politischer Saalbaderei ausgefüllt, welche populäre Politik vorstellen soll. Das Alles paßt schlecht für eine ehrsame bürgerliche Haushaltung. Der Kalender ist für den deutschen Bürger und Landbewohner ein wahrhafter Hausfreund, ein ernsthaftes, kleines Kerlchen mit einer geheimnißvollen Miene, welcher zu allen Zeiten des Jahres und für jede Seelenstimmung seine unfehlbaren Orakelsprüche über Datum, Mondwechsel, Jahrmärkte, Geburtstage, Erndtefeste und wirthschaftliche Thätigkeit aussprechen soll. Bei ihm will das Volk sich Rath erholen, in ihm trägt der Einzelne seine Familienfeste, merkwürdige Begebenheiten, bezahlte und unbezahlte Rechnungen ein. Ein solcher Hausfreund soll weder ein frivoler Spaßmacher, noch eine schwatzhafte Theedame sein. Wohl war es gut und zweckmäßig, daß man versuchte, in die Kalender des Volkes bessere Erzählungen und nützliche Neuigkeiten hereinzudrucken, leider aber ist es selten mit Takt, Kritik und ehrlicher Gesinnung geschehn, dagegen ist der Markt überschwemmt durch die große Anzahl von Fabrikarbeiten, welche moderne Kleider und eine sehr gemeine Seele haben und doch durch den billigen Preis und ihr stattliches Aussehn das Volk anlocken, und sich ihm marktschreierisch in's Haus drängen. Alles dies Zeug schadet, weil es nichts nützt, zuweilen schadet es sogar, weil es gradezu entsittlicht. — Wer durch den leichtfertigen Kalender des Kladderadatsch einen Zwirnfaden zieht und ihn neben seinem Rechnungsbuch aufhängt, der mag im Wirthshaus ein lustiger Gesell und auf der Straße ein vortrefflicher Bummler sein, es wird aber keinem ernsthaften Herrn, der für seine Beine ein paar neue Stiefeln oder für seine Tochter einen Gatten sucht, zu verdenken sein, wenn er sich kopfschüttelnd von dem Verehrer eines solchen Hausgnomen wegwendet. — Kalisch hat durch die Natur ein so schönes Pfund von guter Laune und fröhlichem Scherz bekommen, er gilt bei seinen Bekannten auch als Mensch für einen ehrlichen und treuherzigen Gesellen, wußte er mit seinen guten Gaben nicht besser zu wuchern, als in solcher Speculation auf die Lachlust verschrobener Spießbürger? Wer über Alles und in Alles seine Witze macht, der verliert zuletzt jedes Recht witzig zu sein. Und selbst der gute Scherz, der auf der Bühne schnell verklingend tausend frohe Gesichter macht, wird ledern und schaal, wenn er sich durch 365 Tage immer wieder anspruchsvoll aufdrängt.

Synchronistische Tabellen zur vergleichenden Uebersicht der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Von Karl Eitner. Breslau, Korn. — Die Tabelle, welche von den ältesten Zeiten beginnt, und mit dem Jahr 1800 schließt, ist mit Fleiß und Sorgfalt aus den vorhandenen Quellen zusammengetragen und als sehr brauchbares Handbuch zu empfehlen.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

Der Haß gegen polnische Jagdgewehre.

Auch der Teufel hat seinen Humor; und auch die Herrschaft Rußlands in den westslavischen Ländern hat Seiten, welche mit einer gewissen Laune betrachtet sein wollen.

Der polnische Waidmann unterscheidet sich jetzt wesentlich von dem aller übrigen Länder; außer den Jagdgeschichten hat er bei der Tafel unter guten Freunden auch noch „Gewehrgeschichten“ zu erzählen, in denen er nicht als Jäger, sondern als Gejagter erscheint; denn eine polnische Jagd besteht sehr häufig aus drei Parteien, dem Wild, dem Polen und dem Russen; dem Polen, welcher den Wolf jagt, und dem Russen, welcher die Jagdflinte des Polen jagt.

Bekanntlich besteht im Königreich Polen ein sehr strenges Gewehrverbot. Es beschränkt sich aber nicht auf die gewöhnlichen Kriegswaffen, sogar für ökonomische, Handwerker- und hauswirthschaftliche Geräthe stellt es Form und Gewicht fest. So sind zunächst Diejenigen mit Todesstrafe oder ewiger Verbannung bedroht, in deren Besitze „eine Kanone, auch nur Kanonenrohr, ein Bombenkessel, eine Haubitze oder ein Mörser“ gefunden wird. Die Inhaber von Lafetten und ähnlichen Gestellen, welche im Grunde doch gar nicht als Waffen betrachtet werden können, werden mit einer nicht viel geringeren Strafe belegt. Eben so sehr verpönt sind natürlich Feuergewehre, besonders Flinten und Büchsen. Wer nach Publikation des Gesetzes seine Gewehre nicht bis zu dem festgesetzten Termine ausgeliefert hatte, sollte Verbannungsstrafe von zehn Jahren bis zu Lebenszeit erhalten. Derselbe Fluch trifft auch die Seitengewehre, besonders die sehr gekrümmten Säbel, die Waffe des altpolnischen Adels. Allein die Verordnung geht weiter, sie bedroht auch Mist- und Heugabeln, eiserne Ofenkrücken, Ofengabeln, Bratspieße, Messer und Gott weiß was für Dinge, von denen theils gefordert wird, daß sie nicht aus Eisen, Stahl oder anderm harten Metall, sondern aus Holz u. s. w. gefertigt seien, theils, daß sie eine bestimmte Länge nicht überschritten; das Maximum für Messer ist 16 Zoll.

Dieses große Waffenverbot ist mehrere Male durch Kosaken und Gensdarmen, welche wie Bänkelsänger umherzogen — die Masse des Volks versteht nämlich

weder zu lesen noch zu schreiben, und schriftliche Verordnungen können daher nie bei uns erlassen werden — in Flecken und Dörfern erneuert und in frisches Andenken gebracht worden, während des Aufstandes in Krakau und Galizien und wieder im vorigen Jahre. Doch lautete die Verordnung niemals in einem Gubernium wie in dem andern, woraus hervorzugehen scheint, daß sich die Laune der Herren Gubernatoren an derselben geltend gemacht hat.

Im sandomirer Gubernium z. B. zählte man die Sporen unter die Waffen, welche zu fürchten sind. Ein junger Edelmann mußte es sich in Kielce gefallen lassen, auf die Hauptwache geführt, seiner Sporen beraubt und einige Tage auf Befehl des Gubernators eingesperrt zu werden. Die Erklärung, welche man ihm machte, bestand in den wenigen Worten: „N. N. möge wissen, daß alle Arten von kriegerischen Geräthen verboten sind.“ Ich selbst hatte zwei Mal das Schicksal meiner Sporen wegen in Händel zu gerathen. Einmal nahm mir ein zufällig in dem Hotel anwesender Kosak ein Paar neusilberne Sporen beim Auspacken meiner Effekten mit dem Bemerken: „das sind verbotene Waffen“ weg und entfernte sich damit wie ein Flüchtling oder Dieb. Ein anderes Mal wurde ich, als ich durch die kleine hübsche Stadt Warka ritt, von drei Gensdarmen angefallen. Sie forderten mir ebenfalls kraft des Gewehrverbots meine Sporen ab. Doch meine Erklärung, daß ich ein Deutscher und nicht daran gewöhnt sei, das Pferd mit einer Knute zu dirigiren, schwächte ihren Amtseifer und ich behielt meinen Ritterschmuck. —

Auch in Rußland bestehen Verordnungen gegen den Besitz von Waffen, allein sie sind außer in einigen größeren Städten Kleinrußlands in neuerer Zeit nicht publizirt worden. Wohl die wenigsten Russen wissen, daß sie keine Waffen besitzen sollen; sie besitzen ohnedies keine, denn sie haben kein Interesse an dergleichen Dingen. Ganz anders dagegen ist es in Polen. Wohl keine andere russische Maßregel hat den Polen so tief in der Seele verletzt und gedemüthigt. Als Herr von Morawski nach dem Erlaß des furchtbaren Waffenverbotes von seiner Schwester gedrängt wurde, die krummen Säbel seiner Ahnen, die unter ihren Bildnissen hingen, zu verstecken, verfiel er in Tiefsinn, und in dem Augenblicke, als er endlich der drohenden Gefahr und den Bitten der Schwester nachgab und die Säbel von der Wand nahm, um sie in einer Nische des Kellers einzumauern, übermannte ihn so das Gefühl der nationalen Erniedrigung, daß er eine Pistole von der Wand riß und sich eine Kugel durch das Haupt schoß.

Allerdings ist's Jedermann gestattet, sich beim Fürststatthalter die Erlaubniß für den Gebrauch gewisser bei seinem Geschäft nöthiger Waffen auszuwirken, allein nur Wenige mögen sich zu einer Petition entschließen, die, in ihrer Form sehr demüthigend, oft ohne Erfolg und mit vielen Umständen verbunden ist. Sie muß z. B. von einer Menge von Zeugnissen begleitet sein. Will ein polnischer

Edelmann, ein Grundbesitzer, sich die Erlaubniß auswirken eine Jagdflinte zu halten, so muß er erstens ein Zeugniß des Distriktscommissars (der gewöhnlich ebenfalls ein Edelmann ist) dafür beibringen, daß sein Grundeigenthum groß genug und die Jagd wegen der Raubthiere nothwendig ist, dieses Zeugniß muß von dem Commissar der Obwodschaft durch Unterschrift und Stempel bestätigt sein; ferner ein Zeugniß des Criminal- und Kreisgerichts, in welchem der Mann als ein moralisch und politisch unbeflecktes Individuum dargestellt wird, dieses Zeugniß soll von dem Gubernialgericht bestätigt sein; und drittens eine Bescheinigung des Kriegsgubernators der Provinz, daß er (der Gubernator) ihm die Erlaubniß ertheilt habe, beim Fürststatthalter um die Jagdflinte suppliciren zu dürfen. Ist dieser fast unübersteigliche Damm vor der Kanzlei des Fürsten Paskiewitsch überstiegen, so hängt es noch durchaus von der Stimmung des Fürsten ab, ob man seinen Zweck erreicht. Die Stimmung des Fürsten ist aber bei dergleichen Anliegen gewöhnlich sehr schlecht. Nur die gelernten Jäger vom Gewerb erhalten die Erlaubniß fast immer, doch muß ihr Lehrbrief der Supplik beiliegen; andere Personen aber suppliciren fast immer vergeblich, ihr Bescheid ist gewöhnlich, daß „noch keine Karte vacant sei." Daraus scheint hervorzugehen, daß nur eine bestimmte Zahl von Jagdflinten geduldet werden soll, deshalb sind die Erlaubnißkarten auch numerirt. Man hat diese Zahl zu erforschen gesucht und 300 gefunden. Und wären in der That nicht mehr als 300 Schießgewehre in den Händen der Polen, so hätten die Russen neue Aufstände nicht sehr zu fürchten. Allein es sind doch unendlich viel mehr vorhanden. Trotzdem daß die Büchsenschäfter und Gewehrfabrikanten eidlich verpflichtet, uniformirt und in die Classe der kaiserlichen Beamten aufgenommen sind, trotzdem daß sie auf jede Nummer der Erlaubnißkarten nur ein Gewehr verabfolgen dürfen, werden selbst auf viele Erlaubnißkarten mehr als ein Gewehr angeschafft, ich selbst weiß als Augenzeuge, daß auf eine Nummer fünf Doppelflinten in den Besitz des Karteninhabers (der ein gelernter Jäger war) übergingen und durch ihn dritten Personen zu Theil wurden.

Der unerlaubte Besitz von Gewehren bereitet eine ungeheure Gefahr, denn er wird zu den politischen Verbrechen gerechnet, und diese werden mit Vermögensconfiskation und Verbannung nach Sibirien bestraft. Allein ehe sich ein polnischer Edelmann der Gefahr aussetzt, vergebens supplicirt und sich demüthig vor dem Russen gebeugt zu haben, wagt er lieber das Gefährliche. Ohnehin kann er mit Zuversicht auf die Bestechlichkeit der russischen Beamten rechnen; freilich mit eben so großer Zuversicht, daß sein Gewehrgebrauch, und läge sein Jagdrevier unter Gebirgen und Urwäldern begraben, bald genug entdeckt wird. Kosaken, Gensd'armenpatrouillen, so wie Spione in allen Trachten, bald als ziehende Zigeuner, bald als Handelsjuden, Bettler und reisende Edelleute, durchspüren das Land bis in die dunkelsten Winkel und gehen dem Knall und Pulver-

geruch mit Begierde und Geschick nach. Oft trifft man dergleichen Leute in Situationen, welche von einiger Erfindungskraft und vieler Naivität zeugen.

So traf ich ein Mal drei Kosaken auf einem hohen Eichbaum am Rande des Waldes. Der Gutsbesitzer nämlich, auf dessen Besitzung ich gerade lebte, hielt Teichfischen, ein Fest, das nach polnischer Sitte stets sehr fröhlich und originell gefeiert wird. Er hatte dazu eine Menge befreundeter Edelleute aus der Umgegend eingeladen und nach dem Fischzug eine große Fuchshetze angekündigt. Dies mochte dem Gubernator zu Ohren gekommen und ihm die Hoffnung auf unerlaubte Jagdgewehre erweckt haben. Der Fischzug war noch nicht vollendet, als ich mich auf mein Pferd warf, und begleitet von einem Sohn meines Gastfreundes, in den Wald ritt, der die kreisförmige Feldmark des Dorfes umgibt. Plötzlich vernahm ich ein Pferdegewieher, wir machten Halt. Mein Begleiter hielt die Pferde, ich schlich dem Orte zu und fand in dichtem Gebüsch drei angebundene Kosakengaule versteckt. Und siehe, zur Seiten saßen, wie riesenhafte Eichhörnchen, drei Kosaken hoch in dem Wipfel eines Eichbaums, von dem sie die Feldfläche überblicken. Ich sprang zurück, wir ritten zur Gesellschaft und erzählten lachend unsere Endeckung. Sie war nicht unnütz, denn zwei Gäste hatten Doppelflinten zur Fuchsjagd mitgebracht, beide nicht berechtigt Gewehre zu führen, der eine hatte sogar einst an dem Revolutionskampfe Antheil gehabt und drei Jahre in Sibirien gesessen. Die Gewehre wurden zurückgelassen, der Festgeber nahm sie sogar in seine geheimste Verwahrung und die Fuchshetze wurde mit dem einzigen Jagdgeräth, welches den polnischen Gutsbesitzern geblieben ist, mit Windhunden, ausgeführt. Nach der Jagd führten wir die Gesellschaft zu dem Baum, wo die Lauscher geduldig saßen. Die ganze vom Wein übermüthig gewordene Gesellschaft sprengte im Gallop an die Eiche, begrüßte die drei spionirenden Russen mit einem spöttischen Gutenmorgen und begab sich vergnügt in den Pallast zurück. Charakteristisch für die Russen aber war, daß der Kosakenunteroffizier sogleich vom Baume stieg und den Grundherrn bat, ihm und seinen Genossen einen Schnaps zu verabreichen. Er begleitete uns auf dem Rückweg, um ihn in Empfang zu nehmen.

Bisweilen bekommt solchen Spürern ihre Mühe schlechter als hier, wenigstens ist mir erzählt worden, daß unfern Tykoczyn zwei russische Militärs von einem Polen, den sie seines Gewehres halber in seinem Walde überfallen und festnehmen wollten, niedergeschossen wurden. Die Nähe der preußischen Grenze und die damaligen Differenzen zwischen Rußland und Preußen wegen des Cartells sollen den Thäter vor der Bestrafung, die fürchterlich gewesen wäre, bewahrt haben.

Unter diesen Umständen ist die Bestechlichkeit der Beamten in der That für Viele ein Glück, denn oft drängt die Noth den Landwirth, das Gewehrverbot zu übertreten. Die Raubthiere haben sich in Polen, Lithauen, Podolien und Wolynien seit der Einführung des strengen Gesetzes auf eine so drohende Weise vermehrt, daß die Landwirthschaften den empfindlichsten Schaden leiden. In

harten Wintern dringen Haufen von Wölfen sogar am hellen Tage in die Ortschaften ein. Daß die Haushunde an den Ketten erwürgt und aufgezehrt, daß am Morgen halbe Schafheerden in den luftigen, schlechtgebauten hölzernen Ställen erwürgt gefunden, daß in einem Ueberfall mehrere Stücke Rindvieh, Schweine oder Pferde auf der Weide zerrissen werden, ist gar keine Seltenheit mehr. Die Regierung aber ließe lieber sämmtliche Grundbesitzer von den Wölfen auffressen als ihnen Schießgewehre in die Hand kommen. Auch der Versuch, die Gewehre durch Windhunde entbehrlich zu machen, hat zwar die Zucht dieser Hunde sehr gefördert, ist aber Raubthieren gegenüber ohne Erfolg gewesen. Und deshalb sind viele Grundbesitzer, besonders in dem gebirgigen Gubernium Krakau so wie in den sumpfigen Gubernien Plock und Podlachien, auch die auf der südlichen Hälfte des Großfürstenthums Lithauen, welche zuweilen viele Quadratmeilen Feld und Waldung besitzen, geradezu gezwungen, das Gewehrverbot zu übertreten. Gleichwohl wird bei den Straferkenntnissen auf die Unfreiwilligkeit des Verbrechens keine Rücksicht genommen, da die russische Krone Güter gern confiscirt. Aus diesen Gründen wird die Bestechlichkeit der Beamten so benutzt, daß es selten zu einem Straferkenntniß kommt; mir wenigstens sind nur vier Fälle bekannt geworden. In jedem dieser Fälle wurde ohne langen Prozeß auf Vermögensconfiscation, in zweien zugleich auf Verbannung nach Sibirien erkannt.

Oft aber ist die Bestechung selbst eine sehr harte Strafe. Ein Grundherr unfern Kielce war, ohne eine Erlaubnißkarte zu haben, im Besitze von nicht weniger als neun Jagdgewehren, und mochte vielleicht in seinen dichten Wäldern schon manche Jagd gehalten haben, als ihm in einem der letzten Jahre schien, sein Verbrechen sei an den Kriegsgubernator, den russischen Provinzialkönig verrathen. Er hielt es für rathsam, die Gewehre aus seinem kleinen Palaste zu entfernen und auf einer entlegenen Wiese in einen Heuschober einbansen zu lassen. Allein der Verräther, ein neu angenommener Kammerdiener, der muthmaßlich ein russischer Spion war, befand sich in seinem Hause. Der Gubernator wußte sehr genau, wo sich die verbotenen Waffen befanden. Eines Tags erschien er mit einem Gefolge von vier Militärfuhrwerken und forderte, daß ihm der Grundherr eben jenen Heuschober käuflich ablasse. Vergebens suchte ihm dieser eine andere Heumasse angenehm zu machen, vergebens pochte er endlich auf sein Eigenthumsrecht und erklärte unwillig dem Gubernator überhaupt kein Heu verkaufen zu wollen. Dieser legte eine Geldsumme auf den Tisch, führte unverweilt seine Geschirre an jenen Schober, ließ ihn aufreißen und fand natürlich die Gewehre. Der Grundherr konnte sich vor Vermögensconfiscation und Verbannung nur durch Bestechung des Gubernators schützen. Dieser aber, der zum Heil des ganzen Guberniums wieder nach Ostrußland zurückversetzt worden ist, war ein erbitterter Feind der Edelleute, daher war die Sache nicht mit einer Kleinigkeit abzumachen. Zwar ließ er den Prozeß nicht aus seinem Gerichtsbereiche kommen, jedoch geflissentlich so

bösartig werden, daß der Delinquent genöthigt war, nichts Geringeres als ein Dorf zu opfern, um sich zu retten.

Glücklicher Weise sind nicht alle Wächter des Gesetzverbotes so habgierig. Oft zeigen diese Herren in russisch gutmüthiger Weise sogar selbst den Weg zur „Ausgleichung."

In dem Gubernium Podlachien z. B. wurde in einem der letzten Sommer ein Edelmann in seinem Gehölz mit einer Stutzbüchse von Gensdarmen überrascht, welche wahrscheinlich auf der Lauer gelegen hatten. Sie forderten den Erlaubnißschein, ein solcher aber war nicht vorhanden. Da nahmen sie Herrn von S. die Büchse weg und banden dem Verbrecher ohne Umstände die Hände auf dem Rücken zusammen. Nur durch Versprechungen erlangte er von den beiden Schelmen die Erlaubniß, sich seiner Kutsche zum Transport zu der Gubernialstadt bedienen zu dürfen. Nachdem der Delinquent in ein Gefängniß gebracht worden, fand eine Duchsuchung seines Hauses statt und diese ließ noch eine Doppelflinte auffinden. Die Untersuchung schien ihren regelmäßigen Gang zu nehmen und gefährlich zu werden. Daher war S. nicht wenig überrascht, als ihn der menschenfreundliche Gubernator nach etwa vier Wochen aus dem Gefängniß vor sich führen ließ und ihn ungefähr mit diesen Worten anredete: „Sie haben mich in die Verlegenheit gesetzt, Sie nach Sibirien jagen zu müssen. Allein ich will ihnen sagen, daß der Prozeß noch in meinen Händen ist. Nun schaffen Sie Rath, wenn Sie können. Sie haben den dummen Streich begangen, es ist nun an Ihnen, klug genug in der bösen Sache zu sein."

S. erklärte nach einiger Ueberzeugung, daß, wenn er nur für zwei bis drei Tage einige Freiheit erhalte, er, so Gott wolle, ein Rettungsmittel finden werde. Unter der Bewachung eines Gensdarmenunteroffiziers wurde er aus dem Gefängniß entlassen. Er ließ nun eine Pistole von Blech mit taubem Schloß verfertigen, füllte die Pistole mit Ducaten und überreichte sie dem Gubernator mit der schriftlichen Erklärung: er bringe freiwillig zu den beiden confiscirten Gewehren noch ein drittes bei, doch ersuche er, sich zu überzeugen, daß dieses so wie jene nur Kinderspielzeug seien. Darauf wurde ein Protocoll aufgenommen und mit diesem schlug der Gubernator sogleich den Prozeß nieder. Die beiden confiscirten Gewehre wurden Spielzeug und als sichtbarster und unbestreitbarer Beleg blieb die Blechpistole bei den Acten. Die Büchse und Doppelflinte dagegen verschwanden. Dem Protocoll nach sollen sie an den Besitzer zurückgegeben worden sein, allein S. hat sie nie wiedergesehn.

Die Jagdwaffe gibt am häufigsten zu Denunciationen und Prozessen Veranlassung, denn es dürften sich im Königreich Polen kaum 50 Gutsbesitzer finden, welchen der Besitz von Schießgewehren erlaubt ist, und man kann annehmen, daß von dem ganzen großen Jagdreviere des Königreichs noch nicht hundert Quadratmeilen mit erlaubten Feuergewehren beherrscht werden. Den Russen aber macht

es ein ganz besonderres Vergnügen, grade diese zu jagen. Ihre Revisionen sind unzählig und die Methode, in der sie vorgenommen werden, so rücksichtslos, daß ein Mensch, welcher nicht geraume Zeit innerhalb der russischen Grenzen gelebt hat, darüber in Empörung geräth. In dem Hause eines mir befreundeten Grundbesitzers fand eine solche Revision statt. Ich selbst war einigermaßen an der Uebertretung des Gewehrverbots Schuld, weil meine Anwesenheit den Gutsbesitzer zur Veranstaltung von kleinen Jagden verführt hatte. Die Gewehre, welche wir brauchten, waren geliehen; woher, habe ich nie erfahren. Wir hatten sie erst zwei Mal benutzt, in einem Walde, von welchem wir glauben durften, daß niemals ein fremder Fuß ihn betreten. Aber ein Gensdarmerieoffizier erschien mit mehreren Gemeinen ganz unerwartet an einem Winternachmittag. Mein Wirth glaubte nicht, daß dieser Besuch den beiden Schießgewehren gelte, allein es war rathsam, sie in Sicherheit zu bringen und dies gelang mir sehr leicht, da in der grimmigen Kälte die Missionäre so erfroren waren, daß sie wohl anderthalb Stunden lang den Zweck ihrer Mission nicht merken lassen konnten.

Endlich, als der Offizier sich aufgethauet fühlte, forderte er meinen Freund in ein Zimmer, welches wie er ausdrücklich bemerkte, nur eine Thür habe. „Er wolle ihn unbemerkt sprechen." Ein solches Zimmer befand sich neben dem Saale, beide Herren begaben sich in dasselbe. Hier stellte der Offizier ohne Einleitung die Forderung an den Gutsherrn, er solle ihm die Feuergewehre ausliefern. Dieser leugnete, der Offizier aber wendete sich sogleich, verließ mit einem Sprunge das Zimmer und schloß es hinter sich, so daß der Gutsherr in seinem eigenen Hause ein Gefangener war. Sogleich begann der Offizier sammt seinen Gemeinen die Haussuchung und es wunderte mich, daß er noch so rücksichtsvoll war, den Wirthschaftsverwalter und die Tochter des Gutsherrn als Zeugen beizuziehen. Betten, Schränke, Koffer und Kasten wurden durchwühlt, selbst Damenbehältnisse, in welchen sich unmöglich ein Gewehr verbergen konnte, mußten sich den plumpen Soldatenhänden öffnen. Ich sah mit Verwunderung, wie der brave Offizier im Keller sehr ungenirt eine Flasche Wein zur Hälfte leerte und mit dem Reste herablassend seinen drei Mitarbeitern ein Geschenk machte.

Nachdem er das ganze Haus durchsucht, ließ der Offizier den Dorfschulzen kommen um ihn auszufragen; der alte Bauer zitterte, allein noch mehr zitterte er vor dem Zorne seines Herrn und beschwor bei Hölle und Seligkeit nichts von Feuergewehren zu wissen. Da öffnete derselbe Offizier jenes Zimmer wieder und begrüßte den Gefangenen freundlich mit den Worten: „desto besser, daß sich nichts gefunden hat." „So? gut!" erwiederte stolz mein Freund und blieb gemächlich, seine Pfeife rauchend, auf dem Divan sitzen. Der russische Offizier gerieth dadurch in eine komische Verlegenheit, er war ganz verblüfft. Keine Mahlzeit wurde ihm angeboten, wohl noch anderthalb Stunden hielt er sich im Hause auf, krächzte, scharrte, spazierte auf und nieder, sang, trommelte an den übereisten

Fensterscheiben und trieb ungeduldig allerhand Possen; allein der Hausherr blieb in seinem Zimmer und der Koch oder Kammerdiener in der Küche.

Auch auf Säbel und Pistolen müssen Erlaubnißscheine vom Fürsten gelöst werden; diese zu gewinnen ist noch viel schwerer. Ein gewisser G. in Warschau, der auf der Reise unsern Grochow von einer Tscherkessenpatrouille überfallen, geplündert und fast todtgeschlagen worden war, erhielt selbst nach dieser Affaire nicht einmal die Erlaubniß, bei seinen Reisen ein Paar Pistolen bei sich führen zu dürfen. Er ließ sich daher einen Spazierstock von Eisen machen, dem eine scharfe Spitze eingeschraubt werden konnte. Wie sein Unfall stadtkundig war, so wurde es auch seine echt bürgerliche Nothwehr, und bald waren eiserne Spazierstöcke bei den jungen Warschauern ein Modeartikel. Allein kaum war diese Mode zur Kenntniß der Behörde gelangt, so wurden die eisernen Spazierstöcke in das Gewehrverbot — unter dem einigermaßen Achtung gebietenden Namen „Kriegskeulen" — aufgenommen und die Polizei war beeifert, auf offener Straße das Gewicht der Stöcke und Krücken zu prüfen, an denen die jugendlichen Bürger dahinwandelten.

Selbst fremden Reisenden ist es im Westen des russischen Reichs nicht gestattet, Waffen, welcher Art sie auch sein mögen, bei sich zu führen. Das Grenzamt nimmt ihnen ohne Umstände die Waffen weg; es fragt, an welchem Grenzorte der Reisende das Land wieder verlassen wolle, und versichert, daß er daselbst seine Waffen finden und wieder erhalten werde. Der Reisende darf es nie versäumen, sich über die Ablieferung der Waffen eine Quittung ausstellen zu lassen.

Die Nothwendigkeit sich auf Reisen zu vertheidigen hat auf mancherlei Erfindungen geführt. So hat man in jenen Theilen Rußlands, in denen das ausgedehnte Waffenverbot so streng gehandhabt wird, an den Kutschen geschärfte, schwertartige Bügel, welche sich leicht hervorziehen und frei gebrauchen, eben so in den Leitern der leichten kleinen Reisewagen, der Brytschki und Kibitki, geschärfte eiserne Sprossen, welche sich im Drang der Noth als Waffe gebrauchen lassen. Bis jetzt scheint die russische Behörde davon nichts erfahren zu haben.

Wie ausgedehnt und furchtbar in seinen Strafen das russische Waffenverbot und wie streng die Ausübung desselben von Seiten der Aemter auch ist, so würde sich doch die Regierung täuschen, wenn sie meinte, dadurch das Volk völlig entwaffnet zu haben. Gewiß ist, daß im Königreich Polen noch große Waffenvorräthe verborgen liegen.

Politik und Militär in Franken.

Es ist höchst eigenthümlich, daß die beiden Centrallandschaften Deutschlands, Thüringen und Franken, es niemals zu einer relativ kräftigen und selbstständigen Staatsbildung bringen konnten. Rings umher sind im Verlaufe der Geschichte Staaten, wie Sachsen, Hessen, Baiern und Würtemberg in die Höhe gewachsen, Thüringen dagegen ist bis auf den heutigen Tag, soweit nicht der schwarze Adler seine Fittige darüber gebreitet hat, in neun mikroskopische Groß- und Kleinherzog- und Fürstenthümer zerschnitten, und in Franken, wo zu den Zeiten des Reichs drei gefürstete Bischöfe, einige Markgrafen, zwei Dutzend Reichsstädte, eine entsprechende Anzahl von Fürsten und Grafen, sammt einem unzähligen Gewimmel freier des heiligen römischen Reiches Ritter domicilirten, ist seit dem Rheinbund und dem Wiener Congreß vollständige tabula rasa gemacht. Mit Ausnahme eines kleinen Gebietes, welches seit uralter Zeit politisch mit Thüringen verbunden war — das jetzige Großherzogthum Koburg — ist das weite und schöne, von zwei Millionen bewohnte Frankenland eine Pertinenz, eine Provinz des bairischen „Reichs." —

Es scheint mir, als ließe sich die Nachwirkung jener innern Unfähigkeit zu festerer Staatsbildung, woraus sich der Untergang der einstmals vorhandenen Staaten erklärt, auch heute noch an dem politischen Leben oder richtiger dem politischen Tod des Landes verspüren. Im eigentlichen Baiern, in den Grenzen des ehemaligen Churfürstenthums der Wittelsbacher, politische Bildung zu suchen, fällt nur den Münchner historisch-politischen Blättern ein, und diese finden dort auch ihre Bildung ohne die Laterne des Diogenes. Jeder andere Christenmensch, der sich einigermaßen einen Begriff von der Entwicklungsgeschichte des altbairischen Staates gebildet hat, verzichtet natürlich darauf, etwa so, wie er auch in Rußland darauf verzichten würde. Dagegen dominirt in Altbaiern ein zähes particularistisches Bewußtsein, das sich bald an die Dynastie, bald an das specifisch bairische Pfaffenthum, bald auch an die Selbstständigkeit und Großmächtigkeit des Staates oder an alle drei zugleich anklammert. Sobald eine politische Frage bis zu der Masse des Volkes dringt, wird sie sogleich unter diese Gesichtspunkte gebracht, und wenn ihre Lösung denn auch von dem Gegentheil von politischer Erkenntniß und Reife zeugt, so zeugt sie doch von einem ausgeprägten politischen Charakter und einer gewissen Energie, die sich nicht überall in Deutschland findet. In so fern, denke ich, kann man mit Recht von einem politischen Leben im eigentlichen Baiern sprechen, das freilich nach Gesetzen seine Functionen ausübt, mit denen das Volk

von seinem weißblauen Herrgott einstmals besonders begnadigt wurde, daher wir andern denn auch mitunter vor Erstaunen die Hände über den Kopf zusammenschlagen. — In bairisch Franken gilt allerdings keiner der altbairischen Heiligen, die ich eben erwähnt habe. Die Dynastie? König Max, der Großvater des gegenwärtigen Regenten, steht in Stadt und Land am Main so gut, wie an der Isar, als ein lieber menschenfreundlicher Herr mit heiterem Gesichte und hellen lustigen Augen noch im besten Andenken, sein Sohn in um so schlechterem, während die Altbaiern doch immer eine gewisse Pietät nicht für seine Person als solche, sondern als Nachfolger der alten Kurfürsten bewahrt haben. Was vor der Regierung des guten Max liegt, das war in Franken die Zeit der prachtliebenden Markgrafen, oder der milden und freigebigen Bischöfe, der würdevollen Bürgermeister mit ihren goldenen kaiserlichen Gnadenketten und der bald gestrengen bald burschikosen Reichsritter. Da ist also von dynastischen Erinnerungen keine Rede, hier gibt es kein angestammtes Fürstenhaus, an dessen Namen und ererbte Charakterzüge sich das Volk im Laufe der Jahrhunderte gewöhnt hat. — Ein selbstständiges fränkisches Pfaffenthum als politische Macht ist ebenfalls nicht vorhanden. Ein Land wie Franken, dessen Bewohner zu einer Hälfte dem Katholizismus treu geblieben sind, deren andere Hälfte an der Reformation und den verschiedenartigsten Gestaltungen des Protestantismus Theil genommen hat, kann kein compactes klerikalisch-politisches Bewußtsein, weder unter der Geistlichkeit, noch unter dem Volke erzeugen. Endlich fällt auch noch das Gefühl einer einstmaligen oder gegenwärtigen politischen Selbstständigkeit und Abgeschlossenheit hinweg, weil eben Franken früher in unzählige Territorien gespalten war und gegenwärtig eine bloße Provinz eines ihm in vielen Beziehungen total fremden Staates ist. —

Diese Hebel des bairischen politischen Lebens fallen also für die Gegenden am Main und der Regnitz weg, es fragt sich nur, ob sie nicht durch andere ersetzt werden. Die Antwort wird am besten durch einen kurzen Ueberblick der Bewegungen in dieser Landschaft seit den Märztagen 1848 bis zu diesem Augenblick gegeben.

Wer vor den Märztagen die Stimmung in Franken gegen die Münchner Regierung beobachtete, konnte sich leicht überzeugen, daß sie eigentlich gar keine Partei im ganzen Lande für sich hatte. Das sogenannte liberale Ministerium Maurer sammt seiner spanischen Schutzgöttin wurde in Nürnberg, Bamberg und Würzburg bei den Altliberalen der dreißiger Jahre so gut wie in den pietistischen Kreisen der Universität Erlangen oder den Ultramontanen in Aschaffenburg, Eichstädt und Würzburg nie ohne Hohn erwähnt. Die mittleren Stände fanden sich noch eben so unbehaglich wie unter Abel und Wallerstein, und der Landbevölkerung war keine der schweren Communallasten abgenommen worden, die man seit dem Regierungsantritt des Königs Ludwig systematisch von der Staatscasse weg auf

sie gewälzt hatte. Außerdem führte noch jede Stadt, jede Gemeinde irgend eine spezielle Klage wegen einer besonderen Bedrückung oder einer besonderen Vernachlässigung, die sie von München erleiden mußte. Mit einem Worte, das Münchner oder bairische Regiment war dort so gründlich verhaßt, wie man es kaum in der Rheinpfalz antraf, die doch von jeher wegen ihrer antibairischen Gesinnung höchsten Orts und mit Recht so übel berufen war. Wirklich bezogen sich auch die Beschwerden, die man jenseits des Rheins vernahm, mehr auf allgemein politische Verhältnisse, die damals eben überall in Deutschland nicht viel besser als in Baiern beschaffen waren; man hörte heftige Klagen über Scheinconstitutionalismus, Tyrannei der Censur und Polizei, schlechte Verwaltung der Staatseinnahmen, Attentate gegen die Unabhängigkeit der Justiz, weniger aber eine spezielle Bedrückung und Aussaugung der Provinz. In Franken hatte man sich in jene Uebel, die in der Luft der Zeit lagen, ergeben. Was man dort dem Münchner Regiment vorwarf, waren Dinge, die in die speziellsten Verhältnisse des Landes eingriffen, welche namentlich den materiellen Wohlstand auf's Aeußerste gefährdeten, und die wirklich ohne Schaden für das ultramontan-absolutistische Prinzip des Staates hätten abgestellt werden können.

Trotzdem blieb das Land während der stürmischsten Tage des Frühjahrs 1848 verhältnißmäßig ruhig. Einige Krawalle der Bauern gegen ihre Gutsherrschaften und ihre Amtleute oder gegen die bairischen Landrichter, von denen sie bis dahin wie russische Leibeigene behandelt worden waren, wurden so wie die Versuche, förmliche Judenverfolgungen zu organisiren, ohne besondere Mühe unterdrückt. Schon zur Zeit des Vorparlaments war dies alles abgethan. Die Wahlen zum Parlament brachten zwar wieder einige Aufregung, doch nur in den Gegenden, die schon vorher jene Emeuten gehabt hatten.

Dort wählte man unter großem Halloh einige schwadronirende Advokaten, mehr um die Regierung zu ärgern, als weil man etwa radikal oder gar republikanisch gesinnt gewesen wäre. In dem größten Theil der Provinz fielen die Wahlen nach den damaligen Wünschen der Regierung aus. Diese gingen in Baiern so gut wie anderwärts bedeutend weiter links, als sie jetzt gehen würden, falls wieder zu einem Reichstag gewählt werden sollte. Der gute, aber höchst confuse Dr. Eisenmann, selbst ein geborner Franke, erlebte damals die Ehre einer zehnfachen Wahl. Fast jede der größeren Städte der Provinz setzte ihn zu oberst auf ihre Candidatenliste und nur in Bamberg unterlag er dem radikalen Advokaten Titus. Damals hatte das Land natürlich auch seine schwarzrothgoldne Zeit. Sie erreichte ihren Höhepunkt, als der Reichsverweser es Ende des Juli durchzog, und die Münchner Regierung war klug genug, um diesen unschädlichen Enthusiasmus ruhig austoben zu lassen. Eine für sie gefährliche Form nahm er damals nicht an. Im Gegentheil war es merkwürdig zu sehen, wie man alle früheren Unbilden, die Lebensfragen der Provinz, eine Zeit lang ganz vergessen zu haben schien und

durchaus in abstracten und allgemeinen Phantasien sich erging. Die neu entstandenen politischen Parteien, Conservative und Radikale, oder Constitutionelle und Demokraten schwärmten für die Einheit Deutschlands auf gleiche Weise, und unterschieden sich nur darin von einander, daß die einen ihre Augen fortwährend mit Befriedigung und Hoffnung zugleich nach Frankfurt und München richteten, während die anderen weder von dem einen noch von dem andern etwas wissen wollten.

Wer vor der Revolution Franken gekannt hatte, mußte sich wundern, daß weder theoretische noch praktische, eigentlich antibairische Bestrebungen zum Vorschein kamen. Und doch war seit der Revolution von München aus, außer schönen Versprechungen, nichts für die Provinz geschehen.

Als sich während des Winters die Einigungsfrage ihrer concreten Lösung nahte, zeigte es sich auch in Franken gar bald, was jene Einheitsschwärmerei zu besagen hatte.

Es waren hauptsächlich fränkische Deputirte von der Linken, die am 9. Februar d. J. in der zweiten bairischen Kammer erklärten, daß sie kein preußisches Kaiserthum, kein Aufgehen in Preußen wollten, daß sie mit Oestreich das ganze vereinigte Deutschland verlangten ꝛc., kurz die ganze bekannte Saalbaderei der sogenannten Großdeutschen. Dieselben fränkischen Deputirten forderten denn freilich in demselben Athem, in welchem sie dem Parlament Vorschriften gemacht, eventuell den Gehorsam gekündigt hatten, von der bairischen Regierung die unbedingte Anerkennung und schleunige Publikation der Grundrechte.

Wie die Deputirten von der Linken dachten auch die von der Rechten, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie nicht blos kein preußisches Kaiserthum, sondern auch die Grundrechte nicht wollten, weil der Regierung beides gleich verhaßt war. In Franken selbst theilte man im ersten Punkte die Ansicht der Deputirten, nur war die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung nach und nach wieder auf die Seite der Opposition getreten. Der schwarzrothgoldene Nebel war wenigstens so weit verflogen, daß man das Fortbestehn der ganzen alten heillosen Wirthschaft deutlich durchsah, daher klammerte man sich an die Grundrechte, weil man mit ihnen dem Münchner Ministerium Verlegenheiten bereiten konnte. In diesem Sinne entstanden eine stattliche Anzahl von Adressen, welche aus fast allen Städten — selbst das reaktionäre Aschaffenburg schloß sich nicht aus — nach München befördert wurden. Die loyalen Gegenadressen geriethen meist so dürftig, daß sie von ihren Unternehmern fast ohne Ausnahme wieder zurückgezogen wurden. Nur darin war man in Franken und München einverstanden: um keinen Preis ein preußisches Kaiserthum, und während sich anderwärts Constitutionelle und Demokraten an diesem Schiboleth trennten, konnte man hier in beiden Lagern die Abneigung dagegen gleich stark antreffen. Eine ehrenvolle Ausnahme bildete eine numerisch sehr kleine Fraktion, die in den constitutionellen Vereinen zu Nürnberg

und Erlangen wenigstens in achtunggebietender Minorität sich befand. Ihre Seele war der treffliche Nationalökonom Stahl, eines der rührigsten Mitglieder der Erbkaiserlichen in der Paulskirche. Die Majorität der Professoren und Studenten in Erlangen, der Magistrat und die Blüthe der Nürnberger Gelehrsamkeit und Bildung gehörten ihr zu. Auswärts täuschte man sich, wie ich selbst oft bemerkte, gewöhnlich über die Stärke dieser Partei. Allerdings hatte sie die Elite der gebildeten Welt in Franken unter ihrem Banner und gebot damals über mehrere Organe der Presse, aber alles in allem gerechnet zählte sie kaum einige hundert Köpfe.

So standen die Dinge in Franken, als die Kaiserwahl in Frankfurt und der unglückselige 3. April in Berlin bekannt wurden. Beide Ereignisse folgten sich so schnell auf einander, daß man sie als einen geschichtlichen Moment ansehen muß, wenigstens war es hier in Franken so, wie sich jeder aus den Zeitungen jener Tage überzeugen kann. Noch ehe man sich von dem Erstaunen über die Kühnheit des Parlaments erholt, ehe man noch einen Gesichtspunkt je nach der bisherigen politischen Farbe gewinnen konnte, kam schon die Nachricht von dem schnöden Empfang der Deputation in Berlin.

Ganz folgerichtig begann nun eine gewaltige Agitation für die Reichsverfassung. Der preußische Kaiser, das Preußenthum überhaupt, war glücklich daraus beseitigt, die inzwischen immer verhaßter gewordene Münchner Regierung aber, wie jedermann wußte, ein Gegner der ganzen Verfassung mit und ohne den Kaiser; folglich bekämpfte man sie nun von dieser Seite her mit einer Lebhaftigkeit, die bei ängstlichen Seelen die Besorgniß erweckte, daß der Mai 1849 das nachholen würde, was der März und April 1848 nicht gebracht hatten, d. h. eine förmliche Revolutionirung des Landes. Volksversammlung folgte auf Volksversammlung und wie natürlich waren die Reden und Beschlüsse jeder nächsten um einige Prozente radicaler und drohender als die der vorigen. Namentlich sah das alte Nürnberg das tollste Treiben innerhalb und außerhalb seiner Mauern, das in der berühmten Versammlung auf dem Judenbühl vom 13. Mai culminirte. Dort hatten sich funfzigtausend Menschen aus allen Theilen des Landes zusammengefunden. Den Charakter erhielt diese monströse Masse durch das Nürnberger Proletariat, das innerhalb einiger Wochen von zwei oder drei vacirenden Literaten tüchtig bearbeitet worden war. Die Ehre widerfuhr ihm zum ersten Male, kein Wunder, wenn es sich auf dem Judenbühl dankbar dafür bewies. Ein Dr. Meyr, wenn ich nicht irre derselbe, der am 9. Februar in der Münchner zweiten Kammer durch eine feierliche Erklärung zu Protocoll dem Parlament den Gehorsam aufgekündigt hatte, ließ jetzt auf die Reichsverfassung „mit Gut und Blut" schwören, und die versammelten Tausende sprachen ihm den Schwur nach. Darauf wird eine Adresse verlesen, als die „letzte Mahnung des Volkes der Franken an den König der Baiern." Sie war entsprechend der Abstammung des Genannten, mit

echt bairischer Grobheit gewürzt, und drohte schließlich mit einem Abfall des ganzen fränkischen Landes, und der Constituirung eines selbstständigen Königreichs oder Republik der Franken. Ueber letzteren Punkt waltete noch einige Meinungsverschiedenheit, so einverstanden auch Alle mit der Trennung von Baiern waren. Es schien, als wenn jetzt mit einem Schlag das lange Sündenregister der Münchner Regierung, das von 1803 bis 1849 fortlief, in Aller Gedächtniß lebte, während es zur Zeit der Märzbewegung ganz in Vergessenheit geruht hatte.

Höchst charakteristisch für diese fränkischen Maitage mit ihren Trennungsphantasien ist es, daß Vogt, der von dem Donnersberg abgeschickt war, um das Terrain zu sondiren, auf jener Nürnberger Versammlung entschieden zur Mäßigung rieth, nicht etwa in Folge der gewöhnlichen Taktik der Straßendemagogie, sondern weil er doch noch unbefangenes Urtheil genug übrig hatte, um zu sehen, daß wie Land und Leute in Franken beschaffen sind, ein gewaltsamer Schritt zu einem lächerlichen Resultate führen mußte. Es fehlte durchaus an aller Organisation für einen Putsch, um die Leute, wenn der erste Rausch verflogen war, auch dann noch zusammenzuhalten. Unter den krawallirenden Rednern war auch kein einziger, der von früher her mit der Putschpraxis vertraut war, oder auch nur eine Spur von dem Revolutionstalente besaß, das im Nothfall die Routine ersetzen kann. Darum mußte Vogt in wohlverstandenem Interesse seiner Partei zur Ruhe und Mäßigung mahnen. —

So ging der 13. Mai zu Grabe, ohne ein fränkisches Reich geschaffen zu haben. —

Die bairische Regierung befand sich übrigens damals so sehr im Gedränge, daß sie die ganze Agitation passiv mit ansah. Höchstens consignirte man die Truppen in den Kasernen und verstärkte die Gensdarmerie. Die Vorgänge in der Rheinpfalz und Dresden, noch mehr aber die Hiobsposten aus Ungarn hatten die Münchner Staatslenker vollständig niedergeschmettert. König und Minister, die sonst so laut auf die Selbstständigkeit und Größe Baierns gepocht, nahmen die Adressen, worin eine ganze Provinz unumwunden ihren Abfall erklärte, demüthig hin. Das Vertrauen zu der bis dahin felsenfest geglaubten Stütze des Throns, dem bairischen Heere, war verloren. Ein volles Fünftheil desselben, die Truppen in der Rheinpfalz, befanden sich unter den Fahnen der Insurgenten; die Regimenter in Schwaben erklärten laut ihre Sympathie mit den pfälzischen Brüdern und daß sie nicht auf sie schießen würden. Franken war schwach besetzt und die Hälfte der dortigen Truppen harrte nur auf ein Signal zum Abfall. Die andere Hälfte war wenigstens nicht gesonnen, sich für ihren angestammten König vom Volke massacriren zu lassen. So hätte man sich dann in München in den Abfall Frankens mit derselben Resignation und demselben Gottvertrauen auf die damals unschätzbaren preußischen Pickelhauben gefunden, wie man sich in die pfälzische Insurrection fügte.

Aber die Spitze der ganzen Bewegung, wenn sie je eine gehabt hatte, war durch den nüchternen Ausgang des Tags auf dem Judenbühl abgebrochen. Vor wie nach setzte es zwar noch allsonntäglich Volksversammlungen fast in jedem Städtchen des Landes und jede redigirte eine Adresse nach dem Zuschnitt der erwähnten. Indessen wurden der Zuhörer immer weniger, trotzdem daß man in München nicht einmal scheinbar den Wünschen der Franken entgegenkam. Selbst als der Unfug im übrigen südlichen Deutschland noch immer höher stieg, als auch Baden losbrach und man täglich von der Flucht oder Enthauptung des Königs von Würtemberg sprach, nahm die Bewegung in Franken ganz von innen heraus, ohne Zuthun der Regierung fortwährend ab.

Nachdem die Preußen die fidelen Rheinpfälzer Schöppli'shelden auseinandergesprengt und in Baden festen Fuß gefaßt hatten, ermannte sich endlich auch die bairische Regierung. Es wurden in aller Eile Truppen nach Franken geschickt und mit den vorhandenen zu einer westfränkischen Operationsarmee formirt. Ein Theil derselben löste die Preußen in der Rheinpfalz ab, der andere verbreitete sich über die Gegenden von Franken, die man als den Hauptsitz der Malcontenten mit Recht und mit Unrecht ansah, Würzburg, Bamberg, die Grenzstriche gegen Thüringen, Nürnberg und seine Umgebung. Unter dem Schutz dieser Bayonnette traute sich auch die Polizei wieder hervor und es erfolgten nun erst jene massenhaften Verhaftungen von Landtagsabgeordneten, Zeitungsredakteuren, Turnern, Malern, Fabrikarbeitern, die seiner Zeit viel von sich reden machten. — Auf den meisten Volksversammlungen hatten immer dieselben Redner gesprochen, im Ganzen vielleicht zwei oder drei Dutzend, die anderen verhielten sich bis auf die obligaten Bravo's still. Jetzt wurden nicht blos jene wohlbekannten Acteure des Drama's, sondern auch von dem Publikum alle diejenigen herausgegriffen, welche sich die Gensdarmen oder nicht offizielle wohlgesinnte Beobachter notirt hatten. Mit demselben Rechte hätte man fast die ganze männliche Bevölkerung des Landes arretiren können, denn es gab wohl kaum einen Mensch'n in ganz Franken, der nicht wenigstens bei einer Volksversammlung zugegen gewesen und nur wenige, die nicht eine und die andere jener Petitionen unterschrieben gehabt hätten. Die einfache Erwägung dieses Umstandes, den die Regierung im ersten Eifer nach dem Ablauf ihres unfreiwilligen Instititums wohl übersehen hatte, war denn auch die Veranlassung zu der vor kurzem ertheilten Amnestie. Sie trifft fast lauter solche Inhaftirte, die sich dem Gericht gegenüber auf viele tausend frei herumgehende Mitschuldige berufen konnten.

Wie rasch das Absteigen der Bewegung erfolgte, ergibt sich aus dem geringen Eindruck, den jene Verhaftungen hervorbrachten. Jetzt, kaum fünf Monate, nachdem Franken seine Revolution machen wollte, sind wenigstens jene Selbstständigkeitsträume vollkommen ausgeschlafen und auch außerdem eine politische Abspannung eingetreten, die in ähnlicher Weise wohl überall vorhanden ist, aber hier doch

stärker und auffallender als an andern Orten, auffallender deshalb, weil hier ja nicht einmal eine große Explosion erfolgte, als deren natürlichen Rückschlag man die gegenwärtige Lethargie ansehen könnte. Diese geht soweit, daß man sich um das Schicksal der Gefangenen oder Flüchtigen (denn auch diese Provinz hat ihr Contingent zu dem Flüchtlingsheere in der Schweiz geliefert), außerhalb der Kreise der nächsten Angehörigen fast gar nicht kümmert. So ist der radicale Klopffechter Titus, für den im Anfang des Sommers noch halb Franken, vor allem aber seine Vaterstadt Bamberg schwärmte, dort fast ganz verschollen. Ich konnte selbst in Bamberg nur mit Mühe seinen muthmaßlichen gegenwärtigen Aufenthalt in der Schweiz erfahren. Wenn es so mit den Coryphäen steht, kann man sich denken, daß der Plebs und die Proletarier der Agitation ganz aus dem Gedächtnisse des Volks aller Classen entschwunden sind. Ueberhaupt gemahnt es einen, wenn man von jenen Maitagen reden hört, so, als versetzten sich die Sprechenden in ihrer Erinnerung unwillkürlich in ein vergangenes Jahrhundert. Es klingt kaum wie etwas selbst Erlebtes, was man da hört, von den tausend und aber tausend tricoloren Fahnen, den Vivats für die Republik Franken, von öffentlich insultirten bairischen Wappen und Farben.

Im gegenwärtigen Augenblick möchte ich Niemand rathen auch nur mit einem schwarzrothgoldnen Uhrband oder mit einer anderen bescheidenen Dekoration, geschweige denn mit irgend einer revolutionär geformten und Cocarde-geschmückten Kopfbedeckung sich dort sehen zu lassen. Entgeht er der bairischen Polizei und Gensd'armerie, so risquirt er die ärgsten Insulten bei der Soldateska und entgeht er auch dieser durch seinen Glücksstern, so fällt er doch ohne Zweifel irgendwo in die Hände von Spießbürgern, die für die Ruhe fanatisirt sind und jene Tracht als das Symbol des Gegentheils davon, zwar nicht mit Feuer und Schwert, wohl aber mit Sottisen und Prügeln verfolgen.

Als einzige Reste des untergegangenen Blüthenalters der Demokratie sieht man in einigen Mittelstädten des Landes, z. B. Schweinfurt, Kitzingen, Kulmbach hie und da eine bärtige oder unbärtige Gestalt ganz in Sackleinwand costümirt; ein grauer Hut mit einem mir noch unverständlichen Embleme geschmückt, das mit seinen lebhaften Farben die sonstige Grauheit des ganzen Wesens nicht übel hebt, verräth unzweifelhaft das Mitglied eines der zahlreichen Turnvereine, die wie überall so auch hier neben dem Barren und Reck der Demokratie mit Inbrunst und Andacht zugethan sind. Anderwärts z. B. am Rhein, wo sie bis zur badischen Revolution am meisten florirten, müssen sie jetzt wieder in gewöhnlich menschlicher Kleidung einhergehen; in Norddeutschland ist die Turnerei von 1848 nicht heimisch geworden, so ist es also nur Franken, das in diesem Augenblick noch echte Exemplare dieser nicht ganz uninteressanten culturhistorischen Erscheinung darbietet. Sie sind hier freilich weder so zahlreich noch so bärbeißig, wie weiland die Hanauer und Mannheimer Turnschaar. Nach den authentischen An-

gaben des fränkischen Turners, eines Blattes, das außerhalb der Provinz kaum dem Namen nach gekannt ist, zählte der ganze fränkische Turnbund im Beginn des Herbstes 1849 etwa 1500 Mitglieder, von denen die Mehrzahl auf die angeführten Mittel- und die kleineren Städte kommt, welche in einiger Entfernung von den Garnisonen liegen. Wie aus demselben Blatte hervorgeht, befleißigen sie sich, was nur als höchst zweckmäßig anerkannt werden muß, nach außen hin einer möglichst indifferenten politischen Haltung. Davon legt es selbst das beste Zeugniß ab. Aus persönlichem Verkehr mit den einzelnen ergibt sich natürlich ein ganz anderes Resultat; sie halten sich alle für die rechten auserwählten Pfleger und Bewahrer der Demokratie, sind jedoch der Ansicht, daß für den Augenblick Ruhe die erste Turnerpflicht sei. Daß sie sich auch während der Maitage nicht besonders hervordrängten, wo die Versuchung doch nahe genug lag, geht aus der geringen Anzahl verhafteter Turner und aus dem ungestörten Fortbestehen der Vereine hervor.

März-Demokratische- und Arbeitervereine sind alle ohne Ausnahme aufgehoben, ihre Schriftführer und Vorsteher in Untersuchung; die Turnvereine besitzen ihre eigene Zeitung, halten ungefähr alle vier Wochen bald hier bald dort einen allgemeinen Turntag und die Regierung läßt sie ganz ungestört gewähren. — Der loyale und reactionäre Philister, sowie der königl. bairische Krieger ist in diesem Punkte difficiler als Herr von der Pfordten. In den größeren Städten kann sich eine graue Turnhose und Turnjacke nicht ohne Gefahr von Insulten zeigen, namentlich stehen fast alle Schlägereien, die zwischen Militär und Civil in diesen Gegenden vorkommen, mit der Turnerei in äußerem Causalnexus. Der innere liegt in der Zuchtlosigkeit der Soldaten, die in Baiern und besonders in Franken eine Höhe erreicht hat, wie sie im übrigen Deutschland in diesem Augenblick unbekannt ist. Wo sie sonst noch vorkam, z. B. in Baden, war sie der unmittelbare Vorläufer des Aufstandes und die Folge radicaler Hetzereien. Hier verhält es sich umgekehrt. Im bairischen Heer waren von jeher und auch in den Zeiten der loyalsten Unterthanentreue einzelne Ausbrüche von brutalem Ungehorsam vorgekommen, die nur ein natürliches Gegengewicht gegen die brutale Strenge bildeten, welche von oben gegen den gemeinen Mann geübt wurde. Nach der Märzrevolution hörte jene barbarische Behandlung mit einem Schlage auf, und an ihre Stelle trat eine alles Maß überschreitende nachsichtige zuckersüße Höflichkeit, deren Tendenz die Soldaten leicht durchschauten. Wäre der bairische Boden überhaupt zur Aufnahme des politischen Radicalismus geeignet gewesen, so hätte damals die von oben geduldete Auflösung aller Disciplin das ganze bairische Heer eben dahin bringen müssen, wohin das badische und selbst ein Theil des bairischen im Mai dieses Jahres kam. Die Regimenter in der Rheinpfalz unterlagen nur deshalb der Verführung, weil sie sich mitten in einer ganz demokratisirten und demokratisch organisirten Bevölkerung befanden. Der Haupttheil der Armee diesseits des Rheins schwankte zwar auch einen Augenblick, so z. B. auf dem Lager bei

Donauwörth und in Nürnberg während der Versammlung auf dem Judenbühl, kehrte aber sehr bald und sehr gründlich von allen radicalen Gedanken, jedoch nicht zur Zucht und Ordnung zurück. Im Gegentheil sind die Excesse der guten Wittelsbachischen Soldaten seitdem noch toller, noch häufiger geworden. In einigen Gegenden von Franken, z. B. unterhalb Würzburg war das Uebel so arg und die Klagen der Offiziere und Einwohner so stark, daß man die Truppen fortwährend auf dem Marsch von einer Garnison in die andere hielt und sie kaum einen oder zwei Tage an demselben Orte ließ. Das half einige Zeit, bis die Soldaten die Absicht merkten und ihre Excesse nun auch während des Marsches begingen. Daher hat man in München auf andere Mittel denken müssen. Das Hauptsächlichste besteht in einem Erlaß des Kriegsministeriums, wonach alle Offiziere, vom Obersten bis herab zum Junker, bei jeder Gelegenheit, die der Dienst bietet, z. B. bei der Wachparade, Appell 2c. in corpore und nicht blos die eigentlich Dienstlichbeschäftigten von den Soldaten erscheinen sollen, „damit," wie es dort heißt, „sich diese an ihre Vorgesetzten gewöhnen und anschließen lernen und auf solche Weise ein eigenes auf persönliche Achtung gegründetes Band den Soldaten mit dem Offiziere zusammenhalte." Nach gewöhnlichem Menschenbegriff ist freilich schwer einzusehen, inwiefern der tägliche Anblick von so und so viel Offizieren, die in Mantel und Kasquet auf einem Haufen zusammenstehen und über dies und jenes schwatzen, förderlich auf die Herstellung der zerrütteten Disciplin wirken soll. Indessen scheint man in München doch große Hoffnung auf diese „Wiederherstellung der Zucht von innen heraus" zu setzen, was daraus hervorgeht, daß man die sonst in ähnlichen Fällen gewöhnlichen Mittel verschmäht. Die böse Welt sagt, wenn man sich dort nicht so sehr vor dem Leibregimente und den Kuirassieren in der Stadt fürchtete, die schon einigemale förmlich den Gehorsam aufsagten, so würde man wohl wieder zu der angestammten bairischen Erbweisheit, d. h. tüchtige Schläge und harten Arrest zurückkehren. — Genug, die Auflösung der Disciplin bei den fränkischen Truppen ist eine Thatsache, die Jedem, nicht blos dem Einheimischen sehr störend entgegentritt, denn es thut wirklich Noth, den Vertheidigern des Thrones so weit man nur kann aus dem Wege zu gehen. Man kann so leicht durch irgend ein Versehen ihren Zorn reizen oder auch ohne alle Verschuldung, blos weil man das erste zufällig sich darbietende Object ist, auf welches eine angetrunkene und rauflustige Horde blauweißer Krieger stößt, sehr übel mitgenommen werden. Solche Fälle werden dann möglichst vertuscht; an eine energische Bestrafung der Soldaten denkt Niemand, ja es wird sogar übel vermerkt, wenn sich die Localblätter zu viel und zu gründlich damit beschäftigen. Und doch haben diese, bei der Strenge, mit der die provisorischen Preßgesetze gehandhabt werden und bei der allgemeinen Abgunst des Publikums gegen die größeren politischen Tagesfragen wohl keinen besseren und verhältnißmäßig unschuldigeren Stoff, als solche tragikomische Aeußerungen des Royalismus der bairischen Armee.

Reisetagebuch aus dem östreichischen Oberland.

5. Am Hallstädter See.

„Du Kehnig von Sardinien,
Du bist an harter Moann!
Der guade Kaiser Ferdinand,
Was hat er Dir gethoan?“

So schrie, von ihrem blinden Vater auf der Violine begleitet, die bleichsüchtige Harfenistin bei Stadler in Hallstadt, während ich und mein Freund, Don Isidor Amabile, auf dem hölzernen Wirthshausaltan saßen, der über den See hinaushängt, und den letzten Sonnenblick erhaschten, welcher oft schon um 4 Uhr Nachmittags von dieser tiefen Schlucht Abschied nimmt. Die Schatten von Hallstadt tauchten bis in die Mitte des schwarzgrünen Seespiegels, dessen Breite ein ungeübtes Auge nur an der winzigen Gestalt einiger mehrstöckigen Gebäude am entgegengesetzten Ufer erkennt; auf den Zinnen der steilen Felswand gegenüber lag noch das Abendgold und rosenroth glühten die einsamen Föhren auf einzelnen Felssöllern, die nächsten nicht größer von Ansehen als mäßige Christbäumchen, die fernsten nicht höher als junge Grashalme. Bald kam auch über sie der Schatten und machte sie unsichtbar. Das Zwielicht gleicht hier einer sternlosen Nacht und wir athmeten auf, als endlich die Mondsichel auf dem Hintergrund des Sees zitterte. Mitten durch die Gestirne fuhren dann, zuweilen ein Dutzend Weltkörper auf einen Augenblick in Grund bohrend, heimkehrende Salinenarbeiter in weißen Nachen; einige mit Laternen an Bord glichen, nach zwanzig Ruderschläger, kleinen Leuchtkäfern, und zogen jedes zwei lange auseinanderstrahlende Wasserfurchen, silbernen Fühlfäden ähnlich, durch die Fluth.

Wenn ein Schwärmer, der eine neue Religion sucht, in's Alpenland stiege, so könnte er auf den Gedanken kommen, das Wasser, wie der Parse das Feuer, anzubeten. Gelehrte Theologen streiten darüber, ob Mosis Eden auf Ceylon lag oder auf Haiti; gewiß ist jedenfalls, daß die ersten Menschen auf der Alm erschaffen wurden. Eva war in der schönen jungfräulichen Zeit der ersten Liebe eine jodelnde Sennerin; erst als sie mit Adam in den sorgenvollen Ehestand trat, mußten beide in's Flachland niedersteigen, wo bald darauf Kain, der trotzige Bauer, zu ackern anfing und Urvater der Civilisation wurde. Ein Paradieses-Abglanz ruht aber noch auf allen Hoch- und Alpenlanden. Blume, Wald, Gestein und Thier der Niederung sind nur eine gröbere, duft- und würzelosere Nachbildung der Alpenschöpfung. Im Hochland findet sich alle Natur noch in ihrer ursprünglichen, idealeren Art. Die Schönheit des Paradieses offenbart sich aber vorzugsweise in dem klaren, klangvollen Luftreich, in den Wassern und ihrem Spiel mit

dem Sonnenlicht. Wer das erste der Elemente an der Quelle kennen lernen will, muß dahinpilgern, wo es nach dem Verlaufen der Sündfluth in den tiefen Bechern der hohen Urgebirge ruhen blieb. Von den Bächen und Bächlein sprech ich ein anderes Mal; jetzt nur von den Seen des Salzkammerguts. Sie sind nicht so groß wie die der Schweiz, der größte zählt in der Länge nicht über fünf Stunden: aber in wie mannichfachen und reizenden Gestalten drängt sich die Felsennatur, schmückend, bergend und verbergend, um die großen kristallenen Quellen. Bei geringerer Tiefe ist die Fluth so durchsichtig, daß man die Fußtapfen der Seenixen auf dem silberweißen Sandgrund zählen kann; dann kommen Tiefen von achthundert bis zwölfhundert Fuß, da bringt das Gewässer in seinen Spielen mit dem Tageslicht hunderterlei ungeahnte Schattirungen von Blau, Grün, Gold und Gelb hervor; Nuancen, für die es keinen Namen, kaum immer Vergleiche gibt, und die des Pinsels eben so spotten würden wie der armen Schreibfeder. Ich kann nur den Eindruck schildern, den die wunderbare Erscheinung auf mich machte. Der Leser mag lächeln, aber ich schäme mich des Geständnisses nicht: in den ersten Tagen, als ich Traun- Mond- und Attersee im leichten Nachen befuhr, hätte ich es nicht über mich vermocht, die Asche meiner Cigarre oder den Schmutz meiner Tabakspfeife in den See zu schütten. Ich hätte es für eine Profanation gehalten.

Du Kehnig von Sardinien!

schrillte die Harfenistin wieder, als wir in die Halle zurückkehrten. Kläglicher noch als der Inhalt war die Gassenhauermelodie dieses patriotischen Liedes; freilich stammte es aus den Tagen von Oestreich's tiefster Bedrängniß, aus dem Sommer 1848, und spiegelte getreulich die politische Gemüthlichkeit des gläubigen Volkes ab. Es beginnt damit zu erzählen, wie „Mehdernich" (Metternich) „hat angestift' die Rehfoluzion," feiert den Sieg der Bürger über den rebellischen Staatskanzler und ruft in wiederholten Refrains „Fifat die Garde von der Nazional." Jetzt lösen sich alle Mißtöne in Seligkeit auf, bis der „harte Mann" kommt, Karl Albert, der Rücksichtslose, welcher im Stande ist, sogar den guten armen Kaiser Ferdinand durch einen höchst ungelegenen Krieg zu kränken. Aber das Lied verzagt nicht, und da man in jener Zeit durch den Reichsverweser das heilige römische Reich wieder aufgebaut und die deutsche Kaiserkrone auf dem Haupte Ferdinand's fest zu sehen glaubte, so schließt es mit folgender teutonisch gesinnten Prophezeihung:

„Wart nur, Du von Sardinien,
Der D e u t s c h e wird doch siegen!
Das Kehnigreich Italien
Muß vor Deutschland erliegen!"

Sechs Monate nach Entstehung dieser Vierzeilinge hätte ich Niemanden rathen mögen, sie auf dem Stephansplatz zu singen, denn Stephansplatz, Graben und Kohlmarkt sammt der Kaiserburg wurden eben so aufrichtig und uneigennützig

slavisch wie sie früher deutsch gewesen waren. Jetzt ist Sardinien erlegen, Ungarn erlegen, das altmodische Deutschthum aber lebt nur noch im Munde einer bleichsüchtigen Gebirgsharfenistin, die zu träge war, ein neueres und zeitgemäßeres Liedlein auswendig zu lernen.

Harfe und Violine hatten sich glücklich entfernt, auch das Abendessen war vorüber. Die trefflichen Forellen und Saiblinge, der zarte Gemsbraten und der würzige Nußberger erzeugten eine so glückliche Stimmung, daß die Gesellschaft enger zusammenrückte und die Gläser noch einmal füllte. Das Fremdenbuch ging von Hand zu Hand und man lachte über die bunten Thorheiten, die von jungen Malern, barocken Engländern und sentimentalen Blaustrümpfen hineingeschrieben und gezeichnet waren, so wie über die Politik des Herrn Stadler, der jedes Blatt, auf dem das Fac Simile irgend einer hohen Herrschaft stand, mit großen, grell colorirten Blumenguirlanden schmücken ließ und die boshaften Randbemerkungen, welche in der Demokratenzeit auf diesen Gedenkblättern emporgewuchert waren, sorgfältig mit weißen Papierstreifen überklebt hatte. Es versteht sich, daß der schlaue Wirth die Censur nicht blos zum Besten des Vaterlandes übte, sondern auch gegen knauserige Beschwerden über seine Rechenkreide anwandte. Dafür versäumte er Nichts, um seine Gäste bei guter Laune zu erhalten und gab, wo ihm der Witz ausging, seine eigene majestätisch beleibte Person ihrem Humor preis; ein Linzer Student setzte sich an's Klavier und spielte mit Feuer die letzten Meisterwerke von Strauß und Herr Stadler tanzte dazu, erst allein, dann mit der sechsjährigen Anna, seinem flachshaarigen Töchterlein, schnaubend im Kreis herum.

Nur eine kleine Gruppe hielt sich unserm harmlosen Treiben fern. Zwei steirische Jäger — nach ihrer Kleidung zu schließen — saßen an einem Seitentischchen und spielten eifrig Karte, ein dritter suchte im Schatten des großen, bankumgürteten Kachelofens der Fränzel aus Gmunden, einem thaufrischen schnippischen Stubenmädchen, den Hof zu machen. Der Mann hatte ein wunderliches Aussehen und es fiel auf den ersten Blick auf, wie wenig die steirische Jägertracht zu dem blassen, schwächlichen Gesicht, welches ein schwarzer Backenbart noch greller hervorhob, zu den halb erloschenen Augen und dem funkelnden Diamant auf seinem rechten Zeigefinger paßte. Das Glück lächelte seiner Bewerbung nicht, Fränzel schlug mehrere Stürme leicht ab und als er gar beide Arme um sie schlingen wollte, entschlüpfte sie ihm flink wie eine Fischotter und sprang flüchtend mitten in unsern Kreis. — Na, Annerl, getanzt hast Du genung, jetzt sing amal, rief sie der Kleinen zu. Die Kleine sah sich furchtsam um; erst als Fränzel neben ihr niederkniete, überwand sie, mit dem Kopftuchschleifen des Stubenmädchens spielend, ihre Schüchternheit und jodelte mit dem feinen jungen Lerchenstimmchen einen wehmüthigen Oberöstreicher. Unser Beifall erhitzte und ermuthigte die kleine Sängerin, sie trillerte immer lauter und kräftiger bis an zehnmal das reizende Liedchen ab und wurde dafür von sämmtlichen Gästen der Reihe nach gehätschelt.

Auch der steirische Don Juan, der nachdenkend an der Ofenecke gelehnt hatte, setzte sich jetzt in unsere Nähe und lockte das Kind zu sich. — So geh Anna, schnaubte der Wirth, geh doch zu dem Herrn, und er führte sie hin. Der Jäger hob sie auf's Knie zu sich und fragte: Weißt noch, wer Dir das beinerne Ringerl gegeben hat? Weißt noch wie ich heiß'? — Anna sah sich, mit dem Rosenfinger im Mund, nach Fränzel um. — Na sag doch, schnaufte der Wirth; wie heißt der schöne Herr? -- Hanswurst, antwortete das enfant terrible, zum Jäger aufblickend; und Fränzel sagt, Du soll'st Dir auch ein' falschen Kropf wachsen lassen, ja!

Platzendes Gelächter erscholl, Fränzel war wie der Wind zur Thüre hinaus, und der Steirer setzte die Kleine so heftig auf den Boden, daß sie laut zu weinen anfing; der Wirth schnaufte entschuldigend Herr Baron hin und Herr Baron her und schwur, Fränzel verderbe sein Kind und müsse morgen aus dem Hause.

Auf der Treppe trafen wir Fränzel, die sich noch immer die Seiten hielt, vor Lachen standen ihr die Thränen in den blauen Augen. Nein, sagte sie; man glaubt's nicht, was die feinen Herrn für Affereien treiben. Der Baron ist'n Steirer wie ich eine Wienerin. Voriges Jahr kamen auch so ein drei, vier Stück Herrschaften mit ihren Damen nach Gmunden in's Goldene Schiff. Meine Schwestern und meine Brüder mußten zum Spaß mit ihnen die Kleider tauschen, und dann spazierten sie im kurzen Röckerl durch's Stadtl 'rum, aber du lieber Gott, — sagte Fränzel mit großem Ernst und in mitleidsvollem Ton, — sie haben ja gar keine Waderl nit gehabt! —

Hier sahen Sie nun, sagte Don Isidor Amabile, als wir unser Schlafgemach erreicht hatten, ein Exemplar jener Gattung, die das Volk mit dem Spottnamen:

6. Die falschen Steyrer,

bezeichnet. Diese Bastardrace ist nicht ohne historisch-politische Bedeutung, und ich möchte ihre Entstehung dem (un)seligen Kaiser Franz zuschreiben, der bekanntlich die öffentliche Komödianterei mit Meisterschaft betrieb. Von Geburt und Sinnesart ein Wälscher, im unliebsamen Sinne des Wortes, machte er sein Leben lang den „falschen Wiener." Es steckt im Volk der Wiener, der Oestreicher und Steyerer ein unverwüstlicher Schatz harmloser Offenheit, Lebenslust und Gutmüthigkeit; der Mann aus dem Volke ist liebenswürdig. Nun denken Sie sich einen von Natur mißtrauischen, verschlagenen, kalt- und engherzigen Fürsten, ohne Geistesgröße, aber mit einem spitzigen Auge für die Schwächen der gewöhnlichen Menschenmasse, der so weit gebildet ist, daß er auf französisch und italienisch sich mit diplomatischer Vorsicht und Feinheit auszudrücken versteht, der auf deutsch aber seine berechnetsten Gedanken in die treuherzige Wiener Mundart maskirt; der im Geberden- und Mienenspiel, im Drehen und Wenden die Schlichtheit des Volkes so lange

planmäßig nachäfft, bis ihm die Larve zur Gesichtshaut geworden ist, — wie widerlich! Das Beispiel des Kaisers war tonangebend. Aller Schaum sogenannter Bildung in der Kaiserstadt wollte zum Volk gehören, Wienerisch wurde die diplomatische Sprache der Büreaukratie und Armee; selbst die entnationalisirten Zuzügler, die zu Tausenden jährlich nach Wien strömten, um dort im Glanz der Hofsonne ihr Glück zu machen, radebrechten und karrikirten mit slavischer oder halbslavischer Zunge die arglose Mundart. Der bestechliche, bis zum Blutsaugen wucherische Beamte, der papageienhafte Geldbaron, der ehrlose Schmarotzer und der herzlose Schlemmer, der hohe und niedere Spitzl, — sie Alle wußten zu Haus und in der Fremde einen Firniß von Wiener Bonhommie sich aufzukleben, und nur die Schönthuerei und Selbstgefälligkeit, mit der sie auf Herz oder Bauch schlagend, mit ihrer Gemüthlichkeit prahlten, verrieth, daß sie gelernt war. In der Literatur wurde diese Schauspielerei am ekelhaftesten von Castelli und Hans Jörgel *) betrieben, die seit zwanzig Jahren gewohnt sind, in den Vorzimmern und an den Tafeln der hohen und allerhöchsten Herrschaften, mit bauchrednerischer Gewandheit, die Stimme des Volks draußen auf dem Lande nachzuäffen und zu verfälschen.

Aus dieser Fäulniß der alten Wiener Zeit stammen auch die falschen Steyrer. Sie meinen dem löblichen Beispiel des Erzherzogs Johann nachzueifern, allein dieser Prinz hat durch sein inniges Zusammenleben mit dem steyrischen Volk ein gewisses Recht auf den groben Lodenrock erworben. Die falschen Steyrer hingegen sind meist blasirte Gecken und Wüstlinge, reiche Juweliers- und Bankierssöhne aus der Residenz, welche im Winter die falschen Wiener spielen. Im Sommer schlagen sie ihr Hauptquartier in Außee und Umgegend auf, stecken sich in grau-grüne Wämser, enganliegende Kniehosen, farbige Strümpfe, Schuhe mit Schnallen, stülpen den breitkrämpigen Spitzhut auf, umschwärmen den Hof und schwätzen das reinste Schwarzgelb. Der Mummenschanz soll ihre abgelebten Reize auffrischen, und wenn sie durch die Straßen von Ischl steigen, werfen die männlichen Coquetten nach allen Fenstern und hinter alle Gardinen fragende Blicke, um sich zu überzeugen, daß sie bemerkt werden. Im Ischler Kaffeehause werden Sie zwei falsche Steyrer finden, vierzigjährige Narren, welche in ihrer Maskerade so gewissenhaft sind, daß sie unter dem Spitzhut, nach altsteyrischer Sitte, die schwarze Schlafmütze, aus der Brusttasche die kleine steyrische Fuhrmannspfeife und aus der schmalen Seitentasche der Kniehose ein silberbeschlagenes Besteck Messer und Gabel vorgucken lassen, natürlich ohne Pfeife oder Messer jemals zu brauchen; dafür riechen sie nach Bisam und Moschus, glätten fleißig mit dem Kämmchen ihre Bärte, begucken sich im Handspiegelchen und haben, wie Fränzel bemerkt, „gar keine Waderl nit.“ Es fehlt wirklich nur, daß sie sich falsche Kröpfe wachsen

*) Rechnungsrath Weis.

ließen, um in ihrer Erscheinung vollkommen zu sein. Wenn der Hof nächstens die Bäder von Mehadia oder Rohitsch oder sonst einen Sommeraufenthalt an den Grenzen Kroatiens in Mode bringt, so werden dieselben Stutzer, welche jetzt die derbe Biederkeit steyrischer Bergsöhne affectiren wollen, sich als falsche Seresaner verkleiden, rothe Mäntel umhängen und breite Schlächtermesser in ihren Gürtel stecken. Warum nicht? Die Seresaner mit den langen Geierhälsen, gierigen Blicken und Raubvogelgesichtern sind auch Natursöhne und manche sentimentale Anbeterin von Jellachich hat für ihre kindliche Einfalt zu schwärmen vermocht. Am Ende aber sind die falschen Steyrer eine harmlose Karrikatur. Hatten wir nicht Prinzen, die erst den falschen Czechen und dann den falschen Magyaren spielen mußten? Das Spiel nahm ein blutiges Ende, die Masken sind in den Flammen der Revolution verbrannt, man wird keine neuen mehr zuschneiden, sondern Böhmen, Ungarn und bald auch Oestreich mit derselben ernsten Aufrichtigkeit begegnen, wie Polen und Italien, denen man von jeher das strenge Antlitz unverlarvt gezeigt hat. Andere Zeiten, andere Waffen und — Don Isidor murmelte noch etwas, allein der Wasserfall, welcher in der Nähe des Hauses mitten in das Bergstädtchen herabstürzt, übertönte mit zornigem Tosen seine melancholisch gewordene Stimme. — Gute Nacht! — —

Schaurig sind die Straßen von Hallstadt, wenn ich diese tiefgefurchten, kiesligen, auf- und absteigenden Rinnsale Straßen nennen soll. Manchmal führen hundertstufige Steintreppen an der Dachseite des einen Häuschens zum Eingang des höherliegenden und so fort. Hallstadt wäre ein treffliches Trappistenkloster; unnahbar für Roß und Wagen, von einer Seite nur für den Habicht, die Gemse oder den Bergsteiger, von allen andern nur für Wellen und Nachen zugänglich, schmiegt und gräbt es sich ängstlich in die Brust der hohen felsigen Bergmauer, die in einem Halbkreis die größere Hälfte des Sees überschattet. Schmutz und Armuth blicken aus Fenstern und Thüren. Bergstädte schmücken sich selten mit den Schätzen, welche ihre Bewohner aus der Tiefe graben; aber die Armuth von Hallein und Ebensee ist eine lachende Idylle gegen die Noth in Hallstadt. Nach einviertelstündigem Klettern durch die Straßen des Ortes war unser kleines Geld zu Ende, und scheu wie entflohene Verbrecher eilten wir durch die zahlreichen dunklen Schwibbogen, verfolgt vom Geschrei und den ausgestreckten Händen wegelagernder Bettler, zwerghafter Weiber und Cretins mit aufgedunsenen, mönchisch wackelnden Köpfen, die aus jedem Schlupfwinkel hervorstürzten.

Wäre Hallstadt von Trappisten bewohnt, so könnte die enge Schlucht, die hinter dem Orte tiefer in den Schooß des Berges führt, den passendsten Klostergarten bilden. Das saftig grüne, aber düstere, föhrenrauschende Thal, kaum vierzig Fuß breit und von viertausend Fuß hohen Felswänden eingeschlossen, ist eine

Sackgasse und schließt mit dem Waldbachstrubb*), der mitten aus der schließenden Felsmauer herausspringt. Lenauische Melancholie überkömmt den Wandrer in dieser Einsamkeit, aus der ihn dann und wann nur das Geläut einer grasenden Kuh aufschreckt oder das Lallen des „Trottels“ (Cretins), der ihm bettelnd die Zaunthüre öffnet und mit dem verschleierten Blick einer verwunschenen Kreatur ihn anstarrt.

Sie sehen, bemerkte Don Isidor, daß Ihre Ansicht von der edleren Natur der Alpenparadiese, wenigstens in Bezug auf den Menschen, falsch ist. Nirgendswo in Flachlande vegetiren diese traurigen Zerrbilder unserer Race so massenhaft; der Blödsinn ist dort selten angeboren und erblich wie hier. Das Volk, welches in seinen Forschungen gewöhnlich andere Wege geht als Aerzte und Philosophen, behauptet, die Trotteln seien Abkömmlinge eines verstockten altheidnischen Druidengeschlechts, welches vor zwei tausend Jahren hier seinen Götzen Menschen opferte. Zur Strafe dafür müssen die Urenkel jener Priester noch heutzutage dem schönen altchristlichen Menschenschlag im Gebirge als Folie dienen. Ich wünschte nur, die modernen Druiden, welche zwar nicht Menschenleiber opfern, aber Seele und Verstand des Volkes gern verkrüppeln, würden zur Vergeltung selbst ein wenig mit Cretinismus geschlagen. Uebrigens ist der Kropf nicht immer das Emblem des Cretinismus, so wie es Trotteln gibt, die einen kleinen, oft ganz unmerklichen Halsauswuchs tragen. Eine geheimnißvolle Beziehung mag wohl zwischen dem geistigen und dem körperlichen Kropfthum walten, allein es gibt Gegenden, wo keine Spur einer Wahlverwandtschaft zwischen beiden zu entdecken ist. Kennen Sie

7. Das Kropfthal

in Obersteiermark und die seltsame Geschichte, die sich vor mehr als zehn Jahren dort zutrug? — Wer jemals, aus dem Tannenwald bei Zackl niedersteigend, die blauen schöngezinnten, mit ewigem Schnee bedeckten Berge sah, die den südlichen Eingang des Kropfthales hüten, die zwanzig Bächlein, die in Schleierfällen von der Felskrone über der Alm niederschwebend, es in hundertfachen Windungen durchädern, bald spannbreit, kaum fußtief und kristallweiß über einer Mosaik von farbigen Kieseln rinnend, bald mit lasurblauen oder smaragdgrünen Wogen das Mühlrad peitschend, — der wird, wenn er aus dem Geräusch der Welt sich in's Hochland zurückziehen will, schwerlich ein reizenderes Asyl wünschen als dieses abgelegene Thal mit seinen fünf saubern Dörfern an der Berglehne. Die Kräuter auf den Matten sind würziger, die Ziegen flinker und die Schafe mit feinerem Vließ bekleidet als anderswo, die Bewohner des Thales jedoch sind mit Kröpfen

*) Strubb heißt: Wasserfall.

gesegnet; ohne Ausnahme. Alles vom Greis bis zum Säugling, vom Schulzen und Schullehrer bis zum jüngsten Gaishirten herunter, trägt dieselbe Zierde, und der Gaisbuer setzt darum den grünen, alpenblumengeschmückten Spitzhut nicht minder lustig auf's Ohr. Es ist hübsch, die Leute beim Sonntagstanz oder bei einer Procession versammelt zu sehen; der Kropf gibt jedem einen verschiedenen Ausdruck, Einen macht er besonders ehrbar und würdevoll, den Andern besonders schelmisch oder sanft. Das Völkchen hat sehr geringen Verkehr mit der übrigen Welt, es denkt nicht daran und glaubt kaum, daß Millionen Menschen sich ohne Kropf behelfen. Vor zehn Jahren nun kamen zwei Freunde, ein Arzt und ein Maler, in das kleine Paradies, jener um zu botanisiren, dieser um landschaftliche Studien zu machen. Beide beschlossen einige Zeit zu bleiben und fanden gastliche Aufnahme bei dem reichen Hans Sterzing in Ganderfeldten, dessen Tochter Marie für die größte Schönheit des Thales galt. Anfangs wurden die Fremden wie Meerwunder angesehen und belächelt, nach wenigen Tagen hatte sich das Publikum an ihren Anblick gewöhnt, und der Schullehrer verbot der hoffnungsvollen Jugend auf's Strengste, ihnen mit Geschrei und Gelächter nachzulaufen, indem er sagte: Es ist sündhaft, einem Menschen körperliche Mängel vorzuwerfen, und am Ende kann Einer auch ohne Kropf ein braver Christ sein und in den Himmel kommen. Dasselbe sagten der Schulze und der Müller in der Schenke, und seitdem wurden der Arzt und der Maler allerseits mit stiller Theilnahme behandelt. Der Arzt aber vergalt diese Freundlichkeit schlecht.

Marie Sterzing hatte eine feine Gestalt, ein sanftes Auge mit langen seidenen Wimpern und sie trug ihr Kröpfchen so zierlich wie eine Taube, wenn sie den Kopf zu ihrem Tauber emporhebt und den weißschwellenden Hals vorbeugt. Der Arzt nahm ein doppeltes Interesse an dem Mädchen, er gewann bald ihr und ihrer Mutter Vertrauen und bewies, daß Marie nur deshalb so schön sei, weil sie den kleinsten Kropf im Thal habe. Dieser Grund besiegte die Furcht der Alten und sie willigte nach langem Sträuben darein, Marie behandeln zu lassen, natürlich in tiefster Heimlichkeit. Der Arzt glaubte in seiner Kur Fortschritte zu machen und rieb sich vor Freude die Hände. -- Du bist ein Weltverbesserer und wirst Unheil stiften, sagte der Maler warnend. Aber der Arzt hörte nicht auf den guten Rath und braute und filtrirte so lange, bis das Unglück hereinbrach. Des Müllers Jokel und des Schulzen Seppel, gegen welche Marie seit Kurzem stolz und kühl geworden war, belauschten sie bei der Heumahd. Sie sahen, daß sie ein geheimnißvolles Fläschchen im Busen verborgen trug und, als sie sich unbemerkt glaubte, mit einem grünen Zauberwasser sich eilig und eifrig den Hals wusch und darauf dreimal bekreuzte. Nach einer Stunde ging ein dumpfes Gemurmel durchs ganze Dorf. Die Väter der eifersüchtigen Burschen saßen bis in die späte Nacht beim Pfarrer, und am andern Morgen, Sonntags, predigte er über die Neuerer und Ketzer, die den Menschen mit Gewalt anders machen wollten, als der liebe Gott

ihn geschaffen. Er blieb nicht bei leeren Anspielungen, sondern deutete auf das räudige Schaf, welches, vom Hochmuthsteufel verblendet, sich seiner Geschwister und Eltern und Voreltern und der ganzen Herde schäme, in der es aufgewachsen. Marie wurde ohnmächtig aus der Kirche getragen, Sterzing rannte nach Haus und schmiß alle Apparate und botanischen Sammlungen des Doctors zum Fenster hinaus. Seine Frau wollte ihn halten und meinte: Laß die Leut schwätzen und den Pfarrer heulen, wenn der Doctor sie heirath'. — Was? brüllte er und schlug auf den Tisch; meine Tochter den „Langhals?" Meine Tochter soll ihren Kropf behalten, so wahr ich Sterzing heiß und ehrlich getauft bin, und einen Mann heirathen, der einen rechtschaffenen Kropf hat wie ich und mein Vater und Großvater gehabt hat!

Den Doctor hatten indeß, als er von einem Spaziergang heimkehrte, die Bauerburschen überfallen und halb todt gedroschen vor Sterzing's Schwelle liegen lassen. Er mußte eine Woche lang das Bett hüten und der Maler tröstete ihn, indem er bemerkte, es sei besser Arm und Beine zu brechen als das Herz. Letzteres werde wohl gesund bleiben, wenn er sehe, daß der Hals seiner Patientin sich gar nicht verändert, vielmehr dicker geworden sei. Er als Zeichner müsse das besser erkennen als das Aug' eines Verliebten. Uebrigens habe Marie sich Knall und Fall mit dem kropfeten Jokel verloben lassen und sei nicht in's Wasser gesprungen. — Um die guten Leute im Thal zu versöhnen, hatte der schlaue Künstler vor der Abreise rasch ein Bild in die Kirche gemalt. Als Marie zur Trauung ging, erkannte sie über dem Altar ihr eigenes Ebenbild und vergoß eine Thräne. Jeder Reisende aber kann seitdem in der Pfarrkirche von Ganderfeldten die heilige Jungfrau mit einem Kropf abgemalt sehen, und das gläubige Volk betet vor keinem Bilde lieber als vor diesem.

Der k. k. Staatsminister Edler v. Thienfeld.

Mit Heiterkeit erinnern wir uns des allgemeinen Verwunderns, das in den Tagen jenes verhängnißvollen Novembers die neue Ministerliste hervorrief, in welcher der Edle Herr von Thienfeld als Minister des Ackerbaues, ja sogar auch des Montanwesens figurirte. Herr von Thienfeld war im Wiener Reichstage im Centrum des Centrums gesessen, hatte einigemale in schlichter Weise, in östreichisch-steyerschem Dialekte vom Platze aus gesprochen, niemals albern oder ungeschickt, wie so viele seiner Collegen im Centrum, aber auch niemals scharfsinnig oder prägnant, wiewohl die Mundart eben mancher plausiblen Aeußerung die hausbackne

banale Färbung gab; und nun war dieser Edle Herr von Thienfeld plötzlich Minister geworden!! viel Ermunterung der Mittelmäßigkeit lag in dieser Ernennung. Das Bergwesen hatte vergleichsweise gewonnen, denn Thienfelds Vorgänger, Herr von Schwarzer, verstand vom Bergwesen höchstens so viel, um wohl ausgeprägte Silberzwanziger den prekären Banknoten unbedingt vorzuziehen.

Ueberhaupt haben wir Herrn von Schwarzer im Ministerium, in Rücksicht seiner Antecedentien, per tot discrimina rerum, niemals als besonders erfreuliche Errungenschaft begrüßt. Schwarzer's Ernennung war ein bloßes Platzzugeständniß, wie überhaupt das Ministerium Wessenberg-Dobblhoff bei aller Ehrenhaftigkeit seiner Mehrheit, nur ein Wiener Platzministerium war, gelähmt nach innen und außen, mit der Aula nothgedrungen fraternisirend. Durch Schwarzer's Ernennung dachte man ein damals gefährliches Journal zum Schweigen zu bringen, und ermunterte dadurch eben andre Giftpilze der Presse. General Welden hat späterhin dasselbe Blatt sehr heroisch unterdrückt, und den Exminister Schwarzer obendrein eingesperrt; beide Extreme sind gleich verwerflich.

Die Ernennung des Edlen Herrn von Thienfeld hatte bei aller Obscurität des Ernannten doch die Lichtseite, daß man in jenen Tagen darauf Bedacht nehmen wollte, das Ministerium wenigstens theilweise aus dem Reichstage zu rekrutiren, während man sich jetzt sogar ohne allen Reichstag behilft und möglicher Weise noch lange Jahre hindurch zu behelfen gedenkt. In jenem November war man noch andern Sinnes und bedacht, einen Deputirten ins Ministerium aufzunehmen; im Berg- und Hüttenwesen aber, wie überhaupt an Spezialitäten litt der Reichstag bedeutend Mangel. Wir wollen damit nicht etwa sagen, daß wir Herrn v. Thienfeld als besonders erwünschte Spezialität irgend anerkennen, vergleichsweise war er das dennoch. Herr v. Thienfeld besitzt ein Landgut in der Steyermark — folglich versteht er den Ackerbau, Herr v. Thienfeld besitzt einige Hammerwerke in der Steyermark — folglich versteht er den Bergbau, so wurde damals zu Olmütz combinirt. Für den Ackerbau hatte Galizien besonders eine Masse von Portefeuilleskandidaten geliefert, diese aber sprachen meist nichts als polnisch, und den Polen durfte man kein besonderes Zugeständniß machen.

Der November 1848 war eine vergleichsweise gute Zeit, in jenen Tagen wollte man noch mit dem Reichstage gehen, damals war die Eroberung Ungarns noch in ferner Aussicht, ein gütliches Uebereinkommen noch möglich, die nordische Intervention ein unentwickelter Embryo.

Auf Empfehlung eines steyermärkischen Abgeordneten, Grafen Gleispach, wurde der Edle Herr v. Thienfeld so zu sagen auf gut Glück zum Minister ernannt, und ist bis heute Minister geblieben. Dank seiner Passivität!

Herr v. Thienfeld ist ein ehrlicher Mann, dafür kann man bürgen, aber es gibt zweierlei Ehrlichkeit, die des **Privatmannes**, und die des **Staatsmannes**, welcher, wenn mit dem Portefeuille betraut, **als Diener der con-**

stitutionellen Staatsgesammtheit zwischen dynastischen und Volksinteressen die richtige ausgleichende Mitte zu halten hat, und über dem Spezialportefeuille seine Solidarstellung zum Ganzen nie vergessen darf. Diese Auffassung jedoch scheint Herrn v. Thienfeld nicht klar genug vorzuschweben, er macht mehr den Eindruck eines vormärzlichen Staats- und Conferenzministers; als constitutionellen Minister können wir uns den Mann nicht denken. Während das Ministerium den Reichstag zu Kremsier seit dem 8. Januar beinahe ganz ignorirte, war Herr v. Thienfeld Wochen hindurch der einzige Insasse der Ministerbank, welche in ihrer übrigen Verlassenheit als tägliche Mahnung an sein bevorstehendes irdisches Ende, als permanentes memento mori dienen mochte. Er saß den Januar hindurch pro forma da, ohne sich an den Verhandlungen zu betheiligen, vielleicht nur deshalb, um durch steife Erwiderung der ihm von Vorübergehenden gemachten Begrüßungen, dem Reichstage die Ungnade des Ministeriums verkörpert in Erinnerung zu bringen. Im Februar blieb auch Herr v. Thienfeld aus, der Reichstag debattirte fortan en famille, noch immer nicht merkend, daß das Wrack, auf dem er trieb, Planke um Planke verlor, um plötzlich von der gähnenden See verschlungen zu werden. Herrn v. Thienfeld grollt darum Niemand. Wir sind überzeugt, dieser Mann wird mit jedem politischen Winde segeln, rückwärts wie vorwärts. Aendert sich heute das System, was wir nicht erwarten, ja nicht in denkbare Aussicht stellen, so wird Herr v. Thienfeld im Ministerrathe mit der Majorität des geänderten Systems eben so bereitwillig stimmen, wie er heute mit dem waltenden Systeme stimmt. Unter jedem Systeme muß geackert, unter jedem, besonders aber unter dem heutigen, muß Bergbau getrieben werden, darum bleibe Herr v. Thienfeld Minister so lange er mag, wir gönnen ihm die Freude, tüchtige Unterstaatssekretäre mögen das übrige thun. Immerhin aber hätten wir es für ein Glück gehalten, hätte man statt Herrn v. Thienfeld's eine tüchtige Fachautorität in das Ministerium berufen. M.

Ein Blick auf Algerien.

Noch ist es nicht überall so weit gekommen, daß in dem Dunkel der Kabinette die Fäden gesponnen werden zu dem Gewebe, auf welches die Geschichte der Völker sich schreibt; nicht allenthalben ist die Volkspolitik verdrängt durch die Politik der Kabinette. Aber auf den wen'gen Oasen, wo das Volk selbst seine Politik macht, übt es sie nicht als einen Rest der Märzerrungenschaften, es ist dorthin wahrscheinlich nicht einmal die Kunde gedrungen von unsrer glorreichen

Revolution, sondern dort ist die Volkspolitik naturwüchsig, waldursprünglich, sie ist nicht ein Kunstprodukt, sondern ein Naturprodukt. Solche Punkte sind der Kaukasus und Algerien; an der Grenzscheide zwischen Asien und Europa, und dort, wo Europa einen mächtigen Keil in den Leib Afrikas hineingetrieben hat, entscheidet noch immer das Schwert über die Geschicke der Völker, und wahrscheinlich werden sich diese Völker noch lange derselben Weise bedienen, um ihre Geschichte zu schreiben. Die grande politique bei uns und bei unseren Nachbaren hält ihre Ferien; benutzen wir dieselben zu einer Wanderung in das Land der Getulen.

Karl von Bourbon hatte die Expedition gegen Algier unternommen, um seinen wankenden Thron zu befestigen; umsonst; wenige Tage, nachdem man in Paris erfahren, daß jene Expedition einen Erfolg gehabt, der die kühnsten Erwartungen erreichte oder wohl noch übertraf, wurde der alte Thron der Bourbonen zum zweiten oder zum dritten Male umgestürzt, Karl mit Schmach bedeckt davongejagt, seine Politik geächtet wie er selbst. Algier jedoch wurde auch von seinem Nachfolger festgehalten, die Kraft Frankreichs wurde von ihm aufgewandt, um jene Eroberung zu behaupten gegen die unausgesetzten Anfeindungen der wilden, racheerfüllten und fanatisirten Eingebornen und gegen die Decimirungen eines mörderischen Klimas. Man wollte ertrotzen die Colonisirung eines Landes, das wahrscheinlich der europäischen Kultur unfähig ist; Haufen Goldes wurden verschwendet, Tausende der besten Söhne Frankreichs wurden hingeopfert, damit diese Colonisirung erreicht werde: denn man mußte sie erreichen, wie man glaubte, wollte man die glorreiche Eroberung nicht aufgeben, und man durfte sie nicht aufgeben.

Ludwig Philipp wurde gestürzt, seine Politik wurde verdammt, als eine „schmachvolle, perfide, egoistische.“ An die Stelle der französischen Monarchie trat, wie Lamartine behauptete, die Republik. „Die Zeit der Fürstenpolitik,“ verkündigte weiter der Dichter, der aus seinem Himmel auf den Markt des Lebens sich verirrt hatte, „die Zeit der Fürstenpolitik ist vorüber, und die Völker, die kein dynastisches Interesse kennen, folgen einer andern Politik“ u. s. w. Das blieb Phrase, Frankreich hat seine Politik nicht geändert, nirgends, am wenigsten in Bezug auf Algerien. Und Frankreich wird fortfahren Algerien zu behaupten, es wird im Nothfalle seinen letzten Grenadier und seinen letzten Thaler anwenden, um festzuhalten, was es besitzt oder zu besitzen wähnt — denn jeder Besitz, dessen Behauptung größere Mittel erfordert, als der Nutzen beträgt, der aus ihm fließt, ist ein nur eingebildeter Besitz. Und Frankreich hat Oestreich geschmäht, das Italien nicht herausgab; es hat Preußen gescholten, das sich Posens nicht eilend zu Gunsten der Polen entledigen wollte.

Seit der Eroberung Algiers hatte der Krieg mit den Eingebornen kaum aufgehört, wenn er gleich nur an einzelnen Punkten geführt wurde. Durch die Ge-

fangennehmung des großen Emir Abdel Kader war im Grunde nur eine Unterbrechung des Kampfes eingetreten, ein Waffenstillstand, veranlaßt durch die augenblickliche gänzliche Erschöpfung der tapfern Söhne der Wüste. Etwa anderthalb Jahre hatte dieser Waffenstillstand gewährt, als die Araber sich stark genug fühlten, um den heiligen Krieg wieder zu beginnen. Sie haben ihn begonnen mit einer Energie, die das Glück bereits mit manchem Erfolge gekrönt hat. Im September dieses Jahres fand der Wiederausbruch des Kampfes statt. Zunächst im Süden.

Sechzig bis siebenzig Lieues von der Küste liegt auf einer Oase das Dorf Zaatcha; dasselbe scheint der Mittelpunkt einer allgemeinen Erhebung der Araberstämme Algeriens werden zu sollen. Am 7. October rückte der General Herbillon mit einem Corps von 7000 Mann gegen die Oase, und es begann nun eine nach allen Regeln der Kunst geleitete Belagerung des an sich unbedeutenden Dorfes, das jedoch vermöge seiner Bauart, der Beschaffenheit des Bodens, der Natur des Landes und des Klimas, seiner Abgesondertheit von bedeutenderen französischen Niederlassungen und den daraus erwachsenden Schwierigkeiten für die Belagerer eine ganz außerordentliche Widerstandsfähigkeit besitzt. „Denken Sie sich", sagt ein Berichterstatter aus Constantine in der Allgemeinen Zeitung, „denken Sie sich einen Wald von sehr hohen Palmen, unter diesen Oel- und andere Bäume von mittlerer Größe, noch tiefer Gesträuch und Pflanzen aller Art, das Ganze zusammen bildet ein undurchdringliches Dickicht, Bewässerungsgräben ziehen sich hindurch, in der Mitte sind die Wohnungen, umgeben von einer Ringmauer. Alles von gestampfter Erde, so daß wohl die Kugel durchgeht, es aber nicht zerstört." Vermittels der ebengedachten Kanäle setzten die Araber häufig die Belagerungswerke unter Wasser, so daß die Franzosen nur sehr langsame Fortschritte machten. Indeß war am 20. die Bresche so weit vorgerückt, daß ein Sturm unternommen werden konnte. Er geschah mit Tagesanbruch; allein die Belagerten leisteten einen so tapferen Widerstand, daß die Franzosen nach einem zweistündigen Kampfe und nach einem Verluste von 170 Todten und Verwundeten — worunter 9 Offiziere — sich zurückziehen mußten. Der Platz wurde nun enger eingeschlossen, neue Batterien errichtet, das Geschütz und die Munitionsvorräthe wurden vermehrt und das Belagerungsheer auf 11,000 Mann gebracht, ohne daß der Erfolg bisher ein günstiger gewesen wäre.

Nicht besser erging es denselben Anfangs November, bei der Belagerung von Lichana, einem Flecken, der etwa eine Stunde südlich von Zaatcha liegt und von wo ihm beständig Verstärkung und Munition zugeführt wird; Peter Bonaparte war es hier, der an der Spitze eines Bataillons der Fremdenlegion den Angriff leitete. Er wurde mit einem sehr bedeutenden Verluste zurückgeworfen, nachdem er vergebens versucht hatte, das vor Lichana liegende Palmengehölze zu durchbrechen. Er zog sich darauf zurück nach Constantine, von da nach Philippe-

ville u. s. f. bis nach Paris, in welchem Orte er, seiner Ansicht nach, „wegen der der Republik drohenden Gefahr," weit unentbehrlicher sei als bei Zaatcha, „wo jede angemessene Anordnung fehle." Ohne Zweifel wollte er seinen Oheim nachahmen, die französische Regierung jedoch meinte, daß dieser Versuch mißglückt sei, und ließ ihn, durch Dekret seines Vetters Ludwig Napoleon, des Präsidenten der Republik, von dem ihm anvertrauten militärischen Posten entheben.

Am 7. November betrug, offiziellen französischen Angaben zufolge, der Verlust der Franzosen an Todten und Verwundeten 50 Offiziere, 800 Soldaten; nicht wenig empfindlich sind ferner die Verluste, welche die Franzosen durch Desertionen erleiden. Und um das Mißgeschick auf den Gipfel zu bringen, wüthet jetzt in Algerien die Cholera auf eine furchtbare Weise; in Oran z. B. hatte bis zum 5. November das Militär 700 und die Bürger (blos Franzosen) 3700 Todte durch diese schreckliche Krankheit verloren.

Peter Buonaparte, der Narr, zeigt aber nur in einem Zerrbild die gegenwärtige Stimmung der höhern Offiziere in Frankreich. Die Revolution, die klägliche Schwäche des Staats hat die französischen Generäle zu politischen Intriguanten gemacht; in Paris wollen sie Alle jetzt die Früchte für den Kriegsruhm erndten, den sie sich unter Louis Philipp, dessen Regiment den Franzosen für so ruhmlos galt, mit ehrlicher Tapferkeit erwarben. Algier ist für Alle jetzt ein Ort der Verbannung; als politische Abenteurer und Verschwörer sitzen sie in den Salons und Parteiclubs der Hauptstadt, ihr Egoismus flattert jetzt nackt, widerlich um die Tribüne und den Thronsessel der sterbenden Republik herum. Was soll ihnen jetzt Algier! — Und so wird es geschehen, daß Frankreich Schmach und Schande erfährt in seiner afrikanischen Besitzung, die Verwaltung ist bereits elend, und elend ist die Kriegsführung geworden. Auch das ist Symptom einer Fäulniß, welche am Mark des schönen Frankreichs zehrt. Und von jener unbekannten Oase an der Grenze Algeriens aus mag leicht ein Fieberschauer über Frankreich kommen, welcher das schwache Regiment und die unkriegerischen Napoleoniden vom Lande abschüttelt und neue Krisen hervorruft, deren Verlauf wir fürchten, aber nicht erkennen.

Preußen und der Bundesstaat.

Rüstig wird an dem deutschen Bundeshaus fortgezimmert. Wenn man sich bescheidet, daß jetzt einmal nicht die Zeit kühner Thaten ist, weil weder Völker noch Regierungen ausdauernde Energie zu verwenden fähig sind, so mag man immerhin mit dem zufrieden sein, was in der letzten Zeit geschehen ist, die Trümmer des alten Deutschland in ein neues Werk zusammenzufügen.

Langsam, wie zögernd liefen die Beitrittserklärungen der einzelnen deutschen Staaten zu dem Interim ein. Die Oestreicher Freih. v. Kübeck und v. Schönhals, die Preußen v. Radowitz und Böttcher sind die Commissarien bei den bevorstehenden Conferenzen zwischen der preußischen Union und dem Kaiserstaat. — Die Presse, zumal in Süddeutschland, sieht das Interim mit Mißtrauen, ja mit Abneigung heranziehn. Das ist Unrecht und Kurzsichtigkeit. Die Verwirrung und Rathlosigkeit in den bisherigen allgemein deutschen Angelegenheiten ist so unerträglich geworden, daß eine jede Verständigung darüber zwischen den Parteien höchst willkommen sein muß. Während ein possenhaftes Reichsministerium den Befehl gibt, die Gefion vor Preußen zu schützen, und die Execution im Bentink'schen Prozeß an Oldenburg dekretirt, liegen die Befestigungsarbeiten an den alten Bundesfestungen darnieder, schaukelt die deutsche Flotte ohne anerkannte Flagge und legale Eigenthümer zerstreut in deutschen und fremden Häfen, sind die realen Forderungen der einzelnen Staaten an einander in den ärgsten Widerspruch gekommen. Hier thut vor Allem eine Entscheidung Noth. Nur wenn Preußen und Oestreich sich verständigen, kann diese herbeigeführt werden. Was sonst noch Gutes aus dem Interim kommen kann, läßt sich jetzt nur muthmaßen; daß es aber zum Nutzen für Deutschland gereichen wird, darauf mag man sich ruhig verlassen, freilich aus einem schlechten Grund, denn confuser und kläglicher als es jetzt ist, kann es kaum werden. —

In den Sitzungen des Verwaltungsraths sind in der letzten Zeit die Wahlverordnungen zum Reichstag für die einzelnen Staaten geprüft worden, Erfurt ist als Sitz des nächsten Reichstages und der 30. Januar als Termin der Wahl definitiv festgestellt. Wir sehn jetzt Land und wollen uns darüber freuen. Noch höher fast als die Sicherheit, welche die Volksvertretung der neuen Union gewonnen hat, schlagen wir die Sprache an, in welcher Preußen in der Sitzung des Verwaltungsraths vom 17. November den ermüdenden Notenwechsel mit Hannover und Sachsen abschließt. Nicht ohne beißende Ironie, ja mit einem gewissen Humor ist diese Abfertigung geschrieben. Preußen verkennt die Gefahren, welche auf dem eingeschlagenen Wege liegen, durchaus nicht, ist aber entschlossen, dieselben unter allen Umständen zu bestehen. Hannover hatte sich Preußen gegenüber wie ein alter respektabler Reactionär mit ziemlichem Bäuchlein, kurzem Gesichtskreise und mürrischem Gemüth ausgesprochen, und hatte ihm wie mit heiserer Stimme zugeflüstert: hüte Du Dich selber, Preußen, alter Geschäftsfreund, die kleinen Staaten stecken voller Demokraten, Du wirst Dich selbst ruiniren, wenn Du mit ihnen gemeinsames Spiel machst. Darauf antwortet Preußen: Dank für den guten Rath, Preußen schlägt die Gefahr nicht so hoch an als Hannover und würde nie in der Gefahr einen Grund finden, sein den Bundesgenossen und der Nation gegebenes Wort zu brechen. Glücklicherweise aber steht es nicht so schlimm. Preu-

ßen hat seine Gefahren gegen den Vortheil für Deutschland abgewogen und dann mit freudigem Entschluß gewählt, was es für Recht hielt, durch Euer Thun ist es nicht überrascht worden; übrigens sind auch die Demokraten keine Freunde der Union und grade Ihr seid im Bunde mit den Demokraten bemüht, die Union zu verderben. Diese Antwort ist so deutsch und entschieden, daß wir schon durch sie die Union für gesichert halten. Wenn Preußen ernsthaft will und fest für die Union steht, so ist sie und die Zukunft Deutschlands gerettet. Nur eine bewußte Kraft, nur ein männlicher Wille in dem schwachen Treiben dieser Jahre!

Die Lage aller deutschen Staaten, welche gegen die Union aufgestaucht haben, ist in der That eine trostlose, das einzige Hannover ausgenommen, dessen Finanzen noch geordnet und dessen Politik durch das Uebergewicht des großen aristokratischen Grundbesitzes noch mit einigem Recht den ultraconservativen Anstrich hat. Aber weder Sachsen noch Baiern, noch Würtemberg noch der Kaiserstaat, sind im Stande sich auf die Länge einem Bundesstaat, welcher neben Oestreich aufblüht, zu widersetzen. Sachsen würde in Kurzem durch seine Interessen und die eigene Schwäche in den Bundesstaat gedrängt werden, und wenn nicht eher, sicher um das Jahr 54, wo die Verträge des Zollvereins zu Ende gehen; der Staat Würtemberg ist in innerer Auflösung begriffen, welche Römers Popularität aufhalten konnte, die aber unter dem jetzigen Ministerium offen zu Tage liegt. Kleinliche Zänkereien, eine grollende Unzufriedenheit mit jeder Regierung und die Finanznoth müssen den schwäbischen Stamm zu einer Hilflosigkeit bringen, welche alle Vorurtheile der Regierung und des Volkes gebieterisch beenden wird; Baiern hat noch die Wahl zwischen dem Anschluß an Oestreich oder der Union, es wird sich im letzten Augenblick nicht verbergen können, daß der Anschluß an einen einigen und doch kranken Staatskörper, wie Oestreich, mit sehr scharf ausgeprägten egoistischen Interessen, eine viel schlimmere Vernichtung des bairischen Lebens ist, als der Eintritt in eine Föderation, einen vielgegliederten Organismus, von welchem Baiern ein respectabler und einflußreicher Theil werden kann. Wählt aber Baiern doch den Anschluß an Oestreich, so tritt eine Zersetzung des protestantischen und katholischen Theils ein und die Demokratie des fränkischen und schwäbischen Antheils und der Pfalz wird ihre traurige Aufgabe erfüllen, den Staat zu vernichten, ja vielleicht auch Oestreich „anzustecken." Der Kaiserstaat selbst aber, welcher noch vor kurzem in der öffentlichen Meinung für ein sinkendes Wrack galt, und jetzt auf einmal, durch wenige ministerielle Verfügungen für consolidirt und hoffnungsreich gilt, schwebt in der That noch immer am Rande des Abgrundes. Man muß so kopflos sein, wie ein Theil der östreichischen Patrioten, oder so sehr Gefühlsmensch, wie die meisten Großdeutschen, um das zu verkennen. Wenn der Finanzminister Kraus die Steuer für Colonial- und Rübenzucker denen des Zollvereins gleichmacht, wenn der Handelsminister Bruck das seltsame und in seinem Detail unausführbare Ideal einer Zollverbin-

dung zwischen Oestreich und Deutschland ausarbeitet, wenn der Justizminister Bach eine Masse von organisirenden Bestimmungen in die Provinzen des Kaiserstaates schleudert, welche entweder von den regierenden Generälen ad acta gelegt, oder durch die Widersetzlichkeit einzelner Corporationen beseitigt werden, so ist dadurch für Oestreich noch gar nichts gewonnen. Die neue Anleihe von beiläufig 70 Millionen hat wegen sehr geringer Betheiligung des Auslandes auch sehr geringen Erfolg gehabt, alle andern Versuche, in die leeren Kassen Geld zu führen, scheitern ebenfalls. Die Einkommensteuer z. B. ist eine so demokratische Maßregel, daß kein Toryministerium im Stande ist sie durchzusetzen, auch würde ihr Resultat ein sehr ungenügendes sein, und die ganze verzweifelte Lage des Kaiserstaats läßt sich in die Worte zusammenfassen, daß die Erhaltung seiner Existenz mehr Geld kostet, als die Regierung aus der productiven Kraft des Staates herausziehen kann. Und diese Lage ist keine vorübergehende, im Gegentheil, es ist gar keine Veränderung derselben abzusehn, und sie ist so offenkundig, daß alle Finanzkünste dagegen nichts mehr helfen. Dazu kommt, daß die Zerrüttung in der Verwaltung eine trostlose geworden ist, die Generäle ernennen Ministerialsecretäre und die Adjutanten des Kaisers erlassen administrative Verordnungen; ein unseliges Ministerium hat wenig andere Aufgaben als Geld zu schaffen und den trügerischen Schein eines schlechten constitutionellen Lebens zu retten. Unter solchen Umständen ist weder eine staatliche, noch eine nationale, noch überhaupt irgend eine Politik dem Ausland gegenüber möglich. Wenn die östreichische Regierung gegen die deutschen Einigungsversuche demungeachtet bis jetzt mit Erfolg operirt hat, so ist dieser Erfolg einerseits aus der Schwäche der kleinen deutschen Regierungen und Stämme zu erklären, andererseits aber aus der günstigeren Stellung, welche Oestreich im Vergleich zur deutschen Union einnimmt. Oestreich, jetzt factisch ein absoluter Staat, hat Deutschland gegenüber nur abzuwehren und zu hindern, nicht neu zu schaffen, dazu genügen diplomatische Kunstgriffe und Gewandtheit der Regierung, auch wo sie ohne festen Willen und Kraft ist. Diese Einwirkungen verlieren ihre Macht, sobald ihnen gegenüber etwas wirklich geschaffen wird, was dem Bedürfniß der Nation genügt und die Fähigkeit zeigt zu leben.

Wir haben jetzt keine andere Zukunft, keine Hoffnung für Deutschland, als die Union, den nächsten Reichstag und eine Verfassung, daran fest zu halten soll jetzt unsere Pflicht sein und unser Stolz.

Correspondenzen und Notizen.

Kaiser Franz Joseph in Prag.

Großes Diner auf Gold wurde heute servirt auf dem Prager Schloß, denn gestern kam Kaiser Franz Joseph in die alte Königsstadt, die ihn seit sechs Wochen erwartete. Endlich brennen all die Lampions an den Thürmen, Kirchen und Pallästen, sie brennen still und sinnig vor sich hin, nur der alte Wasserthurm der Altstadt ragt schwarz und unbedacht in die dunkle Nacht hinauf und überläßt es seinen beleuchteten Brüdern mit Lichtern und Lampen zu prangen, er selber hat im Jahre 1848 ausgedient, als ihn der Heldenmarschall durch seine Kanoniere in Brand stecken ließ, damit die Leuchte weit in's Land die Kunde bringe, daß das alte Prag wieder einmal besiegt worden.

Jener traurige Brand war das erste Feuerzeichen der beginnenden Reaction, sie gelang damals noch nicht vollständig, denn die Schüsse trafen noch nicht mitten in's Herz der Freiheit, der October sollte vollenden, was der Juni begonnen. Das Prager Schloß blieb seit jenen Tagen des Juni der Heerd reactionärer Umtriebe, dort lauschten Schakal und Leu, um sich im geeigneten Momente auf das Volk zu stürzen, dort wurden bei militärischen Banketten die Soldatengemüther erhitzt und erregt, und heute ist großes Diner dort oben, mit Gold wird servirt, der alte Kaiser Ferdinand, der uns so freundlich emanzipirte speist mit, und die Kanonen stehen auf den neuen gegen die Stadt gebauten Werken und grinsen herab auf die belagerte und festlich beleuchtete Stadt. Trauriger Contrast! — Das Prager Schloß ist bei der Bevölkerung in traditionell üblem Geruch seit 1620, jetzt haben sie es vollends zur Citadelle gemacht, zum Zwinguri von Böhmen. Der Landtagssaal, den man schon im vorigen Jahre festlich geschmückt, zum Empfange der schon gewählten Deputirten, steht noch immer öde und verwaist, aber die neuen Blockhäuser, die festgemauerten Baracken sind voll Soldaten, die man von Süd und Ost hierher berief, damit sie die friedliche Stadt im Zaume halten und ihr die Cholerapest von Neuem bringen, welche seit dem Einzug der bewaffneten Gäste arg zu hausen beginnt.

Alles war gethan von oben herab, um den Empfang des Kaisers so festlich als möglich zu machen, die Generalität, die Geistlichkeit, die Beamtschaft, die Nationalgarde war nach dem Bahnhofe consignirt, den Kaiser dort zu erwarten, man war sogar ungeschickt genug, den neunzehnjährigen Kaiser von zwölf Jungfrauen gleichen Alters bewillkommen zu lassen und daher zu mancher unzeitigen Glosse Veranlassung zu geben. Man hat alles gethan was man konnte, nur nicht das Rechte, das Wahre, um den Volksenthusiasmus anzufachen, darum machte sich der Mangel eben dieses belebenden Factors überall fühlbar, und charakteristisch ist es, daß der den Wagen umgebende Schwarm von Jungen und Alten nur Vivat kreischte, während der dem eigentlichen Volke eigenthümliche Slavaruf nirgends hörbar ward. Es gibt Dinge, die sich durch nichts, am wenigsten aber durch einen ungerechten Belagerungszustand erzwingen lassen, zu diesen Dingen zählt insbesondere der einmüthige enthusiastische Volkszuruf.

Es trifft eigenthümlich zusammen, daß Prag nun zum zweiten Male bei dem festlichen Empfange seines Kaisers von der Cholera heimgesucht ist.

Im Jahre 1836 als Kaiser Ferdinand zur Krönung einzog, wüthete das Uebel grimmig und auch diesmal nahm es während der Festvorbereitungen neuerlichen Aufschwung, doch trotz Cholera, trotz Elend und Noth, trotz der erhöhten Steuern wäre es ein Leichtes gewesen, die Bevölkerung zum Jubel zu elektrisiren, hätte man so klug sein wollen den Belagerungszustand aufzuheben, die verbriefte Freiheit zur Wahrheit zu machen, die noch immer im Kreisen befindliche Landesordnung zu publiciren, wie doch durch offizielle Blätter für das laufende Jahr 1849 fest zugesagt worden; von all dem aber geschah nichts, dafür aber ist heute großes Diner auf Gold servirt, und die Volksphantasie muß sich das ausmalen, wie trefflich die höchsten Herrschaften, die Minister, der hohe Adel und die Generalität sich das Diner munden lassen.

Man war gestern sehr gespannt auf die Bewillkommungsrede, welche der geistreiche Bürgermeister Prags im Bahnhofe halten würde, die Rede war früher der Ministerialcensur vorgelegt worden, woher sie aber nicht wieder zurückkam, so daß der Bürgermeister seine Freudigkeit blos mimisch plastisch ausdrücken durfte. Die Gründe, welche das Ministerium bestimmt haben mochten, jener Rede das Imprimatur zu verweigern, sind nicht bekannt, übermäßiger Radikalismus hat der Rede das Damnatur schwerlich zugezogen.

Eine schöne Jungfrau sprach den ebenfalls censurirten Willkommen:

„Ein Jünglingkaiser herrschet über uns und bringt uns den langersehnten Frieden, darum hat Prags Jugend sich in das Gewand der Unschuld gekleidet, den kaiserlichen Jüngling zu empfangen, die Blumen, die uns zieren, bedeuten unsern Wunsch, Du mögest stets auf Blumen wandeln."

Ein erhabener Passus der Rede war übrigens der Censur erlegen, er soll gelautet haben: Ein Jüngling bist Du an Jahren, doch ein Greis an Erfahrung!! — Es gibt doch in der That Momente, wo auch die Censur was Gutes an sich hat. Bürgerminister Alexander Bach begleitet den Kaiser und soll heute die Beamtschaft durch seine geistreiche Weise in Erstaunen gesetzt haben, zuweilen ist ein Bürger doch gut zu brauchen, wenn dem hohen Adel der Geist ausgeht. Die Bürgerschaft Prags entbrennt seit heute in frischem Ingrimm gegen ihren Herrn Bürgermeister, welcher den gesammten Stadtrath auf dem Rathhause gelassen und sich angemaßt haben soll, mit der übrigen Beamtschaft dem Kaiser die Aufwartung zu machen, sonach die Repräsentation der Stadt in seiner schätzbaren Person allein zu concentriren. Der Mann entwickelt herrliche Anlagen, wir bewundern seine Vielseitigkeit, die ihn gleich den patentirten Winterröcken auszeichnet, welche so künstlich genäht sind, daß man sie heute auf der grünen, morgen auf der schwarzen Seite tragen kann. Wir gratuliren der Gemeinde zu ihrem patentirten Wendebürgermeister. 67.

Die czechische Presse.

(Aus Prag.)

Prag ist, wie bekannt, noch in diesem Augenblicke mit jenem Eisenmieder geschnürt, das man Belagerungszustand nennt. Indessen hat unser Militärgouverneur, in Wahrheit gesagt, ein viel leidlicheres und unsern Ausnahmszustand milderndere Naturell, als andere seiner „begnadigenden" Herren Collegen in Arad oder Pesth. Graf Khevenhüller, k. k. Feldzeugmeister, Kämmerer, Theresienritter des Maltheserordens 2c. 2c., ist ein gutmüthiger, alter Herr, der die gewöhnliche Carrière unserer hohen adeligen Militärs vom „braven" Cadetten bis zum „tapfern" General durchgemacht hat, wenig mit Philosophen, viel mit Pfaffen umging und die schwache Seite haben soll, sich gerne „Hochwürden" nennen zu hören. Also Se. „Hochwürden" benimmt sich als bevollmächtigter und regierender General so artig und human gegen uns belagerten Plebs, daß wir ihm dafür unsere plebejische Anerkennung nicht vorenthalten können. So z. B. kann ich in Prag diesen Aufsatz noch einmal zu Gesichte bekommen, falls er in den „Grenzboten" abgedruckt wird; in Wien hingegen könnte ich es nicht hoffen. Zwar kommen auch bei dem hiesigen Kriegsgerichte Verurtheilungen zu Stockhaus und Festung und Eisen vor, doch diese haben eine leichtere, mehr sporadische Natur, von Blei, Pulver und Stockprügeln haben wir doch noch nichts erfahren. Es läßt sich trotzdem leicht errathen, daß unsere Zeitungen sich erst schüchtern und züchtig bei den Schilderhäuschen Raths erholen, bevor sie ein oppositionelles Ach! auszustoßen wagen, und wo es ja einmal entschlüpft, wird dem sündigen Redakteur den Tag darauf vom wohlwollenden General eine höfliche Lection gegeben und mit dem Theresianus und allen erbaulichen Kriegsartikeln der alten Zeit gedroht. Auf diese Weise wird man gut östreichisch und die öffentliche Stimme loyal. Nach dieser kurzen Episode gehen wir zu unsern **czechischen** Journalen über. — Ihre Seufzer sind die leisen Klänge eines

tiefen innern Grolles, der die weitern Erörterungen seiner Unzufriedenheit auf bessere Zeiten verschiebt. Opposition muß gemacht werden, daß ist einmal Bedürfniß; und die Nationalität muß gefeiert werden, das ist Pflicht, und beides ist im Belagerungszustande eine sehr beschwerliche Aufgabe, und nicht selten mit Gefahr verbunden. Es gehört daher eine besondere Gewandtheit dazu, sich in die Verhältnisse gehörig einzufinden. Daher haben die czechisch gesinnten Zeitungen heuer schon so manchen Strauß mitgemacht und manche von ihnen eine kürzere oder längere Suspension oder die Verhaftung ihres „Verantwortlichen" erleben müssen. Das Hauptorgan der czechischen Nationalpartei sind die „Narodni-noviny. Wahrung und Beförderung des slavischen Elements in Böhmen und Föderalismus im slavischen Sinne des Wortes waren das ursprüngliche Programm dieses Blattes, welches aber nun seinen Ton bedeutend herabgestimmt hat. Sein Redakteur ist der bekannte Deutschen- und Magyarenfresser Carl Havliczek mit sibirischem Antlitze und rundem Slavenhute, mit dem vaterländischen Schnürrock und den markirten Zügen, über dessen Lippen kein deutsches Wort sich wagt, und dessen Devise: „Lieber die russische Knute, als die deutsche Freiheit." Sollst sie haben, mein Sohn! sollst sie haben, die Knute des weißen Czars, des gottorp'schen Beherrschers deiner liebenswürdigen Namensbrüder mit den langen Mänteln und der zurückgebliebenen Cultur, und sollst auch nicht haben die deutsche Freiheit, die michelbeglückende, die du nicht willst und wir nicht haben. — Doch trotzdem ist Havliczek, man kann es nicht leugnen, ein Talent mit consequenter politischer Gesinnung; und ohne diesen enormen, unverbesserlichen nationalen Fanatismus würden wir ihn zu den respectabelsten Capazitäten unsers Landes zählen können. Havliczek ist zwar entschieden liberal, aber nur so weit dieser Liberalismus mit seiner Nationalitätsspielerei nicht in Collision geräth. Im entgegengesetzten Falle wird er reaktionär und weiß selbst Lächerlichkeiten nicht zu vermeiden. Ersteres haben wir während seiner eben so unbedeutenden als unmanierlichen Wirksamkeit im constituirenden Reichstage — als Mitglied der Rechten — an ihm gesehen, vom Lächerlichen kann er oft jetzt noch sich nicht trennen. Die kleinlichsten, geringfügigsten Dinge verficht er mit der rührendsten kindischesten Vorliebe. Wenn auf einer Gassentafel der deutsche Name über dem czechischen oder rechts davon stände, oder jener größer als dieser erschiene, klagt er gewiß über Verletzung der nationalen Gleichberechtigung, und fordert er im Namen des Gesetzes kategorisch eine neue Tafelordnung. Ein Hoch! neutralisirt er regelmäßig durch ein Slava! ein Halt! durch ein Stuj!, vom Gubernium wollte er gerne, daß es einen halben Tag deutsch und wenigstens einen halben böhmisch sei. Wie er sich diese Gleichheit eintheilen wollte, lassen wir dahin gestellt, aber seine Gleichberechtigung geht andrerseits auch so weit, daß er vor nicht langer Zeit der deutschen Bevölkerung einige kleine Klosterkirchen zum Gottesdienste anwies, die selbstständigen Kirchen hingegen ihr förmlich streitig machen und verbieten wollte. — Havliczek hatte heuer das Mißgeschick, eingesperrt, und sein Blatt, verboten zu werden. Er begab sich einmal nach Wien, um die Erlaubniß zum Wiedererscheinen der N. N. vom Ministerium zu erwirken, die man ihm aber erst nach Ausstellung eines Reverses, nicht gegen die Regierung zu schreiben, geben wollte. Da er den Belagerungszustand als bindendsten Revers in dieser Beziehung nachwies, wurde die Suspension des Blattes wieder aufgehoben. —

In deutscher Sprache erscheinend, aber an Gesinnung nicht weniger czechisch als die N. N. sind die „Slavischen Centralblätter," redigirt von Dr. Jordan. Corrumpirter Styl, große Leidenschaftlichkeit und Parteisucht, unermüdliche Polemisirungslust gegen Alles, was andere als slavische Gedanken hegt, dabei ein schwer zu

verhüllendes Bestreben, die slavisirenden Föderationsideen mit dem Mantel der stark-östreichischen Loyalität zu bedecken, sind die Eigenschaften dieses einst von der czechischen Partei mit großem Aufwand gegründeten und unterstützten, später aber zur Unbedeutendheit herabgesunkenen Organs. Mit seiner Bedeutung hält sein Erscheinen gleichen Schritt. In neuster Zeit haben sich die Centralblätter durch ihren offenen Brief an Schuselka's „Deutsch oder Russisch" einigermaßen bemerkbar gemacht. Sie finden in diesem Erzeugniß der „Centralblätter" die Eigenschaften des Blattes ausgeprägt, einen gehässigen Ton und eine Kritik, die mehr zu höhnen und zu zanken, als — zu beweisen versteht. „Nicht Deutsch! Nicht Russisch! Nur Oestreichisch!" ruft Dr. Jordan in schwarzgelbem Tone Herrn Schuselka entgegen, daß man meinen sollte, es wäre ihm wirklich Ernst damit. Eitel Phrase; — Dr. Jordan hätte „Nur Slavisch" gerufen, wenn ihm nicht die Kanonen einen andern Titel auferlegt hätten. Viele und heftige Ausfälle gegen Schuselka, gegen Frankfurt und Deutschland, gegen einen Anschluß an dasselbe, gegen die Linke im Reichstage, aber wieder warme Lobeserhebungen für Jellachich, für die czechische Loyalität, für das slavische, einige, große, starke Oestreich und für die Ehrlichkeit und Weisheit der czechischen Politik.

Ich verzweifle völlig an der Verbesserlichkeit dieser nationalen Zänker. Sie mögen noch so viele praktische Widerlegungen ihrer Theorien erhalten, sie bleiben die Alten.

Damen als ungarische Soldaten.

Auf den Bahnhöfen Norddeutschlands sah man unter den flüchtigen Ungarn hier und da eine Frau in Amazonentracht, welcher man anzusehen glaubte, daß sie mit gefochten und für Ungarn geblutet hatte. Weit häufiger als im Kriege von 1813 waren unter den enthusiastischen Magyaren weibliche Helden, wir stellen anheim, ob man dies für einen Vorzug oder eine Schwäche des Kampfes halten mag. Das konstit. Blatt aus Böhmen theilt die kriegerische Laufbahn einer dieser Heldinnen unter dem Titel „der Jäger Karl" in Nr. 280 mit, welche wir folgen lassen:

Wenn bei dem Durchmarsche eines kaiserlichen Curassierregimentes zwischen den Bagagewagen und der Arrièregarde eine Marketenderin mit gelbem Strohhut und schwarzen Bändern zu Pferd einherritt, so waren Aller Augen auf sie gerichtet und sie Gegenstand vielfacher Bemerkungen; bei den Insurgenten gab's außer der Unzahl Marketenderinnen, Krankenwärterinnen, Concubinen ꝛc. auch mehrere Frauenzimmer, welche in Reih und Glied als Krieger dienten, und zwar bei der Infanterie, Cavallerie und Artillerie. Eine solche war die Wiener Barrikadenheldin Caroline, welche nach der Besiegung der Wiener Octoberrevolution nach Ungarn flüchtete und im November 1848 zu Pesth in ungarische Dienste tretend, in das zu Preßburg errichtete Tyroler Scharfschützenbataillon unter Commando des im Jänner zu Pesth durch Pulver und Blei hingerichteten Majors Söll eingereiht wurde. Schon bei der Abbrennung der Neudorfer Brücke an der ungarisch-östreichischen Grenze oberhalb Preßburgs am 26. November 1848 zeichnete sich der „Jäger Karl" — wie sie sowohl im Dienste als auch im gesellschaftlichen Zusammenleben immer genannt wurde, durch den kühnen Entschluß aus, in der Morgendämmerung mit einem Pechkranz in Händen neben der am diesseitigen Brückenkopfe stehenden Schildwache vorbeizuschleichen, und in der Mitte der Brücke angelangt, dieselbe in Flammen zu setzen, worauf die gänzliche Abbrennung derselben mit Erfolg vorgenommen werden konnte. Zum Unterjäger avancirt lieferte

Jäger Karl in der für die Ungarn so schreckensreichen Wintschachter Affaire unter Görgey im Feber abermals rühmliche Tapferkeitsbeweise, und Görgey selbst ernannte den Unterjäger Karl zum Oberjäger. Am Tage der denkwürdigen Kapolnaer Schlacht rückte mit dem Jägerbataillon auch der Oberjäger Karl in die Plänklerkette vor, und bald darauf wurde das ganze Jägerbataillon zum Sturme gegen einen durch die k. k. Truppen mit großer Energie vertheidigten Maierhof commandirt. Ermüdet durch die Strapazen des schon bestandenen heißen Morgens konnte der Oberjäger Karl seinen Kameraden im raschen Sturmschritt nicht mehr folgen, und blieb einige Tausend Schritt zurück, als im selben Augenblick 3 kais. Kurassiere von der einen Seite herangesprengt kamen. Der ermattete Jäger verlor auch diesmal seine schon öfters erprobte Geistesgegenwart nicht, und bestand siegreich die verhängnißvolle Gefahr. Seine weißgrünrothen Federn auf dem Jägerhute flatterten hoch in die Luft, sein glänzendes Haubayonnet schimmerte in den Sonnenstrahlen, und seine doppelläufige Büchse fehlte nicht das Ziel; so kam es, daß nach hartnäckigem Kampfe zwei Reiter todt am Schlachtfelde blieben, der dritte aber in Folge herbeigeeilten Succurses für den Jäger sich zurückzog. Die wundervolle Rettung des Oberjägers Karl verbreitete sich mit Blitzesschnelle in der Insurgentenarmee, und zwei Tage später stand sein Name in den Auszeichnungslisten des Gen. en chef, worauf derselbe zum Lieutenant ernannt, längere Zeit im Hauptquartier zur Herstellung seiner Gesundheit, und zum Zeitvertreib für die Oberoffiziere verblieb, endlich aus Liebe zu einem hübschen 23jährigen Husarenrittmeister P—y sich als Lieutenant zu dessen Escadron eintragen ließ, und dort bis zum Schluße des Krieges verbleibend, mit eben benanntem Rittmeister in bester Freundschaft und Harmonie alle Beschwerlichkeiten des Krieges ertrug. Wohin diese heroische, in dem Insurgentenlager jedoch nichts weniger als seltene Amazone nach der Waffenstreckung Görgey's bei Világos gerieth, ob sie vor ein Kriegsgericht gestellt oder als Gemeiner assentirt wurde? darüber schweigt die Chronik. — Wie es bei dergleichen Heldinnen so oft der Fall ist, daß hinsichtlich ihrer Herkunft oft widersprechende und dubiöse Gerüchte im Umlauf sind, so sei noch erwähnt, daß sich die Barrikadenheldin Karoline, später der Jäger Karl für eine geborne Agramerin ausgab.

Ein Buch und eine Preisaufgabe.

Wiedergeburt, oder die Lösung der Unsterblichkeitsfrage auf empirischem Wege von M. Droßbach, Olmütz, Eduard Hölzel. — Eine kurze, aber erstaunlich tiefsinnige Brochüre: Mit der gewöhnlichen Unsterblichkeit ist es nichts, aber da jeder lebende Organismus nur eine Combination von „Atomen" ist, so müssen, wenn alle möglichen Combinationen der „Atome" erschöpft sind, sich endlich nach Jahrtausenden dieselben Atome wieder freundlich zusammenfinden, welche jetzt unsern Organismus bilden; dann leben wir wieder auf, haben natürlich Erinnerung, rauchen wahrscheinlich wieder dieselbe Sorte Cigarren (denn warum sollte Wittwen Cabannas in der Havannah nicht auch wieder aufgelebt sein) und so geht es in vorigem Kreislauf fort in aeternum. — Wir beeilen uns das Buch anzuzeigen, weil die als ehrenwerth bekannte Verlagshandlung uns benachrichtigt hat, daß die Summe von 40 Dukaten bei ihr deponirt sei als Prämie für die beste Abhandlung, welche die Lehrsätze der Brochüre weiter ausführt und durch fernere Beweise stützt. — Die Sache ist ernst gemeint, wir haben das Detail dieser ausgeschriebenen Concurrenz unter die grünen Annoncen der nächsten Nummern verweisen müssen, und empfehlen sie und die Brochüre Allen, welche vor schwierigen Unternehmungen, denen ein schöner Lohn folgt, nicht zurückbeben.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

Studien zur Geschichte der französischen Romantik*).

I.

Victor Hugo.

Fair is foul and foul is fair.
Macbeth.

In dem geistigen Kampfe, welcher gegenwärtig das französische Volk bewegt, gehört Victor Hugo nicht mehr zu den Führern; seine Zeit ist vorüber. Man ehrt in ihm noch den „großen Dichter," ungefähr wie die Classiker aus den Zeiten Ludwigs XIV., aber man nimmt kein lebendiges Interesse mehr an ihm. Aber gerade weil er fertig ist, können wir in Deutschland an ihn einen Entwicklungsproceß anknüpfen, der sich mit tausend Fasern in die gegenwärtige Bewegung verschlingt. Kein Schriftsteller gibt ein so totales Bild der französischen Romantik, weil keiner so doctrinär, so gewissenhaft in seiner Einseitigkeit war.

Bei dem schnurgeraden Wege, auf welchem sich seit Gründung der Akademie die französische Literatur bewegte, kann man als Romantiker geradezu diejenigen bezeichnen, welche mit Absicht und Reflexion von diesem Wege abwichen. Natürlich hängt auch diese Abweichung mit dem Gesetz der nationalen Entwicklung zusammen, und es ist meine Aufgabe mehr, diesen Zusammenhang nachzuweisen, als gegen den Irrthum der Abweichung zu protestiren.

Die Romantik verließ in ihrer Blüthenzeit, der Periode der Restauration, nach zwei verschiedenen Richtungen hin die gerade Linie des französischen Geistes. Die eine Richtung habe ich bei der Charakteristik Chateaubriand's **) angedeutet, und werde sie bei Lamartine näher ausführen. Um von der zweiten, deren Träger Victor Hugo ist, sogleich den Kern anzugeben, beginne ich mit einem einzelnen seiner Werke, in welchem als Keim die Grundvorstellung enthalten ist, wodurch der Dichter dem alten Frankreich gegenübertrat.

*) Grenzboten 1848, Heft 30.

**) Als Ergänzung zu meiner „Geschichte der Romantik" (Leipzig, F. L. Herbig.)

Han der Isländer.

Vor grauen Jahren lebte auf der Insel Island ein wüstes Geschöpf, halb Teufel, halb Mensch, Ingulph der Ausrotter genannt. Sein Lebenszweck war Ausübung von Scheußlichkeiten. Er hinterließ dieses Geschäft seinem einzigen Sohne, den er von einer Hexe Thoarka hatte, und in ähnlichen Vermählungen pflanzte sich das Geschlecht der Ingulphe mehrere Jahrhunderte hindurch fort, bis es zuletzt in unserm Han endigte. Den Namen bekam er von der eigenthümlichen Art seines Gebrülls, welches er gleich einem wilden Thiere auszustoßen pflegte. Er wurde als Kind von mitleidigen Mönchen in einer Wildniß aufgefunden und in ihrem Kloster erzogen. Zum Dank zündete er das Kloster an, setzte sich auf einen Baumstamm, und schwamm auf demselben von Island nach Norwegen, wo er den angestammten Beruf mit großer Emsigkeit ausübte. Er verschüttete die Minen von Faroër, und begrub unter dem Schutt einige Hundert Arbeiter, brach den Felsen der über dem Thal von Golyn hing, zur Zeit der Kirmeß ab, und vernichtete dadurch das Dorf mit seinen sämmtlichen Einwohnern und Gästen, sprengte eine Brücke, die über einen Abgrund führte, im Augenblick, als sie gerade sehr besucht war, setzte die Kathedrale zu Drontheim während des Gottesdienstes in Brand, löschte die Lichter am Leuchtthurm während einer stürmischen Nacht u. s. w. Schade, daß damals (im Jahr 1700) die Eisenbahnen noch nicht erfunden waren, sie hätten ihm die angemessenste Gelegenheit zur Ausübung seines Muthwillens geboten.

Trotz seiner Unmenschlichkeit hatte Han ein Vaterherz. Als sein einziger Sohn ertrank, war er sehr betrübt, „daß er nicht mehr den Trost haben sollte, zu denken, daß ein Erbe der Seele Ingulph's dereinst aus seinem Schädel das Blut der Menschen und das Wasser des Meeres trinken sollte.“ Das waren nämlich die beiden einzigen Flüssigkeiten, mit denen die Race ihren Durst löschte. Er beschloß nun, seinen Sohn zu rächen. Es hatte ihn zwar keiner ermordet, er war vielmehr durch Zufall umgekommen, aber er hatte eine Liebschaft mit einem Mädchen gehabt, welches ihm nach der Erzählung der Leute einen Arkebusier vom Regiment Munkholm vorgezogen haben sollte. Welcher es war, konnte Han nicht ausmitteln; um also sicher zu gehn, beschloß er, das ganze Regiment zu verzehren. Die Ausführung dieses Vorhabens ist der Inhalt des Romans, mit welchem Victor Hugo debutirte.

Unser Held erfreute sich sonderbarer Angewohnheiten. Er beschnitt nie seine „Klauen,“ um besser die Menschen zerreißen zu können; wenn er Incognito auftrat, was nicht selten geschah, so trug er große Handschuhe von Seehundsfell. Daß er sich nimmer wusch, versteht sich von selbst. Als Kleidung warf er ein blutiges Fell über die Schultern, das er irgend einer noch zuckenden Bestie abgerissen. Sein einziger Freund war ein Eisbär, den er gezähmt hatte, und auf

dem er in dringenden Fällen einen senkrechten Felsen hinabritt. Zuweilen sprach er „mit einer Stimme, wie sie ein Löwe haben würde, wenn er spräche," zuweilen stürzte er sich auf seine Beute „mit dem Geheul einer Hyäne, die einen Cadaver spürt." Seine Augen leuchten in der Dunkelheit wie glühende Raketen. Zuweilen wirft er auf die Menschen schiefe Blicke, „in denen die Wildheit des Tigers nur durch die Bosheit des Affen gemildert wird." Wenn er ärgerlich ist, drückt ein dumpfes Grunzen, zuweilen von heiserem Schreien unterbrochen, seine Wuth aus. Er ist übrigens ein kleiner Mann und hat eine ironische Ader; er liebt es, die Leute aufzuziehn, ehe er sie frißt. Kommt er in seine Höhle, so sieht man „eine Bestie mit menschlichem Antlitz, die auf einer Masse von Leichnamen sitzt, Blut säuft, und einem Bären hin und wieder das noch zuckende Bein eines Lieutnants vom Regiment Munkholm als Futter zuwirft, dabei er ein gräßliches Lachen ausstößt und vor Wonne heult. Einmal biß er sich mit dem großen Wolf von Smiasen herum; seine Zähne drangen viel tiefer in das Fleisch, als die des Thieres, und zuletzt tödtete er es, indem er ihm die Schnauze zusammenpreßte. Auf den ersten Liebhaber des Stücks stürzte er einmal in einem gewaltigen Satz: „seine Klauen bohrten sich in die Schultern des jungen Mannes ein, seine knotigen Kniee preßten seine Hüften, während das blutige Maul Zähne zeigte, die einen Tigerkopf hätten knacken können." Um das verhaßte Regiment aufzureiben, lockt er es in eine Schlucht, wo es von Rebellen angegriffen wird, und beißt ohne Unterschied des Standes und der Person nach links und rechts hin um sich. Die Reste des Regiments vertilgt er, indem er die Kaserne anzündet, wobei er selber mit umkommt. Dort hat er Gelegenheit, sich mit einem andern Menschenfeind zu unterhalten, dem Grafen Schumacher, der von seinen Mitmenschen eine schlechte Behandlung erlitten hat. Han spricht gern von sich, er nennt sich öfters mit großer Selbstgefälligkeit einen Dämon, einen Teufel, und so erklärt er denn auch seinem Collegen im Menschenhaß sehr befriedigt: „Meine Natur ist, die Menschen zu hassen; mein Beruf, ihnen zu schaden. Ich muß auch einen Gott haben, um ihn lästern zu können." Sehr erfreut über diese Grundsätze ruft der Graf: „Nimm meine Hand!" — „Wozu? soll ich sie fressen?" — Der bestürzte Menschenfeind murmelt etwas von dem Bösen, welches ihm die Menschen zugefügt. — „Mir haben sie nur Gutes gethan. All mein Vergnügen bin ich ihnen schuldig. Welche Lust, wenn ihr zuckendes Fleisch unter meinem Zahne knirrscht, wenn ihr dampfendes Blut meine trockne Kehle erwärmt, wenn ihr Todesschrei sich mit dem Knacken ihrer Glieder mischt, die ich an dem Felsen zerschmettre."

Man kann sich denken, wie ein so unmoralisches Verfahren dem Dichter Gelegenheit gibt, seine bessere sittliche Ueberzeugung kund zu geben. Es wird viel moralisirt in diesem Roman, was um so nöthiger ist, da außer Han sich noch eine Menge von Bösewichtern darin herumtreiben, namentlich ein kleiner Satan, Musdämon genannt, die Hexen, Scharfrichter, Leichenweiber u. s. w. gar nicht zu

rechnen. Die Scene spielt theils in Spladgest, der norwegischen Morgue, wo man die Leichen der Ermordeten aussetzt, und wo der Wärter, der zugleich Antiquar ist, die lustige Person machen muß, obgleich ihm das nichts hilft, denn er wird zuletzt doch gefressen; theils in der Mordhöhle des Ungeheuers, theils in einer andern Höhle, wo der Henker seine Werkstätte aufgeschlagen hat, theils im Gefängniß, theils im Nebel, wo man nicht die Hand vor Augen sieht. Die sämmtlichen Personen benehmen sich rauher, als man es sonst gewohnt ist, selbst der erste Liebhaber ruft einmal: „Halten Sie das Maul!“ mit einer Stimme, vor der die Fenster erzittern. Der Eindruck wird, was bei einem französischen Publikum noch mehr zu beachten ist, durch die unerhörten Namen verschärft, von denen folgende: Spiagudry, Oglypiglap, Nychol Orugix, Pelnyrh, Tullytilbet, Cumbysulsum, noch nicht die ärgsten sind. — Zum Schluß werden die Lasterhaften theils wahnsinnig, theils hingerichtet; die Tugend geht gut aus. —

Wenn dieses Werk isolirt dastände, so würde nicht viel darüber zu sagen sein. Victor Hugo war 21 Jahr alt, als er es schrieb (1823), und in diesem Alter hat man, um dem Publikum durch Neuheit zu imponiren, schon größeren Unsinn zu Markte gebracht. Aber als erstes Glied einer festgeschlossenen Reihe, als erster Ausfluß einer sehr dreisten und consequenten Doctrin verdient es Beachtung. Han von Island ist der Typus, der sich nicht nur in Victor Hugo's späteren Dichtungen, sondern auch in vielen Schöpfungen geistesverwandter Dichter seiner Zeit reproduzirt, und der früher, namentlich in der englischen Poesie zwar schon vorhanden gewesen war — ich erinnere an den Caliban, Thersites, Apemantus, die Hexen und Clowns in Shakespeare, an die ähnlichen Figuren in W. Scott — aber nur als phantastisches Beiwerk, als Arabeske, die sich wie die Drachenbilder in den gothischen Kirchen, des Contrastes wegen um die schön gedachten Hauptgruppen schlang. Victor Hugo war es vorbehalten, die Monstrosität als solche zum eigentlichen Gegenstand der Poesie zu erheben.

Im Bug Jargal, einer schlechten Negergeschichte, auf die wir nicht weiter zurückkommen wollen (geschrieben 1818, umgearbeitet und herausgegeben 1825), in Han in dem Zwerge Habibrah wiedergeboren. Zwerg, Neger, mißgeformt, boshaft wie ein Affe, als Hanswurst angestellt, Mörder, Priester einer menschenfresserischen Religion, und Zauberer — genug der Ingredienzien zu einem Zauberkessel im Geschmack der Macbethschen Hexen. Umgeben von den Greuelscenen, die der blutige Negeraufstand auf Domingo nothwendig mit sich führen mußte, und die durch die Erfindsamkeit eines barbarischen, von Natur blutdürstigen und durch lange Knechtschaft noch mehr verwilderten Stammes in Martern und Todesqualen der ebenso verwilderten Phantasie des Dichters hinreichende Gelegenheit gaben, das Fleisch unter den Folterwerkzeugen mit allem Raffinement eines Virtuosen zucken zu lassen — denn die Seele hat keinen Antheil mehr daran, — in der fieberhaften Hitze eines tropischen Clima's, die schon der bloßen Vegetation

phantastische Formen verleiht, mußte dieses Ungeheuer eine wahre Studie für den Dichter des Häßlichen werden, und nur die unreife Bildung desselben hat ihn verhindert, den unvergleichlichen Stoff so auszubeuten, wie es später namentlich Eugen Sue und Frédéric Soulié gethan haben. In den letzten Tagen eines zum Tod Verurtheilten (1829) ist zwar der Vorwand gebraucht, auf einen bestimmten politischen Zweck, die Abschaffung der Todesstrafe, hinzuarbeiten, ungefähr wie Eugen Sue jedesmal am Schluß eines Kapitels, in dem seine wollüstige Phantasie sich an irgend welchen unnatürlichen Greueln geweidet hat, gleichsam zur Entschuldigung hinzusetzt, er thue es nur, um vor ähnlichen Schändlichkeiten zu warnen, aber der Umstand, daß die Todesstrafe für den Betheiligten etwas Unangenehmes hat, ist ohnehin bekannt genug, und würde an sich die Abschaffung derselben nicht motiviren, und so bleibt als eigentlicher Gegenstand jenes wunderlichen Buchs, in welchem von einer geistigen, sittlichen, allgemein menschlichen Empfindung keine Spur sich findet, nur die Freude eines anatomischen Virtuosen, das Fleisch unter den Qualen der Phantasie zu grotesken Zuckungen und Verrenkungen zu galvanisiren. — Das blos physische Leiden als Gegenstand der Poesie entspricht der physischen Difformität, in so fern sie zu tragischen Verwickelungen benutzt wird. — Im Cromwell (1827) ist der shakespearesche Clown in vier Narren gespalten, die durch ihre Massenhaftigkeit den Grundgedanken des Dichters, der über den Leidenschaften der Menschen schwebend, das sogenannte Große in seine endlichen und darum verächtlichen Elemente zersetzt, der Handlung in jedem Augenblick aufdrängen. In Notre Dame (1831) erreicht das physische Ungeheuer in der Person das Quasimodo seine höchste Vollendung. Zwerg, bucklig, ein Koboldgesicht, einäugig, taub, in groteske Stellungen verliebt, nur im Geräusch der Glocken lebend, dem einzigen Ton, den er vernimmt; dabei eine Riesenstärke ohne Verstand, die also jeden Augenblick mit zweckwidriger Energie in den Lauf der Begebenheiten einzugreifen bereit ist; und als Umgebung eine große Auswahl von Schurken und Verrückten, die in der verrufenen Cour des Miracles, wo alle Spitzbuben von Paris eine umgekehrte Weltordnung, eine umgekehrte Gerechtigkeit ausüben (beiläufig eine Reminiscenz oder Travestie des humoristisch gehaltenen Nigel von W. Scott), eigentlich noch den naivsten, und daher am wenigsten beleidigenden Ausdruck finden. Triboulet (1832) ist wieder ein bucklicher Zwerg, Hofnarr des Königs, dem er Späße vormachen muß, auch wenn ihm das Herz blutet, und den er aus Bosheit wegen seiner unwürdigen Stellung zu allen möglichen Schändlichkeiten verleitet. Er ist in so fern ein Fortschritt gegen die früheren Ungeheuer, ein Fortschritt im romantischen Sinn, daß ihm neben seiner Difformität ein menschliches Empfinden beigelegt ist, ein Empfinden, das seinem sonstigen Wesen nicht organisch verbunden, sondern mechanisch angeleimt wird, und das nun durch den Contrast wirken soll. Die grotesken Verzerrungen dieses mißgestalteten Gesichts sollen uns nicht belustigen, sondern uns rühren; wir sollen weinen über

Pierrots schiefes Maul und die Kreide auf seiner fratzenhaften Maske. Weiter hinauf wird an Stelle der physischen die moralische Häßlichkeit substituirt, und wir sollen in der Buhlerin die reine Liebe (Marion de Lorme 1829, Angelo 1835), in dem Scheusal aller Zeiten, Lucrezia Borgia (1833) die mütterliche Zärtlichkeit ehren; oder wir sollen den Wahnsinn der Leidenschaft als solchen anerkennen (Marie Tudor 1833). Im Ruy Blas (1839) ist es die äußere Stellung, die den Contrast hergibt; ein Lakai verliebt sich in eine Königin, und das Schicksal besteht in den verschiedenen Combinationen dieses lächerlichen Verhältnisses. Zuletzt in den Burgraves (1842) sind es lauter hundertjährige Greise, die sich leidenschaftlich bewegen, und in tragische Verwickelungen gerathen sollen.

Die Fäden, welche diese Reihe mißgestalter Figuren aneinanderketten, sind zu handgreiflich, als daß man nicht eine tiefere Absicht dahinter suchen sollte. Zum Ueberfluß hat Victor Hugo fast jede seiner Schöpfungen mit einer Vorrede versehen, in der er seine dichterischen Einfälle zu einer Doctrin abrundet. Am ausführlichsten spricht sich die Vorrede zu Cromwell (1827) über diesen Geist der Antithese aus. Den sittlichen Grundbegriff lasse ich hier bei Seite, weil ich bei Besprechung der Dramen darauf zurückkommen muß, und halte mich hier nur an den ästhetischen. Victor Hugo sucht den Kern der modernen, bestimmter christlichen Kunst im Grotesken. Im Alterthum habe sich dasselbe nur schüchtern an's Tageslicht gewagt, es habe stets gesucht, sich zu verstecken, weil es sich nie auf seinem Terrain fühlte. Erst das Mittelalter habe an Stelle der etwas banalen Hydra die eigenthümlichen, localen und im Detail ausgeführten Drachen, Zwerge, Riesen, Elfen, Gnomen, Kobolde, Feen, Hexen, Gespenster u. s. w. gesetzt. Das Schöne der Alten sei typisch, und darum etwas monoton und langweilig gewesen. Das Christenthum habe die Poesie zur Wahrheit zurückgeführt, es habe den Menschen darauf aufmerksam gemacht, daß sein menschlicher Begriff von Schönheit nicht ausreichen könne; daß es eine Vermessenheit wäre von der eingeschränkten und bedingten Vernunft des Künstlers, ihren Maßstab an die unendliche und unbedingte Vernunft des Schöpfers zu legen, Gott gleichsam rectificiren zu wollen, daß die poetische Harmonie nichts weiter sei als Unvollständigkeit; daß, was wir häßlich nennen, nur das Detail eines großen Ganzen sei, dessen Zusammenhang uns entgehe, und das seine Ergänzung fände, nicht in der menschlichen Vernunft, sondern in dem Universum — also wie wir uns bestimmter ausdrücken würden, in der vernunftlosen Materie.

So roh, halbwahr und abstrakt diese Auffassung ist, wenn wir sie vom geschichtlichen oder philosophischen Standpunkt betrachten, so bezeichnend ist sie für unsern Dichter. Was er Alterthum nennt, ist nicht das Griechische, von dem er nichts versteht, weil er es nie studirt hat und auf das also auch keine seiner Bezeichnungen paßt, sondern die altfranzösische Classicität. In dieser war freilich das Schöne, das Gute, das Edle typisch, conventionell, aus fertigen Regeln ent-

nommen, und daher mit der freien Entwickelung des Geistes nicht verträglich; der Geist mußte sich endlich empören und that es, als die Revolution den Boden des Glaubens, des sittlichen Lebens, der ganzen Ideenwelt aufgelockert hatte. Aber der in den Abstractionen des Katholicismus aufgewachsene Geist empörte sich nicht in der Form eines subjectiven, energischen Glaubens, einer neuen, überströmenden Liebe, wie es in dem protestantischen Deutschland am Ende des vorigen Jahrhunderts geschehn war; er setzte nicht das innere, intensive Leben seinen abgelegten, verhärteten Formen entgegen, sondern die Reflexion und den Witz. Entweder widerlegte er die Bestimmtheit des conventionellen Ideals durch eine unbestimmte, gegenstandlose, süßlich träumerische Empfindungsweise, durch einen überschwenglichen Spiritualismus ohne Intensivität, durch einen Himmel ohne Formen, wie Chateaubriand, Lamartine und ihre Schule; oder er erdrückte sie in dem Wust des Details, der rohen, empirisch aufgenommenen Materie. Victor Hugo's Gottesdienst ist ein chaotischer Pantheismus, in dem die Masse entscheidet, in dem der Mensch sich dem Stein, der Landschaft, der Architektur als Arabeske anschmiegen muß, in dem sogar die geistige Regung, Liebe u. s. w. nur in der animalischen Natur sich äußert, in der freilich die andere Seite, die ganz aus Aether gewebte zarte Seele, der die Elasticität der antiken Venus und selbst die Madonna Rafael's noch viel zu körperlich erscheint, als einzelne Erscheinung mit vorkommt, aber mit dem Schuppenleibe angeheftet an das Chaos der seelenlosen Gestalten. Ein echter Katholik, läßt er den von der Natur geschiedenen Aetherstoff neben der Ungestalt der entgötterten Erde bestehn, er combinirt beide mit einander auf die zweckwidrige Weise des bekannten Prinzen von Pelagonia, aber er weiß weder die Natur zu vergeistigen, noch dem Geist Natur zu geben. Es ist nicht die Reaction der energischen Empfindung gegen das Gemachte der Sitte, wie bei Goethe und seinen Zeitgenossen, sondern die Reaction der willkürlich combinirenden Phantasie gegen die Regel und das Gesetz.

Fassen wir, um dies deutlicher zu machen, die Figur des Isländers noch einmal genauer in's Auge.

Wenn wir im Leben einem menschlich aussehenden Wesen begegneten, welches, ehe wir es uns versähen, uns im Nacken säße und uns anbisse, so würden wir freilich in einen argen Schreck gerathen. Beim Lesen aber, wo wir außerhalb der Schußlinie sind, können wir über diese zweckwidrigen Unternehmungen, das Trinken von Seewasser und Menschenblut, das fortwährende Heulen, das Reiten auf einem Eisbären u. s. w. höchstens lachen. Aber wir müssen den Humor erst hineinlegen, denn in Victor Hugo selbst ist keine Spur davon, es ist ihm baarer Ernst mit seinen Ungeheuern. In seinem Quilp (Mr. Humphrey's clock) hat Dickens, der in der Zeichnung häßlicher Figuren mit unserm Dichter wetteifert, den Han von Island zu seinem Recht gebracht, indem er ihn humoristisch idealisirte. Quilp ist auch ein boshafter, körperlich starker und gewandter Zwerg, der

die Krebse mit den Schaalen ißt, siedend heißen Rum aus einer glühenden Casserolle trinkt, sich nie wäscht, mit Kettenhunden sich zwar nicht herumbeißt, wie Han, aber doch ein phantastisches Vergnügen daran findet, sie durch Geheul und Grimassen zu ärgern, aber man verzeiht ihm diese Tollheiten, weil er belustigt. Es ist erlaubt, zu lügen, wenn man das Talent eines Münchhausen mit Boz'schem Humor verbindet. Unser Isländer aber hat einen tragischen Zweck, und muß diesen verfehlen, da wir in seinem Wesen keine Seite finden, durch die er unserm Gefühl verständlich wird. Wenn z. B. E. T. A. Hoffmann einen derartigen Menschenfresser hätte schildern wollen, so würde er zuerst leise die Saite angeschlagen haben, die verborgen in jeder Menschenseele schlummert, die Neigung zum Wahnsinn, er würde sie immer stärker und unheimlicher rühren, während im Uebrigen die Melodie fortgeht, bis plötzlich in den vollen Akkord die grelle, schneidende, gräßliche Dissonanz einschlägt, die uns entsetzt, aber uns nicht absolut verkehrt vorkommt. Han dagegen macht den Eindruck, als wenn wir eine bekannte Melodie mit obligaten Quinten begleiten.

Auch jene pathologische Geschicklichkeit ist verwerflich, denn die Nachtseite der menschlichen Natur soll auch in der Kunst bleiben, wo sie hingehört, aber sie verfehlt ihre — schlechte — Wirkung nicht. Die Nachtstücke, die Teufelselixiere, jene Geschichte in den Pickwickiern, wo Jemand das allmälige Herannahen des Wahnsinns schildert, der wie ein düstrer Nachtvogel seinen Geist mit den schwarzen Schwingen immer näher überschattet — man wird sie nicht ohne einen geheimen Schauder, ja nicht ohne einen gewissen krankhaften Reiz verfolgen können, so sehr man sie verwirft, denn es ist nur das ungesunde Anschwellen eines Keimes, den jeder Mensch in sich selber findet. Die neue Romantik aber, welche jene unheimlichen Gestalten lediglich aus dem Witz schöpft, versäumt diese subjective Vermittelung, und stellt sie nackt, wo möglich in pragmatischer Gründlichkeit, als Zerrbilder uns gegenüber. Seit dem Han sind eine unerhörte Menge ähnlicher Monstrositäten über die Bühne gegangen. Ich rechne W. Scott's schwarzen Zwerg ebenfalls dahin, eine Mißgeburt, die wunderlich mit dem sonst so verständigen Wesen des Dichters contrastirt. Aber die Katzenberger'sche Neigung zu Ungeheuern war epidemisch geworden. Ein englischer Romancier, Harrison Ainsworth, hat fast nur mit Gespenstern, Teufeln, Räubern, Mördern und dergl. zu thun, ja in einem seiner Romane Windsor-castle, erfährt man von dem Haupthelden, dem Jäger Herne, selbst am Schlusse nicht, ob er ein Gespenst, ein Teufel, ein verwunschener Prinz, ein Räuber, ein Geächteter oder was sonst ist; vielleicht eine Hexenbrühe aus allen diesen Ingredienzien, denn als gutes Gespenst verschwindet er, geht durch die Wände, glüht u. s. w., aber dann wird er auch verwundet, schreit, klagt und setzt den wißbegierigen Leser fortwährend durch unmotivirte Einfälle in Verlegenheit. Daß die meisten Figuren in Eugen Sue, Soulié, Jules Janin und der ganzen Schule verkappte Ungeheuer sind, ist schon bemerkt worden. Dickens

fängt in der Regel damit an, absolut häßliche, verrenkte Charaktere zu entwerfen, wie sämmtliche Mitspieler in den Pickwickiern, aber einmal idealisirt er sie sofort durch eine unvergleichliche Kraft des Humors, und dann ist er zu gutmüthig, um die Häßlichkeit auf die Länge festzuhalten. So gewinnt Pickwick, der im Anfang als ein reiner Narr, eine rein satyrische Abstraction entworfen ist, zuletzt soviel Fleisch, Leben und Gemüthlichkeit, daß man ihn am Ende als eine Art Tugendhelden betrachten kann.

Es beginnen seit jener Zeit die Criminalgeschichten, in denen nicht mehr, wie früher, der Verbrecher als schwarzer Schatten benutzt ist, sondern sich in den Mittelpunkt des Gemäldes drängt. Bulwer macht in seinem Paul Clifford (1830) einen Dieb und Straßenräuber, in seinem Eugen Aram (1831) einen Raubmörder zum Helden; die Ehebrecher und Duellmörder der französischen Novelle gar nicht anzuführen. Der Roman schlägt seinen Lieblingssitz im Lazareth, in der Folterkammer, im Bordell und im Tollhaus auf, und macht die Dissonanz nicht zum Mittel einer künstlich erweiterten Harmonie, sondern zum Selbstzweck. Gutzkow schreibt einen Roman, (1833) der die Empfindung eines Dalai Lama secirt, wo die Kritik freilich aufhört, weil man keinen Maßstab mehr finden kann; derselbe macht eine unbedeutende Person die als solche scharf accentuirt wird, zum Gegenstand der psychologischen Entwickelung (Seraphine). Gleichzeitig beutet Heine und seine Schule die sogenannte Poesie des Contrastes aus, d. h. er combinirt die sieche Sentimentalität, die tragisch sein soll, mit dem leeren Cynismus, der bestimmt ist, ihr ein komisches Relief zu geben, beides gleich werthlos und daher auch nichtig in seinem Contrast. Man liebt es, Zwerge oder Ungeheuer als verliebt darzustellen, und durch diesen Gegensatz nicht belustigen, sondern rühren zu wollen. Man liebt es, einem Nero, Heliogabal, Messaline, nachzuempfinden, Opiumtrinker, Spieler, hysterische Weiber, die aus Mangel geschlechtlicher Befriedigung auf allerlei Tollheiten gerathen, (Judith), Knaben, die beim Anbrechen der Pubertät in wüste Träume verfallen (Golo). Zuletzt stürzt man sich mit dem Wahnsinn eines Vampyrs in frische Gräber, um sich an dem Leichengeruch zu weiden.

Victor Hugo hat den Ruhm, mit einer gewissen Consequenz dies Princip zuerst ausgeführt zu haben. Er hat es nicht zu den ärgsten Extremen getrieben, weil seine Mißgeburten nicht aus einer wirklichen Wahnsinnsader, sondern aus einer falschen Doctrin entsprangen.

Um diese Doctrin noch mit Einem Wort zu kritisiren: die Romantik hat Recht gegen den Canon der pedantischen Classicität, der die erlaubten Dissonanzen auf ein willkürliches Maß beschränkt, der die Gegenstände der Kunst als abgeschlossen betrachtet, und die Eigenthümlichkeit dem Maß des Hergebrachten beugt.

Aber sie hat Unrecht, die Dissonanz (die Caprice, das Häßliche, die bloße

Eigenthümlichkeit als solche) zum Zweck der Kunst zu machen. Die Aufgabe der Kunst ist die Harmonie, und nur derjenige Dichter hat das Recht, die Dissonanz zu benutzen, der die Kraft besitzt, sie künstlerisch zu lösen. Wenn z. B. Shakespeare, indem er die Eifersucht Othello's schildert, einzelne Wendungen gebraucht, die sonst Gelächter erregen würden *), und die dennoch in dem gewaltigen Strom der Leidenschaft nur dazu dienen, das Entsetzen noch zu steigern, so ist das kein Grund, daß schwache Dichter, aus deren Seele ein so unwiderstehlicher Quell nicht hervorgeht, sich ähnliche Freiheit erlauben, denn sie bleiben im Lächerlichen stecken.

Das zweite Unrecht der Romantik besteht in ihrem Materialismus. Freilich gibt es in der bloßen Natur — die Natur als ein Ganzes betrachtet — nichts Häßliches. Die Krankheit des Krebs, der Cretinismus, die Pest u. s. w. werden in jedem Fall aus nothwendigen Ursachen herstammen und daher ihre Berechtigung haben. Aber auf dem Standpunkt der Natur gibt es auch nichts Schönes; die Schönheit wie die Häßlichkeit ist nur für den menschlichen Geist. Jene Krankheiten finden ihre Ergänzung nicht in der Kunst, sondern in der Pathologie, das bloße Fleisch, die Materie, die lediglich dem Galvanismus und dem chemischen Einfluß gehorcht, überhaupt **was nicht aus dem Geist entspringt**, hat in der Kunst kein Bürgerrecht.

Ich habe Victor Hugo bis jetzt lediglich als Träger eines Princips aufgefaßt; ich gehe jetzt auf seine persönliche Stellung über.

Der junge Royalist.

Victor Hugo wurde geboren am 26. Februar 1802. Sein Vater, Sigismund Hugo (geb. 1774, † 1828), 1803 zum Oberst ernannt, war einer der ersten, die während der Republik freiwillig in den Kriegsdienst traten (1791). Seine Mutter, die Tochter eines Schiffsrheders von Nantes, eine Vendéerin von Abstammung und Gesinnung, war in einem Alter von 15 Jahren mit den royalistischen Insurgenten im Lande umhergezogen. Victor, gleichsam im Bivouak geboren, folgte den Riesenschritten Napoleons wie ein echtes Soldatenkind von einem Punkte Europa's zum andern. In einem Alter von 5 Jahren war er von Besançon nach Elba, von Elba nach Paris, von Paris nach Rom gekommen, endlich in Neapel geblieben (1807), wo sein Vater als Gouverneur der Provinz Avellino, die royalistischen Banden des Fra Diavolo in den Gebirgen von Calabrien ver-

---

*) Z. B.: **Othello.** Mir Hörner aufzusetzen! Mit meinem Lieutnant! **Jago.** Das ist noch viel schlimmer. U. s. w.

folgte, und hatte seine Augen ergötzt „an dem Anblick jener duftschwangeren Ufer, auf denen ein ewiger Frühling weilt."

Im Jahr 1809, als sein Vater General und Graf wurde, kehrte Victor mit seiner Mutter und zwei Brüdern, Abel (später Verfasser einer Geschichte Napoleons) und Eugen, nach Paris zurück. Wie bei ihm Alles mit einer gewissen Frühreife zum Vorschein kam, so erfreute er sich schon in seinem siebenten Jahre einer ersten Liebe, und was mehr sagen will, einer Liebe, die später zur Hochzeit führte. Von den Spielen mit seiner kleinen Braut schlich er dann in ein verstecktes Gartenhäuschen, und empfing von einem Geächteten aus einer Tacitus-Uebersetzung den ersten Unterricht im Lesen. Mme. Hugo hatte nämlich dem in den Moreau'schen Prozeß verwickelten und von der Polizei verfolgten General Lahorie ein Asyl gegeben, und hielt ihn zwei Jahre lang in jenem Pavillon verborgen. Der General suchte für die Langeweile seiner unfreiwilligen Abgeschiedenheit eine Zerstreuung, indem er sich mit der Erziehung des Knaben beschäftigte, und den Grund zu jenem Royalismus legte, der noch verstärkt wurde, als die Zufluchtsstätte endlich entdeckt und der General in der Ebne von Grenelle mit dem Verschwörer Mallet erschossen wurde.

Einige Monate nach diesem Vorfall (1811) berief General Hugo, der indeß unter Joseph Majordomus des Palastes zu Madrid geworden war, seine Gattin und Kinder wieder zu sich. Victor wurde im Adligen-Seminar zu Madrid untergebracht, und empfing hier die ersten Eindrücke jener vorzugsweise der spanischen Poesie angehörigen Richtung, in welcher die Phantasie über Verstand und über Gemüth hinausgeht. Gegen Ende 1812 kehrte Victor nach Paris zurück, wo er wieder mit seiner Mutter ihre frühere Wohnung in dem Kloster der Feuillantines bezog. Dort fand ihn die erste Restauration, die er mit der royalistischen Begeisterung seiner Mutter begrüßte.

Alte Zwistigkeiten zwischen dem General und seiner Gemahlin, die nun lebhafter ausbrachen, führten endlich zu einer gerichtlichen Trennung. In den hundert Tagen machte der General von seinem Rechte Gebrauch, und entzog den jungen Victor und seinen Bruder Eugen — Abel war schon Secondelieutnant — der Mutter, um beide in das Collège Louis le Grand zu bringen. Das Studium der Mathematik, dem er sich nun wider Willen hingeben mußte, verschärfte seinen Haß gegen das Kaiserreich, das auf der mathematisch-physikalischen Bildung des Zeitalters der Aufklärung basirte.

Schon damals begann seine poetische Laufbahn. Bereits in seinem vierzehnten Jahr hatte er ein nach allen Regeln der Aristotelischen Poetik geschriebenes Trauerspiel verfaßt; es hieß Irtamenes, spielte in Aegypten, und sollte symbolisch die Rückkehr der Bourbons feiern. Es ist nie zur Oeffentlichkeit gekommen. Im folgenden Jahr (1817) bewarb sich der junge Dichter, noch von der Schulbank aus, um den Preis, den die Akademie für ein Gedicht über die Vortheile des

Studiums ausgesetzt hatte. Nur durch ein Mißverständniß entging ihm dieser Preis. Zwei Jahre später (1819), nachdem er seine Studien beendet und mit vieler Mühe von seinem Vater die Erlaubniß errungen hatte, seinem schriftstellerischen Beruf folgen zu dürfen, sandte er der Akademie der Jeux floraux in Toulouse zwei Oden ein: „Die Jungfrauen von Verdun“ und „Die Wiederaufrichtung der Bildsäule Heinrichs IV.;“ beide wurden gekrönt. Ein drittes, im folgenden Jahr eingesandtes Gedicht: „Die Aussetzung Mose's im Nil“ brachte ihm einen neuen Preis und den Titel eines Maître-ès-jeux-floraux ein. Alle drei Oden waren vom reinsten Wasser des Royalismus. Mit der Herausgabe seiner gesammelten Gedichte (1821) öffnete sich ihm in der Welt eine glänzende Stellung. Die royalistische Partei nahm ihn mit offnen Armen auf, Chateaubriand gab ihm in einem Artikel des „Conservateur“ den Ehrennamen „das erhabene Kind,“ er selbst begründete mit seinem Bruder und einigen Freunden den „Conservateur literaire,“ an dem er mit großem Fleiß arbeitete, und erhielt (1822) vom Hof eine Pension.

Ich habe es hier zunächst mit der Gesinnung des Dichters zu thun, und da muß ich gestehen, daß ich darin finde, was der Teufel „starken Tobak“ nannte, als ihm Jops eine Flintenkugel in die Nase schoß. „Die Geschichte,“ sagt Victor Hugo in der Vorrede zu seinen Balladen (1822), „ist nur dann poetisch, wenn man sie von der Höhe der monarchischen Idee und des religiösen Glaubens betrachtet. — Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, welche den Geist der Analyse in seinem reinsten Ausdruck darstellt, ist nicht minder feindlich gegen die Poesie als gegen die Religion, weil beides nur eine große Synthese ist. — Unsere Revolution von Koth und Blut hat nur Ein Denkmal hinterlassen, das bleiben wird, ein Denkmal von Tinte und Papier, den Moniteur, die Geschichte ihrer Greuelthaten. — Die neue Literatur ist zwar das Resultat der Revolution, aber nicht ihr Ausdruck. Die Literatur und die Gesellschaft, welche aus der Revolution hervorging, widerwärtig und ohnmächtig wie sie selber, sind todt und werden nicht wieder aufleben. Jetzt kennen wir nur eine von der Religion geweihte Freiheit, eine vom Glauben geadelte Phantasie“ (1824). — Der Herr, heißt es in einem Gedicht über den Fall der Vendée, will zuweilen den Triumph des Lasters; er will in seiner Gerechtigkeit die Thräne der Unschuld; in seinem wunderbaren Pfaden liefert er zuweilen Satan den höllischen Freuden, Maria den heiligen Schmerzen. In Prosa setzt er hinzu: Frankreich war in der Revolution größer als Europa, denn es leistete ihm Widerstand; die Vendée aus demselben Grunde größer als Frankreich. — Den Jungfrauen von Verdun, welche „frei von den Fesseln des Jacobinismus“ den Einzug der fremden Monarchen, „der Rächer des beleidigten Königthums,“ mit Festlichkeiten feierten und deshalb guillotinirt wurden, wird die Märtyrerkrone auf die Schläfe gedrückt. „Warum sind nicht die Mauern über diesen Bösewichtern zusammengestürzt und haben sie in die Hölle

geschleudert!" -- „Von einer ruchlosen Welt, ruft er dem Schatten Ludwigs XVII. zu, hat Dein Gott Dich abgerufen. Flieh die wahnsinnige Erde, wo man die Kreuze aus der Erde reißt, wo der Königsmord die Kirchhöfe schändet, wo, nach Greueln gierig der Mord bis in die Gräber steigt, um dort nach Königen zu suchen!" (1822). Den höchsten Grad erreicht der Servilismus bei dem Tode des Herzogs von Berry. Nun wird gleich darauf der Herzog von Bordeaux geboren. „O Wonne! o Triumph! o Mysterium! geboren ist das glorreiche Kind, der Engel, welchen ein zum Himmel aufsteigender Märtyrer der Erde verhieß! Der Gott, der auch einmal Kind war, hat die Hoffnung der Heldenmutter erhört. Nun fallen die Nebel der Zukunft. Heil deiner ersten Morgenröthe, o junge Lilie, du zarte Blume, die einem Grabe entspringt! Nun fürchten wir nicht mehr das Wetter, das am Horizont grollt, denn die Schuld, die auf unsern Häuptern lastet, ist gesühnt durch den Unschuldigen." — Der Knabe wird getauft. — „Ein König ist er unter den Menschenkindern, aber indem er eintritt in den heiligen Ort, wird er, was wir sind: ein Mensch zu Gottes Füßen. Dieses Kind ist unsere Freude, als unsern Heiland hat es Gott gesendet! Maria, die ewig Selige, die ewig Betende, Maria mit den bescheidenen Strahlen, führt zu dieser Feierlichkeit selber ihre himmlischen Jungfrauen in ihren alten Tempel mit zwei Thürmen u. s. w." — In einem Gedicht von der Findung Mosis wird derselbe Gegenstand zu einer irreligiösen Galanterie benutzt. Das Prophetenkind im Nil in einem Korb von einer Jungfrau gefunden; der Heiland als Kind von einer Jungfrau in einer Krippe gepflegt; der bourbonische Wunderknabe von einer Heroïne geboren, die wenigstens Jungfrau ist — und Moses, Christus und der Herzog von Bordeaux sind identisch. Eine Irreligiosität, die beiläufig auf eine sehr impertinente Art in Notre-Dame wieder vorkommt, wo Victor Hugo einen Priester von einer Zigeunerin, in die er verliebt ist, sagen läßt: „Eine so schöne Creatur, daß Gott sie der Jungfrau vorgezogen und sie zu seiner Mutter gemacht haben würde, wenn sie in der Zeit seiner Menschwerdung gelebt hätte!" — Das romantisch reflectirte Christenthum ist freilich noch tollerer Einfälle fähig. — Das macht es aber nicht milder gegen die Aufklärung, um deren willen in einer andern Ode das achtzehnte Jahrhundert verflucht wird: „O Herr! fleht es, dein Arm ist erhoben, Herr, der Verfehmte bittet um Gnade! — Nein, schweig still, verworfenes Jahrhundert! fort mit dir! meine Hand öffnet dir den Abgrund der Hölle!" — Der Tod Napoleons gibt dem Dichter nur zu Insulten Veranlassung. „Königliches Blut hat seinen angemaßten Purpur gefärbt! im geheimen Bewußtsein seiner Schuld ließ er sich vom Papst salben, denn er wollte sein blutiges Diadem aus den Händen wiederempfangen, von denen Vergebung kommt!! Er lebte in der Nacht der Frevel, unkundig des Gottes, der ihn gesendet! Er starb, und die Welt athmet freudiger auf." — Der Feldzug von 1823, zur Wiederherstellung des Absolutismus in Spanien, flößt dem Dichter neue Begeisterung ein. „O wie schön ist das

Königthum, die ehrwürdige, silberhaarige Tochter grauer Jahrhunderte! Den Adler unterwirft sie den Schwänen, den Geier den Tauben. Auf dem Altar weiht sie das Schwert, mit dem sie sich umgürtet. Die Strahlen der heiligen Aureole verklären die Blumen ihrer königlichen Stirnbinde. Wenn ihr starker Arm eine rebellische Horde niederwirft, erhebt sie über das Scepter das Kreuz. Ein eherner Coloß streckt sie mit ihren jahrhundertalten Armen in die Wolken der Völker einen glänzenden Leuchtthurm, und die Zukunft mit der Vergangenheit verbindend, setzt sie die Füße, an denen umsonst die Woge sich bricht, auf beide Ufer der Zeit. — Alle Völker, welche Gott begnadigt, fliehen, wenn die Hydra der Anarchie ihren Dreizack gegen sie richtet, an den Altar des Königthums, und erheben das Kreuz als gemeinsame Standarte. — Die stolzen Spanier liegen jetzt mit der Stirn im Staube, und umfassen flehend die heiligen Kniee des Bourbon, welcher den Blitzstrahl in seinen Händen schwingt!" — Zuweilen donnert er eine Bußpredigt gegen die Franzosen, die noch immer den Dienst des Herrn vernachlässigen. — Das Begräbniß Ludwigs XVIII. wird zu einer neuen Philippika gegen die Jacobiner benutzt. „Der Dämon des Königsmordes, der, gierig nach dem Blut der Bourbons, mit Mord ihre Wohlthaten (!) bezahlte, der die Stadt durch Verbrechen entvölkert und sie mit Freveln anfüllte, möge er wissen, daß der König nicht stirbt!" — Karl X. wird gekrönt; Victor Hugo wetteifert mit Lamartine, ihn zu preisen. „Der Fürst ist auf dem Throne, er ist groß und heilig; über die wogende Menge erhebt er sich wie ein Leuchtthurm über die Fluthen des empörten Meeres. — O Gott, erhalte uns diesen König, den das Volk anbetet! vernichte seine Feinde! leih seiner königlichen Stirn zwei Strahlen deines Hauptes, setze zwei Engel an seine Seite!" — Endlich im Jahr 1827, als Oestreich mit Frankreich in Conflict kommt, regt sich der Franzose. „Was denkt sich dieser Ausländer, uns zu trotzen? War nicht noch gestern Europa unser Sclave? O wir wissen noch das Schwert zu führen! Man hat uns verstümmelt, aber unsere Löwenklauen sind wieder gewachsen. Zwar haben wir nicht mehr den Adler, der in seinem Schnabel Blitze trug, die übermüthige Stirnen treffen sollten, aber wir haben noch die Oriflamme und die Lilie, wir haben noch den Gallischen Hahn, der die Welt aufweckt und die Morgenröthe einer neuen Sonne von Austerlitz ankündigt." Wenn die Nationaleitelkeit in's Spiel kommt, ist der Parteihaß vergessen.

Dieser überspannte Royalismus, den wir bei Lamartine noch einmal verfolgen werden, hielt nicht Stand. An sich ist nichts dagegen zu sagen, denn jene Phrasen, die das Königthum verklären sollen, zeigen durch ihre Hohlheit hinlänglich, daß der junge Dichter sich zum Champion einer politischen Partei hergab, ehe er auch nur im Geringsten über ihren Inhalt nachgedacht hatte. Freilich macht es keinen guten Eindruck, daß er erst nach der Julirevolution zur liberalen Partei überging, oder vielmehr übersprang, daß er, als die Gebeine Napoleons aus

St. Helena nach Paris abgeholt werden sollten, eiligst auf den Helden Frankreichs eine begeisterte Lobrede dichtete, und daß er die Julirevolution mit einer ebenso ausschweifenden Begeisterung besang, als früher das Königthum. „Unter den schönsten Namen, ruft er den Julikämpfern zu, ist der eurige der allerschönste; neben euch erscheint aller sonstige Ruhm als unbedeutend!“ Uebrigens ist die neue Begeisterung gerade eben so leer als die alte, und der Uebergang von der einen Ueberzeugung zur andern höchst kavaliermäßig motivirt. „Im Allgemeinen sind unsere Väter Bonapartisten, unsere Mütter Royalisten.“ Von beiden erbt man, beides kann aber nicht neben einander bestehn. „Meine alte royalistisch-katholische Ueberzeugung ist seit 10 Jahren durch das Alter und die Erfahrung Stück für Stück zerbröckelt. Wohl bleibt noch etwas davon in meiner Seele, aber das ist nur eine religiöse und poetische Ruine. Ich wende mich noch zuweilen um, sie mit Ehrfurcht zu betrachten, aber ich gehe nicht mehr hin um zu beten.“ „Die Achtung, welche mir die Vendée einflößt, ist nur noch eine Sache der Einbildungskraft und der Tugend. Ich bin nicht mehr dem Herzen, sondern nur noch von Seele Chouan.“ Damit ist nicht viel gesagt, nicht mehr als wenn er später die Republik für die beste Staatsform erklärt, und in dem nächsten allgemeinen Krieg die Königreiche den Nationen gegenüber sieht. Ein solches Schwanken von einem Extrem in's andre muß zuletzt eine Verstimmung gegen alles politische Wesen hervorrufen, und so meint Victor Hugo einmal mit einer Art verdrießlicher Ironie: „Alles verbraucht sich schnell; am Ende wird auch das Volk noch unpopulär,“ und gibt als letztes Resultat seines Nachdenkens die Ueberzeugung, die politischen Fragen müßten den socialen Platz machen. Da man mit den letzteren jeden beliebigen Begriff verbinden kann, so ist damit nicht viel mehr gesagt, als daß man der Politik satt ist. Herr Victor Hugo hat sich gegen die Todesstrafe ausgesprochen, wie Lamartine und früher Robespierre, das ist das einzige, was wir von seinen neuen politischen Ueberzeugungen wissen.

Warum war die junge Romantik, die im Anfang unsers Jahrhunderts in Deutschland, in Großbritannien und in Frankreich auftauchte, christlich-royalistisch? Aus demselben Grunde, aus dem die heutige Romantik die Kreuze aus der Erde reißt, und den schwarzen Brander der Revolution besteigt. Der modern christliche Flitterstaat war ein Protest gegen die Encyklopädie, die Perrücken und die exacten Wissenschaften. Die Phantasie fühlte sich befangen in diesem Gewebe des Rationalismus, der seelenlos schien, weil er überall bedingt war; und das Gemüth war beängstigt in der Verwirrung der Ideen, die sich einander verleugneten, und die Kette, die sie mit dem substantiellen Bewußtsein des Volks verband, vollständig abgebrochen hatten. Seit das System der Aufklärung in der Revolution sich selber auf eine höchst handgreifliche Weise widerlegt hatte, mußte jeder sich mühsam selber den Punkt suchen, von welchem sein Glauben und sein Streben

ausgehn sollte. Es war eine wunderliche Maskerade, wie auf dem Theater, in welchem seit Talma der Wechsel des nationalen Costüms die Einheit der conventionellen Tracht ersetzt hatte. Die Bayaderen fanden ihren Altar, geheiligt durch die Erinnerung an die Göttin der Freiheit; und die Asceten ihre Zelle, die ein Asyl geworden war gegen die Ströme der Revolution. Der wohlbeleibte Bourgeois aus der Voltair'schen Schule, der mit den Theophilanthropen des Directoriums seine Religion auf den Grundsatz beschränkte, nichts Böses zu thun; der blasse Priester, der mit dem Crucifix in der Hand den wilden Horden der Chouans im Kampf vorangegangen war, der alte Schnurrbart, der an den Pyramiden gefochten, und auf den Eisfeldern von Moskau zum Krüppel geschossen war, und der nur einen Gott anbetete, den Gott des Kriegs, und sein Zeichen, den Adler der großen Nation; der geächtete Jakobiner aus den Zeiten des Convents, der mit seiner Drehorgel von Dorf zu Dorf wanderte, und die Marseillaise spielte; Raritätenkrämer, die mit mittelalterlichen Heiligenbildern handelten und die heraldischen Farben vergessener Wappen erklärten — das alles drängte sich aneinander, und der eine fand für den andern kein Verständniß. Was konnte dem phantasiereichen Jüngling näher liegen, als die Rückkehr zu dem, was im Sturm der Zeiten am festesten gestanden hatte, und was am rücksichtslosesten den rationellen Formen der verhaßten, mathematisch-ökonomistischen Gesellschaft widersprach, zum Glanz der katholischen Kirche und zur Heiligkeit des gottgesalbten Königthums? Wenn die englischen Romantiker, wenn Edmund Burke und W. Scott den Abstractionen der Revolutionsphilosophie den concreten Inhalt ihres in Stände gegliederten Staatslebens entgegensetzten, so war das nur ein Ausdruck des britischen Nationalgefühls gegen die französische Phrase; wenn in Deutschland die Schlegel, die Adam Müller, die Haller u. s. w. auf den Katholicismus und das absolute Königthum als auf eine sehr tiefsinnige, mystische Institution hinwiesen, zu der man flüchten müßte vor der Flachheit der Aufklärung, so war das ein Fastnachtspiel mehr in dem bunten Pantheon der deutschen Romantik, die sich für die indischen Brahminen, den transcendentalen Idealismus und den Götzendienst der Natur gerade ebenso in Begeisterung setzte, als für die heilige Dreieinigkeit und den legitimen Kurfürsten von Hessen-Kassel, denn für die protestantische Bildung war die Kirche und der gesalbte König bei aller Anregung der Phantasie nichts weiter als ein Spiel des Witzes. Aber in Frankreich, wo die Jesuiten ihre Seminare wieder aufrichteten und der Adel in die alten Paläste einzog, war der poetische Royalismus der Ausdruck einer siegreichen und übermüthigen Partei, einer Partei, die sich gegen den Geist des französischen Volks empörte. Es war die Poesie des alten Feudaladels, der royalistischer sein wollte als der König, d. h. der das Königthum nur darum stärken wollte, um es zu seinen Zwecken auszubeuten; des Adels, der in den exclusiven Cirkeln des Faubourg St. Germain noch herrschte, und durch die Vornehmheit seiner Memoiren die Balzac, die Dumas, die Hugo lüstern macht,

nachdem die Basis seiner Kraft, die Unabhängigkeit verloren gegangen war. Nicht das Königthum Richelieus, Ludwigs XIV. war es, für welches Victor Hugo schwärmte, wie hätte er sich mit der Perrücke und den beschnittenen Alleen von Versailles aussöhnen können! — sondern das Königthum der Fronde, der Laroche-Jacquelin, des spanischen Trappisten, das Königthum, welches sein Hoflager in der Mitte alter Ritterburgen hielt, umgeben von funkelnden Helmen und geharnischten Rossen. Sehr deutlich kann man in seinen Dramen die Ruy Gomez und die andern Gestalten des feudalen Königthums erkennen, an denen sein Herz hing.

Der romantische Royalismus mußte zuletzt mit dem realen Königthum in Conflict kommen, denn er war Opposition gegen die Regel, die Schule, also auch gegen die Etikette. Als die Theatercensur Marion de Lorme und Hernani beschnitt, brach die Romantik mit dem Königthum, und da sie, ihrer Calderonschen Weltanschauung nach, die nur Edelleute und Volk kannte, keine Bürger, mit der herrschenden Klasse, der Bourgeoisie, in ein näheres Verhältniß nicht treten konnte, so liebäugelte sie mit dem Socialismus, freilich nur mit der Leichtfertigkeit einer Schönen, die aus Caprice sich einmal auch mit der Espece der Kutscher zu thun macht.

Die verletzte Eitelkeit des Dichters macht übrigens erklärlich, was bei einem bloßen Wechsel politischer Ueberzeugung befremden würde, die cynische Rücksichtslosigkeit, mit der sich Victor Hugo nach dem Sturz der Bourbonen über seine alten Gönner aussprach.

Wir verlassen das politische Gebiet und wenden uns zu den literarischen Reformen der neuen Schule.

Die neue Lyrik.

Die Reform, welche Victor Hugo in der poetischen Sprache und Darstellungsweise unternahm, war nicht etwas unbedingt Neues. Es war die Erneuerung der Ronsard'schen Schule, mit der man unter den Prosaikern der Renaissance Montaigne und Rabelais füglich zusammenstellen kann, und es war nur eine Pflicht der Pietät, wenn einer der geistvollsten Kritiker der neuen Richtung, St. Beuve, in seiner Literaturgeschichte den Versuch machte, diesen durch Malherbe und Boileau so heftig angefochtenen Dichter in der öffentlichen Meinung wieder herzustellen.

Jene drei Schriftsteller, die Chorführer einer werdenden Zeit, in welcher durch die Wiederherstellung der Philologie und das im Kampf der Revolution neu angeregte theologische Interesse eine Fülle neuer Vorstellungen auf eine noch ganz unsichere und principlose Bildung einströmte, haben für den Reichthum der

Sprache und Vorstellung Alles, für den Geschmack Nichts gethan. Das bekannte Motto des Sceptikers Montaigne: Que sais-je? kann man eben so auf die Form wie auf den Inhalt beziehn; wie er sich in den Wogen der von den verschiedensten Seiten her einströmenden philosophischen Ideen scherzend badete, sich von ihnen schaukeln ließ in muthwillig phantastischem Spiel, ohne den Muth, ihrem Zuge irgend eine selbstgewollte Richtung abzugewinnen, so trieben sie mit dem Ausdruck der Ideen ein willkürliches Spiel, welches mehr unterhaltend als fördernd war. Uns Deutsche, die wir in unserer Sprache an eine Willkür gewöhnt sind, die ihres Gleichen nicht kennt, beleidigt die Disciplin des modernen französischen Ausdrucks, und wir wenden uns gern zu jenen ältern Schriftstellern zurück, in denen wir unsern eignen Reichthum und unsere Anarchie wiederfinden: griechische, lateinische Constructionen, das Patois aller möglichen Landschaften, veraltete Wendungen, Ausdrücke des Metiers und transcendentale Anflüge in reizender Vereinigung durcheinander. Wir fühlen uns so Jean Paul als möglich. Es kommt noch das persönliche Interesse dazu, daß wir uns in der Schule bei Racine und Lafontaine auf eine unbillige Weise gelangweilt haben.

Und doch kann nur eine einseitige Bildung verkennen, daß die echt französische Literatur, wie sie von Malherbe vorbereitet, von Descartes mit einer wunderbaren Energie befestigt, durch die französische Akademie mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit im Detail ausgearbeitet, durch den Dichterverein, der sich um Boileau gruppirte — Racine, Molière, Lafontaine — zu einer klassischen Form geadelt, endlich durch die Encyklopädisten zum Gemeingut der Nation gemacht worden ist — daß diese Literatur, der echte Ausdruck des französischen Charakters, ein wesentliches Moment für die Entwicklung des menschlichen Geistes gewesen ist. Die strenge Disciplin des französischen Denkens, der unbedingte Cultus der Form, hat Europa vor der vollständigen Anarchie bewahrt, aus der die großen germanischen Dichter und Denker es nicht würden befreit haben.

Diese große Disciplin des 17. Jahrhunderts, eifriger bemüht, in jedem Einzelnen die allgemeine Vernunft auszubilden, als die individuelle Laune und Stimmung zu ermuthigen, zwang durch ihr stetes Mißtrauen gegen die Freiheit den Dichter und Denker eine Auswahl zu treffen in seinen Ideen und Anschauungen; sie beugte den Uebermuth des Genies unter die Regel und gewöhnte es an Zweckthätigkeit — was unsere Fauste und ihre sentimentalen Verehrer freilich nicht ertragen hätten; sie unterwarf die Bilder der Herrschaft des Gedankens, die Lust des Empfindens, des Zweifels dem Gesetz, die Phantasie der Ordnung; sie schuf jene Sprache, die im Geist der exacten Wissenschaften gedacht ist, die zu ihrem Ziel auf dem geraden, dem kürzesten Wege forteilt, in der die Worte sich von vornherein in logischer Reihe ordnen; sie machte die Worte zu Münzen von bestimmtem Gehalt — was bei uns, wo zum Studium jedes einzelnen Philosophen

ein eignes Lexicon erforderlich ist, wohl angebracht wäre; — sie hielt fest an der Tradition, in sittlichen Dingen wie in der Logik, und bewahrte das Volk trotz alles Egoismus vor jener siechen Unsittlichkeit, von der unser Vaterland eine solche Fülle widerwärtiger, ich möchte sagen schauerlicher Erscheinungen bietet; — sie zwang jeden hervorragenden Geist, den geschichtlich entwickelten bon sens, d. h. die öffentliche Meinung zu ehren, und machte dadurch der Nation möglich, trotz ihres Leichtsinns, ihrer Frivolität und ihres liebenswürdigen Wankelmuthes, einen wirklichen Willen zu haben, was wir Deutsche von uns nicht rühmen können, Dank sei es unseren Krähwinkel-Autonomien, welche freche Sophisten uns in unserm gegenwärtigen Elend als die Quelle unserer Größe zu preisen wagen; — sie hat es möglich gemacht, daß die französische Sprache eine Art Weltsprache wurde, weil sie im Stande ist, sich deutlich und bestimmt auszudrücken.

Als Boileau den Geist der Methode — und damit, wir dürfen es nicht läugnen, auch den sittlichen Ernst — in die Poesie einführte, fanden die vornehmen Herren, die sich früher mit derartigen geistreich galanten Spielen abgegeben hatten, die Regel sehr bourgeois, sie wandten sich lieber zu dem estilo culto der Spanier und Italiener zurück, der Gongora und Marini, die von überspannter Bildersprache mit großer Naivität zur Gemeinheit überspringen. Dieselbe Quelle suchten die neuen Romantiker auf. Calderon und Guarini wurden wieder ihre Vorbilder, und Bilder, die Boileau früher als Muster der Geschmacklosigkeit gebrandmarkt, z. B. sie ist eine Lilie, auf rothem Altar geopfert, wurden die gewöhnliche Sprache der neuen Poesie in anmuthigem Wechsel mit Versen, wie dieser:

Vous, madame, ce soir, vous ne dansez donc pas?

Die Logik und die Redekunst, die auf einen bestimmten Zweck arbeitet, ist diesen auserwählten Geistern zu gemein; sie wollen eine Sprache, in der alle, auch die widersprechendsten Vorzüge aller anderen Sprachen vereinigt sind; sie gehn unter im Uebermaß der Bilder und suchen die Originalität in einer Mischung von Pathos und Liederlichkeit, von Geist und Aberwitz.

Verfolgen wir die Reformen der Sprache im Einzelnen. Wir müssen dabei von vornherein zugestehn, daß sie in Frankreich nöthiger waren als in Deutschland, aber nicht so natürlich. In Deutschland war die Romantik im weiteren Sinne die Reaction des natürlichen Volksgeistes gegen die fremde Bildung. In Frankreich war die Convenienz ein Ausfluß des wirklichen Geistes, wie überhaupt der Franzose mehr Sinn hat für die Disciplin als für die Freiheit. Der romantische Stoff — der Geist des Ritterthums — war den Franzosen geläufiger als uns, unsere Ritterbücher kommen immer auf die Saufereien der Universitätsjahre zurück, während jenseits des Rheins die alte Galanterie und die chevaleresken Formen nie aufgehört haben. Die romantische Form dagegen — die Freiheit der Laune und der Paradoxie — haben die Franzosen erst uns ablernen müssen. Darum

sind sie in der Tollheit auch nie so weit gegangen als wir; sie verlieren nie vollständig den gesunden Menschenverstand. Auch wenn sie die Etikette und die Regel bekämpfen, liegt sie doch in ihrem Blut. Sie würden nie mit unsern Schlegel's „das kühlende Feuer duftender Blumen" besingen, wie mit unsern Jungdeutschen sich auf „fahrende Grazie" einlassen, nie mit unserm Goethe von der „felsumsteilten Bucht" des Meeres reden. Ihre Kühnheit besteht in zwei Neuerungen.

Einmal suchen sie die von der Convenienz gemünzten abstract sentimentalen Ausdrücke der Schule Delille's, in der die französische Lyrik sich versteinert hatte, durch sinnliche, pittoreske zu ersetzen; sie malen im Detail und gehn gern auf das concrete Bild zurück, wenn es auch nicht im Lexicon der salonfähigen Worte steht. Bezeichnend ist es, wie St. Beuve (Poésies de Joseph Delorme 1829) seine Muse beschreibt: sie ist nicht die glänzende Odaliske, nicht die vermeille (ein Lieblingsausdruck der Schule) Peri, sondern ein Mädchen im einsamen Holz, das den ganzen Tag alte Leinwand wäscht. Sie beschränken die poetischen Gegenstände nicht auf einen Canon, bei ihnen hat Alles Bürgerrecht in der Poesie, auch der Camillenthee, das Pech und die alte Leinwand.

Sodann lieben sie es, um die Sinnlichkeit durch Mystik zu adeln, hin und wieder feine, unbestimmte, bedeutsame Ausdrücke einzuschieben, die, was sie sagen wollen, mehr ahnen lassen, als daß sie es aussprechen, z. B. des extases choisies. Durch die grobsinnliche Hülle soll die intime Farbe, durch das Irdische die übersinnliche Welt, durch die Kunst die Träumerei durchscheinen. Parfümirte Hände unter einer groben Blouse, Bisam neben dem Cigarrendampf. So lehrt uns einer von der Schule. In dieser Mystik sind die Franzosen ungelenk; sie sind an Disciplin so gewöhnt, daß sie von der Neuheit ihrer eignen Einfälle überrascht werden, und mit großem Geschrei als Paradoxie verkünden, was uns ziemlich trivial vorkommt.

Endlich bezog sich die Neuerung auf das Versmaß, das durch Boileau und Racine der antithetischen Bildung der französischen Sprache und des französischen Witzes angemessen in einen strengen, für die poetische Gestaltung sehr verhängnißvollen Parallelismus gezwungen war. Auch in dieser Neuerung ging sie auf Ronsard zurück. Die ersten Schritte in dieser Reform gingen von André Chénier aus, den überhaupt in der Form die Schule als ihren Meister verehrt. Der romantische Alexandriner unterschied sich von dem classischen einmal durch die Freiheit der Cäsur. Als Beispiel, wie weit höchstens ein Classiker gehn durfte, gibt St. Beuve folgenden Vers Racine's an:

Je parlerai, madame, avec la liberté
D'un soldat qui sait mal farder la vérité.

Der Romantiker dagegen würde ohne Umstände sagen:

— avec la liberté
D'un soldat. Je sais mal u. s. w.

Der Romantiker erlaubt es nicht nur, sondern er liebt es, den Vers durch kleine Abschnitte — dem Satzbau wie dem Gedanken nach — zu zerhacken. Victor Hugo's dramatischer Vers ist reich an Beispielen, und Freiligrath, dessen Lyrik überhaupt ganz auf Victor Hugo basirt, hat diesem romantisirten Alexandriner das Bürgerrecht in Deutschland verschafft. Die zweite Freiheit besteht darin, die Periode über die rhythmische Antithese auszudehnen, wie in den römischen Strophen. Die langweilige Cadenz des Alexandriners wird freilich damit aufgehoben, aber auch der Sinn des ganzen Verses.

So sollte der dramatische Vers Alles ertragen, lateinische und griechische Citate, Gesetzesstellen, königliche Flüche, wie das Ventre St. Gris Heinrich's IV., sprichwörtliche Redensarten u. s. w. Victor Hugo hat diese Freiheit redlich benutzt, aber was in dem fünffüßigen Jambus ganz in der Ordnung ist, sticht sonderbar ab gegen die gleichmäßigen Cadenzen des Alexandriners. Darum ist die Sprache sämmtlicher Dramen aus der romantischen Schule, die in Prosa geschrieben sind, ungleich natürlicher und selbst edler und poetischer, als die versificirte.

Schon aus dieser einzelnen Andeutung geht hervor, daß die Lyrik — die übrigens mit der unsrigen das gemein hat, daß sie sich gegenseitig unausgesetzt ansingt und in Complimenten überbietet — mit ihrer Stimmung ganz auf's Aeußerliche gerichtet war. Indem wir Victor Hugo's Entwickelung im Einzelnen verfolgen, finden wir die Bestätigung.

In den royalistischen Oden ist, was die Poesie betrifft, nichts Selbstständiges. Nur in dem 5. Buch der Oden finden wir, was wir in den spätern Gedichten vergebens suchen, eine wirkliche Empfindung, die nach einem Ausdruck strebt, wenn sie auch noch nicht geschickt genug ist, den angemessenen zu finden. Für uns ist freilich in der Sprache der Liebeslieder etwas Zopf, und Gedanken, wie der in der Ode an Chateaubriand: Malheur à l'infant de la terre qui, dans ce monde injuste et vain, porte en son ame solitaire un rayon de l'esprit divin! sind uns durch die Freiligrath'schen Reproductionen verhaßt geworden. Schon hier beginnen diese rein äußerlichen Schilderungen, die nur durch den subjectiven Contrast einen Eindruck machen sollen. Das beste Beispiel ist der Gesang des Circus. In den Strophen werden die Leiden der unglücklichen Gefangenen geschildert, die den wilden Thieren vorgeworfen werden sollen, und dann als Pointe der Refrain eingeschoben: Salut, prince immortel et juste, Cesar, sois salué par ceux qui vont mourir! (Morituri te salutant). Eine solche blos epigrammatische Pointe widerspricht dem eigentlichen Sinne des Liedes, durch ein in rhythmischer Reinheit ausgedichtetes Bild eine bestimmte Empfindung und Stimmung hervorzurufen. In was für eine Stimmung soll es uns versetzen, wenn wir nebeneinander lesen: „Bald, wenn die wilden Thiere heulen, wird man die Schlachtopfer mit Lanzenstößen ihnen entgegentreiben. Ein Purpurbaldachin breitet sich über des Kaisers Thron, damit ein milderes Licht während des heißen Festes den gött-

lichen Augen des gnädigen Herrschers wohlthun möge." Diese antithetische Form ist freilich eben so französisch als unpoetisch. Ganz ähnlich ist es mit dem Feste Nero's, dem Turniergesang, der Tochter Otaheite's u. s. w. In den Balladen sind die Gegenstände besungen, an die wir auch in Deutschland gewöhnt sind, Feen, Sylphen u. s. w. Aber mitten im Spiel seiner Phantasie fällt dem französischen Dichter plötzlich eine Wendung seines Freundes Nodier ein, die er bei der Gelegenheit kritisirt. Von der sangbaren Lyrik, wie wir sie seit Goethe gewohnt sind, ist keine Spur; nie ein einfaches Bild, eine Melodie; überall Reflexion, aber auch diese nicht durch den Gedanken beherrscht, sondern an den Wechsel der Bilder gebunden. Der luftige Stoff stimmt nicht zu dem tölpelhaften Pathos der Sprache. Man vergleiche z. B. Goethe's Todtentanz mit der Ronde du sabbat, deren feierlicher Anfang:

> Voyez devant les murs de ce noir monastère
> La lune se voiler, comme pour un mystère,
> L'esprit de minuit passe, et repandant l'effroi,
> Douze fois se balance au battant du beffroi u. s. w.

die folgenden Spukgestalten, die nur in der leichten Holzschnittzeichnung den Eindruck machen können, der ihnen allein zukommt, den Eindruck des Grotesken, geradezu ins Alberne hinüberzieht.

Die Orientalen, welche 1829 erschienen, wurden von der Schule als das Meisterstück der lyrischen Poesie gefeiert. Wenigstens charakterisiren sie die Richtung am genauesten. Schon in der Einleitung verkündet der Dichter, daß in der Poesie nicht nur jeder Gegenstand Bürgerrecht hat, sondern auch jede Art der Empfindung und Vorstellung. Der Poet soll frei sein, möge er an Gott oder an die Götter, an Pluto oder an Satan glauben, oder auch an Nichts. Das Gedicht soll einer mittelalterlichen Stadt gleichen, in welcher alle Trachten sich durch einander drängten, alle Straßen sich labyrinthisch durchkreuzten. — Victor Hugo vergißt nur, daß die Einheit und Klarheit der Empfindung, welche das Gedicht hervorrufen soll, bei dem Dichter die Einheit der sittlich-religiösen Grundanschauung voraussetzt. Wir haben hier in dieser orientalischen Ombre chinoise eine Reihe bunter und blendender Bilder, aber die Empfindung hört völlig auf. Wenn der Sultan seiner Favorite zuruft: „Habe ich denn deinetwegen, schöne Jüdin, nicht mein Serail hinlänglich entvölkert? laß doch die Uebrigen leben! muß denn auf jeden Schlag deines Fächers ein Schlag mit dem Beil folgen?" und wenn er ihr Mitleid für die verschiedenen Racen rege zu machen sucht, namentlich für die Negerin, qui comme une jeune tigresse, bondit rugissante d'amour, so bleiben wir in Zweifel, ob das den Zweck hat, uns zum Lachen zu bringen, oder welchen andern. Und nicht besser geht es ihm, wenn er sich in die Seele Ali Paschas versetzt, in dem er sonderbarer Weise einen zweiten Napoleon verehrt, oder wenn er die Zerstörung von Sodom und Gomorrha oder

die Schlacht bei Navarin in vielfarbigem Feuerwerk vor unserer Phantasie spielen läßt, einen türkischen Marsch anstimmt, die Geister der Alhambra heraufbeschwört, das Vorüberziehn der Djins in der Wüste Sahara mit erkünstelter Angst und in wechselnden Versmaßen belauscht, oder auch einmal dem fliegenden Roß Mazeppa's durch die kosakische Steppe folgt und ihn mit dem an das Irdische angefesselten Genius vergleicht, um doch auch einmal sentimental zu werden.

Dieser Mißbrauch der lyrischen Poesie, der mir z. B. bei Freiligrath noch fataler vorkommt, weil er hier nur Copie ist, hängt mit der Grundrichtung Victor Hugo's zusammen, die ich bei Gelegenheit des Han d'Islande entwickelt habe. Die wahre Lyrik darf nur solche Töne anschlagen, die in jedem Herzen widerklingen, nur Empfindungen ausdrücken, die allgemein menschlicher Natur, und daher allgemein verständlich sind. Die ältere französische Literatur hatte das Criterium des allgemein Menschlichen in den conventionellen Vorstellungen gesucht, sie hatte sich daher in's Phrasenhafte verloren. Die romantische Reaction setzte dieser Convenienz das Recht des individuellen, eigenthümlichen Empfindens entgegen, und da sie nicht, wie unsere Sturm- und Drangpoesie, aus der Unruhe des Gemüths, sondern lediglich aus der Reflexion entsprang, da sie also etwas Eigenes der hergebrachten Empfindungsweise nicht entgegenzusetzen hatte, so war sie genöthigt, nach Raritäten zu suchen, sie fragte sich, wie mag ein Dalai-Lama, ein Fakir, ein Mufti oder meinetwegen ein Gespenst oder ein Kameel in dem oder jenem angegebenen Falle empfinden, und dies Rechenexempel des bloßen Verstandes oder der Gelehrsamkeit dichtete sie nun zu einem Gemälde aus. Sie konnte ihren Werth, da irrationelle Empfindungen weder Tiefe noch Stärke zulassen, nur in dem Reichthum und der Gewandtheit der Formen suchen.

Und dieser ist in der That in den „Orientalen" in einem Grade vorhanden, wie ihn sonst die französische Poesie nicht kennt. Die wunderbarsten Verschlingungen der Strophen, die seltsamsten Reime, und doch überall Correctheit und Grazie. Der Dichter ist der Sprache vollkommen mächtig, er kann sagen, was er will, nur — er hat nichts Eignes zu sagen. Seine Bilder, seine Rhythmen und Reime dienen nicht einem poetischen Zweck, sie sind selbst Zweck; die Wucht des Tonfalls verschlingt die Gedanken wie die Empfindung, wir erstaunen über diese Kunst des Spiels, aber weder unser Nachdenken noch unser Gemüth wird betheiligt. Wir bewundern die Sicherheit dieser chromatischen Tonleitern, aber wir hören keine Melodie. Die Draperie, der Seidenstoff, die Landschaft, die Farbe im Allgemeinen, zeugen von einer Meisterhand, aber wir sehen keine Augen, aus denen eine Seele strahlt.

In den Herbstblättern (1831) sucht der Dichter zur menschlichen Natur zurückzukehren; es ist zu spät, sie ist in dem Stoff und der Farbe verloren gegangen. Der Gedanke kann die Sprache nicht mehr überwältigen. Gewöhnt an die glänzenden Schilderungen des Meeres, der Prairien, der Wüsten, der Säbel

von Damaskus und der seidenen Gewänder, findet er, als er die Mysterien der menschlichen Natur zu erforschen unternimmt, keinen Inhalt mehr in seiner Seele. Er kennt sie nicht, die Materie hat seine ganze Kraft in Anspruch genommen.

Der Name soll den Gegensatz zwischen der Ruhe in diesen Bildern und der fieberhaften Unruhe der Geister ausdrücken. „In den Revolutionen wird alles verwandelt, nur nicht das menschliche Herz." Der Glaube streitet mit dem Glauben, das Gewissen gräbt angeblich in sich selbst nach einem Boden, neue Religionen stammeln ihre Formel, alte sehnen sich nach der Wiedergeburt — in diesem blendenden Wechsel der Perspectiven steht fest die „tausendstimmige Seele des Dichters, welche der Gott, den er anbetet, wie ein helltönendes Echo in das Centrum des Weltalls gestellt hat, ein Cristall, in dem jeder Strahl sich bricht, eine Saite, in der jeder Hauch nachzittert." Aber die Empfindungen verlaufen entweder in das körperliche Naturgebiet, oder sie verrauschen in sentimentalen Phrasen. Dem Gedanken fehlt die Würde, weil ihm die Tiefe fehlt. Man stelle ein beliebiges unter den sogenannten didactischen Gedichten von Schiller neben diese gestaltlosen Einfälle, um sie ganz in ihrer Leerheit zu empfinden. Wenn er z. B. einem weinenden Mädchen sagt: „Ja weine! denn das Feld wird grüner vom Regen, und der Himmel läßt frischer in der schönen Sonne sein Azur strahlen, gewaschen von Thränen," so merkt man Absicht, und man wird verstimmt. Wie gemacht erscheint es, wenn er empfiehlt, Almosen zu geben, damit man in der letzten Stunde das Gebet eines Bettlers für sich habe, der im Himmel immer sehr mächtig ist. Und so unbestimmt und farblos gehalten ist auch der Hauptgegenstand dieser Epistel, die Sittlichkeit des Familienlebens.

In den G e s ä n g e n d e r D ä m m e r u n g (1835) spricht sich eine Entmuthigung aus, von der sich in den früheren Gedichten keine Spur findet. Wir sind in der Dämmerung und wissen nicht, was wir wollen, das ist der Grundton der ganzen Sammlung. Die sentimentale Stimmung, in der diese leere Betrachtung gehalten ist, kann weder über die Trivialität des Gedankens noch über die Kälte der Empfindung mehr täuschen. Wer spricht z. B. von einem geliebten Kinde in Ausdrücken wie diese: „Es ist in meinem kalten Herbst eine Blume der Schönheit, welche die Güte durchduftet, die geheimnißvolle Vermählung einer doppelten Natur, die Blume ist von der Erde, der Duft von den Himmeln!" Ueberall bewundert man die Sicherheit des Verses, den Reichthum von Variationen einer und der nämlichen Idee, die eine vollkommene Kenntniß des Wörterbuchs verräth. Aber es ist so viel Coquetterie und Laune in seinen Bildern, daß man nie ergriffen wird, man empfindet nie den Ausdruck eines wirklichen Schmerzes, von dem er befreien will; nie den freien Erguß des Gemüths, man erkennt in dem Gegenstand nur den Vorwand, eine Reihe von Rhythmen aneinanderzufügen.

Die I n n e r n S t i m m e n (1837) sind eine fortgesetzte Selbstanbetung, eine fortgesetzte Polemik gegen den Unverstand des Zeitalters, das den Dichter nicht so

gefeiert hat, wie er es verdient. Er vergleicht diese Lieder mit den verborgenen Thautropfen, die „Orientalen" mit der aufgeblühten Rose. In diesen Redensarten geht es weiter. Der Gedanke ist vollständig im Schwulst erstickt, und der Mangel einer innern Nothwendigkeit, den wir schon in seinen frühern Gedichten überall wahrgenommen haben, trägt hier geradezu den Charakter der Caprice, ja der Lüge. Wenn er z. B. von dem Jahrhundert sagt: „Ein edler Instinct leitet es; die Idee geht überall in Mission. Stein für Stein führen die Denker diese beiden Säulen, welche die wankende Gesellschaft stützen, wieder auf —," so erwartet man jedenfalls zwei andere Säulen zu sehn, als: „der Respect vor den Greisen und die Liebe zu den Kindern!" Und wenn er dann hinzusetzt: „Aber unter diesen Fortschritten, o Jesus, betrübt mich eines: daß der Widerhall deiner Stimme sich mehr und mehr verliert," so kann man sich eines ernsten Widerwillens nicht erwehren, der dadurch keineswegs vermindert wird, daß er sich tröstet: „Mag aber auch die Welt diesen gestorbenen Gott mit seinen Wunden im Staub herumschleifen, so wird doch aus seinen Wunden nichts fließen, als unversiegliche Vergebung."

Das war selbst den Franzosen zu stark. Die „Inneren Stimmen" war der erste lyrische Versuch Victor Hugo's, der scheiterte. Alle frühern waren mit einer Theilnahme aufgenommen, wie sie außer Béranger nur noch Lamartine's Méditations (1820) und allenfalls Delavigne's Messeniennes (1824) gefunden haben. Die „Schatten und Strahlen" (1840) blieben ganz unbeachtet, die Zeit des Dichters war vorüber.

(Fortsetzung in einem der nächsten Hefte.)

Oestreichische Tröstungen.

Es gibt in der wahren Politik keine Geheimnisse, deren Ausplaudern schädlich werden könnte. Die Sätze, die man so nennen mag, weil sie den Schlüssel einer Situation enthalten, nützen von allen Parteien nur der, in deren System sie organisch passen; von den andern Parteien gilt, was geschrieben steht: sie haben Ohren, aber hören nicht, Augen, aber sehen nicht. Und so sei es vergönnt, auch in den östreichischen Zuständen die Spuren von dem aufzusuchen, was die Aufschrift verspricht. Die Grenzboten haben in so manchem ihrer Blätter treu den Schlamm- und Eiswust abgeschildert, mit dem die reactionäre Lawine Oestreich bedeckt hat. Es ist ein Trost, schon jetzt auf die festen Stellen hinzuweisen, die das Thauwetter einst zuerst bloslegen wird. Man mißverstehe das nicht, nicht, als ob wir diese Tröstungen da suchten, wo sie die bezahlte Lüge in den offiziel-

len, die gutmüthige Selbsttäuschung in den nicht offiziellen Blättern suchen, in dem Klapperwerk constitutionell klingender Einrichtungen, mit denen das Ministerium tagtäglich sich und andere betäubt. Das sind Formen. Die Form aber kann als Gesetz nur dann die Umgränzung der Willkür sein, wenn eine größere Macht hinter ihr steht als hinter dieser. Für die Willkür, die regiert, sind alle jene Gesetze Theaterfesseln, die sie zerreißt, so oft es paßt. So schlimm es in Oestreich steht, das Gute seines russisch-florentinischen Regiments liegt nicht in seiner constitutionellen Lüge, sondern in dem, was wahr an ihm ist, in seiner Barschheit, Schonungslosigkeit, Gewaltsamkeit. Das hatten wir nöthig. Gestehen wir's! als die Freiheit zu uns kam, vermochte sie nicht zu bleiben, so ungeberdig waren wir gegeneinander und gegen sie. Jetzt liegt so Manches hinter uns, was uns mit ihr Jahrelang verwirrt hätte. Um nun von dem nächsten, dem verworrensten zu reden, von den Nationalitäten, wem summt nicht noch der Kopf von all dem Lärmen und Streiten! Welche Forderungen, welche Unmöglichkeiten standen sich gegenüber. Das einige Deutschland, die Solidarität der Slaven, das alte Magyarenreich mit seinen Annexen. Und wenn's nur der Streit gewesen wäre, wenn die zersetzende Kraft dieses Princip's nicht immer neue Theile gelöst hätte, von den Ländergruppen in die Landestheile, Bezirke, hinein, bis in die einzelnen Ortschaften. Ein paar Federstriche des Ministeriums und die Nationalitäten haben ihre festen Ränder. Es brauchte keine Kunst dazu, aber der Mensch fügt sich oft schnell in das Nothwendige, mit dem er in freier Discussion lange nicht fertig geworden wäre. Und so müssen die Meisten einsehen, daß für eine nationelle Breccie wie Oestreich keine andere Eintheilung möglich ist, als die nach der vorwaltenden Substanz. Wenn die Völker einst zu eignem Handeln kommen, brauchen sie sich die jetzigen Terretorialgrenzen nur als Basis zu garantiren. Und daß sich einzelnes schnell verbessern läßt, das ist keine Tröstung. Nicht anders steht es mit der Herrschaft der deutschen Sprache, mit der Germanisirung Oestreichs. Oestreich, mit Ausschluß Italiens, ist bestimmt, ein deutschredender, wenn auch nicht deutscher Staat zu werden; aber es ging damit, wie mit allen Dingen, die Fleisch und Blut angehn; der Widerstand reizt und die Gewährung schwächt. Die Deutschen pochten etwas zu viel auf die Nothwendigkeit der ersten, die Unabweislichkeit der zweiten. Die andern Stämme übertrieben sich in's Gegentheil. Die Ungarn unterschieden sich darin von den Slaven nur durch ihre Macht. So wurden die Nationalitäten nur zu Nägeln gebraucht, um die Reifen des Absolutismus anzutreiben. Seit die Einheit Oestreichs neben Deutschland oktroyirt ist, sind seine Deutschen so wie die andern von den Grenzen weg auf den gemeinschaftlichen Mittelpunkt gewiesen. Und so wie diese gemeinsame Ueberzeugung das Mißtrauen der andern Stämme beschwichtigen wird, so wird sie hoffentlich die Deutschen den rechten Weg lehren. Dieser ist kein anderer als den Forderungen der andern Stämme nach Gleichberechtigung der Spra-

chen, bis in die kindischste Einzelheit entgegenzukommen. Sie werden nichts dabei verlieren, im Gegentheil! Damit wird der schlimme Umstand am besten aufgewogen, daß die Sprache der Regierung und des Militärs deutsch ist. Wer sich zu beklagen hat, wird hören, und wenn die einzelnen Stämme Oestreichs von den übrigen gehört sein wollen, müssen sie deutsch reden. Ihre Einzelliteraturen werden daran nichts ändern. Es ist ein Glück, daß Rußland nicht eine Literatur hat wie die deutsche. Sie würde sonst alle slawischen absorbiren. So, mögen es uns die Slawophilen verzeihen, ist keine Propaganda nöthig, um Oestreich zu germanisiren. Das ist eine zweite Tröstung! — Aber weiter! Wer nur einigermaßen die Geschichte der englischen Constitution kennt, weiß, welche verwickelte Rechnung von mächtigen Factoren, von blutigen Exponenten nöthig war, um dieses Fazit herzustellen. Wie schwer ist jenes Problem: das Gleichgewicht der Gewalten! Und die schwierigste der Schwierigkeiten ist wieder, die Last des Heeres vom Züngelchen der Waage fern zu halten. Die englische Constitution war das Modell aller übrigen, und doch ist es nur in ihr gelungen. In Frankreich ist das Heer jeder Revolution wenigstens nachgetreten, in den übrigen Ländern hält es noch heute alle Constitution in der Schwebe. Woran liegt das? darin, daß es in England die innerste Natur der Gesammtheit geworden, den Siegen des Heeres im Ausland zuzujauchzen, daheim aber ihm nicht ein Titelchen von Thätigkeit zu überlassen. Und wie viel hat es dazu gebraucht, die Irländer Karls des Ersten, das Reuterparlament Cromwells, die Lämmer Claverhouse und Kirkes. In Oestreich ist's mit einmal so weit gekommen. Man hat es so gründlich seinen Millionen beigebracht, im Offizier nur den avancirten Gefreiten, im Marschallsstab nur den vergoldeten Corporalsstock zu sehen, die leidenschaftliche Verachtung für alles, was Humanität, Billigkeit, Gesetz heißt, die Mameluckenlust und Paschagrausamkeit des großen militärischen Haufens ist dem Bürger so nachbohrend eingeprägt, die soldatische Verwaltung und Rechtspflege ist so ein Zerr- und Schreckbild geworden, daß wenn die Völker je zu freiem Athem kommen, ihr erster Ruf sein wird: weg damit! Das ist eine Lection, die die östreichische Bourgeoisie brauchte. Ein tüchtiger Staat bedarf ein tüchtiges Heer; aber wer Freiheit will, muß stark genug sein, sie zu e r h a l t e n und zu e r t r a g e n, zugleich. Es war empörend zu sehen, was für schwache Nerven, was für vornehme Exclusivität gerade die Gebildetern in Oestreich in die neue Zeit mitgebracht. Sie wollten Gleichheit, und doch zürnte jeder bessere Rock der Ellbogenfreiheit, die sich der schlechtere nehmen wollte. Sie wollten Freiheit, und verlangten gegen jeden Mißbrauch derselben das, was sie aufhebt, die Präventive der Behörde, statt selbst einzustehen, mit eigner Person zu zahlen. Sie jubelten, als das Militär that, was sie hätten thun sollen. Jetzt haben sie gelernt. Sie sind die Solidarität des Civiles durch Erfahrung inne geworden, das neue Geschlecht wird ein anderes werden, und sich hüten den Des-

potismus zum Reuter zu nehmen, um die Unordnung zu überholen. Ist das nicht wieder eine Tröstung?

Indessen freilich ist uns der politische Brotkorb hochgehängt und die Journalistik muß hinterm Papagenoschloß ihr Urtheil „mukezen“ wie's der Oestreicher nennt. So viel Stoff zur Opposition und so wenig Raum! So viel Scharfsinn, Erfindung, Schmiegsamkeit in Anspruch genommen, um mit halben Worten die anerkanntesten Sätze des Rechtes zu vertheidigen! Das ist traurig und — gut! Keine Journalistik der Welt macht eine solche Schule von Gewandtheit und Anstand durch wie die östreichische. Das ist der sicherste Weg, das literarische Proletariat auf die Dauer fern zu halten, und die Journalistik Wiens bis zum November 48, die Sudelpresse, wie sie unter der Schürze der Reaction noch vegetirt, zeigt, wie nothwendig das ist. Wenn die publizistische Presse Oestreichs frei wird, wird sie eine Schule durchgebildeter Stylisten haben. Darin liegt noch eine viel reichere und tiefergehende Bedeutung. Wie selbst in der Ehe eine gewisse Keuschheit und Zurückhaltung nöthig ist, um dieses vertrauteste Verhältniß von der groben Körpergemeinschaft daneben wegzuhalten, so bedürfen gerade die Streitfragen um die höchsten Menscheninteressen immer wieder der Verklärung, durch allen Geist, Adel und Zauber der Sprache. Gerade die umfassendsten tiefschneidendsten Sätze über Recht und Glück sind so einfach, daß sie platt werden auf geistlosen Zungen. Und glücklich, wenn das alles ist, wenn sie nicht durch ihre furchtbare Unmittelbarkeit dem Bestehenden genähert, es zerschmettern, statt es umzubilden. Sind die Völker erst so weit gekommen, daß sie die höchsten Principien in koncrete Verwaltungsformen umgesetzt haben, ist es anders. Auch das ist eine Tröstung.

Recht schön! aber wann kommt das alles? Wo ist der Apollo, der ihn tödtet, den aus tausend Kanonen zischenden, hundert politische Frohnvesten umschlingenden Drachen der Reaction? — Die Völker können es nicht, die deutschen sind lahm, die Ungarn und Italiener haben noch nichts mit Oestreich zu thun. Die Slaven haben selbst den Wagen umgeworfen, in dem sie fahren sollten. Nur ein Retter kann's — und er wird's, er hat schon begonnen — die Bureaukratie! Ja lache, wer wolle, die Bureaukratie! Sie allein, so wie sie in Oestreich ist, hat die Geschicklichkeit, die Ausdauer, die kolossalen Verhältnisse dazu. Sie hat sie gegen einen Despoten wie Franz II. bewährt! Sein eiserner Wille brach an ihren Schwierigkeiten. Und schon hat der Militärdespotismus sie herausgefordert, sie fühlt sich bei Seite geschoben, sie will ihre Rechte zurück. Ein Schreckenssystem ist verloren das erstemal, daß es von einer angegriffenen Position zurück muß. Dafür wird die Bureaukratie sorgen. Sie wird alles zu thun scheinen und nichts thun, zu allem beistimmen und doch jeden Streich zum flachen machen, sie wird den ungeschlachten hastigen Militärdespotismus mit so viel Schwierigkeiten, Fehlgriffen, Blamagen umwickeln, bis das müde Ungethüm sich verzweifelnd in seine

Kasernen zurück wälzt. Dann beginnt das neue Reich, der Bureaukratie. Wer uns von dieser rettet? das weiß keiner. Nein! ein so gewaltiges Verhängniß wie das, das eine solche Contrerevolution hinwegnehmen soll, das muß wie ein verkleideter Odysseus mitten unter den Freiern den Bogen spannen, ehe ihn noch jemand erkannt. Und wer weiß, hinter welcher Pforte es bereits pocht.

Das sind unsere östreichischen Tröstungen.

Wiener Zeitungen und Zeitungshelden.

Es wäre ein verdienstliches Unternehmen, die großen und kleinen Ungeheuer der hiesigen Zeitungswelt, zur Belustigung sowohl wie zur Belehrung des deutschen Publikums, lebensgroß in Oel zu malen; für die ernsthaften journalistischen Leiden des bald ablaufenden Jahres 1849 dürfte Unsereinem auch eine kleine humoristische Rache nicht zu mißgönnen sein. Zeichnung und Colorit brauchten dabei sich keiner Ueberladung oder Verzerrung schuldig zu machen. Die Karrikatur ist hier um so weniger nöthig, als in einem bloßen getreuen Konterfei der Gegenstände des Erstaunlichen und Grotesken mehr liegt, als die boshafteste Phantasie erfinden kann.

Auch lehrreich wäre eine Gallerie solcher Bilder. Es bedürfte nicht einmal groß angelegter und vollständig ausgeführter Gemälde; ein verständiger Zeichner durchblättere nur den letzten Jahrgang der Wiener Zeitung und habe ein Aug auf die offiziellen Localaktenstücke darin, auf die Erlasse, Urtheile, Drohungen und Verwarnungen. Er wird kostbare Perlen finden; Sprüche der Weisheit aus Mund und Feder unserer militärischen Regenten, welche einen Grandville oder Gavarni glücklich machen würden; Redensarten, die, gesammelt und mit veranschaulichenden Illustrationen versehen, die Zustände und Schicksale Oestreichs besser erklären könnten, als all die dicken und dünnen Bücher darüber, welche bis jetzt erschienen sind und noch erscheinen mögen.

Ich werde im Laufe meiner Betrachtungen Gelegenheit finden, wohlmeinenden Zeichnern zu diesem Behuf einige Winke zu geben. Fangen wir gleich mit der bekannten Wiener Zeitung an, deren löschpapierene, aber verhängnißvolle Blätter grau sind wie das Alterthum und geduldig wie alle Heiligen des Kalenders. Im Sommer 1848 hatte die Wiener Zeitung eine Periode der Lebendigkeit und Lebenslust; sie that jung und liberal, trug ein kurzes Röckchen, sprach deutsch und ließ sich von zwei modernen Redacteuren (Dr. Heyßler und Dr. Eitelberger) unter den Arm nehmen. Sie hat diese einzige Verirrung ihres Lebens bald abgebüßt,

wurde nach dem October wieder ganz die ehrbare Alte von ehedem und geht seit jener Zeit mit halbgeschlossenen Augen, murmelnden Lippen, in grauer Uniform, Gebetbuch unter dem Arm und die Patrontasche an der Seite, auf ihrem langweiligen Posten auf und nieder. Durch die Wiener Zeitung übrigens lernten wir die erste journalistische Merkwürdigkeit Oestreichs kennen, nämlich den Feldmarschallieutenant

1. Welden.

Wir wollen diesem Schriftsteller erst in's leibliche Angesicht sehen. Kommen Sie auf den Graben oder Kohlmarkt, vor das erste beste Schaufenster einer Kunsthandlung. Auf diesen aristokratischen Plätzen sieht man seit einem Jahr nichts ausgehängt als die Portraits der östreichischen Ober- und Untergötter, lauter Militäruniformen zu Fuß und zu Pferde; die Minister sind mit Ausnahme Schwarzenberg's, der Soldat ist, in diesen heiligen Fensterscheiben nicht zugelassen. Wir sind daher sicher, den Welden da zu treffen. Richtig, da haben Sie ihn, wie er leibt und lebt. Dieses ist der berühmte „Vater Welden," Alter, etwa 60 Jahre, Geburtsort Tyrol, Stirne hoch, Augen groß und zornig, Nase, mit einem mäßigen Buckel in der Mitte versehen, Gesichtsfarbe hypochondrisch, Mund groß und breit. Besondere Kennzeichen: der Unterkiefer ist ungewöhnlich stark entwickelt, weshalb Welden in der Armee den Beinamen „der grobe" erhielt und weder mit über noch mit unter ihm stehenden Generalen harmoniren konnte. Dieser gewaltige Unterkiefer gibt dem Gesicht, im Profil gesehen, den Ausdruck einer erstaunlichen Selbstzuversicht und einer fast abstoßenden Biederkeit; es scheint nämlich zu sagen: Wäre es auf mich angekommen, so würde man im Stadtgraben zu Pfeil und Bogen begnadigen und nicht zu Pulver.

Hüten wir uns, von diesem Aeußern auf den ganzen Mann zu schließen. Welden gilt für einen der ersten Feldherrn Oestreichs und soll erst im vorjährigen Feldzug die Italiener nach allen Regeln der Kunst massacrirt haben. Ich kann zwar diesen Ruf Weldens mit dem Geist seiner Schriften nicht recht zusammenreimen, denn ich glaube, es gibt noch etwas Wesentlicheres als Lesen, Schreiben und Rechnen, und dies darf auch dem Heerführer nicht abgehen. Blücher und der alte Fritz traten die deutsche Sprache ebenfalls ohne Gnad und Pardon mit Füßen, aber selbst der pommersche Säbelheld war in seinem Commisbrotstyl nicht der Logik so spinnefeind. Dem sei wie ihm wolle, wir haben es hier nicht mit dem Kriegsmanne, sondern mit dem Schriftsteller Welden zu thun. Er selbst will sich als solchen betrachtet wissen. Auf dem Titelblatt eines Werkes über die Flora des Monte Rosa steht sein Name, und eine seiner ersten Aeußerungen, die er in Wien gegen einige Zeitungsschreiber that, lautete: Der Belagerungszustand kann der Preßfreiheit nicht im mindesten schaden. Wer nichts Unrechtes schreibt, braucht das Kriegsgericht nicht zu fürchten. Ich weiß auch, was Wissenschaft ist, und

liebe die Botanik. Ich gehe gern in's Theater, denn Schiller war einer unserer ersten Geister. General, bah! Als General bin ich Nichts, als Schriftsteller aber werde ich fortleben! —

Zu diesem Glück möchte ich dem Manne gern verhelfen. So groß seine literarischen Verdienste sind, so kann ich doch nicht unerwähnt lassen, daß er einen Vorgänger und Bahnbrecher an Windischgrätz besaß. Dieser Fürst, welcher gleich den meisten östreichischen Cavalieren geläufig französisch spricht, gab seine Gesinnung gegen Deutschland gleich im October zu erkennen. Als er mit seinen Heerschaaren von Prag aufbrach, erließ er ein Manifest, welches eine furchtbare Reaction gegen die traditionelle Grammatik und Syntax, und die Oktroyirung einer ganz unerhörten, neuen östreichischen Sprache bereits dunkel vorahnen ließ. Der Fürst, hieß es, werde die Wiener „Unordnungen" abstellen, welche es den Volksvertretern unmöglich machen, „die Gesetze auszuarbeiten und (zugleich) das Eigenthum zu schützen." Wenn man diese Worte mit pantomimischer Begleitung liest, erräth man die eigentliche Meinung des Verfassers. Der Feldherr ging von der Vorstellung aus, daß im östreichischen Reichstage Diebe und Räuber mit Säbeln und Flinten den Mitgliedern auflauern, so daß diese sich gern die Taschen halten möchten, während sie doch gezwungen sind, mit beiden Händen an der Constitution zu schneidern. Die Eroberung der Residenz wurde durch den Telegraphen nach Olmütz mit den Worten gemeldet: „Wien ist belegt!" Bekannt ist das Dekret des Fürsten, welches jedem Soldaten vom Feldwebel abwärts für das „zu Stande bringen eines Hochverräthers" die Prämie von 25 Fl. C.-M. verhieß. Also dem Hochverräther den Galgen und seinem Vater 25 Fl. C.-M. Es wurde anfangs so verstanden und erregte, namentlich unter den galizischen Regimentern, denen die Phrase wörtlich übersetzt wurde, eine barbarische Freude. Die Natursöhne aus der Bukowina und Ruthenien hielten jeden Wiener Säugling für einen geborenen Hochverräther.

Leider mußte Windischgrätz seine literarische Thätigkeit bald aufgeben. Noch einige Mal ertönte seine Stimme aus Ungarn zu uns herüber, dann hüllte er sich stolz in die Schießpulverwolken seines Ruhmes und zog sich wie Cincinnatus auf seine Güter zurück. Die Wiener Zeitung jedoch blühte und gedieh, die neuerfundene Sprache machte durch Welden's Eifer große Fortschritte und wurde in mehreren gutgesinnten Blättchen, von denen ich ein Paar später zeichnen werde, mit dem glücklichen Erfolge angebaut.

Welden trat Mitte November seinen hiesigen Gouverneursposten in der Rolle des polternden Alten, des Ifflandischen Hausvaters an und galt allgemein für einen echt „teutsch" gesinnten, groben, aber um so ehrlichern und, so weit seine Stellung es erlaubte, liberalen Biedermann. Wodurch er später in einen andern Ruf kam, gehört nicht in dieses Kapitel, welches lediglich Welden als Schriftsteller schildern soll. Sein Fleiß war bewundernswerth. Abgesehen von den un-

garischen Bulletins, die Julius Cäsar vielleicht klarer, aber schwerlich pittoresker hätte redigiren können; wo die magyarischen Heere zu „Räuberbanden mit sogenannten Kanonen" einschrumpften, wo die Rebellen vorwärts flohen und die Kaiserlichen rückwärts avancirten, beschäftigte ihn die Verfassung seiner täglichen Maueranschläge; endlich schrieb er kurze, aber kraftvolle leitende Artikel für die Wiener Zeitung.

Voll von lyrischem Schwung war Welden's Opus I.: sein Antrittsplacat. Thronreden sind gewöhnlich nüchtern, diese dagegen entfaltete Zorn, Rührung und Andacht; in reizender Abwechslung brachte sie bald Hölty'sche, bald Körner'sche Reminiscenzen. „Diese Erde, die Gott so schön geschaffen," rief er, warum trägt sie nicht lauter Gutgesinnte, sondern auch „Auswürflinge einer Völkerschaft?" Aber, verzagt nicht, die Ihr frommen Herzens seid, es lebt ein Gouverneur zu strafen und zu rächen, und er wird im Nothfall „die Ordnung im Donner der Geschütze verkünden."

Welden's erste leitende Artikel in der Wiener Zeitung machten so allgemeines Aufsehn beim Publikum, welches doch an einen ziemlichen Grad moderner Romantik gewöhnt ist, daß die Redaction sich einige Aenderungen erlauben wollte. Aber Welden's Freisinnigkeit empörte sich gegen die Censur der Redaction, er bestand auf den Abdruck seiner Artikel in ihrer unverkümmerten urwüchsigen Gestalt und sandte sie zuletzt aus Vorsicht durch zwei Mann Infanterie mit klirrenden Flintenkolben Abends zehn Uhr unmittelbar an den Setzer, der für das Erscheinen des Werkes in der nächsten Morgennummer verantwortlich gemacht wurde. Ein Hauptverdienst dieser Produktionen bestand in ihrem kühnen Periodenbau. Bald sah man mit dem Erstaunen, welches jede geniale Neuerung hervorbringt, vier bis fünf Perioden so labyrinthisch sich verschlingen, daß der Nachsatz der ersten über die vollendete zweite Periode hinwegvoltigirte, bald bäumte sich ein Vordersatz verzweifelt wie ein schweres verwundetes Kürassierpferd auf zwei Hinterhufen gen Himmel auf, um nie wieder seine Vorderhufe auf den Boden zu setzen. Wo blieb der Nachsatz? Weiß der Himmel! Die rebellischen Husaren haben ihn aufgefangen, der Sturm der Zeit hat ihn weggeweht, Welden schweigt darüber mit stolzer Grandezza und geht lapidarischen Schritts auf ein neues Ziel los. Ein ungefähres Beispiel: W e n n die Guten sich zusammenrotten und die Ansicht haben, d a m i t den Verführern einer Völkerschaft in den Vorstädten etwelche Giftzähne sammt dazu gehörigen Bläschen entzogen werden, welche sie zu nichts Gutem, sondern umgekehrt zu gebrauchen sich erfrechen, — also geschehe es! — Welche souveräne Verachtung öffentlicher Vorurtheile liegt in jenem Gedankenstrich, der den erwarteten Nachsatz begräbt!

Entlarvt die Verräther und vernichtet s e l b e! heißt es in einer andern Wortkanonade. Selber statt „er" ist ein Lieblingswort vieler hiesigen Schriftsteller ältern Schlages und sie gebrauchen es gewöhnlich in pathetischen, festlichen oder

elegischen Momenten, „vernichten" aber ist ein besonderer Lieblingsausdruck Welden's. Es ist gewiß, daß das Wort bei ihm eine mehr harmlose Bedeutung hat, — die Commentatoren konnten sich über diesen Punkt nicht einigen, — ich stütze jedoch meine Ueberzeugung davon auf den Gebrauch des Wortes in mehreren Aufrufen, worin es heißt: „ich werde die Verführer mit größter Strenge vernichten," was bei der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes ahnen ließe, daß zwischen den Zeilen gelesen werden muß, „die Verführten aber werde ich mit größter Milde vernichten;" ferner berufe ich mich für meine Ansicht auf den Gebrauch, den Welden davon in seiner berühmten Apostrophe an die Komorner gemacht hat, mit denen er es augenscheinlich nicht böse gemeint hat; denn trotz seiner Versicherung, daß Gott selbst ihm helfen werde, und daß er, bliebe ihm auch nur ein einziger Mann Infanterie übrig, mit diesem einen Mann Komorn vernichten werde, ließ er die Veste ruhig liegen und reiste den nächsten Tag gemüthlich nach Wien zurück.

Zum Schluß muß ich auf einen sehr bedeutenden leitenden Artikel der Wiener Zeitung aufmerksam machen, den sie dem begnadigten Fröbel nachschlenderte, als er sich der ihm bezeigten Milde so unwürdig bewies. Bekanntlich, das heißt nach der Darstellung der wahrheitsliebenden Galgenblättlein Wiens war Fröbel, als seine Begnadigung ihm gemeldet worden, weinend und mit gefalteten Händen vor dem Profoßen und mehrern Offizieren auf seine Kniee gesunken, hatte seine politischen Ketzereien feierlich abgeschworen und gelobt, sich zu bessern und nie mehr mit den Feinden der guten Sache sich einzulassen! Dieses Gelübde brach er in Frankfurt. Die Rache der Wiener Zeitung aber sollte ihn treffen. Ein von prophetischem Feuer lodernder Artikel erschien eines Abends; ich kann ihn nur mit den Weissagungen des Jesaias, etwa mit der „Last über Tyrus," vergleichen. Die „Last über Fröbel" sang von seinen weinenden Gelübden, aber „kaum war seine letzte Thräne trocken," ging er hin nach der Babelskirche in Frankfurt, setzte sich links und sprach gegen seine gerechten und nur zu barmherzigen Richter! Warte nur, „Gott, der den Undank wiegt, wird Dich ereilen, o Fröbel."

Ich habe Grund zu vermuthen, daß Welden nur aus Bescheidenheit unterlassen hat, unter dieses byron'sche Gedicht in Prosa seinen vollen Namen oder doch die Unterschrift „Vom k. k. Civil= und Militärgouvernement" zu setzen. Merkwürdig sollen die amtlichen Sendschreiben Welden's an die Redactionen hiesiger Blätter sein, die Bannbullen sowohl als die Orden. Mir kam keines davon zu Gesichte, auch würde ich sie in diesem Falle kaum besprechen, da sie nicht der Oeffentlichkeit angehören.

Sehen Sie sich noch einmal die starken biedern Züge des Mannes an. Das ist Vater Welden, der Botaniker, Journalist und Gouverneur; der Mann, wel=

cher uns vorschreibt, was für Bücher und Zeitschriften wir im Interesse unserer politischen Bildung lesen oder nicht lesen sollen, der uns Stockprügel gibt oder Ruthenstreiche, der uns einsperrt, freiläßt, begnadigt, verurtheilt, und — belustigt.

2. Heine.

Wir kommen jetzt zu den Fischweibern der Reaction, mit deren Beschreibung ich mich nicht befassen würde, wenn sie nicht glücklicher Weise neben ihrer widerlichen, auch eine starke komische Seite hätten. Diese ehrenwerthen Basen und Gevattern sind: Fremdenblatt, Geißel, Courier, Zuschauer, Hans Jörgel. Man hat diese Blätter Milchschwestern der Berliner „Kreuzzeitung" genannt; das ist eine Verleumdung der letztern. Die Kreuzzeitung weiß einen gewissen äußerlichen Anstand zu bewahren, ist für gebildete Reactionäre geschrieben und kann in ihrer Art witzig sein. Die Wiener Galgenblättlein sind localer als das Berlinerische, ein specifisch Wienerisches Unkraut; die Möglichkeit ihrer Existenz ist kein Kompliment für die gepriesene Kaiserstadt, wo die gemüthlichen Augen demokratischer sowohl wie conservativer Enthusiasten gar keinen Pöbel bemerkt haben wollen; denn es ist kaum anzunehmen, daß das Lesepublikum dieser Art Publizistik aus lauter Beamten, Offizieren, Börsenmäklern und Geheimpolizisten bestehe; manche dieser Journale aber hatten in ihrer Blüthezeit 2 bis 3000 Abonnenten in Wien und blos ein Paar Hundert in den Provinzen.

Zur allgemeinen Charakteristik dieser Journale muß ich den merkwürdigen Umstand erwähnen, daß unser Gouverneur Welden sich im vorigen Winter veranlaßt sah, mehrere derselben in einem öffentlichen Erlaß wegen ihres gemeinen Servilismus und ihrer plump reactionären Tendenzen zu verwarnen und mit Suspension zu bedrohen!!! Er hob dabei hervor, daß die blutdürstigen Schimpfereien des Couriers und der Geißel geeignet wären, die Gemüther bis zu einem so hohen Grade zu erbittern, daß ernsthafte Ruhestörungen daraus hervorgehn müßten. — Voran steht

H e i n e, der Redacteur des Fremdenblattes, nicht „der ungezogene Liebling der Grazien," sondern ein unsauberer Liebling der Geheimpolizei. Er soll ein Stiefbruder des Dichters Heinrich Heine sein und hat als Journalist den Pseudonym: Gustav Norden, angenommen. Früher Lieutnant in k. k. östreichischen Diensten, wurde er vor Jahren „veranlaßt," in den Ruhestand zu treten. Im November 1848 erschien er plötzlich in der Uniform eines Kürassierlieutenants — auf der Post. Hatte er wieder zum Schwert gegriffen, wollte er die Magyaren bekämpfen? Behüte, er stolzirte in der Uniform nur zu Zeiten, bei feierlichen Gelegenheiten oder wenn ihn die Lust dazu anwandelte. Nicht die Magyaren zu bekämpfen, hatte er den Pallasch umgegürtet und sich mit klirrenden Sporen gerüstet, sondern um auf die auswärtigen Zeitungen gleich bei ihrer Ankunft im

Postgebäude zu vigiliren, die verbotenen gefangen zu nehmen und die verbietens-werthen anzumerken. Die Uniform aber, — so erklärte man sich damals den seltsamen Auftritt, — sollte andeuten, daß Heine, in seiner Eigenschaft als gewesener Offizier, von der Militärbehörde mit jenem ehrenvollen Amt betraut war! —

Mit dem Neujahr, wenn mir recht ist, erschien sein Fremdenblatt, welches auf zwei Seiten täglich die laufende Welt- und Wiener Lokalgeschichte in kurzen anmuthigen Notizen beleuchtet. Seine Bekanntschaft mit einer Schaar von edlen Polizei-Geheimräthen machte ihn zum allwissenden diable boiteux der Kaiserstadt. Auch seine diplomatisch-politischen Offenbarungen schien er aus ähnlicher Quelle zu schöpfen, denn sie glänzten durch eine fabelhafte Naivität in historischer und geographischer Beziehung; treffender Witz und rührende Gesinnung vollendeten den Reiz dieser Nacht- und Frazzenstücke. Durch seine Fragmente über den ungarischen Krieg zog sich als grauer Faden ein einziges süßes Bild, welches in unermüdlichen Wortspielen wiederkehrte: der Strick. Bald erfuhr er aus Debreczin, daß Kossuth's Halsbinde sich in krampfhafter Vorahnung zusammenziehe, bald fiel Klapka oder Görgey in Ohnmacht, wenn er eine Gardinenschnur sah. Wie vorurtheilsfrei zeigte sich dagegen Heine in kirchlichen Dingen! Bei Pio Nono's Flucht aus Rom klagte er den heiligen Vater, ohne Ansehn seiner Person und Stellung, als europäischen Uraufwiegler, als Anstifter der Revolution in Frankreich und Oestreich an und schloß mit der Moral: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Wichtigkeit hatte im vorigen Winter das Fremdenblatt als Chronik der politischen und socialen Mistères de Vienne. Es brachte Enthüllungen über die Verbrechen, die Schlupfwinkel, die Ab- und Ansichten und die geheimsten Träume der Octoberflüchtlinge, so gut wie es als Nachtkönig alle socialen Missethaten, die zwischen Prater und Lerchenfeld vorgefallen waren, auf seinen Karren lud und dem Publikum zum Frühstück auftischte. Sünden gegen die Gesetze des Belagerungszustandes wurden mit der Hoffnung auf baldige Bestrafung veröffentlicht; Gauner, Diebe und Schwindler wurden als harmlosere Feinde der Gesellschaft mit schalkhafter Laune gegeißelt; die Berichte über Unglücksfälle aus Unvorsichtigkeit schloß in der Regel ein haec fabula docet. Was das geniale Experimentiren mit der deutschen Sprache betrifft, so kann Welden bei Heine in die Schule gehn. Dem Styl des Fremdenblattes lag bis vor Kurzem eine patriotische Empfindung zu Grunde; die verzweifelte Rathlosigkeit des von allen Seiten bedrängten Oestreich stotterte und lallte und hinkte aus den schwerfälligen und gebrochenen Sätzen, den Wortverwechslungen aus Geistesabwesenheit und der invaliden Grammatik des Fremdenblattes.

Ich würde mich nicht so ausführlich über diese Annalen des Wiener Belagerungszustandes verbreiten, wären mir nicht zwei für Wien leider bezeichnende Erscheinungen aufgefallen. Das Fremdenblatt erregte nur in wenigen Kreisen Gelächter

oder Entrüstung; an öffentlichen Orten fiel kein Wort dagegen, obwohl es überall gehalten wurde und Niemand — wie bei ähnlichen Blättern anderwärts zu geschehen pflegt — so viel Scham zeigte, sich damit in einen einsamen Winkel des Gast- oder Kaffeehauses zu setzen, wenn er es lesen wollte. Zweitens hat Herr Heine sich einige Mal gröblich compromittirt, wie wir noch sehen werden, ohne dadurch die Protection, die er genießt, zu verscherzen.

Mit Vorliebe schildert Heine die Begeisterung des Wiener Volkes für das Militär, welches Wien erstürmt hat. Die Kroaten wurden bei ihrer Einquartierung in der Vorstadt Landstraße in allen Häusern wie die leiblichen Kinder empfangen, „und alle Parteien kochten ihnen Knödel!" Goldmark veröffentlichte eine Erklärung in Leipziger Zeitungen und sagte, daß er sein Vaterland „mit blutendem Herzen" verlasse. Ha, ruft das Fremdenblatt, welches aus Goldmark gern einen Mörder machen möchte, „nicht mit blutendem Herzen, sondern mit blutenden Händen" ist er davon gelaufen.

Dasselbe pathetische Hochdeutsch entwickelt dieser patriarchalische Ritter der Ruh und Ordnung auf seinen Gängen durch Stadt und Vorstädte, wo er bald „ein noch kleines Mädchen von einem in der Geschwindigkeit betrunkenen, unvorsichtigen Fiaker überführt" findet, bald zu seiner Befriedigung sich überzeugt, daß der Skandal des Holzhauer Natzl, Altengasse, Nr. so und so „nicht durch ein unmoralisches Nothzuchtattentat producirt worden ist," oder daß „der durch das Einquetschen eines umgesunkenen Fuhrmannspferdes mit seinem rückseitigen Körpertheil in ein offen gelassenes Canalloch entsprungene Menschenauflauf" in der Bogner Gasse keine politische Bedeutung hatte, wie die Radikalen glaubten, die sich bereits mit schadenfroher Neugierde um das „unglückliche Pferd" herumstellten! — Vor einigen Monaten sprach das Fremdenblatt mit solcher Bestimmtheit über Fischhoff's Aussagen, Schuld und unzweifelhafte Verurtheilung, daß anzunehmen war, der Untersuchungsrichter habe das Amtsgeheimniß verletzt und geplaudert. Er citirte H. Heine, um ihn zur Verantwortung zu ziehen; — einige Zeitungen meldeten diese Thatsache. Da ergrimmte der Patriot und erklärte: 1) Er sei weder citirt worden noch dürfe ihn Jemand citiren; 2) Die Herren im Criminalamt draußen würden wohl thun, in ihren Citationen künftig höflicher zu sein! —

Blutdürstig gegen den gefangenen Fischhoff, zart und gemüthvoll gegen ein Fuhrmannspferd, halb Cretin, halb Jesuit, das ist der „Schwarzgelbe, wie er sein soll!"

Wien, den 1. December. M. C. U.

Auf der Reise von Krakau nach Wien.

I.

Ich bin ein Freund von gefallenen Größen und dabei noch so nachsichtig, daß ich der Ursache des Falles kaum nachspüre, wenn nur die Größe eine wirkliche gewesen. Mit so echt christlicher Gesinnung, die mir gewiß schon die Gunst meiner Leser einträgt, betrat ich Krakau, wo einst die polnischen Wahlkönige auf dem stolzen Schlosse residirt, und jetzt, jetzt . . . . östreichische Polizeikommissäre und russische Polizeimeister ihr stilles Wesen treiben. Krakau hat außer der gefallenen Größe, außer daß es noch immer zu trauern scheint um die verschollene Pracht- und Glanzperiode, wenig oder nichts Merkwürdiges. Seine langen, breiten, aber fast immer leeren Straßen, wo an manchen Stellen des holprigen Pflasters vorwitzige Grashalme unbescheiden hervorgucken, seine groß- und weitschichtig, aber höchst monoton gebauten Häuser, die durch ihre klösterliche Stille und die an den Fenstergesimsen heimischen Spinnen den Mangel an Menschen allzusehr verrathen, machen den Eindruck eines verschwenderisch ausgestatteten, mit großen Schößen und breiten Aermeln versehenen weiten Gewandes, einem winzigen Zwerge umgeworfen, so daß das von der Natur so ökonomisch behandelte Männchen sich in dem großen Kleide ganz verliert.

Doch es gibt in Krakau eine Gegend, wo das Kleid nicht nur anpaßt, sondern sogar der enorm große, aber wie ich fürchte etwas krankhafte Theil des Leibes die Hülle durchstoßen hat und sich in leider etwas schmutziger Form breit macht. Es ist dies der Ghetto, der nicht mit Unrecht in schlechtem Geruche stehende Kazimir, wo der königliche Namensvetter des Judenviertels einst mit einem schönen Judenmädchen, der reizenden Esther, gekost haben soll. Jetzt werden da nicht Herzen, sondern Wiener Manufacturen, nicht gebrochene Eide, sondern abgetragene Kleider, nicht goldene Liebeslieder, sondern östreichisches Papiergeld zu Markte gebracht. Beinahe aber hätte uns das vergangene Jahr mit seinen zerstörenden Gelüsten auch diesen kostbaren Rest des Mittelalters hinweggeschwemmt. Schon hatte die Judenwanderung und die Ansiedlung in den weiten, leeren Gefilden des Stradom, der zunächst liegenden christlichen Straße, begonnen. Die Kinder Israels legten sogar dieser Besitznahme nicht weniger schlagende Rechte zu Grunde, als bei der Okkupation Kanaans. Sie stützten sich, wie dort auf das Wort eines Gottes, hier auf das Wort eines Königs und Kaisers, das ihnen nicht in einem brennenden Busche oder auf einem unersteiglichen Berge, sondern in einem allverständlichen, keiner apokryphen Deutung verdächtigen Gesetze gewor-

den, dem ersten Paragraphen der östreichischen Magna charta vom 4. März. Hier waren es aber die conservativen Philister, welche den Sieg davon trugen, die Juden wurden nicht mit Eselskinnbacken, Gott behüte uns vor solcher Ironie, sondern nur durch einen obrigkeitlichen Erlaß zu den Schmutzkloaken des Kazimir zurückgewiesen. Das Bestehende ist gerettet, und alle verschnupften Antiquare sind hiemit eingeladen, auf dem intakten, vor schädlichen Neuerungen bewahrten Boden ihre Forschungen fortzusetzen.

Krakau, glaube ich, ist noch nicht in Forsters Reisehandbuch durch Deutschland aufgenommen. Es war vielleicht, als die letzte Auflage erschien, noch nicht östreichisch und von einem Großdeutschland mit Masuren und Slovaken, Kroaten und Panduren war damals gewiß noch nicht die Rede. Ich könnte mir also ein Verdienst um das Touristenvölkchen erwerben, wenn ich hier den Merkwürdigkeiten Krakaus mit deutscher Gründlichkeit ein paar Seiten widmete, die Höhe des Krakus- und Koszcinskohügels anzugeben mich bemühte, dem alten Schloß und dem Grabe Thaddens Koszcinskos meine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Aber es gibt gewisse Dinge, vor denen ich einen gewaltigen Respect habe. Darunter stehen Kanonenläufe, russische Uniformen und östreichische Polizeisoldaten oben an, denn die Ersten und Zweiten können, die Letztern wollen keine Vernunft annehmen. Ich entsagte daher mit leichtem Herzen dem weltlichen Ruhme, um nur nicht mit all diesen überall aufgepflanzten unvernünftigen Dingen in allzunahe Berührung zu kommen. Doch von einem Hauptbestandtheile Krakaus und Polens überhaupt muß ich sprechen, von dem polnischen Adel. Nur geht es mir damit, wie dem reisenden, englischen Touristen, der in unserm Jahre des Heils oder Unheils auf seiner Reise durch Italien Rom nicht berühren wollte, damit man ihm nicht vorwerfe, d'avoir été à Rome sans voir le pape. Ich habe mich in Krakau auf allen Straßen nach dem polnischen Adel umgesehen, aber fast nur seine leeren Paläste gefunden. Der hochmüthige polnische Adel, der Todfeind der Austriaken und Moskowiten, lebt auf seinen Gütern oder im Auslande, besonders in Dresden, für welche Stadt er eine besondere Vorliebe hat; wahrscheinlich noch ein Ueberrest aus den Zeiten der sächsisch-polnischen Auguste, welche die Magnaten an ihre glänzenden Hoflager zogen.

Wie kömmt's, daß die polnischen Edelleute jetzt so wenig in der Stadt wohnen, frug ich einen jungen polnischen Grafen. Ich dächte, sie würden jetzt ihre Salons öffnen und alle Klassen der Gesellschaft an sich ziehen, um sich einen Anhang zu schaffen, damit die Regierungspartei ihnen nicht über den Kopf wachse. — „Sie kennen unsern Adel nicht. Der bringt eher alles auf der Welt als seine Exklusivität zum Opfer. Er haßt die Oestreicher und Russen nicht allein, weil sie Polen unterjochten, sondern weil sie ihm die Superiorität im Lande raubten.“ — Der polnische Adel hat sich in der Letztzeit doch zu demokratischen Gesinnungen bekannt. Wie lassen sich nun die mit einer so exklusiven

Richtung in Verbindung bringen? — „Ich sollte wohl nicht aus der Schule schwatzen", sagte der Aristokrat mit einem schlauen Lächeln, „aber ich bin ein Mal im Zuge aufrichtig zu sein. Lassen Sie sich nicht einfallen, Doctor, beim polnischen Adel im Ernste einen Abfall von seinen Brüdern im gesammten Europa, das heißt, von der europäischen Aristokratie vorauszusetzen. Wenn je ein Adel aus der Art schlagen und ohne jedweden Hinterhalt sich mit dem Volke verbinden sollte, wird's wohl am allerwenigsten der polnische, am ehesten der russische sein."

Der russische Adel, der unbarmherzige Gebieter seiner Leibeigenen sollte sich zu liberalen Grundsätzen bekennen und mit dem Volke gemeinschaftliche Sache machen? So wäre also wohl zuletzt eine Revolution in Rußland zu erwarten.

„Das sagte ich nicht. Außer Palastrevolutionen hat Rußland noch für lange keine zu befürchten. Die Geschichte hat uns gelehrt, daß es nicht hinreicht einen gleichmäßigen Druck auf ein ganzes Land auszuüben, um eine Empörung zu bewirken. Zu einer Revolution gehören eigene Elemente, die im Gegentheile in weniger despotischen Staaten eher zur Entwicklung gelangen. Ein allzustarker Druck vernichtet die Schnellkraft, es kann bei einer Despotie wie die russische von keinem Widerstande kaum mehr die Rede sein. Ich sagte blos, daß der russische Adel, eben weil er vom Knutenregimente nicht viel weniger zu leiden hat als das Volk, eher Sympathien für dasselbe besitzen kann, um so mehr als der Adel in Rußland keine abgeschlossene Kaste bildet und sich aus dem Volke rekrutirt."

Sie glauben also, daß die polnischen Großen nur Komödie gespielt haben und gelegentlich wieder spielen werden, um unter dem Deckmantel der Demokratie ihre egoistischen Pläne zur Ausführung zu bringen? Sie meinen also, daß der polnische Adel nur deswegen die vielen Insurrektionen angefacht, damit die närrischen Demokraten ihnen den Weg zur Herrschaft bahnen?

Mein Graf erschrack vor den brüsken Consequenzen seiner Aussage und suchte wieder einzulenken. „Ich will nicht behaupten, daß der polnische Adel sich seine Absichten so scharf formulirt habe. Der Patriotismus beseelt den Adel nicht weniger als die Klassen der Gesellschaft, und die Befreiung von der Fremdherrschaft ist wohl vor Allem ihr gemeinschaftliches Ziel."

Ich brach das Gespräch ab, was mir um so leichter ward, als der Wagen, in dem es stattfand, vor den Wielicker Salinen hielt, wohin der gefällige Mann mich und einige Damen meiner Bekanntschaft zu begleiten sich erboten hatte. Wir wendeten uns an einen Beamten, und alsogleich wurde ein Bergmann beauftragt, uns in die Wunder der Erdtiefe zu geleiten. Zuerst führte man uns in ein Zimmer, wo wir alle weiße Leinwandkittel erhielten, die wir zum Schutze gegen die Feuchtigkeit über unsere Kleider anzogen.

Sehen Sie, meine Herrn, bemerkte eine schalkhafte Blondine, mit einer etwas länglichen Nase, die, wie sie selbst sagte, ihr dazu diene, die menschlichen Charaktere zu sondiren und ihre Beobachtungsgabe bedeutend unterstütze, hier fallen alle Standesunterschiede weg, hier ist man noch unparteiischer als im Grabe. Selbst nach dem Tode wird man in prächtige Gewänder gehüllt und auf den mit Sammet überzogenen Sarg dürfen das Wappen und die Orden nicht fehlen. Hier bekömmt jeder einen schlichten Kittel und ein Grubenlicht, das in der schauerlichen Tiefe die Größe der Natur und die menschliche Kleinheit beleuchtet.

Ich bedauere, Ihnen auch diesen Zufluchtsort der Gleichheit zu rauben, erwiderte der Graf lächelnd. Sehen Sie diesen Schrank, aus dessen Glasthüren Ihnen reiche Seidenstoffe zuwinken. Sie erzählen Ihnen durch meinen Mund, daß sie gekrönten Häuptern und fürstlichen Personen beim Besuche der Salinen als Mäntel gedient und zum Andenken hier aufbewahrt werden. Betrachten Sie auch dieses dicke Buch. Es enthält die Namen aller Besucher des Bergwerkes und es fehlt, wie Sie bemerken wollen, nicht an einer besondern Rubrik für Stand, Rang oder Charakter.

Eine ganz aus Steinsalz gehauene Kapelle mit einem Christusbilde, der Mutter Gottes mit dem Jesuskinde, heiligen und knieenden Betern, alles aus Salz, empfing uns zuerst, um uns die Weihe zu ertheilen, bevor wir die andern Wunder in Augenschein nahmen. Sie brachte, von bengalischem Feuer beleuchtet, die Katakomben der ersten Christen in Erinnerung.

Von da an hatte sich die Feuchtigkeit verloren, die Wände waren trocken, die Stufen in Salz gehauen, die Decke eine mächtige Salzwölbung, deren Kristalle wie Sterne funkelten. Wir stiegen von Schacht zu Schacht und fanden eine Stadt mit Straßen und Gassen, die, um auch hier der Erdensitte treu zu bleiben, nach Kaisern und Fürsten benannt sind. Es fehlt auch nicht an geräumigen Plätzen mit aus Steinsalz gehauenen Monumenten, ebenfalls wie auf der Oberwelt zum Andenken an einen fürstlichen Besuch oder ein stattgefundenes Ereigniß, das freilich hier keine blutigen Erinnerungen mit sich führt. Auch der Tand der Welt ist durch Tanzsäle mit Gallerien vertreten, und wer weiß, ob nicht in der Mitternachtstunde die Geister der Salinen hier ihre bals parés geben oder gar demokratische Versammlungen halten, während in einem andern Schachte die Bergleute unbekümmert ob der wüthenden Gnomenreden und des beschlossenen passiven Widerstandes ihr Hab und Gut, riesige Steinsalzquadern, ruhig in die Höhe fördern. Sogar die Prätension eine Seemacht vorzustellen, fanden wir in dieser Tiefe des Kaiserstaats. Ein Salzsee und ein süßes Wasser ertheilen dem unterirdischen Reiche die volle Berechtigung auf die Gründung einer Flotte bedacht zu sein, die gegenwärtig allerdings erst in einer jungfräulichen Fähre besteht, die der des alten Charon nur allzuähnlich ist. Doch das düstere Gewölbe, dessen Dunkelheit die wenigen Grubenlichter noch mehr hervorhoben, das schwarze Wasser, auf dem die sich dar-

auf bewegenden Schattengestalten wie ein Teufelsspuk ausnehmen, und endlich die plötzliche Beleuchtung mit bengalischem Feuer an den erhöheten Endpunkten des weiten Raumes boten einen Anblick, der auf das Gemüth vielleicht einen ähnlich betrübenden Eindruck hervorbringt, wie ihn die blutigste Seeschlacht erzeugt.

Ich wollte mir diesen Eindruck nicht schwächen, nahm von meinen Freunden Abschied und fuhr sogleich zur Eisenbahn, wohin ich meine Effecten hatte bringen lassen, um meine Reise fortzusetzen. Das Glück wollte mir wohl, es hatte mir einen komischen Kontrast aufbewahrt in der Person des zur Abnahme der Passirscheine und Pässe angestellten Polizeibeamten. Diese stangenhohe, kerzengerade, zaundürre Figur mit aufgestülptem Kragen, aus dem ein graues Köpfchen mit einem freundlichen Gesichte hervorguckte und die eine kleine Laterne in der Hand hielt, sah aus wie Diogenes im macedonischen Militärrock. Ich verfolgte ihn mit meinen Blicken von Wagen zu Wagen, wie er geschützt von den auf beiden Seiten des Zuges aufgestellten Soldaten wie Diogenes von einem Haufen Stoiker, die Passirscheine in Empfang nahm, bis er endlich zum Coupè kam, in dem außer mir sich noch eine Dame und ihr Schooßhündchen befanden. Ich schob ihm einen Passirschein absichtlich dicht vor die Nase, um zu sehen, ob er sich zu ärgern fähig sei. Ein sanftes Lächeln und ein stiller Vorwurf seiner kleinen Aeuglein waren meine einzige Strafe. Nun kam die wohlbeleibte Dame an die Reihe, sie war eine englische Sängerin, die in Krakau Koncerte gegeben und im Bahnhofe beim Einsteigen in den Wagen von einem Bekannten unter meine schützenden Fittige gestellt worden war. Bei der Annäherung dieses huge old man, wie sie ihn nannte, versteckte sie ihr Hündchen zwischen den massenhaften Falten des Kleides und der Mantille, ich weiß nicht, ob weil sie für selbes keinen Passirschein besorgt oder kein Hundebillet gelöſ't hatte. Der Diogenes des Paßbureaus roch Unheil, denn er streckte den langen, knöcherigen Arm dergestalt in den Wagen, daß die keusche Tochter Albions eine polizeiliche Visitation ihrer petticoats befürchten mußte. In ihrer Angst hob sie das schwarze Hündchen in die Höhe, es griff bellend nach der Nase des Paßdiogenes und dieser zog sich erschreckt, aber immer mild lächelnd zurück.

Ihr Hündchen ist wohl nicht in England geboren? fragte ich. — Sie sind also Hundekenner? erhielt ich als fragende Antwort. — Ich meinte, das Thierchen habe den englischen Boden nicht zuerst angebellt, weil es so wenig Respect vor den gesetzlichen Behörden gezeigt hat. — Yes, sehen Sie, Doctor, das kömmt von dem längern sojourning in dem abscheulichen Germany, wo einen die Herren von der Polizei fortwährend für ein rambler für a vagabond halten, und immer nach Paß fragen. Meine Pamela weiß schon, wenn ich bin cross und bellt dann jedesmal. — Miss gehen gewiß nach Wien, um in dieser Musikstadt par excellence Koncerte zu geben und das kunstsinnige Wiener Publikum mit Ihrem

Gesange zu bezaubern. — Sie sind ein Schmeichler, Doctor; no, ich reise nicht nach Wien, nur nach Neiße bei Brieg, wo man mich erwartet. Die Wiener haben Geschmack an Musik verloren, der Kanonendonner und die Flintenschüsse haben betäubt ihre Ohren, die Wiener sind jetzt schlechte Musikanten. -- Also doch gute Bürger, dachte ich bei mir, sagte aber laut: Sie haben also Wien in der Letztzeit besucht und keine vollen Häuser gehabt? — No, Sir, ich habe Briefe von meinen friends in Wien erhalten, sie schreiben, die große Kaiserstadt sehe aus wie ein großes Haus mit Soldaten, a barrack, und die gemüthlichen Wiener wären ganz aus Art geschlagen und sprechen jetzt nur von Ungarn und Politik, und schimpfen auf die Russen sehr disharmonisch. — Da müssen aber Ihre Landsleute keine Ader von der Musik haben, Miß, denn die beschäftigen sich schon seit gar lange mit der Politik. — Hm, das ist aber the matter of fact. Wir haben für Alles eine bestimmte Zeit, wir können Alles thun, uns für Alles interessiren, ohne aufzuhören wir selbst zu sein. That is, the Englishman ist ein reifer, besonnener Mann, der Wiener bleibt always ein unmündiges Kind.

Ich wurde mäuschenstille und betrachtete mit Achtung das freundliche, volle Gesicht meiner Gesellschafterin, die mich so verständig anlächelte und dabei eine so schöne Reihe weißer, gesunder Zähne zeigte, wobei mir, ich weiß nicht warum, grade jetzt einfiel, irgendwo gelesen zu haben, daß gesunde, feste Zähne als Beweis für das Vorherrschen des Verstandes über das Gemüth gelten. Ich wollte jedes weitere Gespräch vermeiden, ich bin kein Freund von allzu klugen Frauen, und drückte mich in einen Winkel, um mit geschlossenen Augen an das geliebte Wien zu denken.

Und ich wandelte im Geist in den Prater, auf die Basteien, um die hohe Kirche St. Stephan. Aber ein böser Traumgeist kam über mich, wie sich meine Augen schlossen; den Prater fand ich voll von Rothmäntlern, auf den Basteien nichts als Kroaten, um die Kirche St. Stephan gingen Knicanin's Freischärler in gelben Pantoffeln, die Hand am Yatagan. Rothmäntler, Kroaten und Serben zeigten lachend ihre großen, blanken, gesunden Zähne und fragten: Was meinst Du, kluger Wandrer; seit wir hier sind, was waltet vor in Wien: Verstand oder Gemüth? —

Correspondenzen und Notizen.

Der Waldeck'sche Prozeß.

Waldeck frei gesprochen unter dem begeisterten Zuruf der Berliner, der Fälscher Ohm in das Gefängniß zurückgeführt unter dem Bann einer neuen Klage, welche gegen ihn und seine Complicen vom Staatsanwalt erhoben werden soll, das war die Neuigkeit, welche von dem aufgeregten Berlin durch alle Gegenden Deutschlands flog.

Vieles ist über den Waldeck'schen Prozeß geschrieben und noch mehr gesprochen worden und nach dem leidenschaftlichen Haß und der Liebe, welche sich dem Angeklagten gegenüber kund gegeben hat, bildet sich allmälig ein ruhiges Urtheil, wahrscheinlich auch in Berlin. Wer die stenographischen Berichte des Prozesses gelesen hat, wird aus der Menge von pikanten Scenen und aus dem Aerger über die Schlechtigkeit Einzelner, welche in ihm blosgestellt wird, auch einige ernste Lehren erhalten haben. An diese wollen wir uns halten.

Die öffentliche Verhandlung vor den Geschwornen verwandelt einen solchen Prozeß in ein großes, dramatisches Ganze, welches durch die Voruntersuchung zubereitet und von dem Präsidenten des Gerichts nach der Reihenfolge seiner Momente künstlich und methodisch für die Geschwornen arrangirt wird. Vieles, was man für und gegen die Geschwornengerichte sagt, hat durch diesen Prozeß Bestätigung erhalten. Die Wirkung, welche durch die leidenschaftliche Theilnahme des Publikums auf Zeugen und Angeklagte, ja vielleicht selbst auf die Geschwornen und die Richter ausgeübt wird, die Schwierigkeit dieser Art von Untersuchung den Anstrich der Gründlichkeit zu geben, die Abhängigkeit der Geschwornen von der Persönlichkeit des leitenden Richters, das Alles war deutlich herauszuempfinden. Und doch gab es keinen bessern Beweis für den segensreichen Einfluß dieser öffentlichen Gerichte auf die politische Bildung der Staatsbürger, als diesen Proceß, durch ihn erst haben die Geschwornengerichte in Preußen das Bürgerrecht gewonnen. Durch die Macht der Oeffentlichkeit haben die schlechten Auswüchse des preußischen Beamtenthums und die ultraconservative Partei einen Schlag erhalten, von dem sie sich schwerlich wieder erholen werden. Das Volk hat Verehrung vor seinen Richtern und seinem Recht aus dem Sitzungssaal nach Haus getragen und den frivolen, maßlosen Treiben des Berliner Völkchens war die große Verhandlung, welche im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit geführt wurde, eine wahrhafte Kur, deren Vortheil sich in der nächsten Zukunft auch für den Staat zeigen muß. Ein freier

intelligenter Richterstand, ein Volk, welches vor dem Gesetz Achtung und Scheu hat, das sind zwei Pfeiler des Staates, deren Kräftigung wir zunächst ersehnen müssen und jetzt hoffen dürfen.

Ueber Ohm, den kläglichen Schelm und seinen Verführer, Gödsche, ist wenig mehr zu sagen; wir dürfen nicht wünschen, daß der letztere die Mitschuld an der Fälschung der d'Ester'schen Briefe trage, wir sind überzeugt, daß wenn er derselben überwiesen wird, die Geschwornen ihn nicht mit sentimentalem Mitleid behandeln werden. Wohl aber fordert die Stimmung des Berliner Publikums zu einer Bemerkung heraus. Wie tugendhaft ist auf einmal die Demokratie von 1848 und wie streng tugendhaft ist auch das Berliner Publikum geworden. Alle Behauptungen, daß eine demokratische Verschwörung gegen den Staat stattgefunden habe, sind auf einmal aus der Luft gegriffen, Ohm hat sie erfunden, die neue Preußische hat sie dem Hinkeldey, und Hinkeldey hat sie den Ministern hinterbracht. Ohm und die Preußische sind Schuld an dem Belagerungszustande, an dem Renommé der Demokratie u. s. w. Das ist zu viel Tugend und Unschuld gegenüber den Aufständen im westlichen Deutschland, der Beraubung des Zeughauses, dem Abend vor dem Schauspielhause und dem wüsten Treiben auf den Straßen Berlins, vor Allem gegenüber der notorischen Unwürdigkeit der meisten Demokratenhäuptlinge. Wir glauben weder, daß die Organisation der Demokratie so vollkommen gewesen sei, als von ihren Gegnern dargestellt wird, noch daß die Verschwörungspraxis der Berliner Demokratenführer jene Virtuosität und Energie erreicht habe, welche wir an den Süddeutschen bewundern, aber daß in Briefen und Reden eine Menge von wüsten, verbrecherischen Plänen und Anschlägen verfertigt wurden, daß eine sehr große und sehr abgeschmackte Correspondenz voll von „hochverrätherischen" Dingen zwischen Berlin und andern hoffnungsvollen Städten hin und herlief, soll man doch willig zugeben; vielleicht auch zugeben, daß sich grade die Pläne der Berliner Helden durch ungeheuern Leichtsinn, durch ungeschickte Selbstüberschätzung und jede Art von Abenteuerlichkeit auszeichneten. — Denn dies liegt eben so sehr im Wesen des Berlinerthums, als der Umstand, daß dieselben Pläne zur Zeit der Ausführung schneller und vollständiger in ihrer Nichtigkeit erkannt wurden, als irgend wo anders. All dies elende und jammervolle Treiben, durch welches wir Alle so sehr gelitten haben, soll man aus dem Jahre 48 nicht wegstreichen, es war die Schattenseite einer kritischen Zeit, der wir trotz alledem das Prädikat einer großen nicht verweigern dürfen. — Sehr beschämend aber für uns Deutsche ist der Umstand, daß wir uns noch jetzt vor den Gespenstern dieser Vergangenheit wie erschreckte Kinder fürchten. Die gegenwärtige preußische Regierung hat gerade das nicht gethan, was in der That ein Zeichen von Größe und Kraft gewesen wäre, sie hat für die Verirrungen des vorigen Jahres noch kein königliches Gnadenwort, keine Amnestie gefunden. Man kann darüber uneinig sein, wie weit eine solche Amnestie auszudehnen gewesen

wäre, eine Gewissenspflicht des Ministeriums aber war, wenigstens alle die politischen Sünden niederzuschlagen, welcher bis zur Auflösung der zweiten Kammer begangen worden sind und nicht zu gemeinen Criminalverbrechen, Raub und Plünderung geführt haben. War doch im vorigen Jahr Alles im Taumel. Jener königliche Ritt durch die Berliner Straßen, bei welchem Stieber die dreifarbige Fahne vortrug, hat ja die demokratischen Straßendemonstrationen selbst eingeleitet und in den höchsten Regionen des preußischen Staates haben die verschiedenartigsten Theorien und Pläne über Preußens und Deutschlands Wiedergeburt nicht weniger Schrecken, Verwirrung und ungeschickte Maßregeln verursacht, als in den Köpfen der Berliner Parlamentshelden und Proletarier; wenn die Könige phantasiren, rasen die Völker, und die Majestät von Preußen ist an der radikalen preußischen Confusion von 48 mehr Schuld, als die Schelme der neuen preußischen Zeitung an dem Belagerungszustand Berlins. — Wenn nun jetzt, wo wir wieder zu Besinnung und Nüchternheit gekommen sind, wo das Gesetz seine Schärfe wieder gewonnen hat, die Vergehungen und Uebertreibungen des vorigen Jahres auf die Bank der Angeklagten gesetzt und nach altem preußischem Recht verurtheilt werden, so ist eine sehr peinliche Empfindung nicht zu verwinden. Der Staatsanwalt muß anklagen und der Richter muß verurtheilen, aber wir zürnen der Regierung, daß sie nicht die Weisheit hatte, solchen Spruch unmöglich zu machen.

Ziegler aus Brandenburg ist erst in diesen Tagen verurtheilt worden, weil er mit den Steuerverweigerern ging, und über manchem andern braven Mann schwebt noch dieselbe Gefahr, den Waldeck zwar haben sie freigesprochen, aber aus all diesen Processen, gleichviel, ob der Staatsanwalt oder der Vertheidiger siegt, wächst für die gegenwärtige Regierung nichts Gutes. Sie fachen den alten Haß wieder an, schüren den Argwohn, borniren die verschiedenen Parteien und erhalten die politischen Gegensätze von 1848, welche wir in der That bereits lange überwachsen haben. Die Demokratie von 1848 als Masse ist im Absterben, nicht weil die Wrangel und Brandenburg gegen dieselbe ausgezogen sind, sondern weil sie durchaus nicht in den gemüthlichen und pecuniären Interessen der Nation wurzelt; es kommt jetzt nur darauf an, die vielen ehrlichen und talentvollen Männer, welche sich mit ihr verbunden hatten, für unsere Zukunft zu gewinnen, ihnen den Uebergang in das neue Parteileben, welches auf den realen Interessen der Völker und Einzelnen aufzuleben anfängt, zu erleichtern, nicht unmöglich zu machen. Das hat die preußische Regierung bis jetzt nicht verstanden, und wenn die Regierungsorgane zuweilen heftig darüber klagten, daß die Parteien sich zum Schaden des Vaterlandes bornirten, z. B. vor Auflösung der 2. Kammer, so wälzen wir die Schuld der Regierung auf: sie selbst hat das Absterben der alten Demokratie verzögert dadurch, daß sie die Einzelnen durch Gesetze verfolgen und bestrafen ließ, welche den gehässigen Anschein hatten, eine Parteiwaffe, das Werkzeug der Rache zu sein. Es ist endlich Zeit, durch ein königliches Wort

alle diese Differenzen und Gegensätze zu beenden, und dies Wort kann in keiner andern Form erscheinen, als in der einer Amnestie. — Wenigstens Hr. v. Manteuffel, der Vorstand des Ministeriums, muß einsehen, daß die Krone der Wirkung des Waldeck'schen Prozesses, welche sehr demokratischer Natur war, einen höhern Effect gegenüberzustellen hat, welcher die Gemüther der Berliner in's Loyale herüberzieht und dieser gute Effect heißt: eine Amnestie für politische Vergehungen. Sie wäre eben so klug, als weise: den Berlinern zum Trost aber sei gesagt, daß sie keinenfalls den Burschen Ohm seiner Strafe entziehn wird.

Görgey und seine Kopfwunde.

Von einem Honved.

Die Unthätigkeit der ungarischen Armee nach dem Rückzuge, oder eigentlich nach der debandirten Retraite der Oestreicher von Ofen nach Preßburg erregte damals bei den kriegskundigen Honveds arges Bedenken. Die Straße nach der kaiserlichen Residenz war offen und die dortige Bevölkerung — so hoffte man — harrte darauf, mit Hilfe der siegenden Magyaren sich von den Helden der Belagerung zu befreien. Statt diesen Weg mit den begeisterten Schaaren einzuschlagen, zog Görgey die Kerntruppen von Komorn herab in's Land, um die unnütze Ofner Festung zu berennen. Der Kriegsrath Weldens hat seine Talentlosigkeit damit erwiesen, daß er eine tapfere Besatzung dem gewissen Untergange weihte, denn Hentzi konnte unmöglich diesen Ort halten; die Beschießung Pesth's war ein nie zu billigender Act, denn je größer die angerichtete Verwüstung sich zeigte, desto eifriger mußten die ungarischen Führer bedacht sein, das mit seinen Geschützen drohende Festungswerk in Besitz zu nehmen. Hentzi focht und starb als tapferer Soldat, allein sein ganzes Verfahren zeigt den beschränkten Kanonier. Görgey schickte ein Bataillon nach dem andern gegen die Bresche, und wußte wohl, daß nach dem Opfer von ein paar tausend Mann die Besatzung sich ergeben mußte; ruhig und des Erfolges sicher schritt er, die Kampagnekappe auf dem kurzgeschorenen Haare, auf und ab nächst dem Schwabenberge, bis das Eindringen in die Straßen Ofens gemeldet wurde.

Die Verzögerung in den Operationen der ungarischen Armee durch dieses Mauernstürmen scheint damals Görgey erwünscht gewesen zu sein. Die Scene bei Világos war längst vorbedacht, und eine Vorrückung gegen Oestreich, in das Herz des Gegners, lag nicht im Plane Görgey's. Er genoß den Ruhm eines Festungeroberers, ermöglichte den Einzug des Parlaments in die Hauptstadt des Landes, erhielt die höchsten Auszeichnungen der Interims-Regierung, und mit der Popularität verband sich das Ansehn im Heere, so daß Görgey die Zügel des Reiches in seinen Händen hatte. Allein die Macht und Beliebtheit des angebeteten Kossuth war dennoch größer, und klug zog sich Görgey in die Wälle Komorns zurück, als alleiniger Gebieter über 50,000 Bayonnette und 300 Geschütze.

Görgey's Gesinnung blieb aber nicht verdeckt. Die Offiziere murrten über das gefahrbringende Stillstehen, wodurch die östreichische Armee Zeit gewann, ihre Trümmer bei Preßburg unter dem Schutze des Schloßcastells zu sammeln. Die Zwistigkeiten

zwischen den erfahrenen polnischen Generälen und den übermüthigen magyarischen wurden geschürt und besonders von Görgey unterhalten, der hiedurch das Vorrücken gegen die schlesisch-polnische Grenze vereitelte. Aber abgeschnitten von jeder authentischen Mittheilung mußte das Heer seinem Führer vertrauen, dessen Protest gegen den 14. April allgemein gebilligt wurde. Die Thronentsetzung wurde in der ganzen Armee als eine Farce gemißbilligt, und verursachte, daß das Mißtrauen gegen Görgey aus Scheu gegen die unheilvollen Beschlüsse in Debreczin verschwunden war. In nichtsentscheidenden Scharmützeln an der Waag vertändelte er die Zeit, und ließ die russischen Armeekorps den in Waggons heranziehen. Alle Anfragen und Rücksprachen wurden barsch abgewiesen; der General hüllte sich in diplomatisches Dunkel.

Als man ihn fragte, was er für einen Plan habe, antwortete er: wenn mein Kopf meine Pläne genau wüßte, so ließe ich ihn abhauen aus Furcht, er könnte im Schlafe Etwas verrathen.

Die Sommermonate kamen und mit dem Korn auf den Feldern wuchs der Streit und Zwiespalt zwischen dem Gouverneur und Kommandanten des 3. Armeecorps an der obern Donau. Ende Juni wußte man in Pesth bei der Regierung nicht, wo Görgey stehe, und die Adjutanten fuhren und ritten bald am rechten bald am linken Donauufer, um das Heer zu suchen. Die Regierung flüchtete nach Zegedin, weil die Hauptstadt ganz ohne Bedeckung war, und Görgey alle Ordonnanzen unbeantwortet ließ. Man wußte in Pesth nicht einmal, ob Komorn noch im Besitz der Ungarn sei, und nur gerüchtweise hörte man, daß bei Acs eine Schlacht vorgefallen wäre.

Görgey besitzt so viel Talent, daß er damals schon seinen unverbesserlichen Fehler einsehen mußte; er war müssig stehengeblieben, und ließ seine Armee und die Festung umzingeln. Ging er auch mit dem Gedanken um, die Waffen zu strecken, so war er doch zu magyarisch stolz, sich dazu zwingen zu lassen. Er versuchte am rechten Ufer durchzubrechen, und an den Plattensee zu gelangen. Alle Kräfte wurden aufgeboten, und sein Feldherrnblick hätte mit den muthigen Truppen das Ziel erreicht, wenn nicht Paniutine dem Dreinhauer Haynau geholfen hätte.

Görgey wurde noch trübsinniger und verschlossener, besonders da ihm das Geflüster der Offiziere: Görgey fällt ab, Görgey ist ein Verräther, nicht unbekannt bleiben konnte; im ganzen Lager raunte man sich es in die Ohren, und sogar im Quartier der Stabskanzlei, welches sich in einem ausgebrannten Hause zu O-Szöny befand, wurde schon davon gesprochen. Desto unfreundlicher, mürrischer und trotziger wurde Görgeys Benehmen, und diesem, nicht einem Kampfe oder dem Schlachtengewühl, verdankt Görgey seine Kopfwunde, welche seit jener Zeit eine so große Popularität gewann. Mit verbundenem Kopfe rückte er später nach Waizen und machte den glorreichen Rückzug bis Temeswar, mit verbundenem Kopfe überreichte er an Rüdiger seinen Degen bei Vilagos, mit verbundenem Kopfe speiste er an der Tafel des russischen Generals, mit verbundenem Kopfe wurde er durch Galizien und auf der Eisenbahn durch Wien nach Klagenfurt transportirt, und erst als der Kopf Batthyanyi's fiel, fiel die Binde von Görgeys verwundetem Kopfe!

Hören wir die Veranlassung dieser Wunde.

In den Szönyer Schanzen lagerte das ermüdete Heer; es hatte glänzend gefochten in den letzten Junitagen, aber noch heißere Schlachten standen in Aussicht und Jeder wußte, daß seine Tage gezählt seien.

Eine Compagnie Infanterie, früher zu Dom Miguels Regiment gehörig, stand in Reih und Glied, Görgeys Anordnung erwartend; es gab keine bravern Soldaten in

der ganzen ungarischen Armee, als diese trefflich exercirte, todesmuthige Truppe, welche vom Hauptmann Knaus befehligt wurde.

Ein Major aus Görgeys Stab sprengt heran, aber statt die Ordre des Commandanten an den Hauptmann auszurichten, ruft er den Soldaten zu: Mit áltok it takuyosok! was steht Ihr da, Ihr Lumpenpack. (Rotzkerle)

Hauptmann Knaus trat sogleich hervor und verwies dem Major die Schmähung und Beschimpfung. Hier stehen brave Soldaten, sagte er, und zwar von Dom Miguel Infanterie, und die hätten gar nicht Noth, solche Schmach zu dulden.

Vielleicht daß diese Berufung auf die früheren Verhältnisse den magyarischen Major reizte, die Discussion wurde heftig zwischen beiden Offizieren und fluchend ritt Letzterer davon.

Schon nach wenigen Minuten kam Görgey heran und frug in deutscher Sprache: Wo ist der Hund?

Der begleitende Major wies mit der Hand auf Knaus.

Görgey ritt zornentbrannt auf ihn los und hieb mit dem Degen nach dem Hauptmann, daß er besinnungslos mit einer tiefen Kopfwunde zusammensank. — Der General und seine Suite entfernten sich im Galopp.

Hauptmann Knaus war nicht blos ein von seiner Mannschaft geliebter Offizier, sondern ein von Allen, die ihn kannten, geachteter Mann, man war daher auf eine eclatante Satisfaction gefaßt, die auch nicht ausgeblieben wäre, wenn die Ereignisse Zeit gelassen hätten. Aber das gekränkte Ehrgefühl der Soldaten suchte nach Gelegenheit, sich zu rächen, und sonderbarerweise übernahm ein Husar das Amt der Vergeltung. In solchen Momenten zeigte sich in der Armee der Ungarn, wo die Disciplin streng aufrecht gehalten wurde, was selbst der so schmähende Gegner gestehen muß, der Mangel jener Erfurcht und Scheu, welche die geordneten Autoritäten genießen. Trotz der Anhänglichkeit und Liebe zu Görgey äußerten sich die ehemaligen kaiserlichen Soldaten in ihrer Erbitterung wegwerfend über den improvisirten Marschall. Nur durch diese Anschauung ist das folgende erklärbar.

Wie in jeder Schlacht trug Görgey bei OSzöny eine scharlachrothe Jacke. Sei es, daß er bemerkte, die Kugeln der Oestreicher fielen häufiger auf den Platz, wo er sich jedesmal befand, er entfernte sich aus dem Gefechte und kehrte erst später, in den Reitermantel gehüllt, zurück.

Roh auffahrend tadelte er einen Husaren und holte nach löblicher Gewohnheit mit dem Degen gegen ihn aus; der Husar sprang einen Schritt zurück, schwang den Säbel und hieb nach dem Kopfe des Gegners.

Daher die Kopfwunde Görgeys.

Als gleich darauf Gericht gehalten wurde über den Husaren, wurde er mit einem gelinden Verweis bestraft, denn er gab vor, den General nicht gekannt zu haben. Der gemeine Reitermantel und die gewöhnliche Campagnekappe habe ihn glauben lassen, es sei ein Kamerad, der zu viel getrunken hatte.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

Die Noten zwischen Oestreich und Preußen.

Was klagen die Leute, daß unsere Gegenwart frostig, nüchtern und prosaisch sei? Noch gibt es seltsame, wundersame Dichtungen, man muß sie nur nicht im Volke suchen, sondern in den Kabinetten, nicht in Versen, sondern in den ungereimten Ergüssen diplomatischer Weisheit. Wenn jetzt Einer unter uns träte und ernsthaft behauptete, die Jahre 48 und 49 seien gar nicht dagewesen, es habe kein Parlament in Frankfurt gegeben, keinen Reichstag in Kremsier, keine Verfassungen vom 4. März und keine vom 26. Mai, keine Ströme von Menschenblut, keinen Haß der Völker, keine Trennung der Staaten, das Alles sei gar nicht, oder doch jedenfalls ein Nichts gewesen, den würden wir als einen zweiten Kaspar Hauser betrachten und mitleidig einstecken, damit seine unschuldige Seele nicht untergehe in unserer gemeinen Wirklichkeit. Wohl, ein solch kleiner Caspar Hauser ist das Kabinet Schwarzenberg, welches jetzt mit treuherziger Naivetät gegen Preußen und den Bundesstaat, gegen die Jahre 48 und 49 Front macht.

In einem offiziellen Schreiben an den k. k. Gesandten in Berlin, dessen Inhalt für Preußen und uns, das Publikum, bestimmt ist, schlägt es zuerst erstaunt die weißen aristokratischen Händchen zusammen und ruft befremdet: „Was hat dieser Mann, der Bodelschwingh, im Verwaltungsrath am 17. October gesagt? Der gute alte Bund, die alte Verfassung seien todt, sie leben nur noch in Rechten und Pflichten der einzelnen Staaten? Wie so? Wir glauben das nicht, wir bestreiten das. Und wenn ihr uns nicht zuschwört, daß auch ihr annehmt, er lebe noch, so wird das kaiserliche Oestreich einen Protest einlegen gegen euren neuen Bundesstaat; der Protest liegt schon parat." — Ganz wie ein in die Welt geschneiter, unschuldiger Caspar Hauser. Wir sehen Sie vor uns, liebe Durchlaucht Schwarzenberg, ein Schäferhütchen mit flatternden Bändern auf dem Kopf, das leichte Röckchen aufgeschürzt, direkt aus Arkadien kommend, oder irgendwoher, wo man keine Weltgeschichte kennt, kein Blutvergießen, nichts als tiefen Frieden und kindlichen Schlummer. — Was Preußen darauf geantwortet, nachher, zuerst einige Worte über die Politik des conservativen Fürsten. Er hat so wenig gethan, was gute

Laune in Oestreich hervorrufen kann, daß er wenigstens dankbar sein muß, wenn sie ihm irgendwo entgegenkommt.

Wir kennen ihn, diesen Fürsten. Seit der Zeit, wo ihn glatte Glacehandschuh glücklich machten, über seine ruhmvolle Thätigkeit als Gesandter, bis zu seinem Zusammenwirken mit dem armen Stadion, über die Auflösung des Reichstags und das russische Bündniß bis zu seinem letzten Protest gegen die Union. Immer derselbe schwache, rathlose, intriguante Sclave des Zufalls und der Verhältnisse, zu engherzig für eine große Politik, zu kurzsichtig für eine schlaue, störrisch und hartnäckig nur in seinen Vorurtheilen, versteht er, wie die übrigen unglücklichen Söhne der alten Diplomatenschule Oestreichs nur aus einer Verlegenheit in die andere zu gerathen, und durch ein rücksichtsloses Ergreifen des ersten besten Rettungsmittels die alten Gefahren mit neuen zu vertauschen. Nur schlau in Kleinigkeiten, ist er plump in großen Dingen; wo das Conspiriren im Salon, das Einwirken durch Unterröcke und Connexionen aufhören muß, wird er rathlos. So ist er in der That nur das Aushängeschild des Ministeriums, und so lange Stadions geschwächte Nerven die ungeheure Spannung aushielten, war noch ein ehrlicher Wille, wenn auch ein beschränkter, in der leitenden Macht des Kaiserstaats zu erkennen. Jetzt aber, wo die Schmerling, die Bach eine größere Schlauheit, aber keine größere Kraft mit den fürstlichen Talenten verbunden haben, ist das Auftreten des Kabinets so geworden, daß der Oestreicher von Selbstgefühl einen tiefen Schmerz, der Deutsche seinen Widerwillen und ein noch schlimmeres Gefühl zurückzuhalten keine Ursache hat.

Vieles Unrechte und Ungeschickte hat das Ministerium begangen; daß die Zukunft Oestreichs trotz den Siegen und Füsilladen durch die Generale, trotz den Constitutionen, den Justizreformen, den großen Anstrengungen Geld zu schaffen, eine so trostlose, unheilschwangere wurde, das ist zum großen Theil Schuld dieses Ministeriums, eine Schuld der perfiden, kurzsichtigen Politik, welche Gesetze gibt, um sie zu brechen, in der Noth streichelt, um im Siege zu kratzen, oft freilich eine Schuld, welche sie nicht als besonnene zurechnungsfähige Männer begangen haben, sondern als Schwächlinge, welche durch die Macht der Verhältnisse von einem Unrecht zum andern fortgerissen wurden. Nichts aber, was das Ministerium bis jetzt gethan hat, war so ungeschickt und plump, als die letzte Zärtlichkeit, welche dasselbe für den alten Bund an den Tag gelegt hat.

Wenn es gegen seine Kinder dort draußen, gegen die Rothmäntel, Slovaken, Ruthenen von einer Ansicht zur entgegengesetzten überspringt, ihnen irgend eine Hoffnung macht, oder ein Versprechen gibt, mit der stillen Absicht, das Wort nicht in die That umzusetzen, so mag es zusehen, wie lange die gläubige Unwissenheit ihm vertraut; wenn es aber einem Volk gegenüber, welches mit Bewußtsein handelt, dasselbe Manövre versucht, so verdient es dafür alles Andere eher, als

ein Lob seiner Klugheit. Mit welcher Stirn wagt das Kabinet Schwarzenberg der Union gegenüber auf den alten Bund zu pochen, während Oestreich sich selbst, zuerst, sehr auffällig und unfreundlich schon im Sommer 48 von dem deutschen Bund losgesagt hat, während sich dasselbe Kabinet durch sein eigenes Programm und seine von ihm selbst octroyirte Verfassung von der alten Bundesverfassung losgesagt hat? In der ungeschickten Note vom 12. November behauptet das Ministerium, der alte Bund habe auch im Jahre 48 mit allen Rechten und Pflichten der Bundesmitglieder fortbestanden und die provisorische Centralgewalt sei nur die veränderte Form des gemeinsamen Bundesorgans gewesen. Nun denn, wie hat Oestreich seine Bundespflichten gegen das Reichsministerium erfüllt? Hat es je seinen Anordnungen Gehorsam, auch nur Beachtung geschenkt? Hat es damals seine Beiträge, wo sie von der Centralgewalt gefordert wurden, zur „Bundeskasse" bezahlt? Hat es seine Beiträge zur Flotte gezahlt, welche das „veränderte Organ des gemeinsamen Bundes" von ihm erbat? Ja noch mehr, hat es selbst in den Fällen, wo der alte Bund wirklich etwas zu bedeuten hatte, bei den Veränderungen in seiner Militärorganisation, dem Organ verfassungsmäßige Anzeige gemacht? Hat es sich bei seinen Kriegen in Ungarn und Italien irgend um den „Bund" gekümmert, wäre es auch nur durch eine höfliche Notification gewesen? Ja noch mehr, das „veränderte Organ des gemeinsamen Bundes" führte damals einen Krieg mit Dänemark, wo Tausende von Bundessöhnen für eine Bundessache starben, welchen Theil hat wohl Oestreich an dem Kriege genommen? Es hat den König von Dänemark, den damaligen Kriegsfeind des fortbestehenden Bundes gerade damals seiner Freundschaft und Zuneigung versichert, es hat sich gerade damals einen dänischen Seeoffizier zur Restauration seiner zerfallenen Flotte ausgebeten. — Wahrlich, diese Rücksichtslosigkeit verdiente schon damals, wo Oestreich sich eigenmächtig und hochmüthig von den deutschen Angelegenheiten isolirt hatte und so angesehen sein wollte, eine ernste Rüge; wie kann man das jetzt nennen? Es gibt auch für Regierungen Etwas von dem, was man im Privatleben Ehre nennt, und nicht nur der Einzelne kann seine Ehre verlieren. — Aber weiter: Oestreich hatte sich faktisch losgelöst von den Pflichten eines Bundesgliedes, da kam der treuherzige Minister, welcher jetzt für den alten Bund schwärmt, und erklärte dies auch ausdrücklich. In dem Antritts-Programm des Ministeriums Schwarzenberg ist deutlich und mit Emphase Folgendes ausgesprochen: Erst wenn das verjüngte Oestreich und das verjüngte Deutschland zu neuen und festen Formen gelangt sind, wird es möglich sein, ihre beiderseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen. Das ist deutlich genug, ja und auch männlich und ehrlich gesprochen. Freilich verspricht das Ministerium gleich dahinter, bis zur Ordnung der schwebenden Verhältnisse seine Bundespflicht zu erfüllen, was es seit einem halben Jahr nicht mehr gethan hatte und

auch später nicht zu thun willens war. — Und gleich darauf folgt der Satz: In allen äußern Beziehungen des Reiches werden wir die Interessen und Würde Oestreichs zu wahren wissen und keinerlei beirrenden Einfluß von Außen auf die unabhängige Gestaltung unserer innern Verhältnisse zulassen.

Das ist sehr deutlich gesprochen, und heißt speciell ausgedrückt: wir werden uns weder bei unserer Militäreintheilung, noch bei irgend einem Zweige unserer Gesetzgebung, noch bei der innern Organisation des Kaiserstaats um das „veränderte Organ" kümmern. — Jetzt möge Se. Durchlaucht wählen, entweder hat sie in diesem Programm mit kühner Ueberlegung die Völker Oestreichs und die Welt betrogen, oder sie lügt und täuscht jetzt. Mein Lord zuckt die Achseln, es kommt ihm gar nicht darauf an, seine feierliche Verheißung für eine unüberlegte Aeußerung zu erklären, die Verhältnisse sind seitdem andere geworden. Sind sie das? Im Gegentheil, er hat nicht nur in diesem Sinne gesprochen, sein Kabinet hat bis zu diesem Tage auch darnach gehandelt, noch mehr, es läßt sich beweisen, daß es gerade nur in dem Punkte Consequenz gezeigt hat, Oestreich gründlich und vollständig von den alten Bundesverbindungen loszulösen. Fürst Schwarzenberg hat die Verfassung vom 4. März octroyirt. Durch diese Verfassung und die militärischen und administrativen Verordnungen, welche ihr folgten, ist jede, jede Verbindung mit dem übrigen Deutschland, wie sie die alte Bundesverfassung erhielt, nicht nur aufgehoben, sondern geradezu unmöglich geworden. Der Gegensatz zwischen östreichischen Bundeslanden und auswärtigen Staaten ist gänzlich aufgehoben, aufgehoben die östreichische Militäreintheilung des Bundescontingents, aufgehoben und selbstständig umgewandelt sogar auch die wenigen Gesetze, welche der Bund gegeben hatte, über die Presse, das literarische Eigenthum und das sehr wenige, was von den alten Rechten und Pflichten etwa noch als nützlich erhalten wurde, ist von dem östreichischen Kabinet consequent und richtig nur als Rest eines staatlichen Vertrags mit guten Nachbarn aufgefaßt worden. Es gibt nicht Vieles, was dies Ministerium nicht wagt, aber das wagt es doch noch nicht, seinen eigenen Staatsbürgern, unsern Nachbarn, den Czechen, gegenüber davon zu sprechen, daß Böhmen ein deutsches Bundesland geblieben ist, und die czechischen Recruten Soldaten des Bundescontingents. Allerdings ist auch die Verfassung vom 4. März eine gleißende Lüge geworden, und Oestreich factisch kein absoluter, sondern ein despotischer Staat, wo nicht das kaiserliche Gesetz herrscht, sondern die Willkür der Generale und einzelnen Beamten. So steht es in Oestreich, daß das Ministerium selbst nicht mehr die höchste regierende Behörde ist, sondern die militärischen Adjutanturen. Aber gegen Deutschland wenigstens hat Fürst Schwarzenberg noch eine Stimme und er benutzt sie, ein langes Schweigen brechend, dazu, beim ersten Wort durch eine Unwahrheit sich selbst, seine Worte und sein Thun Lügen

zu strafen. Gegen ein solches Ministerium, so baar aller Consequenz, so arm an Ehrlichkeit und männlichem Willen ziemt sich eine derbe und deutsche Sprache; wir bedauern, daß die preußische Regierung dieselbe so spät gefunden hat.

Die preußische Antwort auf diese erste östreichische Note interpretirt die bekannte Darstellung der Bundesverhältnisse von Bodelschwingh, weist schüchtern darauf hin, daß Oestreich ja selbst factisch sich vom alten Bund zurückgezogen habe, und gewinnt erst am Ende den Ton männlicher Ironie, indem sie die Bitte ausspricht, Oestreich möge doch seinerseits Vorschläge für Reorganisation des Bundes machen. Preußen weiß recht wohl, daß Oestreich das nicht kann, selbst wenn das Cabinet Schwarzenberg den Muth und Witz dazu hätte; das Wenige, was der Kaiserstaat von sich dem Bunde jetzt noch geben kann und darf, würde einen Schrei der Entrüstung nicht nur bei den deutschen Völkern, sondern auch bei einzelnen Cabinetten erregen, wenn es in einer Verfassung klar und bestimmt formulirt würde. Aber die preußische Regierung ist nicht ganz ohne Schuld an der östreichischen Note. In ihren Verhandlungen um das Interim hat sie offenbar die Interpretation der Bundesverhältnisse, wie sie Oestreich am angenehmsten war, zu nachsichtig gelten lassen, sie hat wenigstens vermieden, die Ungiltigkeit der alten Bundesverfassung kräftig zu behaupten. So hoffte sie Zeit und Luft für die junge Union zu gewinnen. Das rächt sich jetzt. Doch durch das männliche Auftreten der 2ten Kammer in der deutschen Frage (67te Sitzung) ist dieser Mangel an Energie wenigstens für die öffentliche Meinung wieder gut gemacht.

Auf die Antwort Preußens erschien eine zweite Note Oestreichs direct an das Berliner Cabinet, ungefähr desselben Inhalts, wie die frühere, doch war am Schluß die Verstärkung zugefügt: falls der projectirte Bundesstaat irgend eine Unordnung in Deutschland hervorrufen sollte, werde Oestreich mit Truppen interveniren, worauf die preußische Regierung antwortete: sie sei stark genug, im Terrain des Bundesstaats Ruhestörungen zu verhindern, und habe das bereits bewiesen, als die östreichische Regierung keine Zeit dazu hatte. So ist der Notenkrieg eingeleitet, wir sind unbesorgt über seinen Ausgang, wir kennen Sr. Durchlaucht Politik: Anmaßung gegen die Schwäche und Mangel an Selbstgefühl gegen die Stärke.

Jetzt endlich reisen die Mitglieder der Interimscommission nach Frankfurt. Dort wird klar werden, was lange kein Geheimniß war, daß es für Oestreich wie für Preußen unmöglich ist, den alten Bund zu reorganisiren, daß es nur wenige Paragraphen der Bundesacte gibt, welche für das jetzige Oestreich noch passen, selbst wenn es möglich wäre, die Strömung des deutschen Lebens in das alte enge Bett zurückzuführen. Die Interimsbehörde wird im besten Fall nichts anderes sein, als eine Commission um die Verhältnisse Oestreichs zu den deutschen

Staaten auseinanderzusetzen, die nothwendige Trennung zu reguliren, und vielleicht neue internationale Verträge anzubahnen. Im schlimmeren Fall wird sie keine Versöhnung der divergirenden Interessen herbeiführen und dann wird entweder die Gewalt entscheiden, welche wir troz den 600,000 Soldaten, welche nach den offiziellen östreichischen Blättern vorhanden sind oder den 250,000 Bayonetten welche das Cabinet Schwarzenberg im besten Fall, mit größter Anstrengung wirklich disponibel machen kann, gar nicht fürchten; oder es wird ein Zustand schlechter Unentschiedenheit verlängert werden, welcher für den neuen Bundesstaat nicht unbedingt schädlich sein mag. Der schlimmste Fall, daß die preußischen Interessen in die Hände eines elenden Ministeriums kommen könnten, welches Deutschland an ein Cabinet Schwarzenberg verräth, ist sehr unwahrscheinlich. Träte aber dieser Fall ein, so würde es einen Fürsten geben, der mit dem Fluch der deutschen Völker und seines eigenen Hauses in ein ruhmloses Grab sänke.

So aber steht es in Preußen nicht. Was man auch dem diplomatischen Ungeschick Preußens nachsagen möge, es steht in Preußen über allen Differenzen zwischen den Stimmungen der Krone und des Volkes doch Manches fest: ein männliches, ehrliches Verhältniß zwischen Fürsten und Volk; bei dem Fürsten Achtung vor dem Bedürfniß und ausgesprochenen Willen des Volkes, und bei den Völkern das warme Gefühl, daß ihr Souverain ihnen angehört, und daß ihre Ehre und ihres Königs Ehre eins sind. —

Aus Schleswig-Holstein.

Ein belebtes Ansehen hat jetzt die Festung Rendsburg, die beim Beginn des Freiheitskampfes eine so bedeutende Rolle spielte. Ein großer Theil des schleswig-holsteinschen Heeres, das sich nach den Waffenstillstandsbedingungen ganz aus Schleswig zurückziehen mußte, garnisonirt hier. Stattliche Truppen, die sich mit den besten, die Deutschland besitzt, kühn vergleichen können; ein frischer kräftiger Geist, sehr strenge Disciplin, ohne jedes Kamaschenthum. Es ist eine Freude, dies kleine, wackere Heer zu sehen, welches seine Tüchtigkeit schon in heißem Kampf gezeigt hat. Besonders das Offiziercorps desselben enthält viel treffliche Elemente, erfahrene, gebildete Männer, wie man sie nicht in allen unseren deutschen Contingenten allzuhäufig findet. Von militärischem Dünkel, übermüthigem Kastengeist keine Spur; daher auch überall das beste Einvernehmen mit allen übrigen Ständen stattfindet. Die Bekleidung derselben gleicht fast ganz der preußischen, sie ist zweckmäßig und dem Auge wohlgefällig. Auch sonst sind die preußischen Militäreinrichtungen, die sich so gut bewährt haben, nachgebildet und man kann die schleswig-holsteinsche Armee als eine Tochter der preußischen betrachten. All das Gute der Mutter hat sie angenommen, einzelne Schroffheiten aber glücklich vermieden. Großes Verdienst haben bei der Organisation derselben der wackere General v. Bonin und seine thätigen Gehilfen, der Oberst v. St. Paul und der Hauptmann v. Delius, die beide in diesem Sommer den Heldentod fanden. Die Stärke des Heeres ist jetzt auf dem Kriegsfuß von 34,000 Mann mit 96 Geschützen, ein Beweis, welche Anstrengung das kleine Land gemacht hat. In allen Abtheilungen der schleswig-holsteinschen Armee lebt der eifrigste Wunsch nach neuem Kampf und man hofft, daß derselbe noch im Lauf dieses Winters wieder beginnen werde. Ohne fremde durch eigene Hilfe will man den Krieg ausfechten. Verhindert Deutschland nur, daß Dänemark von fremden Staaten unterstützt wird, so wollen wir allein schon mit demselben fertig werden. Soldaten steht solche Rede unter allen Umständen gut. Vor der Hilfe anderer deutscher Kontingente hat man jetzt überall gehörigen Widerwillen. Nicht als wenn man die Soldaten als tapfere Waffenbrüder verschmähte, aber die vielen diplomatischen Rücksichten, das Zaudersystem, die heimlichen Intriguen aller Art, die mit denselben wieder einziehen würden, haßt man und will man um jeden Preis vermeiden. Zweimal hat man Truppen aus allen möglichen Theilen Deutschlands gehabt und nichts mit denselben ausrichten dürfen, das dritte Mal will man versuchen, ob es nicht mit eigenen Kräften besser glückt. Wenn auch die Dänen am Meisten fürchten, allein mit der schleswig-holsteinschen Armee kämpfen zu müssen, welche man bis auf 40,000 Mann

bringen will, so ist das ganz natürlich, denn in diesem Falle wird es ein furchtbarer Kampf, die letzte Schlappe bei Friedericia ist wieder auszuwetzen. In dem trefflich eingerichteten Arsenal zu Rendsburg herrscht eine große Thätigkeit. Kürzlich noch sind zwei Batterien aus demselben hervorgegangen, die es mit jeder Batterie in ganz Deutschland aufnehmen können.

Von den Offizieren der schleswig-holsteinschen Armee stehen noch viele und zwar namentlich höhere in preußischen Diensten; ein großer Thleil derselben ist in den schleswig-holsteinschen Dienst übergegangen. Jetzt freilich haben sie noch eine ebenso angenehme und ehrenvolle als pekuniär einträgliche Stellung, ob dieselbe aber für die Zukunft eben so sicher ist, wie die in Preußen aufgegebene, steht zu bezweifeln. Sonst sind noch einige frühere sächsische, hannöversche und mecklenburgische Offiziere in der schleswig-holsteinschen Armee. Der größte Theil besteht aus Schleswig-Holsteinern, zum Theil älteren Offizieren, die schon im Heere dienten, als Schleswig-Holstein noch unter dänischer Botmäßigkeit stand. Bei der starken Vermehrung des Heeres haben sie alle ein sehr gutes Avancement gehabt, und manche haben ihre Liebe zum Vaterland in den diesjährigen Kämpfen mit Wunden und Tod besiegelt, so der Oberst und Brigadier Sachau, der von der Pike an gedient hatte, und der Oberst und Brigadier, Graf Baudissin, welcher schwer verwundet ward. Unter den jüngern Offizieren sind mehrere ehemalige Heidelberger, Bonnenser, Kieler Studenten, die als Freiwillige in das Heer getreten, und in den verschiedenen Gefechten sich ihren Offiziersgrad erwarben, und andere Deutsche, die zuerst mit dem Freicorps in das Land kamen, später in das reguläre Heer traten, und sich durch ihr Betragen den Offiziersgrad erwarben.

Gleich hinter Rendsburg ist die schleswigsche Grenze und welcher Unterschied beginnt jetzt hier. In Holstein eine allgemein geachtete Statthalterschaft, deren Befehle den freudigsten Gehorsam finden, in Schleswig die verhaßte Landesverwaltung, der die Wenigsten gehorchen, wenn sie nicht durch militärische Executionen gezwungen werden. Schon in der Stadt Schleswig selbst, diesem hübschen freundlichen Orte mit dem seltenen Reichthum an schönen Mädchen, merkt man den jähen Wechsel. Zuerst fällt die Verschiedenheit in der Garnison auf. Die Stadt hat jetzt eine starke Besatzung von preußischen Truppen und keine angenehme Pflicht haben diese hier zu erfüllen. Sie sind die Vollstrecker der Maßregeln der sogenannten Landesverwaltung, die Werkzeuge des dänischen Regiments gegen deutsches Wesen. Wohl fühlen das die wackeren preußischen Soldaten. „Im vorigen Frühling da konnten wir die dänischen Rothröcke nach Herzenslust aus Schleswig heraushauen und das thaten wir, jetzt müssen wir hier die dänischen Gensdarmen spielen und die Leute nach dem Willen der verd...... Landesverwaltung in Flensburg plagen, das ist ein harter Befehl“ klagte uns mißmuthig ein Trupp braver Füsiliere vom 12 Regiment, echte Söhne der Altmark. „Wenn

es nach uns ginge, wir hälfen morgen wieder den Schleswig-Holsteinern und klopften auf die alten Dänen los, wo wir sie sähen, aber was hilft dies alles, die Herren von der Feder in Berlin haben unserm Fritz was eingeredet." — Wie ungern die preußischen Soldaten ohne Ausnahme diesen Polizeidienst, zu dem die Landesversammlung sie gebraucht, versehen, zeigen sie übrigens möglichst deutlich, singen bei jeder Gelegenheit, möglichst kräftig und begeistert: „Schleswig-Holstein meerumschlungen," sogar wenn es gilt dänischgesinnte Beamte zu eskortiren und diese vor dem Ausbruch des Volksunwillens zu schützen, was eine Hauptbeschäftigung der Soldaten ist. Auch die preußischen Oberoffiziere, namentlich der General v. Hahn, ein echt deutscher Mann, fühlen die zweideutige Stellung, die sie hier einnehmen müssen, schmerzlich und suchen dieselbe so viel an ihnen liegt, zu verbessern. Wie die Landesverwaltung überhaupt darnach strebt, alle Stellen, zumal die bei der Polizei mit dänischgesinnten Personen zu besetzen, so wollte sie auch nach Schleswig einen gewissen Baron Eggers als Polizeiminister senden. Dieser aber war vor einigen Jahren wegen Unterschlagung öffentlicher Gelder in Schleswig selbst schimpflich aus dem Dienst entlassen und war weiterer Strafe nur durch den Ausbruch der Unruhen, vor welchen er nach Kopenhagen flüchtete, befreit worden. Einen solchen Menschen wieder für eine solche einflußreiche Stelle zu bestimmen, war doch zu stark, und General Hahn, der zum Schutz desselben aufgefordert war, denn ohne Eskorte hätte Eggers sich keine Stunde in Schleswig aufhalten können, sandte noch in der Nacht eine Stafette nach Flensburg und protestirte kräftig gegen die Ankunft desselben: „Offenbare Betrüger zu schützen sei für preußische Waffen doch zu schmachvoll," ließ er sagen. In Folge dieser Weigerung mußte die Anstellung unterbleiben. Sonst freilich müssen die preußischen Truppen für die Landesverwaltung Befehle ausführen, die für ihr militärisches Gefühl sehr schmerzlich sein können. Dahin gehören besonders die Executionen gegen alle Ortschaften, welche die Befehle der Flensburger Herren nicht ausführen wollen. Da nun im ganzen südlichen Schleswig fast jedes Amt, jede Stadtbehörde nur gezwungen gehorcht, so ist dieser Dienst weder besonders angenehm noch ehrenvoll für die Preußen. Natürlich trägt sich das Gehässige solcher Aufträge unwillkürlich auf die unfreiwilligen Ausführer derselben über und gibt der Stellung der preußischen Truppen hier etwas Peinliches, Gezwungenes. Mit welchem freudigen Enthusiasmus wurden im vorigen Frühling die ersten preußischen Bataillone hier empfangen. Jetzt freilich kann man nicht leugnen, daß die große Mehrzahl der Bevölkerung den Abmarsch derselben sehr gerne sehen würde. Uebrigens ist man im Allgemeinen auch hier gerecht genug, dem bewiesenen Muth, der trefflichen Disciplin und der großen Gesittung des preußischen Heeres selbst, die verdiente Anerkennung zu zollen. Die Kosten der Executionen betreffend, so werden diese größtentheils gemeinschaftlich vom ganzen Lande durch freiwillige

Beiträge aufgebracht, die Stadt Husum z. B. die eine starke preußische Executionsmannschaft zu ernähren hat, erhielt in den letzten Tagen meiner Anwesenheit einen freiwilligen Beitrag von 1000 Thalern aus Holstein zu brüderlicher Hilfe. — Auch unser Eilwagen von Schleswig nach Flensburg ward von einer Eskorte preußischer Soldaten, die mitfuhren, gedeckt. Es galt die dänische Königskrone und den königlichen Namenszug auf dem Postwagen zu beschützen, denn das Volk im Schleswigschen ist wüthend darüber, daß man diese verhaßten Zeichen ihm schon jetzt, während des Waffenstillstandes, vor Augen führen will, und hat dieselben wiederholt abgerissen oder übermalt. So müssen die armen preußischen Soldaten jetzt ein Abzeichen beschützen, gegen das sie vor wenigen Monden noch zu Felde zogen.

In Flensburg liegt schwedische Besatzung. Ernste, stille Leute, die zwar etwas viel Branntwein trinken, sich aber anständig aufführen und keinen Grund zur Klage geben. Sie gehören dem „ungetheilten Heere" an, haben fast alle Frau und Kind zu Hause und ein kleines Besitzthum, von dem sie leben, und gingen gern möglichst bald nach Schweden zurück. Für die dänische Sache äußern sie nur sehr geringe Sympathien. Aber sonst sieht es schlecht hier in Flensburg aus für den deutschgesinnten Theil der hiesigen Bevölkerung. Mit geringen Ausnahmen ist der eigentliche Mittelstand deutsch, während mehrere reiche Kaufleute, die vorzüglich nach Dänemark handeln, dann die Hafenbevölkerung, viele Handarbeiter u. s. w. oft sogar fanatische Dänen sind. Viele eingewanderte Dänen und Jüten befinden sich übrigens unter dieser letzten Klasse. Man hat den dänischen Pöbel, der sich durch Haufen entlassener Kopenhagener Matrosen verstärkte, gegen die deutschen Einwohner, die sich durch Patriotismus hervorgethan hatten, aufgehetzt und diese waren täglich allerlei Roheiten ausgesetzt. Deutschgesinnte Bürger wurden auf offener Straße von dänischen Matrosen geprügelt, den Frauen, die durch ihre Pflege in deutschen Spitälern bekannt waren, wurden die Hüte abgerissen, oder ihnen ins Gesicht gespuckt, große Steine wurden des Abends an die Läden und Thüren der Häuser deutscher Bürger geworfen, kurz aller mögliche Unfug verübt. Sogar gegen die armen Kranken in den Hospitälern richtet sich dieser Zorn. Auch die Gräber der auf Flensburgs Kirchhof begrabenen deutschen Soldaten, die an ihren Wunden in den hiesigen Hospitälern verschieden, sind vor allerlei schändlichem Unfug nicht sicher, und die Blumen und andere freundliche Verzierungen, womit ein Kreis deutschgesinnter Frauen die Ruhestätten unserer Krieger geschmückt hat, sind von rohen Händen zerstört. Gegen alle solche Dinge gewährt der Polizeimeister Schrader, ein fanatisirter Däne, den die Landesverwaltung eingesetzt hat, nicht den mindesten Schutz, er scheint dieselben noch zu begünstigen. Wehe dem Unerfahrenen, der es wagen sollte, mit einer deutschen Kokarde in Flensburgs Gassen zu erscheinen, auf der Stelle würde er arretirt. Und wenn er als beurlaubter schleswig-holsteinscher Soldat die Eltern oder

Verwandten besuchen wollte, so wird er per Schub gleich einem gemeinen Verbrecher aus der Stadt transportirt. Hat man sich doch neulich sogar an einem armen Krüppel vergriffen, einem Baier, dem im schleswig-holsteinschen Heer das eine Bein bis zur Hüfte abgeschossen war, und der sich hier sein kümmerliches Brot durch Musikunterricht verdiente, nur weil man entdeckte, daß er noch eine alte, verblaßte deutsche Kokarde an seiner frühern Militärmütze zu tragen wagte. — Beurlaubte dänische Soldaten und Offiziere schwärmen dagegen zahlreich in Flensburg wie in ganz Nordschleswig umher, und dänische Kokarden kann man in Menge erblicken, ja dänische Offiziere haben sogar an mehrern Stellen der Küste schon Vermessungen unternommen.

Die Landesverwaltung in Flensburg ist die ungeschickteste und unpopulärste Regentschaft, welche je existirt hat. Bei der eigenthümlichen Zusammensetzung derselben darf man sich hierüber nicht wundern. Das englische Mitglied, Oberst Hodges, ist ein stolzer, schroffer Engländer, der kein Wort Deutsch versteht, die schleswig-holsteinischen Zustände nicht im Mindesten kennt und sich um ganz Schleswig so wenig bekümmert, wie eine Robbe um Seiltanzen. Der preußische Commissionär, Graf Eulenburg, soll früher ein tüchtiger Landrath gewesen sein und einen offenen, redlichen Charakter haben, Verdienste, die ihm hier durchaus nicht abgesprochen werden sollen; zu der sehr schwierigen Stellung, die er jetzt bekleidet, paßt er aber nicht, was er selbst fühlen mag, wenigstens soll er schon wiederholt um seine Abberufung gebeten haben. Er hat weder die nöthige rücksichtslose Energie, noch die zähe diplomatische Gewandtheit, welche hier nöthig wären, kennt auch die schleswig-holsteinischen Verhältnisse, die ihm früher ganz fremd waren, noch sehr wenig. Dazu soll ihn auch die preußische Partei der Kreuzzeitung, die darauf ausgeht, Preußen um allen Credit im übrigen Deutschland zu bringen, von vornherein gegen die schleswig-holsteinische Erhebung einzunehmen gesucht haben. So mußte er freilich wohl ein Werkzeug des dänischen Commissärs, Herrn v. Tillisch, werden, und seinen Namen zu Verfügungen hergeben, die einem Deutschen keine Freude machen. Herr v. Tillisch, ein schlauer, energischer und nicht sehr bedenklicher dänischer Patriot, genau mit allen Verhältnissen des Herzogthums Schleswig, in dem er lange als Beamter fungirt hat, bekannt, und von einer Menge dienstwilliger Kreaturen und Helfer umgeben, beherrscht daher die Landesverwaltung und Schleswig gänzlich. Daß man sich jetzt schon bestrebt, das Deutschthum auszurotten und das Land zu dänisiren, ist natürlich. Besonders auf Beamte, Prediger, Schullehrer, die sich durch deutschen Patriotismus hervorthaten, hat man es jetzt abgesehen und täglich fast erfolgen willkürliche Amtsentsetzungen derselben. Uebrigens werden diese entlassenen Beamten von ihren Collegen, besonders auch aus Holstein, so viel als möglich unterstützt, wie sich denn überhaupt der Gemeingeist und ein treues Zusammenhalten jetzt recht erfreulich zeigt. Das Unglück eint die Menschen oft weit besser als das Glück.

Einen jämmerlichen Eindruck machen die Düppler Schanzen in ihrer jetzigen Beschaffenheit. Als ich zuletzt an dieser Stelle stand, hatten die tapfern Sachsen und Baiern die Schanzen so eben in heißem Sturme genommen, und stolz flatterte das deutsche Banner auf denselben. Um uns wurden noch Verwundete fortgetragen, die Todten lagen noch umher, die Mühle am Fuße der Schanzen braunte, und das ganze blutige Elend des Krieges umgab uns, aber es war doch ein froher Augenblick; wir hatten gesiegt im ehrlichen Kampfe, den Dänen das letzte Bollwerk, das sie noch auf Deutschlands Erde besaßen, entrissen. Und jetzt sind die Schanzen, die uns so viel Blut gekostet, an deren Befestigung so wacker von allen möglichen deutschen Truppentheilen gearbeitet wurde, von den Dänen gänzlich zerstört, die deutsche Tricolore ist verbrannt, beschmutzt, zerrissen, aber auf der nahen Insel Alsen sieht man stolz die dänischen Farben in das Meer und die schneebedeckte Landschaft ragen. Verkleidete dänische Soldaten, die von Alsen herübergeschickt wurden, haben die Schanzen gegen Kriegsrecht und gegen die Bedingungen des Waffenstillstandes zerstört, welche Satisfaction hat Dänemark dafür gegeben? Was hat die preußische Regierung gethan, den Sinn und Wortlaut des Vertrages gegen diese Willkür zu schützen, jenes Vertrages, der nicht so übermäßig ruhmvoll ist, daß er irgend eine Indulgenz gegen Uebergriffe der Gegenpartei gestattete? Wenn aber die preußische Regierung es für christlicher hält, zu vergeben, als sich zu rächen, so würde sie viel besser thun, dies fromme Gemüth gegenüber den Verirrungen und Uebergriffen der Oppositionspartei unter ihren eigenen Bürgern zu zeigen, als gegen einen Feind, den sie im Felde bekämpft hat. Doch wir lassen uns ja gutmüthig alles Derartige gefallen, und wenn man uns einen Schlag auf die Backe gibt, so halten wir demüthig die andere auch noch hin. Wer kann es dem kleinen Dänemark wohl verdenken, wenn es uns mit frechem Uebermuth behandelt? Möge bald dem tapfern schleswig-holsteinischen Heere die heißverlangte Gelegenheit werden, diese und noch viele andere Unbilden an den Dänen zu rächen. J. v. W.

Die Nordpolexpedition des Capitän Roß.

Es ist bekannt, daß die Aufsuchung einer Straße, die aus dem arktischen in den stillen Ocean führe, die Seefahrer schon ganz kurz nach der Entdeckung Amerikas zu beschäftigen begann; aus der Zusammenstellung des von Columbus mit dem von Vasco da Gama entdeckten Gebietes schloß man nämlich auf das Dasein eines großen, zwischen beiden liegenden Landes, zu dem man, sowie nach Ostindien selbst, von Amerika aus schneller und leichter gelangen müsse als von Europa

aus. Bereits im Jahre 1500 hatte Portugal die beiden Brüder Gaspar und Michael Cotreal zu diesem Behufe ausgesandt; doch geschahen die ersten bedeutenden Schritte zur Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt von John Davis (1585—87) und von William Baffin (1615—16). Im Ganzen sind bis jetzt über siebenzig solche Reisen unternommen worden, fast sämmtlich von Engländern, ohne daß man das Problem gelöst, ohne daß man der Lösung auch nur nahe gekommen wäre; vielmehr hat man die Ueberzeugung erlangt, daß dasselbe entweder unlösbar sei, oder daß auch aus der glücklichsten Lösung weder für die Schifffahrt noch für den Handel ein wesentlicher Nutzen fließen würde. Von der Mündung des Mackenzie nämlich bis zur Barrowsspitze ist die See selbst im August und September mit Eis bedeckt und nicht einmal für größere Boote fahrbar; dazu kommt noch, daß man nicht einmal von denjenigen jener Gegenden, die man den einen Sommer eisfrei gefunden, wissen kann, ob sie es auch in einem anderen sein werden.

Wenn aber auch jenes Problem nicht gelöst worden ist und wahrscheinlich niemals gelöst werden wird, so haben doch schon die Versuche der Lösung die Natur-, die Erd- und die Himmelskunde sehr gefördert. Eine der wichtigsten Bereicherungen hat die Physik im Jahre 1831 erfahren durch die von John Roß (eigentlich von James Roß) gemachte Entdeckung des magnetischen Nordpols, eine Entdeckung, deren Nutzen nicht blos für die Physik, sondern auch für die Schifffahrt ganz unberechenbar ist. Solche wissenschaftliche Zwecke und die durch Erreichung derselben sich ergebenden praktischen Vortheile sind denn auch in unseren Tagen die wesentlichen Ursachen zu den Nordpolexpeditionen.

Im Juli 1845 hatte die englische Regierung den Capitän John Franklin auf eine solche Expedition ausgesandt. Seit dieser Zeit aber waren mehr als zwei Jahre verflossen, ohne daß von ihm, von seiner Mannschaft oder von seinen Schiffen (er befehligte die beiden Dampfschiffe „Terror“ und „Erebus“) etwas verlautet hätte; da beschloß die englische Regierung, eine Expedition zur Aufsuchung des Vermißten auszusenden. An die Spitze derselben wurde der Capitän James Clark Roß gestellt, der bereits an den beiden Nordpolexpeditionen seines Oheims John Roß (1818- 1819, 1829—1833) als Commander einen thätigen Antheil genommen, auch dem ein großer Theil der gemachten geographischen und naturwissenschaftlichen Entdeckungen (er war es auch, der den Ort des magn. Nordpols bestimmt hat,) zu verdanken ist; auch hatte derselbe bereits selbstständig eine Expedition nach den Südpolargegenden in den Jahren 1839—43 geleitet. (Die Ergebnisse dieser letzteren hat er niederlegt in dem 1847 erschienenen Werke: A voyage of Discovery and Research in the Southern and Antarctic Regions, during the Years 1839--1843. 2 Vols. Das Athenäum (Jahrgang 1847, 26. Juni) enthält daraus einen Auszug).

Seine gegenwärtige Unternehmung begann er Anfangs Mai 1848, mit den

beiden Dampfschiffen „Enterprise" und „Investigator." Am 20. Juli desselben Jahres hatte er zum letzten Male von Upernavik (an der Nordwestküste von Grönland) Kunde von sich gegeben. Von Franklin hatte er Nichts erfahren. Dagegen gelangte Anfangs October 1848 aus einer englischen Factorei ein vom 1. März datirtes Schreiben an die Londoner Admiralität, in welchem mitgetheilt wurde, es hätten die Eskimos von zwei Schiffen gesprochen, die sie östlich von Mackenzie gesehen, „voll weißer Männer;" diese Eskimos hätten auch Messer, Zwirn und dergl. gezeigt, das sie von den „weißen Männern" erhalten hätten. Es war einige Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Eskimos von Franklin's Schiffen gesprochen; die Theilnahme aber, die man überall dem Schicksale des Vermißten zollte, machte aus dieser Möglichkeit eine an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit, obschon der Mann, welcher an die Admiralität über die Aussage der Eskimos berichtet hatte, hinzugefügt, daß derartigen Aussagen überhaupt kein unbedingter Glaube beizumessen sei.

Es verstrich mehr als ein Jahr, ohne daß man weder von Franklin noch von Roß irgend etwas erfuhr; als unverhofft am 3. November dieses Jahres Sir James mit seinen beiden Schiffen wohlbehalten in England anlangte. Den eigentlichen Zweck seines Unternehmens hatte er nicht erreicht; trotz der sorgfältigsten Nachforschungen hatte er keine Spur von John Franklin oder dessen Schiffen zu entdecken vermocht. Wie es aber natürlich war, dachte man wenig hieran, sondern das Hauptinteresse richtete sich auf ihn und auf das von ihm auf dieser letzten Reise Erlebte. Er kehrte zurück aus dem Lande des Todes, von dort, wo selbst die Natur starr daliegt, wie eine schöne Leiche. Man hat, um sich jene Gegenden vorzustellen, nicht an unsere Winterlandschaften zu denken, oder man muß aus diesen Alles entfernen, was ihnen Reiz oder Anmuth verleiht; Nichts ist vorhanden von unsern Bäumen, die mit ihren verglasten Aesten und Zweigen noch ein Leben ahnen lassen, eine Nymphe, welche schlummert und in Kurzem erwachen wird; Nichts von Menschen, fast nichts von Thieren, nichts von der Thätigkeit eines lebendigen Organismus. Dagegen rings herum, bis an die Grenzen des Horizontes, Berge von starrem Eis, überdeckt mit Figuren und Schnörkeln, die man nicht entziffern kann, geformt durch die wilde Laune feindlicher Dämonen und dann wieder ein endloses Gefilde, bedeckt mit blendend weißem Schnee, blendend im wörtlichen Sinne des Wortes, denn der fortwährende Anblick verursacht Augenweh und Blindheit. Wer dort Hütten bauen will, muß sie bauen aus Quadern von Schnee, das Hausgeräthe ist von Eis oder von Schnee, was ihr athmet, ist mit einem feinen Schneestaub untermischt, der euch denselben brennenden Durst verursacht wie der Sand der Sahara; und wenn ihr diesen Durst löschen wollt, so müßt ihr den Schnee erst kochen, denn er ist kieselhart. Und das müßt ihr selbst während der drei Monate des Sommers. Des Sommers! das sind die Monate Juli, August, September, welche zum größten Theile unserem Januar oder Februar gleichen; die wenigen Tage, welche davon ausgenom-

men sind, und wo sich das Thermometer allerhöchstens bis zu 16 ° R. erhebt, sind euch wieder verbittert durch zahlreiche Schwärme von Musquitos, welche kommen, wer weiß woher? „Stand des Thermometers — 45 ° F." (— 34 ° R.), — „mit Ausnahme einer grauen Seemöwe sahen wir heute kein lebendes Wesen" — so heißt es in den Tagebüchern, welche dort die Schiffer führen. Das ist das glückliche Land, wo es keine Regierung gibt, weil Nichts zu regieren da ist; wo die absoluteste Gleichheit herrscht, weil das wenige dort Geborene, was sich Mensch nennt, auf derselben Stufe der Elendigkeit sich befindet, es ist das Land der Gütergemeinschaft, der Demokratie in ihren äußersten Consequenzen der Eskimos. Was alle Nichteskimos fühlen, wenn sie genöthigt sind, dort für eine längere Zeit sich aufzuhalten, ist eine tödtliche Langeweile, hervorgerufen durch die Wechsellosigkeit der Dinge und der Ereignisse.

In jenen Gegenden der Starrheit und des ewigen Todes brachten Sir James Roß und seine Mannschaft mehr als ein Jahr hin. Er war bei seiner Abreise von England mit Allem versehen, was zur Ueberwindung der Mühseligkeiten einer Ueberwinterung in der kalten Zone förderlich ist, und mit Lebensmitteln für 1000 Tage — was man allerdings nicht für überflüssig finden wird, wenn man bedenkt, daß die Reisenden darauf gefaßt sein mußten, zwei, drei Jahre lang vom Eise nicht loskommen zu können, und daß in diesem gegenwärtigen Falle ja auch für die Mannschaften der beiden vermißten Schiffe zu sorgen war.

Ende Juli hatte Capitän Roß Upernadik verlassen. Er fuhr nun die Nordküste des Festlandes von Amerika entlang gegen Westen, passirte die Barrowsstraße und gelangte in die westlichen Gewässer, die gänzlich eisfrei waren; dagegen fand er die südlich von der Barrowsstraße liegende Prince-Regents-Einfahrt vom Eise verstopft. Am 11. September erreichte er Cap Leopold, das zum Vereinigungspunkte der beiden Schiffe bestimmt war; er hatte den Plan, nach stattgehabter Vereinigung mit dem „Enterprise" die Fahrt nach Westen fortzusetzen, allein das Eis vermehrte sich nun in dem Grade, daß man diesen Plan aufgeben mußte. Man schickte sich an, in dieser Gegend zu überwintern; am 14. war bereits der Hafen völlig eingefroren. Die beiden Schiffe, die in einer Entfernung von 200 Yards (600 Fuß) von einander entfernt lagen, wurden nun, wie in diesem Falle üblich ist, vom Vordercastell bis zum Besanmaste überdacht; ein 7 Fuß hoher Schneedamm wurde von dem einen zu dem andern geführt; für jedes wurde eine magnetische Warte gebaut: die Mauer von Schnee, die Fenster von Eis, Wasser diente als Mörtel und ersetzte zugleich das Eisen, welches bei dem Bau der magnetischen Warten nicht in Anwendung kommen darf. So vorbereitet erwartete man die lange Nacht; am 9. November verschwand die Sonne, um erst nach einer dreimonatlichen Abwesenheit zurückzukehren.

Während dieser Zeit nun, wo der „Enterprise" und der „Investigator" gänzlich entfernt waren von der lebenden Welt und abgesondert von der Menschheit,

wandelte sich der kleine despotische Staat, das Schiff, in eine große Familie um; die Matrosen verlernten das Saufen und das Fluchen. In den Zwischendecken wurden Schulen eingerichtet, wo einige Offiziere die Mannschaft im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichteten; die Begabteren und Weitervorgeschrittenen erhielten Stunden in der Geometrie und in der Schifffahrtskunde. Sonntag wurde Gottesdienst gehalten; bei heiterem Wetter kam man zu gemeinschaftlichen Spielen zusammen. Weihnachten und Neujahr wurden durch doppelte Rationen gefeiert; der erste Festtag noch überdies durch das orthodoxe Roastbeef (die Engländer der anglikanischen Kirche beobachten den religiösen Gebrauch, am ersten Weihnachstage Roastbeef und, wo möglich, auch noch Puterbraten und Plumpudding zu essen). Die Woche über wurde ein Theil der Mannschaft mit dem Anfertigen von Schlitten für die im Frühjahr zu veranstaltenden Landreisen beschäftigt, während Andere Kies herbeiholten, den sie über das Eis streuten, damit dasselbe durch die Sonnenstrahlen erwärmt werde, das Eis mürbe machen und so das Zersägen desselben erleichtere. Man hatte nämlich vor, einen Kanal durch das Eis zu ziehen, was bei dessen Dicke — die (doch wohl nur an einzelnen Punkten?) 5 Fuß betrug — ein sehr schwieriges Unternehmen war. Doch erlangte derselbe eine Breite von 50 Fuß und eine Länge von 13,000 Fuß.

Von den Zusammenkünften mit den Eskimos erwähnt der Bericht Nichts. Vierfüßige Thiere sah man, mit Ausnahme der weißen Füchse und einiger Bären, nicht; eine Anzahl Füchse fing man in Fallen, schenkte ihnen jedoch die Freiheit, nachdem man sie mit einem kupfernen Halsbande versehen, das den Namen des Schiffes und die Angabe der Orte enthielt, an welche Vorräthe niedergelegt worden waren. Man hoffte, es werde ein solcher „Two-Penny-Postman" — wie die Matrosen diese Briefträger nannten — von Franklin's Mannschaft, falls dieselbe sich noch am Leben befinden sollte, eingefangen werden und die Kunde geben von Dem, was für ihre Rettung gethan sei. Es wurden nämlich an mehrern Stellen Vorräthe niedergelegt, an einigen Punkten förmliche Magazine zu Kohlen und Lebensmitteln gebaut und angefüllt; in Port Leopold sogar ein hölzernes Haus mit Vorräthen für ein Jahr, auch wurde hier eine Dampfmaschine zurückgelassen und eine Schaluppe, welche hinreichend groß war, um Franklin's gesammte Mannschaft nach dem nächsten bewohnten Hafen zu bringen.

Als die Jahreszeit etwas gelinder geworden war, wurden einzelne Abtheilungen zur Untersuchung der Umgegend ausgesandt; eine Hauptexpedition unternahm Capitän Roß selbst, begleitet von einem Lieutnant und zwölf Matrosen. Die Gesellschaft zog 240 Miles die Küste entlang, zuerst 100 gegen Westen, sodann noch 140 gegen Süden. Kein menschliches Wesen wurde angetroffen, eine verfallene Eskimohütte war die einzige Spur eines solchen. Man war aber nun zur Umkehr genöthigt, da die mitgenommenen Vorräthe auf die Neige gingen und ein Theil der Mannschaft durch Frost und Augenentzündung so entkräftet war,

daß er in Schlitten gefahren werden mußte. Am 23. Juni erreichte die Gesellschaft wieder die Schiffe, nachdem sie vierzig Tage abwesend gewesen war.

Inzwischen hatten die Arbeiten zur Freimachung der Schiffe begonnen; die außerordentliche Dicke des Eises jedoch ließ dieselben nicht eher als am 28. August beendigt sein. Man steuerte nun nach der Nordküste der Barrowsstraße, auf Melville-Eiland zu. Allein am 1. September sah man sich auf's Neue von Treibeis eingeschlossen, und die kurz darauf sich um ein Bedeutendes vermindernde Temperatur (das Thermometer fiel unter 0° F., man hatte also — 5° R.) verwandelte dasselbe in eine einzige feste Masse. Das Meer, soweit es das Auge von den Spitzen der Masten überschaute, war von ihr bedeckt. Die eben nur, nach langer Gefangenschaft und Mühe, errungene Freiheit schien wieder verloren, man schickte sich an, einen zweiten Winter in dieser traurigen Gegend zuzubringen; als durch eine neue Gefahr Befreiung gebracht ward. Es erhob sich plötzlich ein heftiger Westwind, faßte die ganze feste Masse, trieb sie die Südküste der Baffinsbai entlang, gewaltigen Eisbergen zu. Plötzlich brach das Eisfeld unter donnerähnlichem Gekrache. Hilflos trieben die Schiffe umher, jede Sekunde konnte die letzte der Schiffe sein, die letzte der Gefahr, der nächste Augenblick — wer konnte ihn berechnen — konnte Vernichtung, konnte Rettung bringen. Die furchtbaren Schläge des Schreckens ließen die Furcht nicht aufkommen. Die nächste Sekunde bringt wieder Hoffnung, man sieht den Augenblick des Entrinnens, es ist der einzige, der letzte, man will ihn benutzen — allein hier, inmitten des empörten Elementes kann der Mensch Nichts unternehmen, er muß zusehen, wie die feindlichen und die freundlichen Eisschollen um ihn den furchtbaren Kampf kämpfen. Endlich hatten die Schutzgeister der Schiffe den Sieg errungen, drei und zwanzig Tage hindurch hatte die Schlacht gedauert. Am 24. September erreichte der „Investigator," am 25. der „Enterprise" offenes Wasser; mit nicht zu beschreibendem Jubel begrüßten einander die wunderbar erretteten, die dem drohenden Untergange entronnenen Schiffe.

Die Zeit zu einem ferneren Vordringen gegen Westen war für dieses Jahr längst vorüber, der Winter war zurückgekehrt. Also segelten sie der Heimath zu, und am 3. November war die Küste Altenglands erreicht. C.

Prozeß der Staatenbildung in Oestreich.

Wie in der westlichen Hälfte Oestreichs die Dynastie, so war bisher in der östlichen Hälfte die magyarische Nation die Macht, welche die Staatsbildung beherrschte; wie in den westlichen Provinzen sich verschiedene Völker um das Fürstenhaus, so hatten sich in Ungarn Slovaken, Wallachen, Ruthenen, Deutsche, Serben und Croaten um die Magyaren gruppirt, und wie die Dynastie im Westen keiner Nation eine politische Bedeutung gönnte, eben so hemmten und verkümmerten die Magyaren im Osten den Aufschwung aller andern Völker. Die Individuen fühlten sich in Ungarn frei, aber nicht die Völker.

Als nun die Magyaren im Jahre 48 es durchsetzten, daß für die zwei Ländergruppen in Oestreich, welche auf zwei ganz verschiedenen Reichstagen vertreten waren, auch zwei von einander unabhängige Ministerien ernannt wurden, als sie gestützt auf ihr altes Recht und auf neue Zugeständnisse ihr Königreich von dem andern Staatsgebiete Oestreichs vollkommen selbstständig machten, da entfachte die Dynastie eine nationale Revolution der nicht magyarischen Völker Ungarns, indem sie an das Streben dieser Völker, zur gleichen staatlichen Bedeutung mit den Magyaren zu gelangen, appellirte. Zu spät machten die Magyaren den Croaten Anerbietungen zur Verständigung der Völker unter einander; die Leidenschaft, der Haß und Egoismus hatten sich bereits der Bewegung bemächtigt, und sie ließ sich nicht mehr hemmen.

Die Magyaren sind den vielen Feinden erlegen, Ungarn ist nicht mehr „ihr Königreich“, aber auch nicht das aller ungarischen Nationen zusammen, es ist — vollständigster Besitz der Dynastie. Nicht um die Slaven zu gleicher politischer Bedeutung mit den Magyaren emporzuheben, hat die Dynastie den Kampf mit diesen aufgenommen, sondern um die Magyaren zu gleicher Bedeutungslosigkeit mit den Slaven herabzudrücken, hat sie den Bürgerkrieg in Ungarn entzündet. Die Dynastie ist nunmehr das, was sie Jahrhunderte hindurch vergebens angestrebt, der einzige Krystallisationspunkt des Staates, und mit allen Kräften und Fäden wird sie die Theile der Monarchie an sich ziehen, ihren Besitz gleichmäßig zu verwalten, gleichmäßig zu genießen suchen. Ihr Erfolg ist scheinbar vollständig; allein wie sich die Verbindung des Banus von Croatien mit der Dynastie nun an ihm selber und seinem Volke zu rächen beginnt, so wird auch der Wortbruch der Dynastie nicht unvergolten bleiben; sie wird es nie mehr aus dem Gedächtniß der Völker verwischen können, daß sie von einer Gleichberechtigung der Völker sprach, die sie nun in eine gleiche Knechtung übersetzt. Der Eifer aller Völker wird sich jetzt, nachdem die Magyaren von ihrer stolzen Höhe

herabgestürzt sind, gegen das dynastische Streben kehren, und es wird nun nicht mehr die Vielheit von Gegensätzen die Kraft des Kampfes und die Klarheit des Zieles trüben. K.

Wiener Zeitungen und Zeitungshelden.

3. Adolph Bäuerle,

Verfasser einiger vorsündfluthlichen Localpossen, berühmt als Gründer der „Theaterzeitung", eines Blattes für geistlose Frivolität und gemüthliche Gemeinheit, welches über dreißig Jahre das Orakel des Wiener Stutzerthums und der Oberpriester jener capuanischen Religion war, die Strauß über Beethoven, Schikaneder über Lessing stellte und eine „noble" Frisur für nothwendiger und rühmlicher hielt als ein bischen Ehrlichkeit oder Bildung. Die Theaterzeitung genoß vielfache Protection, denn sie verfolgte loyale politische Tendenzen; ihre Unterhaltung war den Wienern, was Fanny Elßler's Umarmungen dem Herzog von Reichsstadt waren; sie bewahrte die Jugend, durch syrupsüßes Gegengift, vor den schädlichen Einwirkungen der „ausländischen" Literatur und bekämpfte, mit nur zu glorreichem Erfolge, die ernstere Richtung, welche die Partei Grillparzer-Bauernfeld-Feuchtersleben mit Hilfe der Witthauer'schen Wiener Zeitschrift zu wecken versuchte. Der Inhalt der Theaterzeitung bestand erstens in gräulichen Geburts- und Namenstagsgedichten, deren Zahl bei der Ausdehnung und Fruchtbarkeit der allerhöchsten Familie und bei der Masse von einflußreichen Hofpersonagen Legion war; zweitens in unverzeihlichen Novellen, modistischen, theatralischen, historischen und etnographischen Anekdoten, meist vom patriotischen Standpunkt der Theaterzeitung geschrieben. Oestreich wurde gepriesen, weil es keine Negersklaven in seinen Kolonien habe, wie Frankreich; weil es keine Wittwen verbrenne, wie die Hindus; weil es seine Verbrecher nicht spieße wie die Türkei! Ihr Hauptthema bildeten Ball, Ballet und Theater. Auch über Taschenspieler- und Kunstreiterleistungen brachte sie lange pathetische Abhandlungen. Bäuerle konnte sich mit Recht rühmen, daß in Kaffeehäusern regelmäßig um 8 Uhr Morgens der hundertfache Schrei erscholl: Die Theaterzeitung will ich, die Theaterzeitung, und nachher die Allgemeine! Denn der Wiener Dandy mußte beim Frühstück die gesperrt gedruckten Stellen in den Theaterzeitungreferaten geschwind memoriren, damit er in Gesellschaft, wenn er als „ergebenster Knecht" seinen Handkuß angebracht, nicht wie ein Klotz dastehe, sondern ein geistreiches Urtheil besitze über die Vorstellung von gestern Abend. Von dem komischen Bombast dieser Kritiken hat man weder im Orient noch im Occident eine Vorstellung. Unter der Regierung

von Kaiser Franz und Sedlenitzky durften die Hofschauspieler weder ausgepfiffen noch in den Blättern getadelt werden. Man half sich daher durch Mäßigung oder Steigerung des Lobes. Einem Künstler „richtige Auffassung", „gutes Spiel" nachsagen, hieß ihn zum Selbstmord treiben; er raufte sich das Haar aus, klagte beim Obercensor Sedlinitzky auf Injurien und ließ den hämischen Recensenten beim nächsten Neumond zwischen Burg- und Kärnthnerthor durchprügeln; denn wirkliche Anerkennung mußte durch den blümerantesten, pyramidalsten Unsinn ausgedrückt werden. Die armen Windspiele Bäuerle's, seine Recensenten, litten furchtbar während der Virtuosensaison, das waren ihre Hundstage; nach dem ersten Concert irgend eines Klavierhauers, der sich anständig benommen hatte, waren alle Superlative der deutschen Sprache erschöpft, nun aber kam Chopin, Thalberg, endlich gar Lißt, und die Recensenten erhielten Befehl, immer entzückter und verzückter zu werden, bis ihr Styl den Veitstanz oder das Delirium tremens bekam. Bäuerle selbst ist ein praktischer Mann und seine Industrie übertraf die der k. k. Beamten durch Solidität; er stellte fixe Preise. Jede Lobpreisung eines männlichen Virtuosen oder Gastspielers kostete, ohne Unterschied von Stand, Alter und Talent, funfzig Gulden C.-M.

Es ist schrecklich, daß Bäuerle diese gute alte Zeit überleben mußte. Mit dem Ausbruch der Revolution taufte er die Theaterzeitung „Courier" und warf sich rasch auf Politik und Patriotismus. Im Sommer 48 versicherte er, stets für den Fortschritt gewirkt zu haben. Nach den Octobertagen übernahm er die Aufgabe, „Rechtsgefühl und wahrhaft constitutionelle Begriffe" dem verführten Volke beizubringen; zu diesem Zweck wollte er die gesammte Reichstagslinke wegen ihrer parlamentarischen Wirksamkeit vor's Kriegsgericht gestellt und täglich ein anderes Journal unterdrückt wissen, murrte gegen die übertriebene „Milde" des Fürsten Windischgrätz, stellte Haynau und den König von Neapel als Muster von konstitutionellen Richtern auf, und erklärte, nachdem der Stadtgraben längst seine Opfer empfangen hatte und die Thürme von Kuffstein und Munkacz gefüllt waren, Jeden für einen „Verräther," der „jetzt schon von Versöhnung zu sprechen wage." In seiner auswärtigen Politik richtet sich der Courier nach der Jahreszeit, liegt indeß fortwährend allen fünf Welttheilen in den Haaren, da mit Ausnahme von Oestreich und Rußland die Politik „überall voll Eigennutz, Raubsucht und Perfidie" ist. Bald bekämpft er mit einer Hand Carlo Alberto, mit der andern den König von Preußen, bald auf dieselbe Weise zugleich Lord Palmerston und den Sultan. Lord Palmerston ist vom Courier, in Uebereinstimmung mit Metternich und Prokesch v. Osten, bereits mehrmals zu einem 60 Fuß hohen Galgen verurtheilt worden. Einmal apostrophirte ihn der Courier als „Beherrscher der drei (?) Inselreiche," forderte ihn auf, sich in den Hals hinein zu schämen, stellte ihn darauf an den Pranger, schnitt ihm Nase und Ohren ab, gab ihm 25 Stockprügel, begnadigte ihn zu Pulver und Blei, und schlug, nachdem alle diese De-

monstrationen vergeblich schienen, am Schluß des Artikels den Weg der Güte ein, indem er den berühmten Staatsmann mit den herzlichsten und rührendsten Worten bat, in sich zu gehen, die Stimme der Humanität zu hören und östreichisch zu werden. —

Der Styl des Courier ist in der Regel minder excentrisch als der des „Fremdenblattes," doch wenn er in Affect geräth, was häufig der Fall ist, trägt er noch wundervollere Blüthen. Kraftsentenzen wie: „Dieser Hieb gab ihm den letzten Stoß" sind dem Courier Kleinigkeit, und nicht selten, wenn er vor irgend einem Fuhrwesenskorporal wie vor einer Tänzerin huldigend auf die Kniee fällt, stürzt er sich in jene kindliche Extase, mit der die Bewohner der Vorstadt Landstraße in ihrer Adresse an Jellachich dafür dankten, daß „Se. Excellenz mit den Sr. Excellenz allzeit getreuen Kroaten ihre loyale Gemeinde so geschwind belegt haben."

Einem der Mitarbeiter des Courier, Mathias Koch (gewöhnlich Galimathias genannt), kann ich ein verhältnißmäßig ehrenvolles Zeugniß nicht versagen. M. Koch, ein Archäolog und Polyhistor, verräth durch seine Physiognomie wie durch seinen Styl, daß die Gallenblase bei ihm größer als Herz und Magen sein muß. Aus seinen Kapucinaden sprach nicht Feilheit der Gesinnung, sondern ehrlicher Fanatismus, aufrichtiger Wahnsinn. Nachdem er ein ganzes Jahr lang für Militärherrschaft und Reaction gewüthet, glaubt er ihr jetzt ein Ziel setzen zu können, und behauptet, was bisher geschehen, sei nothwendig gewesen, mehr jedoch wäre Ueberfluß. Jetzt müsse die Regierung Wort halten und den Reichstag berufen. Er hat diese Ansicht in einer Broschüre ausgesprochen.

Bäuerle's Courier ist das Lieblingsblatt der schwarzgelben Offiziere. Man kann sich denken, daß ihre Zahl nicht klein ist; die Majorität derselben besteht, merkwürdiger Weise, aus Milchbärten. Noch merkwürdiger dürfte sein, daß selbst Ministerialbeamte es zuweilen nicht verschmähen, in den Spalten des Bäuerle'schen Courier für die gute Sache zu wirken. Man erkennt diese vornehmen Gäste an dem krausen Kanzleistyl und der ausnehmenden Grobheit ihrer Feder.

4. Die Geißel

des Herrn Böhringer, im Sommer 48 gegründet, besaß den Muth, zur Zeit der Aulaherrschaft Reaction zu predigen; so gar gefährlich war dies Auftreten nicht, denn Volk und Studenten glühten damals im heitersten Champagnerrausch und waren in ihrer Siegessicherheit zu großmüthig, um sich für den Spott der Geißel zu rächen. Angriffe auf Privatpersonen kamen nur am 18. Mai in der ersten Verzweiflung über die Flucht des Kaisers vor, und da galten sie Herrn Tuvora und Genossen, welche angeblich die Republik ausgerufen hatten. Außerdem stellte das Volk, auf Giskra's Betreiben, zwei aus Metternich's Zeit berüchtigte „Spitzl," an den Pranger. Darauf beschränkte sich der Terrorismus

gegen Individuen. Im October mochte Böhringer mehr gefährdet sein; einige Mitglieder des Studentenkomités schützten ihn jedoch vor Unglimpf und brachten ihn nach Baden, wo er mit Jellachich's Kroaten Brüderschaft trank und die Einnahme Wiens ruhig erwartete. So mächtig war nun Böhringer's Stolz auf den im Sommer bewiesenen Heroismus, daß er, unzufrieden mit der ihm gewordenen Genugthuung, gleich dem Propheten Jonas zu klagen und zu murren anfing, weil Niniveh nicht Knall und Fall unterging, wie er geweissagt und gebetet hatte. Er predigte, vom November an, Studenten-Demokraten- und Judenausrottung mit so kreischender Stimme, daß er sich die (im vorigen Heft) erwähnte Zurechtweisung Welden's zuzog und die Geißel unter einem andern Namen erscheinen ließ; dieser lautete --: „Das freie Oestreich"!!! — Seit dem Frühjahr verwandelte sich dies freie Oestreich wieder in die alte schmutzige „Geißel." — Böhringer's Blatt unterscheidet sich von den andern seines Gleichen durch schärfere Consequenz und imposantere Kühnheit. Die Geißel fiel einmal mit dem Ton, nicht dem Witz Abraham a St. Clara's „über das Hintertheil" des ministeriellen Lloyd her. Das Feuilleton des Lloyd erschien nämlich eine Zeit lang auf der Rückseite des Blattes, und da es gewöhnlichen Unterhaltungsstoff, statt christlicher Bußpredigten brachte, so fühlte Böhringer sich gezwungen, es wegen Irreligiosität zu züchtigen. Die Geißel stellte mit einer Schamlosigkeit, die unter Metternich unerhört gewesen wäre, den Satz auf, daß „die Klage über das Denunziantenwesen lediglich von Schurken ausgehe," indem kein „ehrlicher Mann" einen Spitzl zu fürchten brauche. Die Märzsonne und die Regentage der Reaction haben nur den kolossalen Schlamm aufgeweicht, der unter dem alten Despotismus bis zu einer gewissen anständigen Geruchlosigkeit gefroren war. Jetzt gibt es naive Leute in Wien, die, in ihrem Mißbehagen, mit dem Finger gen Himmel deuten und ausrufen: Die Sonne, die verwünschte Märzsonne stinkt, nicht wir! —

In ihrer Tageschronik wetteifert die Geißel mit dem Fremdenblatt. Sie verkündet z. B. triumphirend, wie es in der Herrngasse ein verruchtes Café und darin einen gottlosen Marqueur gegeben, der nicht nur die Grenzboten hielt, sondern die Gäste auf „die renommirtesten Schandartikel" darin aufmerksam machte. Allein die Nemesis ereilte den Frevler in Gestalt der Sicherheitswache, die ihn vor das Kriegsgericht geschleppt hat! Ich konnte nicht erfahren, was aus dem armen Marqueur geworden ist; man stellte ihm damals die Einreihung unter das Fuhrwesen in nahe Aussicht. Wohlgemerkt aber, die Grenzboten hatte zur Zeit jenes Vorfalls das Verbot noch nicht getroffen; erst eine Woche später wurden sie verpönt.

Nicht wahr, Sie glauben, daß die Geißel nur vom Wiener Pöbel mit Andacht gelesen werde? Sie mögen Recht haben, es fragt sich nur, in welchen Regionen der Wiener Pöbel zu suchen sei. Auf einem Beamtenbüreau, das ich nicht näher bezeichnen will, ist die Geißel das einzige geistige Frühstück, welches von

Hand zu Hand geht, ehe eine Feder eingetunkt wird, und der würdige Büreauchef pflegt nach dem saftigen Schmause zu rufen: „ist mir ganz aus der Seele geschrieben!" Ein Tag leuchtete der Geißel, wo sie in vielen tausend Exemplaren circulirte; die Nummer wurde mit 20 Kr. C.-M. bezahlt. Böhringer hatte unwillkürlich für die Magyaren Propaganda gemacht, indem er Kossuth's „Aufruf zum Kreuzzuge," mit Anmerkungen begleitet, abdruckte. Die Anmerkungen waren es nicht, was man so theuer bezahlte. Damals rief der erwähnte Büreauchef: „Schreiben können die Spitzbuben; ja, dös können mir halt nit! Wenn ich nit ganz fest wär', – ich würd mir so'ne Lectüre g'wiß nit erlauben!" Derselbe gelehrte Thebaner nannte Fischhoff's humanen Untersuchungsrichter einen „schwarzgelben Esel," weil er es nicht dahin bringen konnte, „das Fischhöfferl" des Hochverraths zu überführen. So weit war es durch Standrecht und Geheimpolizei gekommen, daß „schwarzgelb" (die östreichischen Staatsfarben) allmälig jede politische Bedeutung verlor und zu einem gewöhnlichen Schimpfwort, so viel sagend wie gemein oder schäbig, herabsank; die konservativsten Oestreicher fühlten sich beleidigt, wenn man sie schwarzgelb nannte. Sie werden sich erinnern, daß der Constitutionsentwurf des Kremsierer Reichstages die in Verruf gekommenen Farben durch eine Trikolore ersetzte, in der weder Schwarz noch Gelb figurirte. Und es wird sicherlich einige Zeit währen, und Oestreich wird noch manche Prüfung bestehen, ehe die düstern Farben wieder volksthümlich werden und „Schwarzgelb" seine ursprüngliche Bedeutung zurückgewinnt.

5. Hans Jörgel

schreibt besseres Deutsch als seine Parteigenossen, weil er nicht hochdeutsch, sondern Wienerisch redet wie Nestroy und der Kaiser Franz. Lange Jahre hindurch belustigte Hans Jörgel's Wochenschrift durch komisches „Geplausch," untermischt mit zeitgemäßen Ausfällen auf die Habgier der Bäcker und die Prellerei der Fiaker oder mit gemüthlichen Herzensergießungen über das allgeliebte Kaiserhaus; Tausende von gläubigen Lesern meinten die Einfalt vom Lande zu hören, wie sie über die Thorheiten der Städter lacht und mit arglosem Freimuth Jedermann die Wahrheit ins Gesicht sagt. Hans Jörgel aber heißt eigentlich Rechnungsbeamter Weis, und die Einfalt vom Lande ist Nichts als ein echt Wienerisches Kunststück. Der Kaiser steht am offenen Fenster in der Burg und unten im Hof stehen Seppel und Hansl mit ihren Brüdern, um Sr. Majestät guten Morgen zu wünschen und sich zugleich über Beamtenwillkür, Conscriptions-, Accise- und andern Druck zu beklagen. Es wird aber Nichts aus dem Beschweren, sondern mit Wohlgefallen hört der Kaiser die zutraulichen Grüße der ländlichen Gesandtschaft und die Versicherung, wie sie ihren Landesvater täglich kindlicher anbeten und sich so wohl befinden, daß sie gern noch zehnmal so viel Beamte

ernähren möchten. Seppl und Hansl glotzen in die Höhe und stehen wie die Holzscheiter, denn die treuherzige Stimme kam nicht aus ihren vor Staunen aufgerissenen Mäulern, sie kam von einem Mann in Glacéhandschuhen und lackirten Stiefeln, der, scheinbar stumm, in der Fensternische hinter dem Kaiser lehnt. —

Diese Kunst moralischer Bauchrednerei versteht Hans Jörgel meisterhaft; eine Portion von derbem Humor, der ihm zu Gebote steht, macht die Täuschung beinahe vollkommen. Als die neue Zeit kam, wußte sich Hans Jörgel geschickt zu häuten und wurde der mundartliche Anwalt des allerbesonnensten Fortschritts; nach dem October machten seine raffinirten Anschwärzungen und der napoletanische Blutdurst seiner Tiraden durch die gemüthliche Volkssprache, in die er sie zu kleiden fortfuhr, einen doppelt widerlichen Eindruck.

An einem Zuge werden Sie den ganzen Jörgel und seinen Liberalismus kennen lernen. Er hat Monate lang von der Leiche Latour's gelebt. Die Frage Gottes an Kain parodirend, rief er allwöchentlich: „Reichstag, wo is Latour?“ Wie stark der in dieser Frage liegende Vergleich hinkt, focht ihn nicht an. Rache und Gerechtigkeit sind ihm so gleichbedeutend, daß er mit dem Ausruf: „Latour!“ die grellsten Thaten der Willkür, Grausamkeit und Dummheit heilig sprach. Seufzte ein liberales Blatt über das viele Hängen und Todtschießen, über die boshafte Assentirung verheiratheter, kränklicher, unpflichtiger Leute, über das Auspeitschen von Frauen, oder sonst eine Verletzung vor- wie nachmärzlicher Gesetze, so rief Hans Jörgel: „He! Aber Latour haben's aufhängen dürfen, nit wahr? Dös Lumpenvolk greint, weil a paar Mailänder Hundsvötter auf'm Platz ihre verdienten Plesch (Stockstreiche) kriegt haben, aber an Latour haben's vergessen!“

Hans Jörgel ist übrigens noch grade so freimüthig wie vor dem März; gegen Unten entschieden und rücksichtslos, reicht sein Freimuth gegen Oben nicht über den Gemeinderath, eine bürgerliche, quasimoderne Behörde, hinaus. Er ist streng und hält mit Recht nicht viel von dem Talgenthusiasmus der Wiener Illuminationen, so wie er die jetzige Loyalität des Gemeinderaths von Wien, ebenfalls mit Recht, pure Feigheit nennt. Du verlangst aber zu viel, Jörgel, Du forderst Hundenatur, verbunden mit menschlicher Begeisterung. Wie reimt sich das zusammen? Sei froh, daß Dein Brustkasten nicht von Glas ist; könnte man Dir in's Allerheiligste schauen, vielleicht fände sich, daß auch Dein Servilismus nicht vom Herzen, sondern aus einer tiefer liegenden Region stammt.

Jörgel's Hauptpublikum bilden die Pfarrer in Wien und auf dem Lande, denen er bei ihren Predigten als Souffleur dient. Allein sie verfangen nicht mehr. Seppl und Hansl sind längst hinter die Kunststückchen des Wiener Beamten gekommen. Das Volk in den Vorstädten und auf dem Lande ist so überwiegend liberal, daß Niemand weniger die Volksstimmung ausdrückt als der angebliche Mann aus dem Volk, Hans Jörgel.

6. Ebersberg,

Herausgeber des „Zuschauer", machte sich durch die Verwegenheit bemerklich, mit welcher er gegen das k. k. Kriegsgericht auftrat. Bewundern Sie den Mann nicht zu früh. Drei Verbrecher, mehr oder minder betheiligt an den empörenden Scenen auf dem Latourplatz, waren auf dem Glacis glücklich gehenkt; darauf wurden einige andere angebliche Mörder Latour's aus Mangel an genügenden Beweisen blos zu 20 Jahren schwerem Kerker verurtheilt. Das wurmte den Zuschauer; er schrie: „Aufhängen! im Namen der Gleichberechtigung, aufhängen!" und beschuldigte das Gericht der Inconsequenz. Es kostete saure Mühe und die Militärbehörde mußte ihre schwerfälligen Federn in der Wiener Zeitung tüchtig in Bewegung setzen, bis es gelang, den gerechtigkeitsliebenden Patrioten zum Schweigen zu bringen. Vor dem März wurde sein charadenreiches Blatt vorzugsweise von Gymnasiasten und zwölfjährigen Blaustrümpfen gelesen. Ebersberg ist Kinderschriftsteller von Profession und verdiente, wegen seiner überaus guten Gesinnung, Unterrichtsminister zu werden.

7. Der Soldatenfreund,

Der Moniteur der Armee, ein ernster gehaltenes Blatt, ist ein kompetenter und interessanter Berichterstatter über alle Angelegenheiten des Heerwesens. Zugleich spiegelt er getreulich die prätorianischen Regungen ab, die im Schooß der Armee auftauchen. Die Armee fühlt sich, dem Bürger sowohl wie ihrem Herrn gegenüber, und fordert eifersüchtig Gleichberechtigung im Avancement und Verbesserung ihrer pecuniären Verhältnisse. In diesem einen Punkte ist sie constitutionell; in andern Dingen ignorirt sie die Verfassung. Selbst an der moralischen Stellung der Armee scheint ihr weniger gelegen als an Sold und Auszeichnungen; die Beibehaltung des Spießruthenlaufens und der Brauch, wirkliche oder angebliche Verbrecher zur Strafe unter's Militär, wie in ein ambulantes Zuchthaus, zu stecken, haben bis jetzt das Ehrgefühl des östreichischen „Soldatenfreund" nicht im Mindesten verletzt. Das Ehrgefühl würde ich ihm erlassen, zeigte er nur einige Achtung vor dem von Kaiser Franz Joseph erlassenen Assentirungsgesetz. Als am 13. März einige Studenten verhaftet wurden, weil sie zum Andenken ihrer in der Herrngasse am 13. März 1848 gefallenen Kameraden in aller Stille einen Trauerflor um den Hut banden und sich zu einer Seelenmesse in der Stephanskirche versammelten, tröstete der Soldatenfreund das theilnehmende Publikum kurz und bündig: Die Märzhelden „werden ihre Trauer in den Reihen unserer tapfern Armee zu vergessen Gelegenheit finden."

In einem der nächsten Hefte werde ich die Schilderung der größern Tageblätter: Ostdeutsche Post, Presse, Lloyd, Wanderer u. s. w., unternehmen. Die „Presse“ ist vor einigen Tagen suspendirt worden. So zeigt sich denn wieder als leerer Wind, was die Ministeriellen von der bevorstehenden Herstellung eines Rechtszustandes für die Publizistik und von der Verweisung von Preßvergehen vor das Geschwornengericht aussprengten. Warum fing man damit nicht bei der „Presse“ an? Soll neben den Preßgerichten das Suspensionsrecht Welden's vielleicht fortbestehen, damit auch mikroskopisch kleine Vergehen bestraft werden können? — Die „Presse“, welche an dem ministeriellen Novemberprogramm mit größerer Treue festhielt als das Ministerium, bestand auf der Nothwendigkeit, die Verfassung zu verwirklichen und Deutschlands Recht auf den Bundesstaat anzuerkennen. Das ist ihr Verbrechen!! Ministerielle Organe of low and high degree dagegen eifern gegen den versprochenen Reichstag mit Gründen, welche eine Suspension der Verfassung auf 30 Jahre in Aussicht zu stellen im Stande sind. Zur Entscheidung wollen sie Oestreich an die Spitze Deutschlands stellen. Dieses wird hoffentlich in Dankbarkeit ersterben! —

Die Russen in Galizien.

Aus Lemberg.

Wir haben, wie Sie wissen, vor Kurzem großen Besuch gehabt, unsere Nachbarn, die Russen sind hier gewesen, beinahe 200,000 Mann mit einer Unzahl von Wagen und Pferden. Das war ein Spektakel, wir wußten kaum, wo uns der Kopf stehe. Nun sind sie fort, und Sie werden es nicht Klatschsucht nennen, wenn wir uns jetzt einige Bemerkungen über sie erlauben. Ist es doch in jeder guten Gesellschaft nicht anders, kaum ist ein Gast zur Thüre hinaus, so verwandelt sich das Haus in ein Comité zur Untersuchung seiner Fehler und Vorzüge, wobei gewöhnlich mit solcher Umsicht und Gründlichkeit verfahren wird, daß oft kein gutes Haar bleibt an dem armen Abwesenden. Dieser guten alten Sitte wollen wir auch jetzt nicht untreu werden, aber wir versprechen Ihnen Maß zu halten.

Es ist nun schon lange her, daß wir neben einander wohnen, wir und die Russen (seit der Theilung Polens), und wir haben uns die ganze Zeit über ziemlich gut vertragen, machen auch hin und wieder Geschäfte mit einander, sie kaufen Sensen von uns und geben uns dafür Talg und Häute, wenn wir welche brauchen; und doch kennen wir uns gegenseitig nicht recht. Das ist aber mehr ihre als unsere Schuld. Reisende, die in Rußland waren, pflegen die patriarchalische

Gastfreundschaft zu rühmen, die man dort in den Familien noch häufig findet. Aber ein Ausflug nach dem nächsten Grenzorte erfordert oft mehr Vorbereitungen als anderswo eine transatlantische Reise, und manchmal muß erst in St. Petersburg darüber entschieden werden, ob in dem weiten Reiche von 60 Millionen Menschen irgend einem harmlosen Fremden für einige Zeit der Aufenthalt zu gestatten sei. Aber auch die Russen kommen selten hierher. Sie haben wohl eine gewisse Sehnsucht nach unsern prächtigen Hauptstädten und freundlichen Kurorten, aber der Czar sieht dies Herumschweifen in der Fremde nicht gerne. So sitzen sie denn stille im „heiligen Rußland," gerben Juchten und dienen dem Herrn, und nur wenn wir „gottlose Heiden" da draußen es gar zu bunt und toll treiben, kommen sie herein, schaffen Ruhe und Ordnung, wie sie sagen, und kehren dann wieder heim. Und so brannten wir Alle, was wir auch sonst von der russischen Intervention halten mochten, doch vor Neugier, auch einmal so ein buntes Stück Weltgeschichte und so eine moderne uniformirte Völkerwanderung an uns vorübergehen zu sehen. Und so blieb am 12. Mai dieses Jahres kein Mensch in Lemberg zu Hause, sondern Alles was nur konnte, ging hinaus zur Lyczakower Linie, um die Russen ankommen zu sehen. Die ganze Generalität und ein zahlreiches Gefolge von Offizieren aller Waffen war ihnen entgegengeritten, auch ein Musikkorps hatte man mitgenommen, um die Gäste zu empfangen und gleichsam die Honneurs der Stadt oder Provinz zu machen. Sie ließen uns ziemlich lange warten, endlich aber kamen sie.

Es war ein schönes Uhlanenregiment, hübsche Leute auf trefflichen Pferden, aber sonst nichts Eigenthümliches. Das einzige Neue und Auffallende für uns war ihr Singen. Denn die russischen Regimenter haben nicht blos wie die unsern eine Instrumental-Musik, sondern noch außerdem ein ziemlich zahlreiches geschultes Sängerkorps, und dieses gab uns ihre National-Melodien zum besten. Das Publikum sah und hörte aufmerksam zu, machte laut seine lobenden Bemerkungen oder flüsterte leise seinen Tadel, je nach den verschiedenen politischen Sympathien oder Antipathien. Dies wiederholte sich so ziemlich bei allen folgenden Durchzügen, und wenn die Neugier und Schaulust sich auch nach und nach verminderte, so konnten durchmarschirende Russen doch immer wie ein gutes Kassenstück auf zahlreichen Zuspruch rechnen. Nach und nach fand sich auch Gelegenheit zu näherer Bekanntschaft, besonders als manche Abtheilungen hier Rasttag hatten, und die Soldaten bei den Bürgern einquartiert wurden. Die Sprache war kein großes Hinderniß. Ein großer Theil der Mannschaft und fast alle Offiziere verstanden Polnisch, theils waren es wirklich Polen, theils hatten sie in polnischen Garnisonen das dem russischen so verwandte Idiom erlernt. Auch fanden sich Kur- und Liefländer, die Deutsch und Juden, die beinahe Deutsch sprachen. So konnte man manches erfahren, doch war es nicht gerathen, sich in gar zu große Vertraulichkeit einzulassen; denn man sah höheren Ortes eine solche entente cordiale nicht gerne,

und Mancher zog sich dadurch unangenehme polizeiliche Inquisitionen zu, weil man in solchem Gedankenaustausche Versuche zur Verführung der fremden Truppen erkennen wollte.

Wenn wir als Laien uns ein Urtheil über die russischen Truppen erlauben dürften, so würden wir der Cavallerie weitaus vor dem Fußvolke den Vorzug geben. Es ist in der That eine tüchtige Truppe, diese russische Cavallerie, starke kräftige Leute und trefflich beritten. Der Reichthum des Landes an schönen Pferden bietet eine große Auswahl, und es wird streng darauf gesehen, daß alle Pferde eines Regiments genau von einer und derselben Farbe sind, das eine hat Rappen das andere Füchse, ein drittes Schimmel u. s. w. Das gehört mit zur Uniform, man erkennt das Regiment daran etwa wie bei uns an den Aufschlägen. Nur bei den Kosaken ist es nicht der Fall. Sie nehmen sich jedoch in ihren einfachen schmucklosen Blousen weit besser aus als die andern in ihren glänzenden Uniformen. Denn es ist ein schöner schlanker Menschenschlag, dieses Steppenvolk, und treffliche Reiter. Auch sehen sie besser genährt, lebhafter und munterer aus als die andern, haben auch nicht jenes stumpfe, niedergedrückte Wesen, das sonst den russischen Soldaten eigen ist. Gedrillt sind nach dem Urtheile Sachverständiger Menschen und Pferde sehr gut und unsere Militärs haben sich über die Leistungen beider sehr anerkennend ausgesprochen, besonders die Dragoner sollen zu Pferd wie zu Fuß mit bewunderswerther Präcision exerzirt haben. Dagegen sind unsere Husaren viel tüchtiger. Es ist mehr Leben und mehr kriegerischer Geist in ihnen als in den Russen, die für reguläre leichte Cavallerie viel zu wenig Feuer, zu viel Maschinenhaftes haben. Ihre Husaren sahen entschieden unecht aus, und die Schnüre auf ihren Dolmans gemahnten uns an englische Etiketten auf heimischen Fabrikaten. Dies mochte auch der „treugebliebene“ ungarische Husar gefühlt haben, der beim Anblick eines solchen vorbeiziehenden Regiments ziemlich laut bemerkte, daß seine Landsleute da sehr schöne Pferde gratis bekommen.

Eine sehr interessante Erscheinung waren ein Paar Hundert irreguläre Reiter, die man uns als Tscherkessen bezeichnete; Mohamedaner in der kleidsamen Tracht des Morgenlandes auf kleinen, aber sehr feurigen Pferdchen, die sie trefflich wie Kunstreiter zu tummeln wußten, und es waren allerdings Viele darunter, die durch Schönheit der Gesichtszüge, Ebenmaß der Gestalt, einen gewissen Adel und natürlichen Anstand den Anspruch auf kaukasische Herkunft rechtfertigten; aber auch viele Gesichter von abschreckender Häßlichkeit, die eher unserer Vorstellung von Tartaren oder Kalmücken entsprachen. Das Volk wollte in diesen Leuten durchaus Juden erkennen, wozu freilich die stattlichen Bärte das ihrige beitragen mochten. In den Quartieren machten sie viel größere Ansprüche als wir an den andern Russen gewöhnt waren. Sie wollten alle gleich und als Gentlemen behandelt sein, und nahmen es besonders sehr übel, wenn man ihren Offizieren mehr Auf-

merksamkeit erwies, und sie in Kost und Wohnung irgendwie vor den Gemeinen bevorzugte.

Die russische Infanterie sieht schlechter aus als die Cavallerie, und scheint auch gegen diese zurückgesetzt zu werden. Schon die Uniform ist viel ärmlicher, Frack's und Beinkleider von Tuch nur zur Parade, sonst sieht man schlechte, schmutzige Leinwandhosen und selbst mitten im Sommer lange, weite, graue Mäntel, die plump und schlotterig an ihnen herunterhängen, gar nicht martialisch aussehen, und in denen sie den Sträflingen in unserm Criminalgefängniß ähnlich sahen. Auch ist es auffallend, daß sie durchgehends eine gebückte unsoldatische Haltung haben. Bei uns ist ein gewesener Soldat selbst nach langen Jahren noch immer an der straffen Haltung und dem gleichmäßigen takthaltenden Schritte auf den ersten Blick als „gedienter Mann" zu erkennen, während bei den Russen Veteranen wie Rekruten Haltung und Gang der Bauern behalten.

Zwischen russischen und östreichischen Soldaten ist der große Unterschied, daß unsere Soldaten bei dem bestehenden Stellvertretungssysteme auch meist den ärmern oder sogenannten arbeitenden Volksklassen angehörig, — fast in der Kaserne ein besseres Leben finden, als dasjenige, das sie zu Hause als Bauernknechte oder Tagelöhner gewöhnt waren, sie werden von ihren Vorgesetzten wenigstens nicht schlechter behandelt als von ihren frühern Brotherren. Sie sind daher fast immer mit ihrem Stande zufrieden, lustig und gut aufgelegt. Namentlich in den slavischen Provinzen, wo das Leben des gemeinen Soldaten, verglichen mit dem des Arbeiters fast als ein luxuriöses und üppiges erscheint; sie nehmen auch gegen ihre frühern Standesgenossen einen Ton vornehmer Ueberlegenheit an, und wissen in der Schenke und auf dem Tanzboden stets den Vorrang vor den „Civilisten" zu behaupten. — Anders ist es in Rußland. Was bei uns erst eine November-Errungenschaft (?) ist, daß die Armee nebenher auch als Strafanstalt benutzt wird, das ist dort eine alte Institution, und es wird alljährlich eine Masse schlechten Gesindels zur Strafe unter das Militär gesteckt. Dieser Bestandtheil der Armee hat nun einen großen Einfluß auf die Behandlung der Soldaten. Diese ist roh und hart, oft sogar grausam. Was man von den Schrecknissen der Knute erzählt, ist, so weit es das Heer betrifft, nicht übertrieben. Zu diesen systemisirten Prügeln kommen dann noch diejenigen, die sie von ihren Vorgesetzten je nach deren Launen gelegentlich als Accedenzien erhalten. Denn die russischen Offiziere sind darin splendide und genereuse Herren, und gegen ihre Untergebenen sogar auf öffentlicher Straße mit der Reitpeitsche oder der flachen Klinge stets zu rettender That bereit. Es ist ihnen dies so zur Gewohnheit geworden, daß sie hin und wieder nicht umhin konnten, auch unsere östreichischen Soldaten in solcher Weise zu regaliren. Aber auch schlechter genährt werden die russischen Soldaten. Statt des gesunden nahrhaften Brotes, das man bei uns hat, bekommen jene steinharten Zwieback, den man erst anfeuchten muß, um ihn genießbar zu machen, und

selbst diesen nicht in genügender Quantität. Was sie sonst noch an Geld und Natural-Rationen eigentlich erhalten sollen, weiß ich nicht genau; aber das in der dortigen Militärverwaltung musterhaft organisirte Unterschleifsystem hat es Stabs- und Oberoffizieren möglich gemacht an diesem Theile des Kriegsbudgets Reduktionen und Ersparnisse vorzunehmen, von denen sich Hume und Cobden in England kaum etwas träumen lassen. Daher kommt es, daß die russischen Offiziere, auch wenn sie kein eigenes Vermögen haben, doch gewöhnlich viel mehr Aufwand machen als die unserigen, und hier in allen Läden und Handlungen sehr gern gesehene Gäste waren, während die Mannschaft vom Feldwebel abwärts bei den mäßigsten Bedürfnissen sich dennoch stets in finanziellen Verlegenheiten befindet. Die armen Teufel können in der That mit ihren Paar Kopeken eben so wenig ausreichen als Louis Napoleon mit seiner halben Million Franken. Man sieht es ihnen an, daß sie Noth leiden und mit ihrem Stande nicht zufrieden sind. Auch werden sie dadurch veranlaßt, wo es nur irgend angeht, kleine Expropriationen vorzunehmen, und nach jedem Durchmarsche verschwand eine hübsche Quantität von silbernen Löffeln, seidenen Tüchern, lebendigen Hühnern und dergl., die alle im Tornister und in den weiten Räumen des erwähnten grauen Mantels bequeme Unterkunft fanden und wehmüthig den Feldzug nach Ungarn mitmachten. Dagegen pflegten ankommende Russen auch wieder viele Dinge zum Verkaufe auszubieten, die sonst Soldaten gewöhnlich nicht feil haben; wie z. B. Leder, ganze Stücke Leinwand, Theekannen, Weiberkleider u. a. m., von denen schlechte Menschen argwöhnten, daß sie am nächstvorhergehenden Rastorte entführt worden waren.

Doch fürchten Sie nicht, daß diese „spezifisch glaubenskräftigen" Slaven, von denen gewisse fromme Herren bei Ihnen die Regeneration Europa's und namentlich des durch Ueberbildung und Unglauben entnervten und entarteten Deutschlands erhoffen, bereits vom Gifte der sozialistischen und kommunistischen Ideen inficirt sind und dadurch unfähig werden, ihre große Rolle durchzuführen. Damit ist es nichts. Die Russen sind keine Sozialisten, sie sind unverdorbene, spezifisch glaubenskräftige Naturdiebe, sie stehlen ohne alle Theorie aus innerm Drange und in der Einfalt ihres Herzens etwa wie die Südseeinsulaner, nur daß sie in der Manipulation selbst eine größere Virtuosität entwickeln, worüber man sich sehr viel zu erzählen weiß.

Dies war der einzige Punkt, in dem wir uns über unsere Gäste ernsthaft zu beklagen hatten; sonst war man mit ihnen so ziemlich zufrieden. In den Quartieren betrugen sie sich sehr bescheiden, machten keine Exzesse, aßen und tranken, was man ihnen vorsetzte, ohne je an der Qualität Ausstellungen zu machen, nur im Betreff der Menge waren sie schwer zu befriedigen, wobei sie gewöhnlich zu erinnern pflegten, daß sie ja für uns in den Krieg ziehen, und daher wohl noch ein Gläschen Branntwein oder was es sonst war, verdienten. Dieses Argument verfehlte in der Regel seine Wirkung nicht. Nicht etwa, als ob bei uns

so viel Enthusiasmus für den ungarischen Krieg vorhanden gewesen wäre, im Gegentheile er war sehr unpopulär. Abgesehen davon, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil des Volkes wirklich mit den Ungarn sympathisirte, war auch die große Mehrzahl, die sich wenig um Politik kümmert, desselben nachgerade müde geworden. Er hatte genug Menschen gekostet, und man wünschte sehnlichst ihn beendigt zu sehen, am liebsten durch einen Vergleich und billige Conzessionen. Da nun aber der Kaiser nicht nachgeben wollte und die „Teufelskerle", die Ungarn, sich nicht schlagen ließen, fürchtete man eine neue Rekrutirung, und doch stand ein sehr großer Theil der jungen Mannschaft bereits unter den Waffen und schon fing es hier und da an dem Ackerbau an Händen zu fehlen. Deshalb fühlte man sich denn sehr erleichtert durch die russische Hilfe. Was kümmerte den galizischen Kleinbürger und Bauer, daß wir eine Großmacht seien und unsere Würde zu behaupten hätten vor den Augen Europa's, und was wußten sie von unserm Berufe im Osten und den Dingen an der untern Donau? Die fremde Intervention war für sie ganz einfach eine Frage der militärischen Stellvertretung im Großen. Und da fand man, daß sich die Russen allerdings weit besser dazu eigneten in Ungarn als Futter für Pulver zu dienen als unsere eignen Söhne und Brüder, aber einen Schnaps verdienten sie immerhin dafür.

Man sah es übrigens auch den Russen an, daß sie gern zu Hause geblieben wären und andere Leute in Ruhe gelassen hätten, aber der Wille einer finstern Macht bewegte sie. Es liegt etwas fast Tragisches in dem Kontraste, daß diese armen unglücklichen duldenden Menschen, die wir doch nur bemitleiden können, uns eben dadurch so furchtbar geworden. Denn furchtbar sind diese Massen, obwohl von Natur nicht kriegerisch, durch ihre Zahl, ihren blinden Gehorsam und ihre Todesverachtung, die bei ihnen eigentliche Tapferkeit ersetzt. Der russische Soldat schlägt sich nicht um des Vaterlandes, nicht um des Ruhmes, ja nicht einmal um des Kaisers willen; sondern weil es befohlen wird, und man gehorchen muß, wenn man nicht Schläge bekommen will und den Tod fürchtet er nicht, weil ihm das Leben so sauer gemacht wird, daß er nicht viel daran zu verlieren hat.

Unsere östreichischen Soldaten wurden von ihnen mit einer gewissen Mischung von Neid und Verachtung betrachtet. Sie schienen sich von der Vorstellung nicht losmachen zu können, daß diese hübschen Soldaten in ihren netten engauliegenden Uniformen, die Cigarren rauchen und Geld in der Tasche haben und die sie halb spöttisch „Herren" nannten, eben nur zur Parade da seien; daß man aber, wo es wirklich ernst gelte, sich ohne sie, die Russen, nicht helfen könne. Auch zwischen den beiderseitigen Offizieren konnte trotz einiger Verbrüderungsbanquette das Verhältniß sich nicht recht kameradschaftlich gestalten. Sie mieden sich eher als sie sich suchten, theils wegen der verschiedenen Ideen über militärische Etiquette, die in der russischen Armee viel strenger zu sein scheint und jede Annäherung zwischen Offizieren verschiedenen Grades fast unmöglich macht; theils weil sich die Unsrigen

durch den Protektorton, den jene manchmal annahmen und durch öftere und nachdrückliche Wiederholung des „wir sind euch zu Hilfe gekommen" verletzt fühlten. Besonders trat dies später bei dem Rückmarsche der Russen hervor. Denn die durch die versteckte Tagesbefehl- und Proclamationen-Polemik der beiden Feldherren hervorgerufene Empfindlichkeit wurde durch den in der Presse durchgeführten ärgerlichen Rechnungsprozeß über die relativen Antheile beider Armeen an dem wenigen bei der ungarischen Affaire erworbenen Kriegsruhm fortwährend wach gehalten und durch alle Zwischengrade bis auf die Lieutenants herab fortgepflanzt.

Die größere Taktlosigkeit scheint hierbei auf unserer Seite gewesen zu sein. Denn man hat doch einmal die Russen zu Hilfe gerufen und zwar noch ehe es die Regierung gethan, die Armee selbst, nämlich Puchner in Hermannstadt; und so ist es denn gelinde gesagt, sehr unhöflich, ihnen dann statt des Dankes zu sagen: Wir haben euch gar nicht gebraucht, ihr habt uns nichts genützt und wir haben das Beste an der Sache selbst gethan.

Glauben Sie aber nicht, daß wir uns hier über diesen Mangel an Sympathien zwischen unserer und der russischen Armee etwa grämen. Ja, wenn wir wüßten, daß diese mesentente cordiale auch in den höchsten Regionen vorhanden, unser beschränkter Unterthansverstand würde es für das größte Glück des Kaiserstaats halten.

Correspondenz und Notizen.

Portraits der Zeitungen in Franken.

Vor einem Jahr war die gesammte fränkische Presse mit zwei oder drei Ausnahmen von demokratischen Ideen und antibairischen Gelüsten inficirt. Jetzt sind alle jene Träume aus den Spalten der Zeitungen wie aus den Köpfen entschwunden und die Vertretung der Demokratie geschieht nur noch auf die allervorsichtigste Weise.

Das gelesenste Blatt der Provinz, das über ganz Baiern stark verbreitet ist, ist der Nürnberger Correspondent, in langweiligem Folio Format, auf sehr schlechtem Papier mit sehr altmodischen Lettern gedruckt. Er hat vor der Revolution außer der des Löschpapiers keine in Baiern verbotene Farbe gehabt; nach der Revolution geberdete er sich zuerst auf eine anständige Weise schwarzrothgold; im Lauf der Zeit kam jedoch die alte weißblaue Grundfarbe wieder mehr und mehr zum Vorschein. Die Maitage hatten auch ihn etwas derangirt, jetzt ist er indessen wieder ganz nach dem Pfordtenschen Geschmack justirt. In langathmigen Leitartikeln ficht er nach außen für ein ganzes Deutschland sammt Oestreich, verstößt manche Lanze gegen die schwarzweiße deutsche Zeitung, die ihm ein besonderer Dorn im Auge ist, auch gegen das Ministerium Brandenburg und gegen die pietistisch-absolutistische Fraction Stahl-Gerlach. Man sieht „ohne Wahl zuckt der Strahl." Zum Glück sind es nur kalte Schläge. Wichtig ist das Blatt in vieler Hinsicht trotz seiner Langweiligkeit, einmal wegen seiner Stellung

zum bairischen Ministerium, dann wegen der ausführlichen, gewöhnlich sehr richtigen Nachrichten aus München's höheren und höchsten Regionen. Auch hat es gewissenhafte und fleißige Correspondenten fast in allen Theilen Süddeutschlands und bringt wegen seines großen Umfangs, 1 — 2 Bogen täglich, eine Masse Detail. Daher ist es recht eigentlich das Blatt des höheren Mittel- und Gewerbestandes, der weniger beschäftigten städtischen und der ganzen ländlichen Bureaukratie. Für die unteren Stände ist es zu steif, doctrinär und zu theuer.

Neben ihm gibt es in Würzburg, Baireuth und Bamberg etc. nach den Städten benannte Zeitungen, welche nur im engeren Kreise sich zu derselben Farbe in der inneren und äußeren bairischen Politik bekennen. Sie leben meist vom Correspondent und der neuen Münchner Zeitung, dem eigentlichen Organ des Ministeriums. Die Würzburgerin schillert bedeutend in's Ultramontane. Eine Zeitlang schien es, als sondirte sie die Demokratie, vielleicht, um auch in Franken eine Liga wie die am Niederrhein im vorigen Jahre zu Stande zu bringen. Indessen dafür waren durchaus keine Elemente vorhanden, und so ist sie denn wieder absolutistisch, bureaukratisch, in Baiern nennt man es Abelisch, geworden. Das gegenwärtige Ministerium wird als eine nothwendige Durchgangsperiode zu jenem vollkommenen Zustand einstweilen geduldet, gelegentlich protegirt! gerade so wie es die Kreuzzeitung hielt. — Die Bamberger Zeitung, das einzige politische Organ einer Stadt von 30,000 Einwohnern ist nichts weiter als die conservative oder ministerielle Metamorphose des fränkischen Merkurs. Dies war das Organ der fränkischen Demokratie und an sinnlosem Wüthen gegen alles und jedes, was nur noch eine Spur von Sinn in sich hatte, konnte er sich dreist neben seine badischen und rheinischen Collegen stellen. Jetzt wird der Redacteur steckbrieflich verfolgt, und die Polizei hat einen neuen bestellt. Daraus erklärt sich die Haltung des Blattes hinlänglich.

Die anderen ministeriellen Blätter erwähne ich nicht. Ihre Quellen sind stets die beiden erwähnten, dazu kommt noch als dritte der Localklatsch. Nur eins noch. Höchst komisch waren die Geberden dieser loyalen fränkischen Presse, als neulich der Text des Interims bekannt wurde. Vorher strömten sie wie ihr Münchner Vorbild über von Zärtlichkeiten gegen den Kaiserstaat. Jede Zeile war durch irgend einen Hieb gegen die „Pickelhaubenpolitik" gewürzt. Die Verzückung erreichte ihren Gipfel, als die Münchner Zeitung am 3. October groß gedruckt an der Spitze ihres Blattes die Notiz brachte „endlich ist es den fortgesetzten Bemühungen Baierns gelungen, eine definitive Lösung der zwischen Oestreich und Preußen obschwebenden Unterhandlungen über die Neugestaltung des Bundes zu erzielen, gemäß welcher Baiern fortan die Stellung einnehmen wird, die ihm seine Geschichte und seine Kräfte zuweisen." Der Satz erschien mit noch fettern Lettern den nächsten Morgen in allen Blättern. Nähere Details über das Wie und Wo waren dort nicht gegeben, folglich wußten auch sie nichts weiter darüber. Kurz darauf veröffentlichte die Kölner Zeitung den Text des Vertrags, der nach bairischen Begriffen Baiern mediatisirt. Man sah und horchte nach München, aber das Orakel blieb stumm und bald kam auch die offizielle Bestätigung von Wien und Berlin. Nun ergriffen der Correspondent und Consorten den klügsten Ausweg; sie druckten ihn stillschweigend ab und schrieben Leitartikel über die München-Salzburger Eisenbahn und die Frequenz auf dem Ludwigscanal.

Die demokratische Presse der Provinz hat im Augenblick keinen nennenswerthen Vertreter, seitdem der Merkur eingegangen ist. In den kleineren Mainstädten erscheinen einige Stadtblätter, die meisten nur ein- oder zweimal in der Woche. Ihre Verbrei-

tung beschränkt sich auf die Bannmeilen und auch hier scheinen sie wenig zahlungsfähige Abonnenten zu besitzen, denn jeder Monat bringt die Todeskunde des einen oder des andern. Auch kömmt es vor, daß sie sich auf eine verständige Weise mit der conservativen Bourgeoisie vereinigen, indem sie sich zu Beilagen der wöchentlichen Anzeigeblätter umwandeln. Eines der gelesensten mag in diesem Augenblick der „Staatsbürger“ sein, der in Nürnberg erscheint und dort unter den kleinen Gewerbsleuten viele Verbreitung hat. Er ist gemäßigt d. h. furchtsam radikal, schwärmt gelegentlich noch für die Linke in Frankfurt und in der zweiten bairischen Kammer vom vorigen Jahr und beschäftigt sich viel mit Hymnen auf die nicht eingeführten Grundrechte. Nach außen ist er großdeutsch und Preußenfresser, so gut wie seine von Pfordten subventionirten Nebenbuhler. — In der ganzen Provinz existirt ein einziges Organ, das die Sache des engeren Bundesstaats und der preußischen Hegemonie verficht. In Anbetracht des kleinen Häufleins seiner Parteigenossen, die ebenso sehr von den reactionären Bureaukraten und den ruhetollen Philistern wie von den Demokraten angefeindet werden, darf man noch damit zufrieden sein, daß sie doch wenigstens ein Organ besitzen. Es ist die mittelfränkische Zeitung, welche täglich in Nürnberg erscheint. Außerhalb der Provinz ist sie kaum dem Namen nach gekannt, in ihr hauptsächlich in Nürnberg, Erlangen und Ansbach gelesen. Sie gibt fortwährend Leitartikel, die häufig Wort für Wort aus der deutschen Zeitung entnommen, häufiger eine Paraphrase einzelner dort angegebener Sätze sind. Ut desint vires heißt es auch bei der mittelfränkischen Zeitung, und in der That ist es ersprießlicher für den Redacteur und das Publikum, wenn sie einen guten Leitartikel anderswoher abdruckt, als wenn sie selbst schlechte fabricirt. Lobenswerth ist das Blatt wegen seiner unerschrockenen Angriffe gegen die Pfordten'sche und großdeutsche Machinationen. Der Herr Minister mag sich wenden und drehen, wie er will, überall folgt ihm sein unermüdlicher Gegner und bringt ihm mit seiner zwar etwas ungalant, aber mit Ernst und Ueberlegung geführten Waffe manchen tüchtigen Hieb bei. Hätte unsere Partei nur viele solche Bundesgenossen in Baiern und Süddeutschland, so könnten die Nebel des Großdeutschthums und Preußenhasses, die dort so manchen ehrlichen Kopf umschleiern, sich nach und nach lichten. So aber ist die mittelfränkische Zeitung eine weiße Schwalbe und alle andern bleiben nach wie vor grau und schwarz.

Zwei Erwiderungen.

Die Einsender der beiden folgenden Repliken werden mit uns einverstanden sein, daß wir nur ihre factischen Bemerkungen den Lesern der Grenzboten gönnen; was sie uns sonst über unser Blatt und die betreffenden Correspondenzen erzählen, mit denen sie nicht einverstanden sind, bleibt ein zum Theil süßes, zum Theil finsteres Geheimniß zwischen uns und ihnen.

Zu Jütland und die Jüten. Erwiderung aus Schleswig. — Ihr Blatt enthält in Nr. 37 einen Artikel: „Jütland und die Jüten,“ gegen welchen ich mich im Interesse der Wahrheit auflehnen muß. — Ich kenne Jütland schon längere Zeit und habe es jährlich bis beinahe zur nördlichsten Spitze bereist, aber ich habe Vieles nicht so gefunden, wie Ihr Correspondent es erzählt. — Er erzählt von schrecklichem Elend in Jütland; ich kann dagegen versichern, daß davon wenig zu finden, daß im Gegentheil Jütland — die innern Haidestriche ausgenommen — fruchtbar und wohlhabend ist. Der Bauer lebt selten in den Abhängigkeitsverhältnissen zum Gutsbesitzer

wie sie in vielen Gegenden Deutschlands der Fall, sondern ist frei und hat gewöhnlich über mehr fruchtbaren Boden zu gebieten, als er urbar zu machen und zu bebauen im Stande ist; so ist's denn natürlich, daß man keine Bettler in Jütland findet, wohl aber großen Mangel an Arbeitskräften hat. Es herrscht im Allgemeinen in Jütland nicht die Reinlichkeit, wie in den Herzogthümern, auch steht es an Wohlstand gegen diese gesegneten Länder noch immer zurück; — aber die Schilderung, wie sie Ihr Correspondent von den Jüten macht, paßt doch nur auf einen sehr kleinen Theil der im Innern des Landes liegenden Haidestriche und auch hier nur dann, wenn man seine Ausdrücke mildert; — ein gewöhnliches polnisches Dorf möchte ein weit schlimmeres Bild von Unreinlichkeit gewähren, als das schlechteste jütische Haidedorf. Uebrigens ist das Haideland nicht so schlecht, sondern kulturfähig, es mangeln nur die Hände dazu. Großes Unrecht thut der Verfasser den Jüten, wenn er sie als vollständige Barbaren darstellt. — Es möchten nicht viele Städte in Jütland sein, die nicht ihre meist täglich erscheinende Zeitung hätten, man muß sich hierüber wundern, wenn man die geringe Einwohnerzahl dieser Orte bedenkt. Auch finden die zahlreichen Buchhandlungen reichlichen Absatz für andere literarische Producte; statistische Uebersichten haben erwiesen, daß kein Land in Europa auf so wenige Einwohner verhältnißmäßig so viele Buchhandlungen hat, als Dänemark; — auch darüber muß man sich bei dem Lesepublikum wundern, daß doch in Dänemark Bücher so häufig zweite und dritte Auflagen erleben: besonders wenn man erwägt, daß wenigstens die Hälfte des Lectürebedarfs von den deutschen Literaten geliefert wird. — Ich habe gefunden, daß jeder auch nur einigermaßen gebildete Jüte fertig deutsch spricht, auch werden überall im Lande deutsche Zeitungen gelesen. — Daß das regere Leben eines handeltreibenden oder industriellen Distrikts nicht in Jütland zu finden ist, dadurch lasse man sich nicht täuschen; man that Unrecht, dieses Treiben selber für Bildung zu halten; es bringt eine gewisse Geschliffenheit zu Wege, die dem Jüten durchaus fehlt; die man aber auch schwerlich bei irgend einem andern ruhigen, ackerbautreibenden Volke antreffen wird. In einem Lande, welches so reich an Korn und Vieh ist, können die Lebensmittel nicht so schlecht sein, wie in Ihrem Blatte erzählt wird; auch die Kleidung des jütischen Bauers ist, obgleich grob, doch ganz gutes und zweckmäßiges Wollenzeug. Holzschuhe sind noch kein Beweis der Barbarei; auch der rheinische Bauer würde seine hölzernen Schuhe im Winter nicht gern gegen lederne vertauschen. Recht hat der Verfasser, wenn er die Ostküste Jütlands romantisch nennt; wenn er aber auch Randers zu den malerisch gelegenen Städten rechnet, so kann ich ihm nicht beistimmen. Unrichtig ist die Behauptung, daß die Westküste Jütlands aus Marschboden bestände, ein Blick auf die Landkarte macht deutlich, daß hier sich unmöglich Marschboden ablagern konnte. Eben so bedenklich ist die Befürchtung, daß der ganze Strich nördlich vom Licinfjord unausbleiblich ein Raub der Wellen werden müsse. Endlich wird Jütland gar nicht so wenig bewohnt, wie Ihr Correspondent erzählt; man wird selten in eine Stadt Jütlands kommen, ohne einige deutsche Reisende zu treffen, und es möchten gewiß keine Städte und wenige Dörfer sein, wo nicht mehrere Deutsche, seien es Kaufleute, Handwerker oder Landbebauer, ihr Domizil aufgeschlagen hätten. Jütland ist kein Land des Schreckens, sondern ein Land zum Auswandern für Deutsche, wo der Fleißige mit Leichtigkeit sein Fortkommen findet. — Ueberhaupt möchte der dänische Staat — die Herzogthümer inbegriffen — dasjenige Land Europas sein, wo man, wenn auch keinen großartigen Reichthum, doch den gediegensten Wohlstand findet, ein Land, von welchem man sagen kann, daß es kein Proletariat hat. Schleswig. **K. B.**

Die Deutsche Zeitung aus Böhmen. Eine Vertheidigung. — Ihre Zeitschrift bringt in Nr. 48, S. 355 einen die deutschen Zeitungen Prags besprechenden Aufsatz, der die Deutsche Zeitung aus Böhmen so charakterisirt, daß einige Bemerkungen darüber nicht unnütz sein werden. Die in Prag erscheinende und schon darum vielfach angefeindete Deutsche Zeitung aus Böhmen hat trotz des Belagerungszustandes mehr männlichen Freimuth an den Tag gelegt, als die liberale Zeitungspresse Wiens; obschon dort die Behörden dem Kundgeben der öffentlichen Meinung begreiflicherweise jene haupt- und residenzstädtische Rücksichtnahme*) angedeihen lassen, deren die Provinzen — jetzt wie früher — sich nicht rühmen dürfen. Wohl hat die Deutsche Zeitung gleich allen ihren freisinnigen Zeitgenossinnen in Oestreich einen schweren Daseinskampf zu bestehen, theils wegen der jetzt vorherrschenden politischen Erschlaffung und absichtlich herbeigeführten Begriffsverwirrung (wobei die Verbrechen der durch Belagerungszustände aller Art monopolisirten reactionären Schandpresse um nichts leichter in die Wagschale der ewigen Gerechtigkeit fallen, als die Sünden der demagogischen Wühlerpresse: — Volksverderbung dort wie da! —) theils deßhalb, weil die Parteien noch nicht über den blinden Haß sich zu erheben vermochten, weil sie zwischen sieghaftem, am Gegner frevelnden Uebermuthe oder rachsüchtigem Ingrimme kein höheres Drittes, nicht die selbstsuchtlose Liebe für das Gesammtwohl, nicht den Geist der Versöhnung kennen. Die bisherige kurze Lebensgeschichte der Deutschen Zeitung aus Böhmen ist zugleich ein interessanter, leider jetzt nicht veröffentlichbarer Beitrag zur Zeitgeschichte und ein Stück politischen Märtyrerthumes für die wenigen Edlen, deren zum Theile maßlosen Opfern die Deutsche Zeitung ihre Begründung wie ihren Fortbestand zu einer dafür möglichst ungünstigen Zeit verdankt. Zugleich hat die Deutsche Zeitung beharrlich jede Art von Heuchelei, also auch jenen Katzenpfötchenstyl verschmäht, dessen sich jetzt so viele ihrer Colleginnen befleißen, jenen Styl, der seine Feder in ein Gemische von vielem Honig und etwas Galle taucht, der mit wohlfeilem Muthe sich brüstet, in der That aber nur von der blassen Furcht eingegeben ist und der Wahrheit mehr Schaden als Nutzen bringt. Möglich daher, daß die Deutsche Zeitung unter dieser Ueberbürdung zuletzt erliegt, dann aber geschähe dies wahrlich aus dem geraden Gegentheile von „Entnervung.“ Nach jener Darstellung müßte jeder vom wirklichen Sachverhalte Ununterrichtete glauben, daß bei der Deutschen Zeitung binnen Jahresfrist ein fünfmaliger Redactionswechsel mit steigender Untüchtigkeit der Redacteure statt gefunden habe, nun ist aber Prag männiglich bekannt, daß der edle Bernhard Gutt beim Beginne der Deutschen Zeitung körperlich und im Gemüthe bereits zu schwer erkrankt war, um derselben seine geistigen Kräfte, seine kernhaft deutsche Gesinnung widmen zu können, vielmehr bot sich dem Zartgefühle einer Pietät gegen Bernhard Gutt für einige seiner Verehrer in dem Bestehen der Deutschen Zeitung nur die willkommene Gelegenheit zur Bethätigung heiliger Freundschaftspflichten dar, welche der Verewigte in anderer Weise niemals würde geduldet haben! — Herrn Dr. F. Stamm, — einem der oben

*) So z. B. haben die Wiener Zeitungen bis heute jene übermäßigen Cautionen nicht zu leisten gebraucht, welche von den Provinzial-Zeitungen ungesäumt und überdieß in einer sehr erschwerten Zahlungsweise (eine ganze Classe von östreichischen Staatspapieren wurde gar nicht angenommen!) erlegt werden mußten. Der Betrag dieser Caution ist so hoch, daß sie gleich anfänglich ihren Zweck, als eine Unterdrückungs-Maßregel gegen die östreichische Zeitungspresse in den Provinzen zu dienen, nicht verfehlt hat. Die Bürgschaftssumme für eine täglich erscheinende Zeitung (also auch für die Deutsche Zeitung aus Böhmen) beläuft sich nämlich auf zehn tausend Gulden Conv. Mze.

erwähnten Edlen — erlaubten seine Berufsverhältnisse nicht, von Kommotau nach Prag zu übersiedeln, daher er auch nur als Mitarbeiter, nicht aber an der Redaction der Deutschen Zeitung sich betheiligen konnte. Als wahrheitgetreues Ergebniß stellt sich also heraus, daß das erste Halbjahr der Deutschen Zeitung von den Herren Dr. Klier und Julius Hirsch, das zweite Halbjahr von Letzterem allein und das dritte Halbjahr bis jetzt von den Herren Dr. Makowiczka und Julius Hirsch redigirt wurde, daß also blos Einmal der erste Redacteur, und zwar, weil er Prag verließ, der zweite aber gar nicht gewechselt hat.

Herrn K. Andre betreffend, so gebührt ihm das in jenem Aufsatze erwähnte Verdienst um die Deutsche Zeitung aus Böhmen in ganz anderer und gewichtizerer Weise, als in der bloßen Cautions-Erlegung, an der sich mehrere Ehrenmänner betheiligten. Prag den 4. December 1849.

Ein Freund der Wahrheit und der Deutschen Zeitung a. B.

Literaturblatt der Grenzboten.

Drei Missionen. Politische Skizzen aus Paris. Von Dr. Oelsner-Monmerqué. Bremen, F. Schlodtmann. — Der Verfasser wurde im vorigen Jahre dreimal nach Paris geschickt, vom 17. Mai bis zum 26. Juni, vom 17. bis zum 28. August, endlich vom 9. December 1848 bis zum 12. April 1849. Die wichtigste seiner Missionen war die zweite, welche den Zweck hatte, die Einführung des Reichsgesandten, Hrn. v. Raumer, bei dem damaligen Dictator Frankreichs, General Cavaignac, zu betreiben. In den Briefen, die Hr. v. Raumer über seine Sendung veröffentlicht hat, war der Thätigkeit des Hrn. Oelsner nicht eben auf das Freundlichste gedacht worden, und die vorliegende Schrift hat zum Theil den Zweck, diese Auffassung zu widerlegen. Es wird Hrn. v. Raumer vorgeworfen, daß er sich zu sehr dem preußischen Gesandten angeschlossen habe, und daß dieser nur zu geneigt gewesen sei, die offizielle Anerkennung der provisorischen Centralgewalt eher zu hintertreiben, als zu unterstützen. Wenn man aber die Thätigkeit dieser Reichsgesandten unparteiisch beurtheilen will, so darf man den wunderlichen Conflict nicht vergessen, in den sie durch ihre Stellung meistens mit ihrer eignen politischen Ueberzeugung kamen. Nach der Ansicht der damals herrschenden unitarischen Partei war die Centralgewalt, als die Schöpfung und gewissermaßen der Ausdruck der Nationalversammlung, eine über den bisherigen deutschen Staaten und außerhalb derselben stehende Macht, deren Abgeordnete nichts Angelegentlicheres zu thun haben sollten, als den auswärtigen Regierungen begreiflich zu machen, daß die östreichischen, preußischen, bairischen u. s. w. Gesandten ohne alle politische Wichtigkeit wären, daß alle öffentlichen Geschäfte von der Centralgewalt ressortirten, und daß, um es bestimmter auszudrücken, jene bisher souveränen Staaten durch das neue Reich mediatisirt seien. Diese Ansicht wurde weder von den deutschen Regierungen, noch von derjenigen Seite des Hauses getheilt, welcher die meisten Reichsgesandten angehörten. Männer von der politischen Färbung der Herren Raveaux und Heckscher konnten sich im unitarischen Sinn aussprechen, mußten dann aber freilich gewärtigen, daß die Gesandten von Oestreich und Preußen Seitens ihrer Staaten eine entgegengesetzte Ansicht geltend zu machen suchten. Welche Ansicht dann schwerer in's Gewicht fallen würde, konnte man leicht berechnen. Wenn man aber Hrn. v. Andrian nach London, Hrn. von Raumer nach Paris schickte, so war es wohl

gewagt, von ihnen vorauszusetzen, sie würden, der eine Oestreich, der andere Preußen ein förmliches Dementi geben. — In Beziehung auf die französischen Angelegenheiten gibt der Verfasser seine Bemerkungen in der anspruchslosen Form eines Tagebuchs. Viel Neues erfahren wir daraus nicht, was überhaupt bei der Publicität aller wichtigen Fragen von solchen Memoiren schwerlich zu erwarten sein dürfte; allein es ist lehrreich und anziehend, von einem verständigen Mann, der in der großen Welt Zutritt hatte, die richtige Auffassung bestätigt und durch einzelne Details näher begründet zu sehn. — Von Interesse ist auch die Darstellung der geschäftlichen Verwaltung im Bureau des Auswärtigen und der Marine.

2) **David Copperfield.** Neuer Roman von **Charles Dickens.** — Das Buch ist zwar erst zur Hälfte vollendet, aber man kann es schon so weit übersehen, um zu behaupten, daß es in den Vorzügen und Fehlern der Boz'schen Manier keinem seiner frühern Werke nachsteht. Dickens ist ein echter Dichter. Einmal hat er Auge für die kleinen, intimen Züge des Gemüths, und für den Contrast der Stimmungen, wie ich es nur noch bei zwei Dichtern finde, Jean Paul und Jeremias Thackeray. Vor dem ersten hat er aber den ungeheuern Vorzug, daß er zu erzählen versteht. Jean Paul hat die besten Intentionen, wenn sie aber auf uns wirken sollen, so müssen wir sie erst aus seinem wüsten, zum Theil unverständlichen Jargon in die Sprache gebildeter Menschen übersetzen. Dickens Sprache ist zwar keineswegs elegant, nicht einmal correct, aber plastisch und voller Wirkung; er hat sie so weit in seiner Gewalt, um stets den Eindruck zu machen, den er beabsichtigt. Freilich kommt ihm dabei wesentlich zu Statten, daß er unter Briten lebt, daß dort in den niedrigsten Kreisen ein Fonds von freier Originalität zu finden ist, den wir bei unserm verkümmerten, gedrückten Volk vergebens suchen würden. Wenn man ihm daher Sentimentalität vorwirft, so ist das doch ganz anders zu verstehn, als bei Jean Paul; freilich sucht er häufig mit unkünstlerischem Behagen auf die Thränendrüsen zu wirken, aber die Empfindungen, die er auf diese Weise verwerthet, sind an sich nicht unnatürlich und auch nicht unschön; seine Thränen strömen aus dem Herzen, nicht wie bei Jean Paul aus dem Kopf. Ueber die Verschrobenheiten der Jean Paul'schen Lieblingshelden sich in Rührung zu versetzen, ist nur ein Deutscher im Stande. Jener Vorwurf trifft Dickens nicht mehr als alle Humoristen und Genremaler, wenn sie sich nicht ganz in Aeußerlichkeiten bewegen, wie Smollet und Marryat, wo man durch die ewigen Schnurren am Ende doch auch gelangweilt wird. Das Wesen des Humors ist die Vorliebe für's Detail. Das Detail aber verstattet, wenn man sich von der Erschöpfung des Lachens einen Augenblick erholen will, keine andere Erholung des Gemüths, als Rührung, — denn die Furcht und das ich möchte sagen der rein physische Schrecken, welchen der Genremaler durch seine Virtuosität in der Behandlung der Nerven sehr wohl zu erregen versteht, und worin Dickens vor Allen Meister ist, kann ich nicht unter die Erhebungen rechnen, es ist wieder etwas Negatives wie das Lächerliche auch. Ein gemüthloser Humorist, wie Arnim, oder ein Humorist mit krankem Gemüth, wie Haman und Hippel, ist eine sehr unangenehme und namentlich sehr unästhetische Erscheinung. — Das zweite Verdienst unsers Dichters ist lyrischer Natur; er versteht die jedesmalige Stimmung auf eine Weise in das Bild zu verweben, wie es nur der Pantheismus eines Humoristen möglich macht, der das Gras wachsen hört und den einzelnen Wassertropfen belauscht, wie er sich allmälig von der Felswand ablöst, ehe er im Unbestimmten sich verliert. Man wird verstehen, was ich meine, wenn man sich an den Anfang des — übrigens schlechten — Büchleins: the cricket of the hearth, erinnert, das

Gespräch zwischen dem Heimchen und dem kochenden Theekessel. — Dickens Fehler liegen in seinen Vorzügen. Er gibt eigentlich nur brillante Detail-Anschauungen, und die Art, wie er diese zu ganzen Figuren, zu ganzen Ereignissen zusammensetzt, ist sehr willkürlich. Ferner führt die Virtuosität auch bei ihm, wie in allen Fällen, zur Manier, er liebt grelle Farben, weil er sich stets im Contrast bewegt, wie unsre Geigenspieler seltsame Sprünge; und er kommt leicht zu Wiederholungen. Wo sollen auch die pikanten Einfälle alle herkommen, wenn man allmonatlich ein dickes Heft vollzuschreiben genöthigt ist. — Ein anderer Fehler ist mehr zufällig; die Dichter unserer Tage können sich einmal nicht der directen Satyre enthalten; wo aber der Satyriker anfängt, hört der Poet auf — die Verehrer Juvenal's mögen es mir vergeben! Seine Yorkshire Schulen und dergl. sind über alle Beschreibung ekelhaft. — Schulgeschichten und ähnliche Kinderscenen nehmen auch diesmal den größten Theil der Hefte in Anspruch, die uns vorliegen. Es muß in den englischen Schulen, wenn wir Marryat und Boz Glauben schenken, eine abscheuliche Wirthschaft sein! In dem träumerisch abgeschlossenen Stillleben der kleinen unbeweglichen Welt des Lehrerstandes kann nur durch sehr intensive Gutmüthigkeit eine Art menschlichen Daseins erhalten werden; der herzlose Egoismus, der in dem öffentlichen, geschäftigen Treiben des stolzen Britenvolkes sehr an seinem Platz ist, macht aus den ersten Spielen des jungen Herzens eine Fratze. — Ich komme vielleicht noch einmal auf diesen Punkt zurück.

The Caxtons. Roman. **King Arthur.** Episches Gedicht von Sir Edward Bulwer Lytton, Bart. — Bulwer ist in allen Dingen der Gegensatz von Dickens; dieser der Demokrat, der in allen Schenken und Kirmessen zu Hause ist, der mit eben solchem Behagen sein ein, zwei, drei auch mehr Glas Grog trinkt, als er mit hübschen Kindern sich auf der Wiese herumzerrt, der keinen Penny zahlt für alle Philosophie und Gelehrsamkeit der Welt, und dem es nicht einfällt, Staatsgespräche von seinen Lippen schallen zu lassen; Sir Edward — denn er ist jetzt ein Standesgenosse Sir Walter's — hat in sämmtlichen Sprachen der alten und der neuen Welt dilettirt, hat von sämmtlichen Dichtern Citate im Kopf und Intentionen im Gedächtniß, hat von sämmtlichen Philosophen wenigstens einzelne Seiten gelesen und darüber nachgedacht, ist in allen fashionablen Salons in untadliger Cravatte herumgewandelt, hat sämmtliche Fragen der höhern Politik zum Gegenstand seines Studiums gemacht — aber das Geschick hat ihm zweierlei versagt: ein Auge, der Natur ins Gesicht zu blicken, und eine Zunge, was er empfindet, zu sagen. Es ist nicht Stolz, sein menschenscheues, steifleinenes, gezwungenes Wesen; ach der gute Baronet möchte für sein Leben gern mit guten Gesellen in der Kneipe Grog trinken und dazu randaliren wie ein deutscher Student, gern mit Kindern Purzelbäume schlagen, gern am abendlichen Kaminfeuer mit lieben Leuten den „schwarzen Peter" mit Einem Strich spielen, aber — es geht nicht! Er ist zu ungeschickt. Ich stelle ihn mir vor in Auerbach's Keller, wo dem Völkchen jeder Tag ein Fest wird. Er betrachtet aufmerksam diese Poesie des Unsinns und räuspert sich. — Hört! hört! Er wird sprechen! αὐτός! — „M. Tullius Cicero macht über gesellige Zusammenkünfte in einer seiner Schriften, in welcher vorschnelle Ausleger seine Feder nicht wiedererkennen wollten, die aber unzweifelhaft echt ist, folgende geistvolle Bemerkung." Ja und mit der Kneipe ist es aus! Ich glaube, wenn er ein Kind einen Purzelbaum schlagen lassen wollte, würde er damit anfangen, ihm Diesterweg's Ansichten über die moderne Gymnastik auseinanderzusetzen; das Kind würde in Entsetzen gerathen und dem gelehrten Herrn entlaufen.

Der Gegensatz gegen Dickens zeigt sich am besten in der Zeichnung der komischen Figuren. Bei Dickens sprudeln die lustigen Einfälle in unversieglicher Fülle, und er verbindet sie zu einer komischen Figur, ohne sich viel darum zu kümmern, ob sie zu einander passen oder nicht. Bulwer entwirft sich für jeden Charakter ein Schema des Komischen, an dem er mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit festhält. So oft er aber seine Person auftreten läßt, weiß er nichts weiter zu geben, als jenes Schema, das sich bestimmt wiederholt; sie haben kein Leben, denn er empfindet sie nicht, er abstrahirt sie nur.

Bulwer's erste Werke machten Sensation. Im Pelham schloß einmal ein salonfähiger Gentleman die Zirkel der feinen Welt dem profanen Publikum auf; man wußte es ihm Dank, und nahm es mit dem Weiteren nicht so genau. Bei Eugen Aram — in technischer Beziehung das Beste, was er geschrieben — schüttelte man schon den Kopf und rief ihm zu: Paule, du rasest! die große Weisheit macht dich rasen. Nach der Zeit hat Bulwer alles mögliche versucht, historische und sociale Romane, Elfengeschichten, Theaterstücke, er hat nicht das erreicht, was er wollte. In jeder Vorrede erklärt er, dies Werk sei sein letztes, und immer ergriff er von Neuem die Feder. Er hat auch die politische Carriere angetreten, aber er stand allen Parteien zu hoch, sie wußten nicht, was sie aus ihm machen sollten. Er war der Homme incompris in dieses Wortes verwegenster Bedeutung.

In den Caxtons, die eine einfache Familiengeschichte darstellen sollen, zeigt sich die Armuth des Dichters am schlagendsten. Die historische, antiquarische, criminalistische Gelehrsamkeit kann den Mangel an psychischem Inhalt in einem einfachen Idyll nicht verdecken. Vergebens ruft er die Natur, sie bleibt ihm stumm, er kann die Sprache des Herzens nicht reden. Wo er einen Anlauf macht, tritt sofort die Reflexion — und in der Regel eine bei aller Prätension sehr triviale — störend dazwischen. Offenbar hat er Dickens vor Augen gehabt; er spielt Scherzando, aber er hat keine Melodien. Altkluge Kinder, Pedanten, die doch sehr tiefsinnig, gemüthlich und edelmüthig sein sollen, und deren Pedanterie den gemüthlichen, deren Tiefsinn den komischen Eindruck der Pedanterie aufhebt, und außerdem die bekannten Byronschen Gestalten, das mit einigen politisch-socialen Reminiscenzen ist seine Welt.

So hat er sich nun aufs Epos geworfen. Die Vorrede zum King Arthur macht einen peinlichen Eindruck, man bemitleidet den Mann und möchte ihn lieben. Er versichert, sein Werk mit allem Fleiß, aller Gewissenhaftigkeit geschrieben zu haben, die ihm möglich ist, er habe alles gegeben, was in seinen Kräften stand, aber das Publikum sei nun einmal eingenommen gegen ihn. Er findet in Pope, daß zum Epos dreierlei gehört, die Wahrscheinlichkeit, die Allegorie und das Wunderbare. Um diese beiden Eigenschaften zu verbinden, hat er sich in den verschiedenen Mythologien umgesehen, es hat ihm keine genügt, er hat sich also aus Feen, Genien und Zauberern eine eigene Mythologie gebildet und sie in das fabelhafte Zeitalter des Königs Artus verlegt. So ist nun ein romantisches Heldengedicht entstanden, welches in der Tauchnitz'schen Ausgabe 600 Seiten ausfüllt. Es ist sehr moralisch, sehr erfinderisch, sehr elegant, sehr mit gelehrten und philosophischen Betrachtungen verwebt, aber es enthält so wenig Poesie, als sämmtliche Werke Bulwer's überhaupt, und es ist langweiliger als irgend eines derselben.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

Beiträge zur Geschichte der französischen Romantik.

II.

Das historische Costüm.

(Fortsetzung zu Victor Hugo.)

Die neue Schule, die seit 1825 eine Reihe angesehener Poeten und Kritiker in den Kampf gegen Boileau führte — ich nenne hier nur Emile Deschamps, Uebersetzer des Dante, St. Beuve, Alfred de Musset, Edgar Quinet u. s. w., mußte ihre besten Lorbeern auf dem Schlachtfeld suchen, wo das kampfrichtende Volk unmittelbar in Bewegung gesetzt wird, auf der Bühne. Das Theater war seit Voltaire's Zeiten in fortdauerndem Verfall; einzelne Talente, wie Beaumarchais, hatten keine nachhaltige Wirkung. Die Kaiserzeit war reich an Versuchen: A. W. Schlegel hatte in dem Columbus von Nepomucène Lemercier die Morgenröthe einer neuen Zeit begrüßt, weil die sogenannten Aristotelischen drei Einheiten darin mit Bewußtsein vernachlässigt waren, aber die bloße Opposition gegen hergebrachte Meinungen reicht nicht aus, wenn sie nicht von einem schöpferischen Talente unterstützt wird. Es war eben beim Versuch geblieben.

Dagegen hatte die Kunst der Darstellung durch Talma eine neue Richtung genommen. Er hatte die stereotypen Formen des Anstandes und der bühnenfähigen Leidenschaft mit künstlerischer Freiheit erweitert, der Declamation Charakter und Individualität gegeben, das auf alle Zeiten übertragene Rococokostüm durch das historische ersetzt. Sieht das Publikum ungewohnte Trachten, so gewöhnt es sich auch an Vorstellungen, die von den üblichen Begriffen abweichen. Nicht mehr die Akademie, der Gerichtshof über das Schickliche, sondern die Gelehrsamkeit übernahm die Kritik. Gleichzeitig verbreitete Walter Scott durch den historischen Roman den Sinn für das geschichtliche und geographische Detail durch ganz Europa, und der Cultus Shakespeares, der von Deutschland aus sich allmälig auf die Nachbarn übertrug, arbeitete der socialen Revolution, welche die Perrücken abschaffte, in die Hände, indem durch Beides die Empfänglichkeit für das Charakteristische geweckt ward. Ein nicht unwesentlicher Umstand, der die neue Kunst

vorbereitete, war die große Ausdehnung der Oper und ihr Heraustreten aus dem lyrischen Charakter, den sie in den Zeiten Metastasio's bewahrt. Ein Publikum, das an die phantastischen Sprünge und die willkürlichen Combinationen der Libretto's gewöhnt ist, wird durch keine Unnatürlichkeit mehr in Erstaunen gesetzt.

Seit Talma's Tod war die Bühne verwaist, und nur eine neue Kunst konnte sie wieder beleben. Die Neuerung — ein freierer Gang in der Handlung und die Ersetzung des Conventionellen durch das Charakteristische — mußte sich mehr auf die tragische Kunst beziehn als auf das Lustspiel. Denn die Komödie hat immer eine satyrische Ader, und muß diese Beziehung auf bestimmte sittliche Verhältnisse durch Darstellung derselben begründen, sie ist also ihrer Natur nach auf das Charakteristische angewiesen, und wenn wir den bourgeois gentilhomme von Molière, den Figaro von Beaumarchais und une chaîne von Scribe mit einander vergleichen, so finden wir eine naturgemäße Entwickelung der Kunst, so schnell sich auch der Horizont erweitert. Außerdem beschneidet das Lustspiel, so wenig es eine steifleinene Logik begünstigt, schon durch seinen Gegenstand die Willkür des Dichters; denn mit den Verhältnissen der Gegenwart ist das Publikum vertraut, und würde nicht zugeben, daß man einen Robert den Teufel, eine Bernsteinhexe oder einen standhaften Prinzen in den modernen Salon oder in die Chaumière einführte.

In das Trauerspiel dagegen trat durch die neue Ansicht von der Kunst eine vollständig entgegengesetzte Richtung ein. Zwar hatten auch die älteren französischen Dichter nicht immer streng an ihrem Aristoteles festgehalten. Schon von dem großen Corneille kann die Kritik nur vier im Geist der Kunst gehaltene Tragödien anführen (Cid, Polyeucte, Cinna und Horace); die übrigen stehen unter dem Einfluß des spanischen Theaters, und gehen mehr darauf aus, die Handlung durch widerstreitende Intriguen und unmotivirte Zufälligkeiten zu verwickeln, als sie durch Einen großen Zug zu zwingen. Aber im Ganzen war dieses doch der Sinn des französischen Theaters: einen von vornherein deutlich entwickelten Conflict zu seiner Lösung zu führen, durch keine andern Mittel, als die in der Exposition angegebenen, und in diesem einfachen Gange die Aufmerksamkeit in Einer bestimmten Spannung zu fesseln. Die andern Regeln, obgleich sie in pedantische Formalien ausarteten, gehen alle auf diesen Einen Zweck; z. B. das Festhalten desselben Tones, das Vermeiden aller Episoden, welche die Aufmerksamkeit zerstreuen, aller Figuren, auf die man nicht von vornherein bei der Exposition aufmerksam gemacht ist; die leichte Zeichnung der Nebenfiguren, die blos als Ergänzung des Dialogs angewandt werden, die sorgfältige Motivirung — womit die sogenannte Einheit der Zeit zusammenhängt; die Gleichgiltigkeit gegen die Localität und das Costüm — Einheit des Orts. U. s. w.

Dieser salonfähigen Tragödie wurde von der neuen Schule das historische Drama — die Tragikomödie entgegengesetzt. Cromwell (1827) war nur die

Einleitung; das Stück kam nicht auf die Bühne. Mit dem Jahr 1829 dagegen betritt die neue Kunst die Bretter; Hugo's Marion de Lorme, Hernani, Dumas' Heinrich III. und Christine waren eben so viel große Schlachten, in denen die Romantik ihre Gegner überwältigte. Folgendes sind, abgesehen von dem literaturhistorischen Gefasel, welches keine Erwähnung verdient, die Grundsätze, welche die Vorrede zum Cromwell als Maßstab der neuen Poesie angibt.

Der Zweck des modernen (christlichen) Drama's ist nicht, wie bei den Alten, das Ideal, sondern die Wahrheit, die Realität. Die Realität entspringt aus der Vereinigung des Erhabenen und des Grotesken. Real ist z. B., wenn der Richter sagt: à la mort! et allons diner. Freilich soll der Poet eine Auswahl treffen; aber nicht nach dem Maßstab des Schönen, sondern des Charakteristischen. Charakteristisch ist, was die Farbe der Localität und der Cultur einer bestimmten Zeit bis ins Detail ausgearbeitet an sich trägt. In diesem Sinne muß das Costüm, die Scene, die Redensarten, die Vorstellungsweise charakteristisch wiedergegeben werden. Das wird einen Wechsel der Decorationen und einen Reichthum an Figuren erfordern, der aus dem Drama freilich nicht ein einfach sittliches Rechenexempel werden läßt, der aber die Einheit des höhern (symbolischen) Gedankens nicht zu stören braucht. Sie wird einen beständigen Wechsel der Stimmungen und Erregungen mit sich bringen, der zwar die Geschmacks-Philister beleidigt, der aber der „Wirklichkeit" entspricht. Denn auch in der „Wirklichkeit" folgt Lachen auf Weinen, Regen auf Sonnenschein und eine Erwartung löst die andere ab.

Diese Grundsätze erhalten ihren wahren Inhalt erst durch die Ausführung. Man möge bei dem historischen Drama der französischen Romantik nicht an Goethe oder Schiller, selbst nicht an Shakespeare denken; ja nicht an W. Scott, eher an Bulwer. Jene Dichter haben ernste Studien gemacht über die Zeit, welche sie darstellen wollen, und haben sich in den Geist derselben zu versetzen gesucht; aber sie verschonen uns mit den gelehrten Citaten, die sie bei der Gelegenheit in ihre Collectaneen eingetragen haben, sie verschonen uns mit den Anekdoten, die nicht zur Sache gehören, und weit entfernt, die Originalität auf die Spitze zu treiben, suchen sie bei jeder historischen Größe die allgemein menschliche Seite herauszukehren. Man hat es Schiller häufig vorgeworfen, daß er seine Helden aus unkünstlerischer Menschenliebe humanisirt habe; in der Ausführung gebe ich das zu, im Princip hatte er Recht. Wir würden seinem Wallenstein eine höhere menschliche Berechtigung zuerkannt haben, wenn er ihn härter gehalten hätte; daß der Dichter uns aber mit dem lächerlichen Jargon in der Sprache und Vorstellungsweise des 17. Jahrhunderts verschont, wissen wir ihm Dank. Nur diejenige historische Eigenthümlichkeit hat Bürgerrecht in der Kunst — und, erlaube ich mir hinzuzusetzen — in der Wissenschaft, die mit der Entwickelung des allgemeinen Geistes der Menschheit in einer wesentlichen Verbindung steht, die bloße Rarität bleibt seitab liegen.

Man vergleiche Dumas' Caligula mit Shakespeare's Antonius, Hugo's Cromwell mit W. Scott's Woodstock — offenbar dem Werk, aus welchem die Conception des ersteren herzuleiten ist, um sich über den Unterschied klar zu werden: ein Unterschied, den man bei den eigentlichen Geschichtschreibern eben so wahrnehmen kann.

Sonst bestand die historische Gründlichkeit darin, daß man bei jedem großen Ereigniß sich gewissenhaft fragte, in welchem Verhältniß stand es zu den Zuständen, aus denen es hervorging? was für Ideen hatten diejenigen, die dazu mitwirkten, und wie verhielten sich diese Ideen zu dem, was in der That erreicht wurde? Heutzutage scheint man die Gründlichkeit anders zu begreifen. Man untersucht, was für Hosen die Leute anhatten, wie sie ihren Bart trugen, was für Lieblingsflüche sie gebrauchten, wo sie ihre Abende zubrachten, wenn sie nicht mit Staatsgeschäften zu thun hatten; ferner, wie der Saal dekorirt war, in welchem dies oder jenes geschah, in welchem Styl man das Haus, in dem er stand, gebaut hatte, wer der Baumeister war, welche Theile desselben man hatte restauriren müssen u. s. w. Früher hatte man bei der historischen Darstellung einen bestimmten Gegenstand, und traf die Auswahl der Personen und Begebenheiten, die man darin verflocht, nach dem Grad der Wichtigkeit, der ihnen in Bezug auf diesen Gegenstand zukam; jetzt will man Alles auf einmal schildern, Krieg, Literatur, Mode, gesellschaftliche Vergnügungen, Privatleben, Staatsgeschichte, Anekdoten — alles das bunt durcheinander, ohne die Ordnung eines leitenden Gedankens.

Es ist nicht zu leugnen, daß Walter Scott einen großen Einfluß auf diese historische Malerei gehabt hat. Aber man nimmt bei ihm das Costüm hin, weil es wirkliche Menschen kleidet; man läßt sich die Anekdote gefallen, weil sie einem wirklichen Ereigniß dient. Wenn aber Bulwer z. B. in seinem Devereux ein Zeitalter dadurch zu schildern glaubt, daß er sämmtliche Collectaneen, die er aus Büchern der verschiedenartigsten Gattung in Betreff dieser Zeit excerpirt hat, in bunter Reihe an den losen Faden der Begebenheit anheftet; wenn er alle möglichen Personen, die damals lebten, mit der entsprechenden Anekdote aufführt, so verlieren wir über der irrationellen Mannigfaltigkeit des Materials den Sinn der Zeit vollständig aus den Augen. In noch gründlicheren Romanen, wie z. B. die der Miß Anne Bray wird man zu der Vermuthung geleitet, sie seien ausschließlich für Schneider, Sattler und Dekorationsmaler bestimmt. Ungefähr denselben Charakter haben die historischen Werke Capefigue's, des Romantikus unter den Geschichtschreibern.

Victor Hugo's Cromwell zeigt, wohin die geistlose Detailmalerei führen kann. Wenn Walter Scott das Charakterbild einer Zeit in epischer Breite ausführt, und eine Person nach der andern auf die Bühne bringt, um allen Seiten gerecht zu werden, so ist doch immer in der Zusammenstellung derselben eine weise

Oekonomie sichtbar, und in der Analyse eine poetische Logik, die in den einzelnen Momenten eines Charakters die Totalität nie aus den Augen verliert. Unser Cromwell enthält die verschiedenen Momente, die Victor Hugo aus Woodstock lernen konnte, in großer Ausführlichkeit, aber ohne den ordnenden Verstand des Dichters. Cromwells Bibelgelehrsamkeit wird nicht blos angedeutet, sondern in unendlich langen lächerlichen Reden, die nicht einmal, sondern zehnmal wiederkommen, bis zum Uebermaß der Langeweile ausgeführt; seine diplomatische Fähigkeit erschöpft sich in zwanzig Anekdoten, ebenso seine ursprüngliche Gutmüthigkeit, sein Ehrgeiz, sein Familienleben, seine ästhetischen Ansichten, sein theologischer Fanatismus und seine Verschmitztheit; für diese widersprechenden Eigenschaften aber den Leitton zu finden, hat der Dichter nicht für nöthig gehalten. Mit der Empfindung wechselt der Held die Sprache, und vergißt seine poetische Vergangenheit in jedem Augenblick. Neben ihm drängen sich vor allen Parteien eine überströmende Menge Statisten auf die Bühne, von denen jeder reden will, keiner den andern zu Worte kommen läßt. Der echte Royalist (Ormond) — jene stereotype Charaktermaske des Feudaladels, auf die ich schon hingedeutet habe, — und der echte Puritaner (Karr), der noch längere, noch lächerlichere Reden hält, als Cromwell, noch unsinniger mit der Bibel umspringt, und noch weniger menschliche Berechtigung hat; ein liederlicher Cavalier (Rochester), der seine abgeschmackten Ansichten über lyrische Poesie auf das Breiteste vorträgt, und sich in eine Menge ebenso alberner als zweckloser Liebesabenteuer einläßt; ein zweites Exemplar derselben Sorte, Cromwell's Sohn; ein feiler Spion, der ganz überflüssig ist; ein habsüchtiger Jude, der zugleich den abergläubischen Astrologen vorstellt, und der wirklich die Geheimnisse der Sternenwelt erforscht zu haben scheint; der Dichter Milton, der von dem schlechten Geschmack des Protectors an das Urtheil der Nachwelt appellirt; eine Menge Hofleute und Diplomaten, von denen der eine gerade so aussieht als der andere, Cromwells Familie, und zum Ueberfluß statt Eines Clown's v i e r Hofnarren in Livree, die zu ihren Späßen immer die ungelegenste Zeit wählen. Rechne man dazu noch ein Chaos von Mißverständnissen, die einer Menächmenkomödie oder einem spanischen Intriguenstück Ehre gemacht haben würden, und Unwahrscheinlichkeiten, die eine wahrhaft orientalische Phantasie verrathen; ferner den Mangel an Haltung, der sich selbst in dem Ton auf eine Weise verräth, daß man gar nicht begreift, wie alle diese Personen in einer und derselben Zeit leben konnten, und die dramatische Ungeschicklichkeit, welche die nämliche Spannung ein paarmal wiederkehren läßt, so wird man das Urtheil gerecht finden, das dieses Stück in historischer wie in künstlerischer Hinsicht als eine Monstrosität verwirft. Denn von dem großen Charakter der Zeit ist keine Spur geblieben; man bewegt sich unter Narren, Schurken und „guten Kerlen."

Dieser Mangel an historischem Sinn zeigt sich in Hugo's sämmtlichen Tragödien. Die geschichtlichen Personen, die er aufführt, sind Portraits in schlechtem

Sinne; er hat aus den Chroniken gelernt, wie sie sich räuspern und wie sie spucken, aber der bloßen Curiosität fällt es nicht ein, hinter der bunten Tracht den Geist zu suchen. Er geht von einer Anekdote oder einem sonderbaren Zug aus, den die Chronik von ihrem Helden berichtet, und diesen macht er zum Thema seiner Variationen. Sein Ludwig XIII. (Marion de Lorme) ist eine Variation auf das Thema: der König haßt seinen Minister und hat nicht den Muth, es auszusprechen; sein Ludwig XI. (Notre Dame) ist der abstracte Geiz, mit Grausamkeit gepaart — und was für ein vortreffliches Vorbild hatte er hier im Quentin Durward! — sein Franz I. (le roi s'amuse) ist der Roué aus den Zeiten der Regentschaft; sein Karl V. (Hernani) genau derselbe, wenn er sich auch zum Schluß ohne alles Motiv in einen andern verwandelt. Von den spätern will ich gar nicht reden. So wenig von geschichtlicher Treue die Rede ist, so wenig von menschlicher Natur; jene historischen Helden sind Fratzen, über die wir uns verwundern, die uns aber kein Interesse abgewinnen können, weil sie nicht von unserm Fleisch und Blut sind. Die Nebencharaktere sind unmöglich in der Zeit, in der sie auftreten; sie sind nur denkbar in den Zeiten romantischer Begriffsverwirrung. Wenn Alexandre Dumas in seinen historischen Stücken ebenso frivol mit der Geschichte umgeht, so ertragen wir das eher, denn er hält wenigstens Farbe; in welche Zeit er auch seine Anekdoten verlegt, er bleibt eigentlich immer in seinen gewohnten Kreisen, bei den pariser Journalisten, die in den Tag hineinleben, hübsche Maitressen halten, viel trinken und viel spielen, und eben so gut mit dem Degen umzugehn wissen, als mit der Feder. Wenn seine Cavaliere sich über Literatur, Oper, Grisetten und Paukereien unterhalten, so weiß man immer, wer eigentlich der Sprechende ist, und wenn uns unnütze Details angeführt werden, so macht uns diese naive Freude eines Dilettanten, der in seinen Bilderbüchern eine neue Maske findet, zu viel Spaß, als daß wir uns ernstlich über die Ungeschicklichkeit des dramatischen Dichters ärgern sollten. Die Helden unsers Poeten dagegen treten mit einer Prätension auf, die uns beleidigt, weil sie hohl ist. Ich glaube, die Art und Weise, wie Victor Hugo die Geschichte auffaßt, am besten an einem Monolog nachweisen zu können, den er Karl V. in einem Keller zu Frankfurt am Main halten läßt, in dem Augenblick, als er eben zum Kaiser gewählt wird, als zu gleicher Zeit eine Rotte spanischer Verschwörer, die ihm nach Frankfurt gefolgt sind, ihm auflauert, um seinem Leben ein Ende zu machen. Dieser Monolog, den die Schule lange Zeit für ein Meisterstück ausgegeben hat, und der beiläufig auch ein sehr gutes Bild von der Gedankenassociation des Dichters und von seinem Vers gibt, lautet folgendermaßen:

Ah! c'est un beau spectacle à ravir la pensée,
Que l'Europe, ainsi faite, et comme il *) l'a laissée!

---

*) Karl der Große.

Un édifice, avec deux hommes au sommet,
Deux chefs élus auxquels tout roi né se soumet.
Presque tous les états, duchés, fiefs militaires,
Royaumes, marquisats, tous sont héréditaires;
Mais le peuple a parfois son pape ou son César.
Tout marche, et le hasard corrige le hasard.
De là vient l'équilibre, et toujours l'ordre éclate.
Electeurs de drap d'or, cardinaux d'écarlate,
Double sénat sacré, dont la terre s'émeut,
Ne sont là qu'en parade, et Dieu veut ce qu'il veut.
Qu'une idée, au bésoin des temps, un jour éclose,
Elle grandit, va, court, se mêle à toute chose,
Se fait homme, saisit les coeurs, creuse un sillon;
Maint roi la foule aux pieds ou lui met un baîllon:
Mais qu'elle entre un matin à la diète, au conclave,
Et tous les rois soudain verront l'idée esclave
Sur leurs têtes de rois que ses pieds courberont
Surgir, le globe en main, ou la tiare au front! —
Le pape et l'empereur sont tout. Rien n'est sur terre
Que par eux ou pour eux. Un suprême mystère
Vit en eux, et le ciel, dont ils ont tous les droits
Leur fait un grand festin des peuples et des rois. (!)
Le monde, au-dessous d'eux, s'échelonne et se groupe.
Ils font et défont. L'un délie et l'autre coupe *).
L'un est la vérité, l'autre est la force. Ils ont
Leur raison en eux mêmes, et sont parce qu'ils sont.

Bei uns Deutschen würde auch der unreifeste Anfänger nicht wagen, solche Schnitzer zu begehen, ein solches Gewebe von schülerhaften Einfällen als historische Weisheit zu verkündigen; noch weniger würde er die historische Treue so hintansetzen, dem Kaiser Karl V. eine monologische Erörterung über die Dialektik der Ideen in den Mund zu legen.

Victor Hugo sieht seine Figuren nicht in ihrer Totalität, sondern nur in der bestimmten, theatralischen Situation; sie gehen nur aus dieser Situation hervor. Die Theatercoups, an welche der Franzose seit seines großen Corneille berühmtem Wort: qu'il mourût! gewöhnt ist, und die sich wesentlich auf eine Thätigkeit des Witzes reduciren, arbeitet er mit großer Andacht aus, und wenigstens in einzelnen Fällen, wie z. B. in der Lucrezia Borgia, mit großer Geschicklichkeit; daher ist das letztere Stück mit geringen Modificationen in eine Oper verwandelt worden, und fast jede der Tragödien Victor Hugo's ließe eine derartige Behandlung zu. Die Monologe sind Arien, die Dialoge Duette oder Recitative, und was die Handlung betrifft, so spielt der Maschinist die Hauptrolle.

Nur ist auch die Situation noch nicht das letzte Motiv dieser historischen Genremalerei. Um auf dieses zu kommen, wähle ich unter den poetischen Werken das beste und das schlechteste — Notre-Dame und die Burgraves.

---

*) Dieser Vers ist in Beziehung auf die Cäsur charakteristisch.

Ich nenne den Roman Notre-Dame de Paris — neben den Orientalen — das beste Werk, weil sich in ihm die Eigenthümlichkeit und die Intention des Dichters am reinsten und einheitlichsten ausspricht, weil sich die Form mit dem Stoff so vermählt hat, daß wir einen vollkommenen Gesammteindruck empfangen. Der Gegenstand der Dichtung ist nämlich nicht Ludwig XI., nicht der Lieutenant und die Zigeunerin, nicht der Archidiakonus und der Glöckner, sondern das Paris des 15. Jahrhunderts, wie es sich aus den Resten der alten Bauwerke und historischen Ueberlieferungen wiederherstellen, durch eine in jene Zeit vertiefte Phantasie wieder beleben läßt.

Victor Hugo hat in einzelnen Abhandlungen, in Liedern und in Excursen, die durch seine sämmtlichen Schriften verstreut sind, gegen die Ruchlosigkeit der modernen Baumeister geeifert, die ohne Pietät für die alte Kunst die Denkmäler der mittelalterlichen Architectur entweder zerstören, um das Material zu neuen Bauwerken zu benutzen oder sie durch Neuerungen zu entstellen. In der Baukunst hat er wirkliche Studien gemacht, er ist darin zu Hause und seine Schilderung gewinnt Farbe und Leben.

Die Art und Weise der Conception ist nun folgende: Er durchstöbert die alte Kirche nach allen Richtungen hin, die Kreuzgänge, die Galerien, die Thürme, die Altäre. Er läßt das verschiedenartigste Licht durch die gemalten Scheiben strahlen, von der Morgensonne an bis zum blassen Mondschein. Er fragt sich, welche Trachten, welche Figuren sich am besten dazu eignen würden, unter jeder dieser Beleuchtungen dem landschaftlichen Gemälde Leben und Bewegung zu geben; welche Gruppen, welche Scenen der Stimmung am besten entsprechen; in welchen Charakteren sich der Geist des alten Gebäudes symbolisch am besten ausspricht. So entstehen die Gestalten des Archidiakonus und des Glöckners,*) ähn-

*) Als Nachtrag zu der im vorigen Abschnitt angedeuteten Darstellung von Ungeheuern im Geschmack des Han von Island gebe ich die Empfindungen des Glöckners, als er den Ton der Glocke hört. Il s'y dilatait comme un ciseau au soleil. Tout à coup la frénésie de la cloche le gagnait; son regard devenait e x t r a o r d i n a i r e; il attendait le bourdon au passage, comme l'araignée attend la mouche, et se jetait brusquement sur lui à corps perdu. Alors, suspendu sur l'abîme, lancé dans le balancement formidable de la cloche, il saisissait le monstre d'airain aux oreillettes, l'étreignait de ses deux genoux, l'éperonnait de ses deux talons, et redoublait de tout le choc et de tout le poids de son corps la furie de la volée. Cependant la tour vacillait; lui, criait et grinçait des dents, ses cheveux roux se hérissaient, sa poitrine faisait le bruit d'un soufflet de forge, son oeil jetait des flammes, la cloche monstrueuse hennissait toute haletante sous lui; et alors ce n'était plus ni le bourdon de Notre Dame ni Quasimodo: c'était un rêve, un tourbillon, une tempête; *le vertige à cheval sur le bruit;* un esprit cramponné à une croupe volante; un étrange centaure moitié homme, moitié cloche u. s. w. Diese Stelle gibt übrigens einen angemessenen Pendant zu dem Monolog Karls V., n Betreff der Prosa Victor Hugo's. Da sein Gegenstand stets die Materie ist, und sein Streben, ihr in allen Seiten gerecht zu werden, so ist die Sprache reich an Ausdrücken, die

lich den Schnitzwerken an den Portalen, den Bildhauerarbeiten am Chor, den Drachen, Rosen und Schmetterlingen an den Schwibbögen. Wie der Epheu an den umgestürzten Säulen, haben sie ihr Leben nur in ihrer Beziehung auf den Stein; von ihm abgelöst, würden sie in Staub zerfallen. Es scheint auf den ersten Anblick eine Vergeistigung der Materie, sieht man aber näher zu, so ist es eine Versteinerung des Menschlichen. Durch den Bann, der ihn an den Stein fesselt, hat der Geist sein eigentliches Wesen verloren.

Weiter. Von der Höhe des Thurmes aus betrachtet sich der Dichter die Aussicht. Er stellt sich die Straßen in Bewegung vor, und combinirt diese Bewegung mit den Figuren, welche die Kirche selbst ihm eingegeben hat, sowie mit den Trachten und Sitten der Zeit, die er schildern will. Daraus wird nun der Volksauflauf bei einem erwarteten Schauspiel, ein Narrenfest, ein Sturm auf die Kirche u. s. w. Nicht der historische Pragmatismus, nicht die philosophische Idee, sondern die Rücksicht auf den pittoresken Effect bestimmt den Lauf der Begebenheiten. — Von der Kirche aus geht der Gang auf den Grèveplatz, dieser macht eine Hinrichtung nöthig, die einzelnen Gebäude, welche den Platz umgeben, werden antiquarisch durchsucht; die Universität: also Scenen aus dem damaligen Studentenleben, und die Figur eines Normal-Studenten, der als weitere, hellfarbige Arabeske von den Nachtscenen des alten Paris ein Relief erhielt; das Palais de justice — wozu wurde es damals benutzt? Zu Festspielen! Also es wird ein Mysterium aufgeführt, um die Localitäten in das rechte Licht zu stellen, und den Zuschauern zu malerischen Gruppen Veranlassung zu geben. In den letzteren werden sämmtliche Trachten, also auch sämmtliche Stände des damaligen Zeitalters verwerthet. Das Mysterium führt zu der Figur des Dichters; trennt ihn von der Scene, so ist es ein armseliges Machwerk, aber in diesem Fastnachts-Quodlibet nimmt sich der Hanswurst gut genug aus. — Nun bleibt noch die eigentliche Hefe des Volks und der politische Höhepunkt übrig, und so haben wir einerseits die Cour des Miracles in ihrer phantastischen Nachtbeleuchtung, mit den Ameisenhaufen von Bettlern, Zigeunern, Dieben und Mördern, die sich wie ein Jacques-Callotsches Höllenstück in wundervollen Wendungen entfaltet; andererseits die düstern Hallen der Bastille mit ihren unterirdischen Gefängnissen, ihren eisernen Käfigen, den Baumeister und gleichsam die Incarnation derselben, König Ludwig XI. So ist das alte Paris restaurirt. —

---

man sonst nur noch im Wörterbuch findet; die Periode besteht aus Appositionen, aus Bildern, die erst in ihrer Totalität das Gemälde veranschaulichen. Der logische Gang, der leichte Fluß, die Klarheit und Durchsichtigkeit, welche sonst den französischen Satzbau auszeichnen, geht in diesem rein materiellen Gewicht der Worte verloren. Gelehrsamkeit ohne Ordnung und Phantasie ohne eignen Inhalt, von gelehrten Reminiscenzen genährt, das ist der Charakter seiner Sprache.

Wo eine wirkliche Kenntniß vorhanden ist, wird die Schilderung, wenn auch nicht künstlerisch vollendet, doch immer von lebhaftem Interesse sein. Victor Hugo ist zwar mit der eigentlichen Geschichte der Renaissance nicht sehr vertraut, aber in den Antiquitäten ist er zu Hause. Betrachten wir die historischen Personen in Notre-Dame als Basreliefs auf den architectonischen Denkmälern der Vorzeit, so haben sie ihre Berechtigung. Anders wird die Sache, wenn der Dichter eine Vergangenheit symbolisch wieder aufrichten will, von der er nichts versteht. So ist es ihm in dem Burggrafen (1812) gegangen.

Die Veranlassung zu diesem närrischen Gedicht war eine Rheinfahrt (1841), in welcher unser Dichter die alten Ruinen weniger durchforschte als durchträumte. Er brach sich durch das Dickicht der Schlingpflanzen Bahn zu den zertrümmerten Mauern, setzte sich dann einsam auf einen Vorsprung, ließ sich von den Vögeln ansingen, betrachtete den Aufgang der Sonne, und suchte eine alte, vom Moos bedeckte Inschrift zu entziffern, oder nahm das Maß eines Schwibbogens, während ihm der Wind Blätter und Blüthen auf den Kopf wehte. Abends im Mondschein, wenn die Dämmerung den Bergen jene phantastischen Formen und dem Fluß jenes unheimliche Stahlgrau verlieh, in welchem sich Gespenster und Kobolde so gern umhertreiben, kletterte er, in seinen Mantel gehüllt, über den Schiefer nach irgend einem Raubschloß. Kein Geishirt hätte es gewagt, ihn an diesen Schreckensort zu begleiten. Er sog die sanfte Melancholie des Abends in sich ein, und blickte nach den Sternen am Himmel und den Lichtern an dem Fuß des Berges, bis die Mitternachtstunde von allen Kirchthürmen schlug, und er, unter Fledermäusen die einzige fühlende Brust, mit widerhallendem Schritt bis in die Keller hinabstieg. In solcher Stimmung kam ihm die Eingebung, den Geist dieser alten Burgen in einer Trilogie zu fixiren. Der Rhein kam ihm vor, wie Thessalien zu den Zeiten des Aeschylus, wo die Titanen gegen den Götterkönig sich empörten. Er fand in den „Burgraves“ ein ebenso riesiges, ebenso ruchloses Geschlecht von Halbgöttern, als jene Brüder des Prometheus es waren. Als Zeus wurde dann der alte Barbarossa aus dem Kyffhäuser heraufbeschworen. Die Sage aber naiv zu nehmen, dazu hat der Franzose nicht den Muth; es muß alles pragmatisch erörtert werden, auch der Kyffhäuser. Zum Ueberfluß wird noch Geschichte vorgetragen, bei welcher Gelegenheit wir unter andern unerhörten Dingen erfahren, daß Berlin soeben von den Vandalen (im Jahre 1200!), Danzig von den Heiden erobert ist.

Auch diesmal ist die Hauptrolle des Stücks dem Stein gegeben. Der Wechsel der Scene dient dazu, uns die verschiedenen Theile des Schlosses anzuführen. Jeder ist von dem entsprechenden spiritus familiaris bewohnt. In der Mitte ein dicker Thurm. In ihm waltet Burggraf Hiob, 120 Jahre alt, mit langem weißem Bart, stets in der Rüstung und im Helm, riesengroß wie die Titanen, der lange Reden über den Geist der alten Chevalerie hält — die Charaktermaske des feu-

dalen Barons, auf die wir noch einmal zurückkommen — und wenn sein 80jähriger Sohn es einmal wagt, ihn zu unterbrechen, ihm strenge zuruft: Taisez-vous, jeune homme! Unten in dem Keller haust das Bild der Rache, ein in Fesseln geschlagenes 100jähriges Weib mit dem caraibischen Namen Guanmaraba; ihr Lebenszweck ist, einen Geliebten zu rächen, den Burggraf Hiob von 80 Jahren aus den Fenster geworfen hat, und wofür der Frevler von seinem eignen Sohn geschlachtet werden soll. Zu diesem Zweck wendet sie verschiedene Vergiftungen, Opium, Hexereien, und dergl. an, bis sich endlich ergibt, daß jener Geliebte von dem Fall nicht umgekommen, daß er vielmehr kein anderer ist, als Kaiser Barbarossa, Hiob's Bruder, der seinem Vater geschworen, sich vor 80 Jahren nicht zu rächen, der nach 80 Jahren aus dem Kyffhäuser aufsteigt, und den Hiob mit seinem ganzen Geschlecht in Fesseln schlagen läßt, aber als er ihn bußfertig findet, und voller Loyalität für den Kaiser und das Reich, ihm vergibt und in seinen Berg zurückkehrt, um den die Raben nisten. Nehmen wir noch als weitere Dekoration im Ahnensaal das junge frivole Geschlecht, das über die alten Graubärte spottet, wie die Zeitgenossen Don Quixote's über den Ritter von der traurigen Gestalt; im Burgverließ die gefangenen Bürger, Studenten, Handwerker u. s. w., so haben wir die gesammte Trilogie, die hier als abschreckendes Beispiel dienen mag, wohin es führt, wenn Kunst oder Wissenschaft die Geschichte in's historische Costüm begräbt.

Der Handel in Rußland.

Ich kam nach der Stadt Berdiczew in Kleinrußland, als die weit berühmten Contracte stattfinden sollten. Mit den Worten „die Contracte" bezeichnet man in Rußland den Jahrmarkt oder die Messe. Die bedeutendsten Geschäfte, welche der russische Handel im Innern des Landes macht, beruhen auf Tausch, doch auch dann werden die großen Geschäfte contractweise abgeschlossen, wenn von Seiten des Waarenempfängers die Zahlung unverweilt geleistet wird.

Die ganze hübsche Stadt war in arger Aufregung. Die Juden rannten hin und her, die ungetheerten Riesenräder der Kibitken knarrten unter ihrer Waarenlast, die Straßen waren angefüllt mit bäurischen Markthelfern, welche, seltsamer Weise auf je zwei langen Stangen ihre Kisten und Ballen keuchend hin und her schleiften und Jeden, der ihnen entgegen kam, mit den flehenden Worten begrüßten: „Aus dem Wege Herrchen! Unser Herr Gott hat sich's auch Schweiß kosten lassen; er sei gepriesen!" Die Kazappen, welche hier fast allein Markthelferge-

schäfte verrichteten, sind eine der merkwürdigsten Volksklassen Großrußlands. In ihrer Tracht: weißen groben Pluderhosen, einem kurzen weißen Kittel, unbedeckter Brust und hoher zuckerhutförmiger, nur oben ein wenig eingedrückter weißer Filzmütze erscheinen sie bei Tage wie Pierrots, bei Nacht wie Gespenster. Uebrigens besitzen diese Leute alle Tugenden, welche ein Markthelfer besitzen muß. Sie sind unverdrossen, treu und ehrlich. Letzteres Prädicat erleidet jedoch eine gewisse Beschränkung bei Eßwaaren. Sobald sie an etwas Genießbares kommen können, werden sie schwach.

In dem wilden Gewirr fielen die russischen Soldaten auf. Bald schlichen sie in den Winkeln umher und spähten, wo Jemandem etwas zu mausen sei, bald gingen sie von Bude zu Bude und boten sich gegen Lohn und Kost für die Zeit der Contracte als Gehilfen oder Geschäftshüter an. Das war mir neu; ja und vielen dieser schlaffen uniformirten Leute wurde von den Händlern Vertrauen geschenkt. „Sie arbeiten billig," sagte man mir, „und bestehlen nie den, welchem sie dienen. Freilich die benachbarten Handelsgeschäfte sind durch diese Ladenhüter in Gefahr versetzt, und darum hat der Kaufmann, welcher einen solchen Diener annimmt, stets Streit und Kampf mit seinen Nachbarn." Des Nachts sieht man vor den geschlossenen Geschäftslokalen eine Menge Soldaten als Wächter sitzen; denn vereidete Marktwächter existiren nicht. Obgleich aber die Zahl solcher Wächter ziemlich groß ist, so kommen doch nirgends so viele Diebstähle vor als auf den russischen Messen. Es fällt häufig vor, daß Läden ganz ausgeräumt, ganze Waarenlager entwendet werden. Die Städte leisten keine Bürgschaft und gewähren durchaus keine Entschädigung; desto mehr werden durch diese Unsicherheit der Waarenlager die großen Handelshäuser abgehalten, die Meßplätze auf eigne Rechnung beziehen zu lassen. Sie verkaufen an kleinere Häuser, diese thun vielleicht dasselbe und so findet oft die Waare erst in der vierten oder fünften Hand einen Kaufmann, der es riskirt, sie auf dem Meßplatze auszustellen. Diese Wanderung der Fabrikate durch verschiedene Hände treibt ihre Preise natürlich sehr in die Höhe.

An einem Sonntage begannen die Contracte. Zuerst fiel die bunte Mischung der Nationen im Kaufmannsstande auf. Die Russen sind die kleinste Zahl, Griechen, Italiener, Franzosen und vorzüglich Deutsche die Mehrzahl, Letztere machen durch ganz Rußland einen sehr bedeutenden Theil der Kaufmannschaft aus und haben sich bis weit hinter die asiatische Grenze, bis zu den Obtschaigebirgen, ziemlich gleichmäßig vertheilt. Die anderen Nationalitäten im Handelsstande beschränken sich auf gewisse Gebietstheile. Griechische und italienische Handelshäuser sind vorzugsweise in Südrußland, an der Ostseeküste schwedische, norwegische, französische. Die Fabrikanten sind zumeist Engländer, gleich starken Antheil haben die Deutschen, auf der dritten Stufe stehen die Franzosen, auf der vierten die Niederländer; die Russen selbst haben den kleinsten Antheil. — Ein unnatürliches Verhältniß, wodurch die natürliche Entwickelung der Volkskraft sehr gestört wird!

Auf dem Stadtplatze in Berdiczew freute mich der Gildenstolz der ehrenwerthen Handelsherren. Wir fanden nämlich auf mehreren Firmen die Bemerkung „Kaufmann erster Gilde," „Kaufmann zweiter Gilde." Die Kaufmannschaft ist in Rußland nämlich in drei Gilden eingetheilt, nach der Ausdehnung ihres Geschäfts und der Steuerquote, welche sie an die Krone zu zahlen hat. Die erste Gilde verleiht eine Art Adel, und groß ist der Stolz, welchen ein solcher Gildenadel, die offizielle Vermehrung der persönlichen Würde dem wackeren Ladenmeister in den Kopf setzt. Denn im ganzen Lande hat nichts Ansehn, was nicht so glücklich ist, sich als Edelmann legitimiren zu können. Dafür holen sich häufig Generäle und Staatsräthe ihre Gemahlinnen hinter dem Ladentisch der Herren von der ersten Gilde. Berdiczew liefert ein sehr berühmtes Beispiel, den Kaufmann Schafnagel, spätern Baron von Schafnagel, russischen Kaufmann erster Gilde, Schwiegervater des General von Rosen, über den er einst sehr stolz und glücklich war.*)

Auf dem Markt stießen wir zunächst auf einige italienische Geschäfte, deren Hauptartikel Südfrüchte und Farbestoffe waren. Sie gehörten nach Odessa. Doch sind es nur kleinere Häuser, welche die Mühe, ihre Waaren durch die weiten öden Steppen in die Städte des Inneren zu transportiren, nicht scheuen. Man könnte gerade diese Geschäfte die unsoliden nennen, denn in ihrer Gewinnberechnung ist der Zollunterschleif ein regelmäßiger Posten. Nirgend so bequem als in Rußland ist die Defraudation zu bewerkstelligen, wenn die Waaren von ihrem Eigenthümer oder dessen Stellvertreter begleitet werden. Bei Versendungen ist das Verhältniß natürlich ein anderes.

---

*) Ein Beispiel von der Art, wie ein Kaufmann hier Fortune macht. Bei Schafnagel sah ich einen etwa fünf und dreißig Jahre alten Mann Namens L..... Dieser Mensch, dessen geistige Beschränktheit ungewöhnlich stark in seiner Physiognomie ausgeprägt war, hatte in dem Jahre 1832 oder 1833 seine Vaterstadt Berlin wegen unsauberer Händel verlassen. In sehr dürftiger Lage zu Warschau angelangt, fand er ein Unterkommen in dem Fabrikgeschäft eines gewissen Minter. Nachdem er mehrere Jahre in diesem Geschäft gearbeitet, wurde er vom Fabrikanten nach Berdiczew geschickt, damit er dort ein Verkaufsgeschäft für die Fabrikate der Firma einrichte. Die russischen Edelleute, die in diesem Commissionsgeschäft zum ersten Male brillante von Gold blitzende Oellampen, gemalte Kaffeebretter und Theegefäße, lackirte Badewannen, englische Stuben-Badeapparate, eiserne schön gemalte Stühle und ähnliche Dinge sahen, kauften so begierig, daß zwei schleunige Nachsendungen nöthig wurden. Dieser Zudrang brachte L.... natürlich auf die Idee, die Preise zu seinen Gunsten weit über die Höhe, die sie nach Bestimmung des Fabrikanten haben sollten, zu steigern. Auf solche Weise erwarb sich dieser Mensch in wenigen Jahren ein solches Vermögen, daß er das Berdiczewsche Waarenlager des Minter als Eigenthum übernehmen und um die Hand der zweiten Tochter des Kaufmann Schafnagel anhalten konnte. Der Herr Baron stellte ihm vor Allem die Forderung, daß er sich in die erste Gilde aufnehmen lasse, damit er seiner Tochter ebenbürtig werde. Die Bedingungen wurden erfüllt, und der Ehrenmann führte vor etwa fünf Jahren die Gildenbaronesse heim. Ich wiederhole, er war sehr dumm. Dergleichen Carrièren sind häufig und kommen in jeder größeren russischen Stadt vor.

Wir treten auf den Platz, wo die Großrussen ihre geräucherten Fische und die Kleinrussen ihr gedrechseltes Holz und Schweinefleisch feil halten. Die Buden, hübsch grün angestrichen und alle von gleicher Gestalt, sind zusammenhängend in einem großen Viereck aufgestellt; auf jedem russischen Meßplatze sind die russischen Kaufleute vereinigt und von den Uebrigen gesondert. Die langbärtigen braunen Kaufleute mit den langen priesterlichen Talaren und hohen schwarzen Filzkappen stehen in ihren kleinen Buden wie Berggeister in einer Felsgrotte, glücklicherweise heben die umherliegenden Speckseiten und Guitarren die Illusion wieder auf. Wunderlich ist die Zusammenstellung der Handelsartikel in den Buden der kleinrussischen Kaufleute. Man findet dort auf einem und demselben Tische Schaukelpferde, Spinnräder und Schinkenwürste; Guitarren und Speckseiten, Stickrahmen und Seife, Talg, Zithern und Schachbretter. Und in einem kleinrussischen Handelslocale hat man alle gesehen. Der Kleinrusse beschränkt sein Geschäft aber stets auf Holzdrechslerwaaren, Darmsaiteninstrumente, Talg und gesalzene Fleischwaaren vom Schweine. Und diese Artikel findet man stets in einem Geschäft vereinigt.

Eben so beschränken sich alle großrussischen Handelsgeschäfte auf Pelzwaaren, Caviar und geräucherte Fische. Auch diese Artikel findet man in einem wie dem anderen großrussischen Handelsgeschäft stets brüderlich neben einander. Der Handel mit anderen Waaren, die edleren Fabrikate natürlich ausgenommen, befindet sich in den Händen der Juden.

Kaum begreift man, wie die groß- und kleinrussischen Kaufleute als Kaufleute bestehen können, da sie nur in seltener Ausnahme etwas vom Lesen und Schreiben verstehen. Manchmal muß das Gericht aushelfen, wenn ein Wechsel auszustellen oder ein Contrakt zu machen ist. Das erste kommt aber sehr selten vor, denn der echt russische Kaufmann ist größtentheils selbst Producent oder seine producirenden Geschäftsfreunde sind Leute gleichen Calibers, Bauern, Pächter, Fischer, Kleinbürger, welche eben so wenig zu schreiben und zu lesen verstehen als er. Den Mangel an Rechenkunst und Kenntniß der Ziffern ersetzen sie durch Rechenmaschinen. Diese bestehen in einer Menge von Kugeln verschiedener Größe und Farbe, welche, klassenweise, und zwar nach dem Decimalsystem an Drähte gereihet, und über ein mit mehrern Merkmalen versehenes Brett ausgespannt sind. Die Länge der Drähte bietet soviel Raum, daß die Kugeln auf die rechte und linke Seite geschoben und durch sie Additions- und Subtractionsrechnungen ausgeführt werden können. Diese seltsamen Rechenapparate fehlen in keinem Geschäftslocale eines Bartrussen und bezeugen, wie unnöthig Schulbildung ist, um in der Welt zu gedeihen. Und doch sind mir, dem Fremdling, diese einfachen, halbwilden Krämer lieber, als jene feinen Buden mit ausgesuchten Luxusartikeln, welche den Edelmann so unwiderstehlich anlocken. Denn meine wunderlichen Caviar- und Pelzrussen repräsentiren die gesunden, auf das Volk gestellten Theile

der Geschäfte, während die Blüthe des profitabeln Fabrikatenhandels aus der Fäulniß aufschießt, welche die privilegirten Classen des Czarenreichs ergriffen hat. Obgleich nämlich der Waarenverbrauch in Rußland, wie schon aus den hohen Preisen der Fabrikate hervorgeht, durchaus nicht in entsprechendem Verhältniß zur Production steht, obgleich der Bedarf ungleich größer ist als die Mittel zur Befriedigung reichen, so sind doch drei Viertel der Volksmenge keine Abnehmer für irgend eine Fabrikwaare. Der russische Bauer betritt nie die Schwelle eines Handelshauses, es wäre denn um Reszytilowkaer Pelzjacken, einen Staat, dessen wenigstens jeder Bräutigam bedarf, zu kaufen. Die Bedürfnisse des Bauers in Rußland sind ungemein gering. Seine Kleidung ist gewöhnlich vom Rohstoff an sein eigenes Manufact. Die Frauen schneiden, rösten, brechen, hecheln und spinnen den Flachs oder Hanf, weben nicht selten selbst die Leinwand und nähen, unbekümmert um die Art des Sitzes ihre Röcke, Hemden rc.; die Männer passen selbst den Pelz ihrem Körper an, welchen sie dem Schafe vom Leibe gezogen haben.

Eben so wenig Einfluß haben die Bürger der kleinen Städte auf den Handel. Sie sind in ihrer Lebensweise vollkommene Bauern. Der Waarenverkauf wird daher fast nur durch den Adel, Beamtenstand und die Bürgerschaft der Meßplätze und anderer großen Städte, in welchen sich ein stehender Handel befindet, bewirkt. Aber das Bedürfniß dieses Theils der Bevölkerung ist auch sehr groß. Jedem einzelnen Individuum dieser Classen wohnt die Meinung inne, daß die russische Nation zu den gebildeten und hochangesehenen Völkern gerechnet werde und man fühlt die dringende Verpflichtung, als gebildeter feiner Mensch zu erscheinen. Sitte und Wissenschaft sind aber sehr unbequem, daher begnügt man sich mit einer äußerlich stattlichen Einrichtung. Und deshalb sind die „gebildeten" Russen aus der patriarchalischen Einfachheit früherer Zeit in eine abgeschmackte Prunksucht verfallen. Der russische Edelmann geht nicht mehr vor das Haus an den Bach, oder den Teich um sich zu waschen, er braucht dafür einen Badeapparat in einem besonders dazu eingerichteten Seitenzimmer; er weiß wie verächtlich es ist, bei der Flamme eines mit Talg übergossenen Spahns zu sitzen, er kauft eine Pariser Broncelampe auf seinen Tisch; er ist hinaus über die alten Sessel aus geflochtenen Weidenruthen und die Tische von Fichtenholz, deren Füße mit eisernen Nägeln am Tischblatte befestigt oder pfahlartig in die Dielen eingeschlagen sind, er muß Odessaer oder Petersburger Meubel haben. Er kommt auf „den Contracten" in eine Niederlage von Kronleuchtern, er fragt: „Was sind dies für Dinge, wozu werden sie gebraucht?" — „Kronleuchter, gnädiger Herr, in Deutschland, Frankreich und andern Gegenden des Auslandes liebt man es, die Säle damit zu erleuchten." — „Ei was? sie stammen also aus Frankreich?" — „Allerdings!" — „O so sagen Sie, kann man nicht auch Zimmer damit erleuchten?" — „Warum nicht, sie brennen allenthalben." — O chorosjo, o sehr schön! also, hm, ich habe

ein, zwei, drei, vier, ich habe in meinem Palaste zehn Zimmer, packen Sie mir schleunigst zehn solche Kronleuchter ein." — „Sehr wohl — aber jedes Stück kostet neunhundert Rubel." — „So! ganz gut. Hier ist das Geld in Pamaschken" (ein Papiergeld.) — „Ah, noch eine Frage, lieber Freund: Der Weg zum Zimmer meiner Tochter führt durch die Küche — kann man nicht auch in die Küche einen solchen Kronleuchter hängen?" — „Wohl nicht gut, gnädiger Herr; wenigstens in Deutschland und Frankreich kommt so etwas nicht vor." — „Es kommt in Deutschland und Frankreich nicht vor — o das ist Schade. Und sagen Sie weiter: könnten Sie mir nicht einen Mann auf meine Herrschaft schicken, der die zehn Kronleuchter aufzuhängen versteht?" — „Das würde etwa nach Verlauf der Contracte möglich sein — wie weit aber ist es zu Ihren Gütern?" — „Fünf und dreißig Meilen, ich werde den Mann mit meinem eignen Geschirr abholen lassen." — „Gnädiger Herr, er wird etwa zehn Tage Zeit brauchen und für jeden Tag neun Rubel berechnen." — „Ei ganz wohl, ganz wohl! nein ich werde ihn vier Wochen bei mir behalten, damit er so lange allabendlich das Brennen der Kronleuchter beobachte."

Der Edelmann preis't sich glücklich, einen so leuchtenden Bestandtheil der deutschen und französischen Bildung erworben zu haben. Nach einer Stunde bringt er seinen Schwager und mehrere gute Freunde in das Handelsgeschäft, jeder dieser kauft für jedes seiner Zimmer einen Kronleuchter.

Man halte diese Schilderung nicht für übertrieben. Die üppige, noch so jugendliche Nationaleitelkeit und die thörichte Nachahmungssucht üben über die russischen Edelleute eine wahrhafte Zaubermacht aus, und diese verbunden mit dem wirklich stupiden Stolze beim Ankauf, bewirken den reißenden Absatz und den ungeheuern Gewinn, den der Kaufmann aus vielen Artikeln, besonders Luxusgegenständen, zieht. Selbst auf den Materialhandel übt das leidenschaftliche Bestreben, sich als ein gebildeter Mensch in fremdländischen Gewohnheiten heimisch zu zeigen, Einfluß aus, und nie haben sich die Materialhändler, die in Kleinrußland Juden sind, so wohl befunden als jetzt; zu zuweilen so sehr, daß man den Gaumen der Genießenden bemitleiden muß *).

Jenes Beispiel erklärt das oft bewunderte Glück, welches Deutschen in Rußland durch Fabrikunternehmungen zu colossalem Reichthum verhalf. Denn die

*) Bei einem Mittagsmahl unfern Kiew fand ich auf der Tafel eine Plate menage, in welcher sich außer Weinessig und Melonenessig sechzehn verschiedene Gewürze, vielerlei Oel und Vanillebohnen befanden. Auf dem Puddingkuchen, der das dritte Gericht bildete, befand sich oben als Schanze aufgeworfen ein fingerdicker Kreis von Ingwer, darin ein zweiter Ring von Zimmet, darin ein dritter von Zucker und in der Mitte ein vierter von irgend einem andern teuflischen Gewürz. Die Räume zwischen diesen Kreisen waren mit eingestochenen Gewürznelken wie mit spanischen Reitern verpallisadirt, und in der Mitte der Festung lag unzugänglich das Kastell, eine große hohle Citronatschale.

Preise für Manufacturwaaren übersteigen alle Begriffe eines nicht in Rußland lebenden Menschen. Ein Paar Gummischuhe, welche in Deutschland mit einem Thaler gekauft werden, werden in Rußland mit vier bis fünf Thalern, eine fränkische Lampe, welche in Deutschland einen Thaler kostet, wird in Rußland mit neun Thalern bezahlt, für einen Sturzbadapparat, wie ich ihn in Deutschland für elf Thaler kaufte, sah ich auf den Contracten in Berdiczew neunzig Thaler zahlen. Eine Uhr nach deutschem Maßstabe zehn Thaler an Werth kauft man im Innern Rußlands nicht unter 40—50 Thaler, ein Branntweinapparat nach Verhältniß des Gewichtes im Werthe von etwa 1200 Thalern, wird in Rußland für 8—9000 Thaler verkauft, eine Dreschmaschine, mit Heckselschneide, die ein deutscher Oekonom mit 3—400 Thalern schon zu hoch bezahlen würde, sah ich unsern Romanow in Lithauen mit 4700 Thaler bezahlen.

Diese Riesenpreise haben natürlich in der geringen Zahl der Fabriken, in der Vernichtung der Concurrenz durch die Grenzsperre und in dem vervielfachten Commissionswesen ihren Grund, sie stehen in einem gefährlichen Mißverhältniß zu dem niedrigen Preis der Naturproducte und Rohstoffe des Landes. Um das Ungesunde des Verhältnisses zwischen Production und Consumtion, dem Handel mit Rohproducten und dem mit Fabrikaten zu verstehen, folgen Sie mir noch in die Productengeschäfte.

Rußland läßt beiläufig für 300 Millionen Rubel Rohstoffe und landwirthschaftliche Producte in das Ausland gehen. Diese Artikel sind vorzugsweise Pelzwerk aus Großrußland und Sibirien, Talg, Schmeer, Borsten und Häute aus Südrußland, besonders den Steppenländern, Caviar von der Südküste, und Getraide, besonders Weizen, aus Westrußland, Podolien, Wolhynien und der Ukräne. Im Getreidehandel werden die größten Geschäfte auf den Contracten in Berdiczew und Kiew gemacht, wo die Edelleute aus fast ganz Westrußland zusammenkommen und die Aufkäufer finden, welche Odessaer Agenten heißen, und großentheils Juden sind. Es ist interessant, diese Geschäfte zu beobachten. Der Stolz verwehrt es stets den vornehmen Herren, sich auf kleinliche Mäkelei einzulassen. Genehmigt der Aufkäufer die Forderung nicht, so wird er mit kurzem Wort über die Schwelle gewiesen. Versucht er die Forderung des Edelmanns in jüdischer Weise zu beschränken, so ist er in Gefahr aus dem Zimmer geworfen zu werden. Allein so weit treibt er es nicht, denn er weiß sicher genug die Schwächen des Verkäufers zu nützen. Nachdem er über die Forderung des Edelmanns sehr ernsthaft die Achsel gezuckt und diesen irre gemacht hat, entfernt er sich bedauernd. Nach wenigen Stunden sendet er einen Helfershelfer zu dem Edelmann, und dieser findet die Forderung erniedrigt. Allein auch dieser geht nicht auf das Geschäft ein und entfernt sich seufzend über den unmöglichen Preis. Endlich, nachdem ein dritter und vierter Secundant durch seinen Schmerz den Gutsbesitzer

weich gemacht hat, erscheint der Aufkäufer selbst wieder und schließt das Geschäft ab. — Durch List und Kniffe werden in Rußland fast alle Productengeschäfte mit den Producenten gemacht. Ihr Stolz wird auf das Sorglichste geschont, desto sicherer und härter aber ihr Mangel an Einsicht gestraft. Sie werden stets betrogen, die Aufkäufer aber machen einen Gewinn, mit dem sie eine Legion von Helfershelfern besolden könnten. Der nach dem Auslande gerichtete Getreidehandel in Berdiczew und Kiew bringt ein Capital von 40—50 Million Rubel Assignaten in Umlauf, er hat auch den kleinrussischen Messen den Namen Contracte verschafft, da er sich auf Contracte stützen muß, weil die Edelleute ihre Waare nicht auf den Meßplatz bringen, sondern nach Probe verkaufen; oft verkaufen sie das Getreide noch auf dem Halme. Dann sind sie der niedrigen Mühe überhoben, die Bauern zur Ernte in das Feld führen zu müssen; der Aufkäufer pflegt natürlich gerade bei diesen brüderlichen Geschäften den Gewinn zu machen. Nicht selten werden die Ernten auf zwei, drei, ja sechs und mehr Jahre voraus verkauft. Das Geld dafür wird sehr häufig von den selbstgefälligen, unwissenden und verdorbenen Edelleuten mit rohem Luxus und raffinirter Sinnlichkeit in wenig Wochen verthan.

Fast alle aus dem Süden heraufgekommenen Kaufleute klagten bitterlich über die Mühseligkeit der Waarentransporte. Fast den ganzen Winter hindurch sind Waarensendungen so gut wie unmöglich, besonders aus dem Süden nach Norden, auch im Sommer bleiben sie sehr schwierig. Die Kaufleute wetterten gegen die Regierung und meinten, sie baue allenthalben Chausseen, wo der Kaiser und seine Gemahlin zu fahren belieben, um nach den Wegen der Handelswelt, welche doch mehr zu fahren habe als Kaiser und Kaiserin, frage sie nicht. Aber hierin thun sie offenbar der Regierung Unrecht, denn eine Verbindung der bedeutendsten russischen Städte durch Chausseen ist ein Riesenwerk, zu dessen Vollendung noch sehr viele Jahrzehnde gehören, da das bei der schwachen Bevölkerung sich nicht verzinsen und deshalb nie zur Vollendung gelangen wird. Die Regierung hat zwar in allen Theilen des Reichs die Straßen durch Gräben bezeichnen lassen, allein nur durch diese Gräben sind 30—40 Schritt breite Landstriche als Straßen zu erkennen. Sie zeigen den natürlichen Erdboden, wie die Flächen daneben, und werden durch die Regengüsse im Herbst und Frühjahr, so wie durch die Schneewehen und das Festfrieren der tiefeingefahrenen Geleise völlig unbrauchbar. Der Waarentransport geschieht mittels kleiner, auf riesenhaften Rädern sich bewegender Fahrzeuge, deren Körper die Gestalt eines Troges hat, und an denen gewöhnlich nicht eine Spur von Eisen zu finden ist. Ein solches Fuhrzeug, das den Namen Kibitke führt, kann nicht mehr an Last aufnehmen, als höchstens zehn Centner. Es sind daher viele solche Fuhrwerke erforderlich, um nur ein geringes Waarenquantum zu versenden. So sieht man sie denn auch caravanenweise daherziehen, oft sechzig bis siebzig hintereinander. Die große Menge des Zugviehes

und der Knechte macht natürlich den Transport theuer. Der Umstand aber, daß man aus Mangel an Gasthäusern statt der Pferde Ochsen gebrauchen muß, die allerdings überall am Wege ihr Futter finden, bewirkt außerdem, daß die Transporte sehr langsam von statten gehen. — Außer diesem Hinderniß des commerziellen Verkehrs gibt es aber noch zwei andere, bei denen die Regierung Abhilfe wohl gewähren könnte. Rußland ist so reich an schiffbaren Flüssen, daß von allen Küsten, besonders aber von der wichtigen Südküste aus bis fast zu allen Theilen des Innern der Transport zu Wasser bewerkstelligt werden könnte. Es würde nur weniger Kanäle, allerdings aber einer umfassenden Regulirung der Flußbetten und der Einführung anderer Fahrzeuge bedürfen als die gegenwärtig gebräuchlichen sind. Diese sind eine Art Fähren oder Archen, beinahe so breit als lang, aus dünnen Brettern leicht und liederlich zusammengefügt, nur zur einzigen Fahrt stromabwärts brauchbar, sie werden am Endpunkt der Reise als Brennholz verkauft. Allein diese Regulirung würde keineswegs ungeheure Kraft und Geldmittel erfordern. Der Bug, der Dniestr und der Dniepr sind breit und tief und nur an einzelnen Stellen ist es nöthig ihnen die für die Schifffahrt erforderlichen Eigenschaften künstlich zu verschaffen. Dr. Nordmann, ein in russischem Staatsdienst befindlicher Physiker hat berechnet, daß in diesen drei Flüssen durchschnittlich für die Meile Flußbett nur 22 Fuß der Regulirung bedürften. Im Dniepr z. B. würde auf der ganzen Länge vom schwarzen Meere bis Solotonoscha nichts weiter nöthig sein, als einige Klippen, welche das Flußbett sperren, zu beseitigen. Diese Klippen, welche mehrere Wasserfälle verursachen, zu sprengen, dürfte zwar bedeutende Anstrengungen erfordern, doch kann von Unmöglichkeit nicht die Rede sein, um so weniger, da ein neues die Klippen umgehendes Bett leicht herzustellen ist. Im oberen Dniepr und zwischen Kiew und Mohilew sind es nur einige Seichten, welche die Schifffahrt verhindern. Seichten sind auch in den anderen Strömen die vorzüglichsten Hindernisse. Sie machen in heißen Sommern sogar die Fahrten der russischen beschriebenen Fahrzeuge unmöglich, weshalb die Transporte zu Wasser gegenwärtig nur im Frühjahr und Herbst stattfinden.

Aus der Beschaffenheit des Transportwesens läßt sich auf den Zustand des gesammten Handels schließen. Hundertfach greifen Uncultur des Landes und des Volkes und Mangel an gesunder nationaler Entwickelung verderblich in das Gedeihen desselben ein. Und doch ist nicht zu leugnen, daß der russische Handel in diesem Jahrhunderte einen ungeheuern Aufschwung gewonnen hat. Mit Geschick und List arbeiten sich die Deutschen, Griechen, Italiener durch die unzähligen Mißverhältnisse hindurch, die für den Russen unübersteigliche Dämme sein würden. Zu diesen Mißverhältnissen gehört selbst die Zollgesetzgebung. Sie schlägt bekanntlich den Handel in schwere Fesseln, um dem Fabrikwesen Vortheile zu verschaffen. Gleichwohl kann Rußland ohne die Fabrikate des ausländischen Fleißes nicht bestehen. Wenn aber die Regierung bei ihrer Absperrungsmaßregel gehofft hat, gerade durch

das Drängen des Bedürfnisses dem Fabrikwesen ein rasches Aufblühen zu verschaffen, so hat sie sich in einem großen Irrthum befunden, denn bei der geringen Zahl speculationsfähiger Personen, bei dem Mangel an Intelligenz und Arbeitskraft ist das Aufblühen neuer Fabriken nicht möglich, es bereicherten sich nur die Herren der schon bestehenden wenigen Fabriken, indem sie, bei dem Drang der Bedürfnisse die Preise auf eine unsinnige Höhe schraubten; der Handel gewann natürlich nicht dabei. Und wie streng auch die Grenzzollmaßregeln sind, so wissen doch die meisten Fabrikanten ihnen Hohn zu sprechen, und dadurch steigern sie ihren Gewinn oft noch mehr, indem sie selbst Fabrikate, welche im Auslande zu einem sehr niedrigen Preise zu haben sind, in Rußland aber so billig nicht hergestellt werden können, durch irgend einen Kunstgriff mit Hilfe der Beamten einführen. So z. B. ließ sich eine Fabrik in Kiew alljährlich eine große Masse von Schnupftabaksdosen aus Altenburg zusenden. Diesen Dosen fehlte nichts weiter als der Lacküberzug. Trotzdem passirten sie die Grenze nicht als Fabrikate, sondern als rohe Stoffe. Diese Dosen wurden in Altenburg, das Stück zu sieben Neugroschen verkauft, der russische Fabrikant gab ihnen nun den Lack und verkaufte sie als ein echt russisches Fabrikat, das Stück zu einem Ducaten in Gold.

Durch diese kurzen Bemerkungen, welche sich einem Fremden bei jeder großen Messe im Innern von Rußland aufdrängen, sollen einzelne Wahrheiten bewiesen werden, welche ich Ihren Lesern hier kurz zusammenstelle.

Der russische Handel ist der Handel eines menschenarmen, despotischen Staates, in welchem der Grundbesitz in großen Massen zusammengeballt liegt, und die Werthe für die Erzeugnisse des Landes fast ausschließlich in die Hände einer privilegirten genießenden Klasse, der adligen Grundbesitzer, fließen.

Diese privilegirte genießende Klasse wird dadurch verweichlicht und entsittlicht, auf ihren Schwächen und ihrem Luxus beruht vorzugsweise der Handel mit Fabrikaten.

Dieser Handel mit Fabrikaten ist fast ausschließlich in den Händen von Ausländern, und die ungeheuern Kapitalien, welche denselben zufließen, werden deshalb zum Theil dem produktiren Vermögen des Reiches entzogen und hindern die Entwickelung der landwirthschaftlichen Produktion. Dieser gefährliche Uebelstand wird noch dadurch in sehr bedrohlicher Weise vermehrt, daß ein unsinniges Zollsystem die natürliche Concurrenz beschränkt, die Preise für Luxusartikel ins Ungeheure hinaufschraubt und durch die verhältnißmäßige Schwierigkeit, dieselben zu erlangen, die Gier der Genießenden steigert und ein verständiges Urtheil über den Werth der Waaren unmöglich macht. Der gegenwärtige Handel Rußlands trägt wesentlich dazu bei, die Producenten durch die Consumtion zu verderben und dem Landbau Kapitalien zu entziehen.

Diesem Uebelstand ist nur durch Oeffnung der Zollbarrieren und eine radikale

Umwerfung des Princips, nach welchem die Fabrikindustrie auf Kosten des Landbaus begünstigt wird, zu steuern.

Man vergleiche den Handelsverkehr der westlichen Staaten in der nordamerikanischen Union mit dem Handel von Rußland, das Leben eines großen Farmers mit dem eines russischen Gutsbesitzers.

Diplomaten und Renegaten der Wiener Journalistik.

Die Suspendirung der „Presse" wird jedenfalls einen bedeutenden Uebergangspunkt in der Geschichte der Wiener Journalistik bezeichnen. Die übrigen oppositionellen Momente sind keineswegs der Art, um diesen Abgang zu ersetzen, und der Gewaltstreich, welcher dieses Blatt getroffen, und in einem Augenblicke getroffen, wo allgemein vermuthet wurde, daß die Presse ihren ordentlichen Richtern überantwortet werden dürfte, und mit der Einforderung der Cautionen bereits der erste Schritt dazu gemacht war, muß um so mehr den Entschluß beurkunden, auch den letzten Rest constitutioneller Freiheit zu entfernen, als dieser Act der Willkür keineswegs durch die Militärbehörde, sondern durch das verantwortliche constitutionelle Ministerium veranlaßt wurde.

Zugleich aber mit diesem Schritte hat sich in der östreichischen Journalistik eine ganz eigenthümliche Fraction gebildet, deren Charakterisirung den Inhalt der folgenden Zeilen bilden soll. Am 15. November 1849 erschien unter der Redaction Dr. Landsteiners die „östreichische Reichszeitung" und zu derselben Zeit begann die sogenannte „östreichische Correspondenz", die mit diesem Blatte in der engsten Verbindung steht, unter Tuvora's Leitung ihrer Thätigkeit eine größere Ausbreitung und Bedeutung zu geben.

Dr. Landsteiner hatte sich früher mit einer Anzahl gleichgesinnter Freunde an der „Presse" betheiligt. Seiner politischen Gesinnung nach ist er Freund der Bequemlichkeit und deshalb Gegner jeder Opposition, die irgend eine Unbequemlichkeit mit sich führen könnte. Der behagliche Genuß des Lebens und das behagliche Ausspinnen einer bestimmten Anzahl politischer Phrasen zu gravitätischen Leitartikeln ist sein Lebensberuf. Er hat einmal in seinem Leben gehört, daß zu einem Diplomaten vor Allem nothwendig sei, über die wichtigsten Dinge der Welt mit derselben Gleichgiltigkeit zu sprechen wie über ein gutes Diner oder vielmehr mit noch größerer Gleichgiltigkeit, er hat sich dieselbe nun im höchsten Grade anzueignen gesucht, und hält sich somit für einen Diplomaten. Er lebte lang in Paris, und da ihm Nichts in Paris so sehr imponirt hat als das Journal des

Débats, so glaubt er, es gebe in der ganzen Welt kein Heil außerhalb der Weisheit der Débats und die ganze Kunst der Politik bestehe darin, über alle möglichen Zustände und Verhältnisse mit denselben glatten Phrasen hinüberzuschlüpfen, wie es dieses Journal thut.

Er ist stets über die Absichten der Regierung vollkommen beruhigt, er begreift nicht, wie eine gewisse Partei Mißtrauen gegen dieselbe hegen könne, er hat immer Geduld, er will nie die Regierung gedrängt wissen, er begreift nicht, wozu man Oppositionsblätter braucht, er sieht nicht ein, zu welchem Zwecke Fragen, welche der Regierung Verlegenheiten bereiten können, angeregt werden sollen, — und wenn vielleicht in einem unbewachten Augenblicke irgend ein Zweifel auftaucht, so geht er sogleich oder wenn dies nicht angeht, am nächsten Morgen zu den Ministern, läßt sich von Bach die Hand schütteln, von Schwarzenberg auf die Achseln klopfen und ist dann über die Intentionen der Regierung, über ihre wahrhaft constitutionelle Gesinnung sogleich wieder beruhigt. Er ist kein Reactionär, denn um die Reaction zu fördern, ist ein kräftiges entschiedenes Wollen nothwendig, — wenn aber die Reaction an einem schönen Morgen in einer Reihe von Ordonnanzen die Zurücknahme der Verfassung und der Grundrechte aussprechen würde, so erschiene am Tage darauf in „der östreichischen Reichszeitung" ein Artikel, worin die Nothwendigkeit dieses Schrittes von einem höheren politischen Standpunkte aus nachgewiesen und versichert würde, „daß gar kein Anlaß vorhanden sei, über die Folgen dieses von einer gebieterischen Nothwendigkeit geforderten Schrittes von Besorgnissen irgend welcher Art sich erfüllen zu lassen."

Eine solche Persönlichkeit mußte nothwendiger Weise der Regierung als Redacteur eines gouvernementalen Blattes vorzüglich geeignet scheinen. Die ehrliche Haudegenpolitik des „Lloyd", welcher bisher als Anwalt des Ministeriums gegolten hatte, der für dasselbe kämpfte und rang, sich begeisterte und in natürliche oder künstliche Gemüthsaufwallungen versetzte, der für das Ministerium die Logik verleugnete und die constitutionellen Prinzipien und Geschichtsdaten verdrehte, der in heroischer Selbstaufopferung sich sogar für das Ministerium lächerlich machte, war demselben viel zu offen und frei und mußte bei einem solchen Handgemenge viel zu oft Blößen geben, die die oppositionelle Partei in ihrer Weise benützte. Da war so eine biegsame elastische Schreibweise, bei der die Worte wie eine Gallerte zerflossen, wenn man sie anfassen wollte, die ungeheuer viel sagte, ohne dabei das Mindeste gesagt zu haben, die Alles in Bausch und Bogen vertheidigte, sogar die Maßregeln des Militärregiments, wozu sich der Lloyd nie verstanden hatte, ohne bei dieser Vertheidigung irgend etwas Positives hinzustellen, woran sich die Gegner halten konnten, viel erwünschter und zuträglicher, besonders da eine Anzahl von Geldmännern, die mit dem Ministerium in immerwährender Verbindung standen, die Mittel dazu herzugeben bereit war.

Das Blatt erschien. Alles hatte man berechnet, nur das Eine nicht, daß

es entschieden Fiasco machen würde. Nach wenigen Tagen wurde es kaum mehr gelesen, die Leute fanden ein ganzes Blatt unfaßbarer und unverständlicher diplomatischer Noten höchst langweilig, und selbst die entschiedenen Anhänger des Ministeriums waren zu jedem geforderten Opfer bereit, nur nicht zu dem, sich täglich eine Stunde zu langweilen.

Um dieselbe Zeit hatte „die Presse" den oppositionellen Ton, in den sie allmälig nach der Entfernung Landsteiners und seiner Freunde, die bisher in jeder Weise denselben zu dämpfen und niederzuhalten sich bestrebt hatten, übergegangen war, in entschiedener Weise und mit besonderem Glücke in ihren Spalten zur Geltung gebracht, und es stand zu erwarten, daß die bereits auf 15,000 gestiegene Anzahl ihrer Abonnenten sich noch bedeutend steigern würde. Die Regierung unterdrückte das Blatt; und es ist zu vermuthen, daß außer den politischen Motiven, um die es sich hier nicht handelt, die Nebenabsicht, der liebgewonnenen „Reichszeitung" zu einer größern Anzahl von Abonnenten zu verhelfen, wesentlich zu diesem Entschlusse beigetragen hat, was durch allerlei Kunstgriffe und Praktiken, die die Redaction der „Reichszeitung" zu diesem Zwecke sich zu erlauben für nöthig fand, einen bedeutenden Grad von Wahrscheinlichkeit erhält.

Wir haben somit kaum nöthig noch anzuführen, daß ein Artikel des Herrn Dr. Landsteiner die Art, wie die „Presse" unterdrückt wurde, gutzuheißen und die Tendenz dieses Blattes zu verdächtigen und zu denunciren nicht unterließ. Dr. Landsteiner hatte nämlich die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß alle Blätter, die nicht dieselbe Gesinnung haben wie er selbst, „radical" seien und den Umsturz predigen, — somit auch unterdrückt werden müssen. Das Interessanteste an diesem Artikel ist übrigens sein Schluß, wo das Ministerium mit Robert Peel verglichen wird, und wir zugleich die Versicherung erhalten, daß das Beispiel dieses Mannes wie so viele andere beweisen, daß diejenigen Verbesserungen, die die Whig's nicht hätten durchführen können, von den Tories in's Leben gerufen worden wären. Dr. Landsteiner ein Tory! Er vergißt leider nur, daß Robert Peel es eben gewesen, der die Parteien Whigs und Tories gänzlich aufhören machte, daß in früheren Zeiten die Tories sich nur dann zu Reformen verstanden haben, wenn sie sie nicht länger vorenthalten konnten, und daß in einem Lande, wo Jeder, der sich zur entgegengesetzten Partei bekennt, d. h. nicht zu der angeblichen Whig-Tory-Partei des Herrn Dr. Landsteiner und des Fürsten Schwarzenberg, radical genannt und jedes Blatt, das kein Standard sein will, suspendirt wird, von Whigs und Tories gar nicht die Rede sein könne. Das sind nur süße Schmeichelworte, womit die zartfühlende und gesinnungsvolle Presse die Suspendirten trösten will.

Ob übrigens das Verbot der „Presse" der östreichischen „Reichszeitung" die früheren Anhänger des ersteren Blattes zuführen werde, muß der Zukunft zur Entscheidung anheimgestellt bleiben. Wir wollen gerne zugeben, daß, so lange dies nicht der Fall ist, die erstere Maßregel jedenfalls nur eine halbe bleibt.

Wir sehen übrigens nächstens einer ministeriellen Ordonnanz entgegen, die das Abonnement der „Reichszeitung" zur Bürgerpflicht machen wird, und man beschäftigt sich in ministeriellen Kreisen viel mit dem Gedanken, auf welche Weise man außer dem Abonnement auch das Lesen des Blattes zur Pflicht machen und einer Controle unterwerfen könne.

Hand in Hand mit der „östreichischen Reichszeitung" geht die „östreichische Correspondenz," eine lithographirte Sammlung von Notizen und kurzen Artikeln, die an alle Blätter des Kaiserstaates täglich gesendet, und von einer großen Zahl derselben wörtlich abgedruckt werden, da sie auf diese Weise umsonst Material erhalten und überdies Honorar für anderweitige Artikel ersparen. Es gibt nicht leicht eine so innige Allianz zwischen heterogenen Elementen, wie diese. In der „östreichischen Correspondenz" ist Alles derb und entschieden, nichts Gallertartiges, sondern lauter Keulenschläge; keine diplomatischen Wendungen und nichtssagende Phrasen, sondern lauter starke effectmachende Dinge, wie sie anderweitig zu dem Arbeitszeug der Reactionspartei gehören. Da wird kein Gerücht, das der liberalen Partei nachtheilig sein könnte, erzählt, ohne es zum Factum zu erheben, da wird aus halben Andeutungen, leisen Vermuthungen sogleich ein kunstvolles Ganze aufgebaut, und an Gödsche's und Ohm's fehlt's wahrhaftig auch hier nicht. Der Redacteur ist Tuvora. Mit der Charakteristik dieses Mannes werden wir schnell fertig sein. Vor dem März war er liberaler Correspondent, am 18. Mai wurde er mit Häfner von den Volkshaufen auf's Aeußerste bedroht, weil er die Republik proclamiren wollte, und das damalige Centralcomité mußte ihn gefangen setzen, um ihn der Volkswuth zu entreißen. Später wurde er mit Mahler Redacteur des radicalen „Freimüthigen." In den letzten Octobertagen erschien plötzlich aus dem Lager des Fürsten Windischgrätz ein Sündenbekenntniß Tuvora's und die Versicherung, daß er mit seiner Vergangenheit gänzlich gebrochen habe. Wir haben viele Renegaten in unserem Leben kennen gelernt, aber nie Einen, der mit einem so leichten Achselzucken Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft in einem Augenblicke an die Meistbietenden verkaufen würde wie Tuvora. Aber nicht blos jede oppositionelle Regung wird in diesen Correspondenzen, die in so vielen Provinzialblättern zugleich auftauchen, denuncirt, sondern Tuvora hält auch jetzt viel auf gute Sitten, und ein in der „Presse" erschienener Roman von Hieronymus Lorm wird in den rohesten Ausdrücken als überaus sittenlos bezeichnet, weil er in der „Presse" abgedruckt war. Nächster Tage wird das Ministerium auch einen Roman erscheinen lassen, worin es uns belehren wird, was der Fürst Schwarzenberg unter Moral versteht und wie ein moralischer Roman geschrieben sein soll, ebenso wie es uns offiziell belehren läßt, wie man leitende Artikel schreiben muß und wie man Correspondenzen anzufertigen hat. — Begreiflicher Weise ist die „östreichische Reichszeitung" durchaus nicht gefährlich, da sie Niemand liest und Dr. Landsteiner wohl für den Psychologen, nicht aber den Politiker ein Gegen-

stand von Merkwürdigkeit ist. Die „östreichische Correspondenz“ dagegen wäre wegen ihrer Verbreitung in der ganzen Monarchie und des Einflusses, den sie so auf die politisch Ungebildeten gewinnen könnte, sehr zu fürchten, wenn das Ministerium in den Reihen seiner Freunde irgend einen Mann zu diesem Zwecke oder irgend einen weniger verrufenen und verachteten Renegaten hätte finden können.

7.

Reisetagebuch aus dem östreichischen Oberland.

8. Nach dem Schafberg.

Mitten im Walde, durch den wir hinanstiegen, um auf den Schafberg zu kommen, war ein trauliches Plätzchen, duftend von Thymian und umsummt von botanisirenden Bienen. Wir rasteten einen Augenblick, uns wie unserem Führer zu Liebe, der hier einem Kameraden aus alter Zeit begegnete. Zwei Holzfäller sägten den Stamm einer riesigen Tanne durch und unterbrachen ihre Arbeit, als wir herankamen. J, grüß Gott, Gustl, rief der Eine unserem Führer zu, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte; ich hab Dich lang nit g'sehen. Wie lang ist's? — Ostern sind's funfzehn Jahr, daß ich Rekrut wurde. Seit Lichtmeß bin ich wieder heim. Wie geht's Enk (euch)? — Es geht noch, erwiederte der Holzfäller und zuckte die Achsel. — Aber grau seid Ihr worden! sagte der Führer und reichte ihm seine Branntweinflasche. Mich freute die sichtliche Befriedigung, die in dem breiten knochigen Antlitz unsers Führers glänzte, als der erschöpfte Holzfäller sein spärliches graues Haar aus dem Gesichte schob und den ganzen Rest der Flasche austrank. — Vergelt's Gott! — Na, thuts Enk nit weh! sagte der Führer und weiter ging es. Mehr Worte wurden bei diesem Wiedersehen nach fünfzehnjähriger Trennung nicht gewechselt, aber die gegenseitige Theilnahme verrieth der herzliche Klang ihrer Stimmen.

Der Führer gab uns auch die Geschichte seines alten Kameraden in wenigen Worten. Vor zwanzig Jahren war der Holzfäller ein hoffnungsvoller Bursche; er hatte ein kleines Haus und zwei Kühe geerbt, die schmucke Johanna in Schärflin war so gut wie seine Braut. Eine Feuersbrunst, entstanden durch eine Ladung Butterkrapfen, die er zu Johanna's Namenstag bei sich backen ließ, nahm ihm binnen einer Stunde die Kühe sammt dem Häuschen, die Krapfen sammt der Heirath. Er ward und blieb seit jener Zeit Tagelöhner. Diese Alpengegenden, die den fremden Wanderer entzücken, belohnen den ländlichen Fleiß des Eingeborenen lang-

sam und stiefmütterlich; der kleinste Besitz, einmal verloren, ist schwer zurückzugewinnen. Johanna ist jetzt Wittwe des Pfauenwirths in Mondsee; vor ihrer Hausschwelle pflegt der ehemalige Bräutigam, für sechs Kreuzer und einige Mittagsknödel, den halben Vormittag Holz zu hacken. —

Von Ungarn und Italien, wo er als Soldat viele Jahre gelegen hatte, machte unser Führer viel Rühmens. Er konnte nicht genug von der tempelartigen Pracht der großen italienischen Städte erzählen und von den artigen Manieren der Leute dort, die auch sanft und gut wären, wenn man sie recht zu behandeln wisse. Der Ungar, sagte er, ist „mittheiliger" (freigebiger) und zutraulicher, wie die Leut' hier zu Land. Nur ist er „zu viel stolz" und hält „auf seine Ehr' mehr wie auf sein' Vortheil und das ist dumm." Der Ungar sollt' gut Freund mit uns sein und die Unsrigen sollten „ein' friedlichen Weg finden zu 'nem Ausgleich." — Nun, sagte ich; der Russ' und der Haynau haben ja Ruh gemacht in Ungarn. — A Ruh schon, erwiederte er; aber was nutzt mir die gezwungene Lieb? Glauben's mir, so lang der Unger nit von Herzen Freund mit uns ist, steht der Kaiser auf einem Bein, und das heiß ich nit feststehen.

Im ganzen Oberland fand ich dieselbe Ansicht und Gesinnung vorherrschend, die sich in den Worten des gewesenen Soldaten aussprach; nicht von den Radikalen zu reden, welche offen den Triumph Kossuth's wünschten. Die Gutkaiserlichen beobachteten hier, in Bezug auf Ungarn, einen anständigern und ritterlichern Ton als die schwarzgelben Magyarenfresser in Wien. Ungarns Selbstständigkeit hätte der üppigen Residenz und dem ganzen Erzherzogthum den Brotkorb höher gehängt. Diese Einsicht hatte man auf dem Lande eben so gut wie in der Kaiserstadt; die Besitzenden ersehnten deshalb die Wiederherstellung des alten Verhältnisses der Monarchie zu der fetten Fruchtkammer an der Theiß und Donau, aber die Rücksicht auf ihren materiellen Vortheil machte sie nicht gemein und wüthig. Man hörte hier kein Schimpfen und Fluchen auf die „Rebellen und Räuber." Der Krieg wurde als eine traurige, durch das Interesse des Volkes gebotene Nothwendigkeit angesehen, nicht als eine Execution und Rache für die beleidigte Majestät von Gottes Gnaden. Von den Magyaren sprach man wie von einem ebenbürtigen, ehrlichen auswärtigen Feinde, und bei der Nachricht, daß man kriegsgefangene Offiziere und Feldherrn wie arme Sünder an den Galgen hing, wird manche gutkaiserliche und fromme Seele im Oberland sich schaudernd bekreuzt haben.

Da sind wir endlich, nach dreistündigem Steigen, auf der weiten Alm des Schafberges. Zuerst begrüßen uns die niedlichsten Bastarde von der Welt, die Gems-Zicklein, welche hier weiden; sie scheinen von der Menschheit eine entsetzlich gute Meinung oder, trotz des würzigen Kräuterreichthums auf der Alpe, großen Hunger zu haben; jeden Wanderer umhüpfen sie in den possirlichsten Sprüngen, lecken ihm Brosamen aus der Hand und suchen ihm die kleinen Köpfe mit den

Knebelbärten und den gewundenen Hörnchen, die ihnen gewiß nur als Wappenzier, nicht als Vertheidigungswaffe dienen, in Rock- oder Hosentasche zu zwängen, halb zur Liebkosung, halb um eine Brotkrume zu erbetteln. Ihre Augen leuchten heller und selbst ihr Möckern klingt sanfter wie das der thalgebornen Gaise; der feine Knochenbau und die Grazie der kleinen Gestalten verräth ihre morganatische Abstammung von irgend einem adligen Gemsbock des Hochgebirges. Und wo bleibt die sanfte Hirtin dieser zarten Thiere? Auf einen langen Pfiff des Führers kommt sie aus einer der entfernteren Sennhütten mit großen Schritten herangewandelt; strumpflos, in Holzpantoffeln, einen breitkrämpigen schwarzen Strohhut auf, einen eisenbeschlagenen Stock in der Hand; die Korallen des Rosenkranzes, den sie an den Gürtel gesteckt hat, könnte man für Flintenkugeln halten und das messingene Kreuz, das sie auf der Brust trägt, dürftet Ihr getrost auf dem Grabhügel Eures Großvaters aufpflanzen; es bliebe nicht unbemerkt. Erschreckt nicht vor der Höhe und Breite dieser viereckigen Sennerin; es ist wahr, sie hat Matrosenarme und ihre Haut erinnert an den rothen Neckarsandstein der rheinischen Dome, wenn vier Jahrhunderte ihn ehrwürdig überrußt haben, allein das stark ausgemeißelte Antlitz sagt Euch treuherzig: Ihr werdet in meiner Hütte den Schlaf des Gerechten schlafen und im Nothfalle trage ich ein Dutzend solcher Herrchen in meiner Schürze den Berg herauf.

Grü-eß Gott, Kinder! ruft sie mit Lawinenstimme und langt ein kleines Tönnchen aus der Tasche: eine ungeheure Tabaksdose, die sie galant herumreicht. Ich will enk gleich an guaden Schmoarrn machen, denn Ihr müßt ausg'hungert sein. Der tiefe Kehllaut in ihrem gedehnten „J-ach" und „glei-ech" versetzt euch nach Tyrol, nicht wahr? Aber die Natur schert sich wenig um Landkarten und Grenzpfähle; den tyrolischen Kehllaut und andere verwandtschaftliche Zeichen hört man auch im ganzen Gasteiner Thal, im Pintschgau, in vielen salzburgischen und obersteirischen Bergen. Wie die Kegel und Kogel, so sind die Volksstämme von einem Stock. Die in Tyrol üblichen Begrüßungen sind hier schon ebenfalls allgemein. Dem Arbeiter in Wald und Feld ruft man: „Thuts enk nit weh!" Der Beruf des Jägers, Mähders und Holzfällers im Gebirge ist oft halsbrecherisch genug. Den Fußwanderer, gleichviel ob er keucht oder behaglich schlendert, grüßt man mit der wohlwollenden Mahnung: „Lassens ihnen Zeit!" oder kurz: „Zeit lassen!"

Wir wollen uns jedoch keine Zeit lassen, sondern die Gunst des Augenblicks benützen. Bleiben wir auf einem Vorsprung der Alm stehen, so lang es die Dämmerung erlaubt. Eben ist die Sonne im Untergehen und zwischen die spitzen Berge bei Salzburg fällt ein dichter Regen von purpurnem Sonnenstaub; man nennt's Alpenglühen. Weiterhin aus der schattigen bairischen Hochebene blitzt ein goldfarbiger, nachenförmiger Streifen: der Chiemsee. Rechts in der Tiefe liegen ein paar waldumrauschte Thäler, wie schöne Zauberinnen, auf dem Rücken hinge-

streckt, die feucht blauen Augen, — so klein sind die Seen von hier aus — zum Himmel aufgeschlagen. Doch ist das nur ein Vorgeschmack des Anblicks, der uns morgen, wenn Wind und Wolken wollen, für das einstündige Klettern auf die Felskuppe des Schafberges belohnen wird. Da oben überblickt man achtzehn Seen auf einmal, und über dreißig Gletscher, wie fromme Altäre, trotzige Burgen, phantastische, in Eis verwandelte Himmelsstürmer gestaltet, sieht man im Sonnenaufgang erglühen. Und der brausende Morgenwind raunt Euch dazu das Gebet der Luftgeister in die Ohren. Da kann Einer andächtig werden, wenn er sich nicht schämt.

Die beste Vorbereitung auf diesen Naturgottesdienst wäre, in der Sennhütte bei einigen Bowlen Punsch eine fromme Nachtwache zu halten. Von süßem Schlaf und angenehmen Träumen kann ohnedies nicht die Rede sein. Die Sennhütte hat keinen Rauchfang, sie läßt den Rauch, so gut er kann oder will, durch Thür- und Wandritzen sich einen Ausgang suchen. Ihr kriecht auf einer Leiter über die Thür des Rinderstalls auf den Dachboden und deckt euch mit nebelfeuchtem, rauchdunstigem Heu zu und werdet dann und wann aus dem Halbschlummer durch melancholisches Geläut aufgeschreckt; Ihr zählt anfangs Eins, Zwei, Drei bis Dreizehn und dann erst merkt Ihr, daß nicht die Thurmuhren der Dörfer tief unter Euch geschlagen haben, sondern die Kuhglocken im Stalle.

Während wir noch auf dem Vorsprung der Alm standen, erhob sich ein so dichter und wässernder Nebel, daß wir froh waren, uns bis zur Sennhütte durchzutappen. Auf dem gewaltigen Heerde prasselte ein lustiges Feuer und darüber saß ein „Reindl" (eine Pfanne) von zwei Schuh Durchmesser, worin unser „Schmarren" bereitet wurde. Die Sennerin hatte zehn Maß Milch, einen halben Sack Mehl und e i n Ei dazu genommen; unser Gesammtappetit war nicht im Stande, den fünften Theil der leckeren Speise zu vertilgen, glücklicher Weise intervenirten Führer und Sennerin mit siegreichem Erfolge. Nach der Mahlzeit langten wir einige Flaschen Wein aus dem Korb des Führers und setzten uns rings um den Heerd, die Nachtwache zu begehen. Wir waren unser Sieben: ich, mein Freund Don Isidor Amabile, ein Wiener Hofmeister mit drei Zöglingen, die ihrem Erzieher in der Kenntniß aller noblen Passionen überlegen waren und ihm fortwährend im Bon Ton Unterricht gaben, und ein Dr. der Philologie M u c k aus Oestreich. Dieser Mecklenburger war praktischer wie wir Alle und setzte sich ohne Weiteres auf den Heerd selbst, unmittelbar ans Feuer; die Nähe der Flamme schützte am sichersten vor dem quälenden Rauch. Während er Kamaschen und Schuhe auszog und an der Gluth trocknete, erzählte er uns mit höchst bedächtiger und langsamer Stimme sein langweiliges Schicksal. Zum fünftenmal in diesem Sommer bestieg er heute den Schafberg und noch wußte er nicht, ob er zum letztenmal in dieser Hütte übernachten werde. Seine Braut in Rostock, obgleich ebenfalls eine Mecklenburgerin, war sentimental. Sie kannte das Salzkammergut und hatte ihrem Zukünf-

tigen das Wort abgenommen, daß er nicht heimkehren wolle, ohne auf dem Schafberge einen klaren, reinen Sonnenaufgang gesehen zu haben. Fünfmal stieg er hinauf und wachte mit betrübtem Sinn die Nacht durch und stets stellte sich beim Morgengrauen „grobes Wetter" ein. Aber Muck hielt sein Wort mit deutscher Treue; auch den Gamskahrvogel bei Gastein und den Untersberg bei Salzburg hatte er, im Auftrage seiner Braut, während eines gelinden Sprühregens erstiegen, und vielleicht sitzt er noch jetzt im December auf der Alm bei der riesigen Sennerin auf dem Heerde; denn der Schafberg ist ein launischer Gott und enthüllt seinen Scheitel lieber im Winterfrost als im Sommer.

Uebrigens schilderte Muck seine selbstauferlegten Leiden mit einem allerliebsten trockenen Humor, und ließen ihn die Naturschönheiten, welche er für seine Braut gewissenhaft in's Tagebuch eintrug, kälter als uns der Schmarrn, so machte er dafür über Land und Leute manche treffende Bemerkung. So verbreitete er sich über die

9. Gedenktafeln,

die im Oberlande viel häufiger sind als Meilenzeiger und Wegweiser. Wo irgend Jemand in's Wasser fiel, in den Abgrund stürzte, von einer Lawine erstickt oder beim Holzfällen von einem ungeschickten Baumstamm erschlagen wurde, ragt eine Tafel zu seinem Gedächtniß mit möglichst lakonischer Beschreibung des Unglücksfalls, mit einer Aufforderung zum Gebet und einer Malerei, die gleich Dante's göttlicher Komödie Himmel, Höll' und Fegefeuer zugleich umfaßt. — In der Umgegend von Ischl, hub Muck zu erzählen an, gefielen mir die Erinnerungstafeln weniger; die Schulmeister haben dort zu viel Einfluß darauf und verderben durch ihr schlechtes Hochdeutsch die edle Naivetät in der Orthographie und Illustration dieser Monumente. Hart am Eingang des Städtchens erzählt eine Inschrift, daß die Jungfrau Barbara „durch Uebersteigung des Zaunes" ihren Geist aufgab; das soll heißen, sie sei in den Abgrund gestürzt, der einige Schritte hinter dem bewußten Zaune gähnt. Je weiter ich mich von Ischl entfernte, desto inniger ging mir die Poesie des Volks- und Pfaffenstyls auf. Zwei Bemerkungen, meine Herren, muß ich zum Verständniß dieser Denkmale vorausschicken. Sie sind erstens aristokratisch. Nicht jedem Knecht oder Tagelöhner, der den Hals bricht, widmet man eine Tafel, sondern nur wohlhabenden, respectabeln Leuten. Drei Ochsen, glaub ich, muß Einer wenigstens besitzen, um auf ein illustrirtes Andenken rechnen zu können. Dies beweist die nie oder selten fehlende Bezeichnung: „der geachte" N. N., oder „der hierortige angesehene Bauersohn." Zweitens hat der fromme Brauch durchaus keinen gemeinen utilitarischen Zweck. Ich sah am Rande eines steilen Felsweges, von wo ein „geachter Fuhrmann" in der Dunkelheit mit Roß und Wagen in den See stürzte, eine kleine Gedenktafel an einem dünnen Pfahl hängen; der Mangel eines schützenden Geländers hatte das Unglück veranlaßt.

Das Geländer fehlt noch jetzt und die Tafel hängt gerade auf der Stelle, wo selbst ein schwindelfreier Mann nicht ohne Gefahr stehen kann, um die Inschrift darauf zu lesen. Das Unglück besteht ferner nicht darin, daß Peter Schwandauer oder Paul Grunzinger den Hals gebrochen hat, sondern daß er ihn brach, ohne vorher gebeichtet und Absolution erhalten zu haben.

In Ausnahmsfällen ist der Maler tolerant genug, anzunehmen, daß die Verunglückten im Zustand der Gnade gestorben sind; Ihr seht z. B. ein Floß auf der Almfluth scheitern, die Floßführer fallen eben in's Wasser, in ihren besten Sonntagskleidern und mit lustig ziegelrothen Backen. Warum sollten sie auch erschrecken? Vermuthlich haben sie erst den Tag vorher gebeichtet und Jedem wächst ein rothes Kreuz aus dem Kopfe, als Einlaßkarte in den indigoblauen Himmel, wo man Gott Vater, Sohn und heiligen Geist den Ertrinkenden Willkommen! zulächeln sieht. Auf den meisten Bildern jedoch flammen die Schrecken des Fegefeuers, und darüber steht zu lesen: „Dieses bildnuß Allhier gemacht, Von Wägen den unglicksfahl mit Den Jakob Gschreiter bauersohn. Weill er Mußte enten Sein lebben i. J. anno 34 Deß Herrn, Einen bahm fällend, Bülle Scheit holtz Haben Ihm Erstossen. lieber Läser, dhue Mein Gedenken, Mirr ein vatter Unser, Ave maria schencken." — Das klingt ja so originell wie ein Wiener standrechtliches Urtheil!, sagte ich. — Warum sollt es nicht? fuhr Muck fort. Die Unglücksfälle im Gebirge haben etwas Standrechtliches, oder vielmehr das politische Standrecht hat etwas von der Blindheit der Elemente. Im Oestreichischen sind die Gedenktafeln immer noch moderner als im Altbairischen, wo ich oft ihre mehr als mittelalterliche Einfalt und Rohheit anstaunen mußte. Wenn Sie den graden Weg von Salzburg nach dem Königssee wandern, so finden Sie auf dem schönen Waldpfade, etwa eine halbe Stunde vor Berchtesgaden, linker Hand, einen Eichbaum mit einer Gedenktafel, an der Sie nicht vorbeigehn dürfen, ohne sie genau zu betrachten. Unter dem halbverwischten Haupttext winden sich zwei nackte, mit Ketten an einen Pfahl gebundene Sünder in den schilfartig aufsprühenden Flammen des Fegefeuers; die schmerzverzerrten Gesichter deuten an, daß sie längst gar und gut geschmort sein müssen. Unter dem Fegefeuer prangt der fromme Spruch: „Du wirst von dannen nicht herauskommen, Bis du nicht bezahlet auch den letzten Heller." Man sollte denken, die christlichen Mahnworte seien einem Pfäfflein in den Mund gelegt. Behüte! Ueber dem Fegefeuer sitzt, in grauen Wolken, die Mutter Gottes in höchsteigener Person und zeigt mit dem Finger triumphirend auf die Flammen herunter, welche ihr recht wohl zu thun scheinen, denn ihr aufgedunsenes blasses Gesicht lächelt mit dem behaglichen Phlegma einer Holländerin, die ein Kohlenbecken unter ihre Beine gestellt hat, — oder wie die Wirthin im „Neuhaus" in Berchtesgaden, als sie mir die Rechnung auf den Tisch legte! O glückliches Baierland, Gott gebe uns Dein leichtes Bier und behüte uns vor Deiner schwerblütigen Frömmigkeit! —

Correspondenz und Notizen.

Zuständliches aus Wien.

Wir beginnen klarer zu sehen in Oestreich, ist auch das, was wir zu sehen bekommen, peinlich — immerhin, man weiß doch, woran man ist, man regelt Ansicht und Plan, man weiß, woran sich zu halten. Wir beginnen — staune o Deutschland — ja wir beginnen sogar das verhaßte Ministerium Schwarzenberg etwas milder zu beurtheilen.

Daß wir so weit gekommen sind, beweist allerdings den entsetzlich tiefen Stand unsers constitutionellen Barometers, doch haben wir wenigstens den Barometer selber bisher behalten, dessen Merkursäule sich wieder heben kann, stehe sie auch heute auf viel Regen, auf Erdbeben und Sturm weisend. Es gibt in Oestreich, wie anderwärts, eine Partei, welche das ganze Wetterglas gar zu gern in Trümmer schlüge.

Wir wissen jetzt, daß in unserm Olymp zwei Mächte im Kampf liegen, aus den Gewitterwolken dieses Kampfes schießen, je nach den Chancen der Kämpfer, erwärmende Lichtstrahlen, oder schreckende Blitze zu uns nieder.

Es gibt ein verantwortliches Ministerium und eine unverantwortlich stupide Hofpartei in jenem Olymp, und diese stellt dem Constitutionalismus, wo sie nur immer kann, ein Bein, um ihn zu Fall zu bringen; sie stützt sich auf die Militärdiktatur, welche die Löseschlüssel nicht aus der Hand geben will, das Volk verleumdet und verdächtigt, und das Ministerium ist in der eigenthümlichen Lage, seine schmachvoll untergeordnete Stellung zu verbergen, jeden Fußbreit constitutionellen Terrains mühselig zu erringen. Man mag das für unwahrscheinlich halten, d e n n o c h i s t e s s o!

Ein kleiner Schritt vorwärts ist endlich gethan, eine, wenn auch vorerst nicht bedeutende Reduktion der Armee ist dekretirt und in Durchführung begriffen, zugleich sind die hohen Bezüge der aktiven Armee etwas moderirt. Wir haben den Culminationspunkt glücklich hinter uns. Die Minister Schwarzenberg, Bach, v. Kraus hatten den Kaiser auf die Unerläßlichkeit der Armeereduktion dringend aufmerksam gemacht, stellten in Aussicht, daß außerdem in längstens zwei Jahren der complette Staatsbankerott und mit ihm die Auflösung, das Erlöschen der Firma Oestreich unvermeidlich bevorstehe. Da existirt aber bei Hofe ein Schmarotzer, Graf Grünne, als Generaladjutant des Kaisers fungirend, in das Portefeuille des Kriegsministers im Schmuggelwege sich einmischend; und dieses Individuum, welches die Wiener treffend als C a m a r i l l u s bezeichnen, trachtete, von der Hofpartei instruirt, den Kaiser gegen den Antrag der Minister einzunehmen,

so daß die Minister sich genöthigt sahen, eventuell ihre Entlassung anzubieten. Nur so gelang es, die Hofpartei aus dem Felde zu schlagen, welche in ihrer Hofdamenalberuheit wohl ungeschickt zu intriguiren, niemals aber ein Ministerium zu gebären vermag, höchstens einen todtgebornen Abortus.

Auf diesen Vorfall reduziren sich die umlaufenden Gerüchte von einem bevorstehenden Ministerwechsel, welcher uns nur das Vorzimmerministerium Grünne hätte bringen können, komischer, unmöglicher als ein Ministerium Clairmont Tonnèr bourbonschen Andenkens. — Von den Umtrieben des malkontenten Adels, von den Uebergriffen und Anmaßungen der Generalität in Oestreich macht sich Europa lange nicht den klaren richtigen Begriff. Die Herren Generäle halten sich, sich allein, nicht die Mannschaft, die gekämpft hat, nicht die Russen, welche man zum Gastspiele einlud, für die angeblichen Retter der Monarchie, und möchten jetzt die gerettete — ? — Monarchie nach Soldatenrecht als Beute für sich behalten und aussaugen. Sie gleichen schlecht dressirten Jagdhunden, die das Wild aufjagen, erhaschen, apportiren, aber es blutgierig selber auffressen. — Solchen Leuten und einem jungen Kaiser gegenüber, welcher, weil jung, an dem Soldatengeglitzer Gefallen finden muß, hat allerdings das constitutionelle Princip und ein Ministerium, sei es noch so verdünnt constitutionell, einen harten Stand; es wird von der Generalität selber verdächtigt und für schlecht kaiserlich erklärt, so bald es das constitutionelle Princip, wenn auch nur par honneurs und pro forma erhalten, wenn es nicht darein willigen will, dieses Princip mit Stumpf und Stiel auszurotten, während die Herren Generale, die ein Jahr hindurch nun ausgerottet, gesengt und gehängt, Ortschaften der Erde gleich gemacht, Christ und Jud torturirt und gebrandschatzt haben, unbedingt für das Ausrotten stimmen, dabei aber vergessen, daß sie auf diesem Wege ihre eigene Brotkammer sich selbst untergraben.

Mit diesen Tendenzen geht in Oestreich die Vorzimmer- und die Cotillonspartei Hand in Hand, und heut macht eben diese dem Ministerium weit mehr zu schaffen als das Demokratenthum, denn dieses ist vorläufig todt oder doch belagert. Das Vorzimmerpersonal ist in aller Welt eigennützig und schlecht, die Abkunft macht da keinen Unterschied, das liegt in der Livrée, Bedienter bleibt Bedienter, sei er noch so hoch geboren. Graf Grünne besonders stammt aus einer Bedientenfamilie, deren wir mehrere zählen, welche die Dienstkämmerer, die Kammervorstände, die Ajos der Kinderstuben seit Jahren zu Hofe liefern.

Grünne's Vater stand bei weiland Erzherzog Karl in ähnlicher Function, er selber hat als Jüngling mit der Wiener Fiackerschaft intime Kameradschaft gehalten, gar häufig sahen wir ihn am Stephansplatze mit den Fiackerburschen in freundschaftlichster Conversation, selbst später, zu Amt und Würden gelangt, kultivirte Graf Grünne den Umgang mit diesen Jugendgespielen.

Graf Grünne trat früher in Dienst bei Erzherzog Stephan und hatte in Prag Haushalt, Stall und Küche in Ordnung zu halten, die böse Welt erzählt

sich damals eine garstige Geschichte von einem wegen Unterschleif angeklagten, auf Grünne's nothgedrungene Verwendung aber entlasteten Koch. Wir glauben, um mit Heinrich Heine zu reden, Graf Grünne gäbe viel darum, wenn die Geschichte erlogen wäre. In seiner Vorzimmerbedienstung avancirte Graf Grünne von Grad zu Grad zum Obersten der Husaren, und trug Uniform statt Livrée, folgte dem Erzherzog in gleicher Eigenschaft nach Ungarn, war dort Zeuge aller Großthaten seines Herrn, welche diesen in volle Ungnade bei Hofe, ja in die Verbannung brachten. Graf Grünne aber trat über in den Dienst des jungen Kaisers, woraus sich schließen läßt, daß man ihn wirklich als blanke Bedientennatur betrachte, denn außerdem hätte er dem Erzherzog nothwendig in die Verbannung nachgesendet werden müssen. Ob es irgend klug gewesen, diesen Mann dem jungen Kaiser beizugeben, bezweifle ich stark, freilich sagt man, Graf Grünne reiße bisweilen einen guten Fiakerwitz, wir dächten aber, gewisse dem Stephansplatze Wiens entstammende Witze paßten kaum für den jungen in der Entwickelung begriffenen Kaiser, so wenig als die ganze Stallnatur in kaiserliche Gemächer. In alter Zeit erregte es hier in Wien bedeutende Verwunderung, wie weiland Kaiser Franz, der ernste ascetische Mann, jenen Freiherrn Kutschera, jenen Fürsten Trautmannsdorf zu seiner nächsten Umgebung wählen konnte, Männer, die man als die fleißigsten und geübtesten Kenner und Sammler der Nachtfalter am Stephansplatze und Graben kannte, heut umgeben Graf Grünne und Fürst Karl Liechtenstein in gleicher Eigenschaft den Kaiser Franz Joseph. Kaiser Franz aber zählte damals funfzig Jahre! Kaiser Franz Joseph jedoch ist ein neunzehnjähriger Jüngling!!

Carl Herloßsohn († 10. Dec. 1849).

Als vor etwa zehn Jahren in Prag und Wien sich die falsche Nachricht von Herloßsohn's Tode verbreitete, scholl ein dumpfes Trauergeläut durch die gesammte östreichische Literatur, viele Journale erschienen mit schwarzem Rand und L. A. Frankl dichtete Elegien. Herloßsohn gehörte damals noch zu volksthümlichsten Novellisten, die man in Oestreich kannte, die träumerisch gemüthliche Romantik seiner hussitischen, altmagyarischen und polnischen Freiheitshelden war dem dortigen Liberalismus aus der Seele geschrieben. Die Poeten- und Literatenwelt aber, blickte sie auch längst über ihn weg und zu den Obergöttern, Börne, Heine u. s. w. auf, hing doch mit treuer Pietät an dem freisinnigen Redacteur des „Kometen“, an dem Veteranen unter den ausgewanderten Schriftstellern Oestreichs. Kaum ein literarischer Oestreicher war je im „Ausland“ gewesen, der nicht die dunklen Treppen und das staubige, bilderbehangene Zimmer in der Haynstraße zu Leipzig kannte, wo Herloßsohn seit ewigen Zeiten nisten blieb. An wen sollte der junge Lyriker oder Journalist bei seinem ersten Schritt in die Welt, d. h. nach Deutschland, sich wenden, wenn nicht an Herloßsohn, den immer freundlichen, opferbereiten, durch keinen Undank abzuschreckenden Rather, Helfer und Beschützer seiner

Landsleute! Groß waren daher die Seufzer und allgemein die Klage um ihn in Oestreich.

Dieses Mal ist die Todesbotschaft echt. Der kleine Mann, ohne Galle, der über eigenen Unstern so herzlich zu lachen verstand und bei jedem Elend, das ihm geklagt wurde, mit wehmüthigem Lächeln das Haupt auf die linke Schulter neigte und einen trostreichen Tropfen im hellblauen Auge trug, ist wirklich am 10. December d. J. hinübergegangen, wo es keine insolventen Buchhändler gibt und keine quälenden printer's devils. Im Stillen wird Mancher ihm ein betrübtes Fahrwohl nachrufen, aber die Bewegung wird nicht bedeutend sein. Die Oestreicher sind an ein Trauern in großem Maßstabe zu sehr gewöhnt worden, um dem Verlust eines einstigen Lieblings mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit zu schenken.

Carl Herloßsohn verließ bereits in den zwanziger Jahren sein czechisches Vaterhaus in Prag, seinen kleinen Praktikantenposten und die schwarzgelbe Monarchie überhaupt; er fand ein Asyl in Leipzig, wo er zur Zeit des sogenannten ersten Völkerfrühlings (1830) den „Kometen" gründete, dessen burschikos-revolutionärer Flammenschweif das gesammtdeutsche Philisterthum in Schrecken versetzte. Herloßsohn selbst stand unter den Sängern der Julisonne voran, er feierte Polen und verwünschte Nikolaus, Don Carlos, Metternich und Don Miguel nach Gebühr. In „Hahn und Henne" und in „Mephistopheles" nahm er einen energischen Anlauf zur Satyre und zur politischen Lyrik in Prosa.

Als nach dem Frankfurter Attentat der kurze Völkerfrühling sich in eine lange Hundstagesaison verwandelte, fing wie viele Andere auch Herloßsohn zu erschlaffen an. Seine von Natur friedliche Seele konnte Streit und Kampf nicht lang ertragen und sprang aus dem Pathos leicht über zum Sentimentalen oder Burlesken. Seine Romane, in flüchtiger Hast und offenbar aus äußern Bedürfnissen geschrieben, verrathen doch immer stellenweise ursprünglichen poetischen Fonds. Unter dem Wust kleiner Genrebilder und Capriccios, die er wöchentlich auf's Papier warf, findet sich manche Perle, wie „die Geschichte zweier Deutschen, die auf einer wüsten Insel Schiffbruch litten." Er vertiefte sich immer mehr in's kleinbürgerliche Leben, dessen pedantische Seiten er drollig persifflirte und dessen Gemüthlichkeit er mit selbstmörderischer Rührung feierte. Auf das große Nationalleiden und Streben blinzelte er nebenbei mit schlauen Spötterblicken und warf seinen leichten Witz den Weltschmerzlern wie den Teutschthümlern, den Diplomaten wie den Demagogen in's Gesicht; in's Herz traf er seine Gegner niemals. Bezeichnend ist für Herloßsohn, daß er eine Zeit lang für das Leipziger Tageblatt Theaterkritiken schrieb, wobei seine fabelhafte Gutmüthigkeit ihn in die peinlichsten Verlegenheiten brachte; er hatte nicht das Herz, den gelindesten Tadel aus der Feder zu bringen, entwerthete dadurch sein Lob und machte es Niemandem recht. Dagegen wird man diesmal seine Weihnachtsbilder vermissen, die den Augen der hiesigen Frauenwelt tausend und aber tausend Thränenbäche zu entlocken pflegten. — Herloßsohn lebte wie die poetische Grille, nicht wie die industrielle Ameise; er war mit seinen Silberstücken eben so freigebig wie mit seinen gemüthlichen Versen. Der Reactionswinter, der auf die Revolution von 1848 folgte, fand seinen Kometen ausgebrannt, seine Kraft erschöpft. Dieser harten, trockenen Zeit war sein weiches Naturell nicht mehr gewachsen und er hieß die Krankheit willkommen, mit deren Hilfe er von einem Leben Abschied nahm, das ihm nur noch die Dornen der Kränkung und die Eisblumen eines sehr trüben Alters zu bieten hatte. Friede seiner Asche! —

Minister Bach's Verehrer.

Brünn, Mitte December.

Ein Prager Politiker und Diplomat sah sich aus freien Stücken veranlaßt, den „Grenzboten" ein Panegyrikon für den Minister Dr. jur. Bach einzusenden. Die Redaktion druckte es, konnte sich jedoch eines bedeutsamen Kopfschüttelns nicht enthalten, und wir glaubten in gutem Rechte zu sein, Ansicht gegen Ansicht, Urtheil gegen Urtheil niederzuschreiben. Wir thaten es, und dieses Thun ärgert den Prager Politiker.

Seit wenigen Wochen erscheint in der Moldaustadt unter dem Titel: „Union" ein deutsches Blatt für czechische Interessen und slavische Parteien. Die slavischen Centralblätter von Dr. Jordan sind dem Wechsel der Zeit verfallen, und andere Organe wollten sich nicht so leicht gründen lassen; endlich gelang es den Mitteln und Personen der Reichstagsrechten die Concession zur Herausgabe dieser Union unter den Fittigen eines geistlichen Herrn, Dr. Smetana, katholischer Priester, zu erlangen. Ohne Rückhalt begrüßen wir das Organ als einen Kämpfer im Gebiete des Geistes; wir wünschen ihm Kraft, Muth, Ausdauer, Talente und freies Gebahren, damit es seine Ueberzeugungen, seine Ansichten, seine Wünsche und Pläne offen darlegen könne. Wir verfechten die freie Presse, nicht die gebundene, und wir ehren und begrüßen jede würdige Feder, welcher Zunge, welchem Lande, welchem Stamme und welcher Nationalität sie immer angehört. Aber frei muß die Presse athmen können — — der Minister Bach hat jedoch so eben die Unterdrückung des Journals: die „Presse," welche vom Militärgouverneur exequirt wurde, gebilligt, denn sie hatte die Unverschämtheit, etwas liberal zu schreiben, ein wenig Oppositiönchen zu machen und das Ministerium an Erfüllung seiner gegebenen Versprechen und gegengezeichneten kaiserlichen Zusagen zu mahnen. Der Prager Anbeter Bach's wird vielleicht nicht allzulange gleiche freisinnige Maßregeln bei der von ihm unterstützten Presse in Erfahrung bringen!

In einem Blatte dieser „Union" tritt ein Partisan für den Verehrer Bach's in den „Grenzboten" in die Schranken. Wir sind gar nicht darüber erstaunt, Saul unter den Propheten zu finden; dort ist sein Platz, wenn auch nicht von Anfang an! — Da die Union kaum im Kreise der Leser dieser Blätter verbreitet ist, so kommen wir des Nähern darauf zurück; nicht allein des Prager Politikers wegen, sondern meist zur weitern Aufklärung, was ein Anbeter Bachs über diesen Minister spricht und urtheilt.

„Wir kennen in Brünn Persönlichkeiten, die sich bereitwillig verdingen, je nach dem Preis." — Dies schreibt der Prager Bachverehrer in der Union. Auf diese Persönlichkeit, die uns auch nicht im Entferntesten trifft, antworten wir nicht; es ist ein Pfeil, der nicht den Gegenüberstehenden verwundet. Allein der Prager Politiker sei darüber belehrt, daß wir uns je nach dem Preis bereitwillig verdingen; z. B. um den Preis, das Ministerium Schwarzenberg mitsammt Bach zu stürzen, da wir in ihm die Entkräftung der Monarchie und die Entwürdigung des Monarchen sehen; — oder um den Preis, die beschworenen und verbrieften Rechte vor Eidbruch zu bewahren; — oder um den Preis, die Souveränität des Volkes neben die Souveränität des Thrones zu stellen, wie in schönen Sommertagen der Minister Bach sagte; — oder um den Preis, die Gleichberechtigung aller Nationen in Oestreich thatsächlich ins Leben zu setzen, statt unter diesem Aushängeschild die Nichtberechtigung Aller zu legalisiren! — Wir könnten noch manchen Preis angeben, für welchen wir uns sogar der Reichstagsrechten, in deren Mitte sich der Verehrer Bach's befindet, verdingen.

Der Prager Politiker schreibt hierauf: „Die Reichstagsrechte hat ihre persönlichen Interessen den großen Fragen zu opfern verstanden.“ — Dunkel zwar, doch nicht wunderbar. Daß die Reichstagsrechte im October aus Wien entfloh, kann nicht als Opfer persönlicher Interessen verstanden werden; daß sie den Justificationen im Stadtgraben nicht Einhalt that, war auch kein Opfer persönlicher Interessen. Was sonst darunter genannt ist, dünkt uns um so unerklärbarer, da die Reichstagsrechte weder Aemter noch Würden zum Opfer zu bringen hatte, und mancher derselben sie erst zu erlangen sich bemühte. Wir nennen nur Einen, eine Koryphäe der Reichstagsrechten: Jelen. Dieser, durch die niedrigste Parteiagitation zum Deputirten erwählte Mann wurde durch die Protection der Reichstagsrechten Ordner des Hauses; in Kremsier, wo man ihm den gemeinsten Schmutz sogar auf den Tribünen vorwarf, befleißigte er sich des Spionirens, und als Lohn seiner Polizeithaten wurde er Reichstagsarchivar. — Wir wollen diesem gegenüber in Anerkennung des Reichstagspräsidenten Strobach erwähnen, der, obwohl er von Bach zum Appellationsrath ernannt wurde, dennoch seiner Ueberzeugung gemäß gegen ihn und gegen das Ministerium stimmte, und dafür jetzt unbeachtet vielleicht in einem Winkel Böhmens kanzelliren wird. — Die Reichstagsrechte hat die großen Fragen nicht verstanden, und alle Opfer, die sie etwa brachte, waren in ihrem kleinen speziell czechischen Interesse!

Der Prager Diplomat schreibt ferner: „die Angriffe gegen Bach glauben wir zurückweisen zu sollen.“ — Das Sollen bestreiten wir nicht, aber das Können. „Wir halten uns an Sache und Recht,“ ruft Bachs Anbeter, „wir halten uns an Bachs Programm. Dieses Programm ist ein Phänomen für Oestreich und die Zeit wird kommen, wo es leuchten wird und erwärmen zugleich.“

Der Prager Diplomat wird ein Schwärmer. Ein Ministerprogramm wird in unseren enttäuschten Tagen für kein Phänomen mehr gehalten, es leuchtet und erwärmt nicht, denn es ist eine Sternschnuppe. Wenn der Anbeter keinen bessern Halt hat als Bach's Programm, so muß er sich erst leicht- und blindgläubige Seelen suchen, die mit ihm Chorus machen vor Bach's Statue.

„Wir schöpfen aus bester Quelle die beruhigende Ueberzeugung, daß die Sage vom Austritt Bach's aus dem Ministerium ein leeres Geschwätz sei.“ — Wir schöpfen nicht aus bester Quelle, wie der Prager Politiker*); allein wir sind etwas näher dem Regierungssitze, und schöpfen aus guter Quelle. Die telegraphische Depesche der Kölnischen Zeitung, daß ein bedeutender Meinungszwiespalt zwischen Schwarzenberg und Bach ausgebrochen sei und Letzterer vielleicht ausscheide, ist richtig; alle Journale der ablaufenden Woche bestätigen dieses Gerücht. Allein wir ergänzen es damit, daß dieser Meinungszwiespalt nicht von heute, sondern seit Lange datirt, und nur die bare Unmöglichkeit einer Cabinetsauflösung bei jetzigen Verhältnissen ein Vertuschen und Beschwichtigen der Differenz veranlaßte. Viribus unitis muß das Ministerium die selbstgegebene Verfassung brechen und verletzen; das ist das Band, das auch Bach im Cabinet hält!! —

*) Sonderbar! Der Prager Politiker deutet bei einer Cabinetsveränderung höhnisch auf den Verfasser von Oestreich und seine Zukunft; die Ostdeutsche Post, die uns so eben zu Gesicht kommt, läßt sich aus Prag schreiben: „Wir legen den Gerüchten keinen Glauben bei, welche hier sehr große Besorgnisse erregten (ei! bei wem?), daß Minister Bach durch Baron Andriani ersetzt werden solle.“ — Welche Harmonie! Es ist die Dreiheit in der Einheit!! Aus Prag in die Union, aus Prag in die Grenzboten, aus Prag in die Post!! Ueberall Derselbe und Dasselbe!

„Die Hand dieses **Ministers aus dem Volke**, den wir allem Schein zum Trotze dennoch für consequent liberal halten, wird in Kurzem **freier** und fester werden." — Das ist ein schlechtes Pladoyer des Prager Diplomaten für seinen Angebeteten. Zuerst gesteht er, daß der Schein gegen Bach ist, und dann zieht er eine Tratte an die Zukunft, und sucht erst eine Gelegenheit, um Thaten für seine Ansicht zu erlangen! Auch wir halten Bach für consequent liberal, aber leider blos in seinem Zimmer, unter seinen Intimen, und Nachts, wenn er allein ist; er hat aber die Consequenz seines Liberalismus in den Programmen aufgebraucht, und in seinem Bureau, in den Ministerconferenzen, in seinen bisherigen **Thaten**, ist der Schein gegen ihn. Wir wollen die Ersten sein, wenn zukünftige Thaten Bach als consequent liberal zeigen, das Vergangene **zu vergessen** und **zu verschmerzen** und unsere Hoffnung auf ihn zu stützen; - - jedoch müssen diese Thaten erst abgewartet werden, und es ist etwas voreilig vom Prager Diplomaten, anticipando das Urtheil zu fällen. Er gibt an, sich an Sache und Recht zu halten, und umtanzt den Altar der Sachlosigkeit und Rechtlosigkeit!

Der Prager Diplomat verfällt wieder in einen ganz unangemessenen Ton, indem er unsere wohlbegründete Angabe, daß Bach blos ein geduldeter Minister sei, eine „Infamie aus Brünn" nennt; die Thatsachen, welche das schlagend widerlegen sollen," bleibt der Anbeter schuldig. — Solche Ausbrüche mahnen zu sehr an gewisse Schlagworte der Reichstagsrechten im sichern Schooße der Hanna.

„Wir sind consequent und kennen die Verhältnisse." — Leicht gesagt, jedoch schwer erwiesen. Die Reichstagsrechte hob das Ministerium Schwarzenberg auf den slavischen Schild; ist sie consequent? — Daß die Reichstagsrechte und besonders die Czechen die Verhältnisse nicht kannten, liegt allzu offen am Tage.

Doch wir eilen zum Schlusse. Der Prager Politiker schreibt:

„Minister Bach hat sich im Jahre 1848 Ansprüche auf unsere Anerkennung erworben, er wird dieselbe im Jahre 1850 rechtfertigen; ihm machen wir die Wuth der Ereignisse nicht zum speciellen Vorwurf, welche heute zwischen uns und der Sonne constitutioneller Freiheit stehen. Die schwarze Wolke wird schwinden und Minister Bach wird unser Vertrauen nicht zu Schanden werden lassen. Wenn dennoch — — dann, aber nur dann verzweifeln wir an Bürgertugend in Oestreich."

Wuth der Ereignisse, Sonne der Freiheit, schwarze Wolke, Vertrauen, Verzweiflung — diese lyrischen Floskeln passen wenig für einen Politiker und Diplomaten.

Wir wollen nur auf die kleine Taschenspielerei aufmerksam machen, daß der Anbeter Bachs das Jahr 1849 unter dem Becher verschwinden ließ. Wohl hat sich 1848 Bach Ansprüche auf Anerkennung erworben und zwar vom März- bis Octobermonat; aber wir sind keine Sterngucker, um zu entdecken, was hinter der schwarzen Wolke für Kometen schweben. Das Jahr 1849 hat Oestreich blutige Spitzruthenstreiche auf den zerfleischten Rücken gelegt, und unter dem Ministerium Schwarzenberg, aus dem man Bach nicht herausziehen kann, ist der Kaiser und sein Volk zu Boden gesunken. Freiheit und Recht lassen sich wieder gewinnen, aber die geschändete Sitte und die beleidigte Humanität bleiben im erzenen Buche der Geschichte eingegraben, nicht zur Ehre und nicht zum Lobe des jetzigen Cabinets!

Der Prager Politiker halte sich überzeugt, daß auch wir die Verhältnisse kennen, daß auch wir uns an Sache und Recht halten, daß auch wir consequent sind; aber eben deshalb sind wir entfernt davon, an Bürgertugend in Oestreich zu verzweifeln, wenn auch das Vertrauen in Minister Bach zu Schanden wird. — Ne nimis! — Bach hat

sich, seiner bessern Ueberzeugung entgegen, durch Ehrgeiz und einen Zug zu terrorisirender Gewalt hineinreißen lassen, und er gehört daher untrennbar zur Regierung seit November 1848. Das Urtheil des Prager Politikers über das Gesammtministerium trifft also auch Bach, und darin stimmen wir und ganz Oestreich mit ihm überein.

Literaturblatt der Grenzboten.

Les sept péchés capitaux von Eugen Sue. Als der Constitutionel in seinem Feuilleton den ewigen Juden eröffnete, kündigte er dem Publikum an, daß er die literarische Thätigkeit des Herrn Sue auf längere Zeit für sich gewonnen habe, und daß er, gegen die Sitte, in der Lage sei, von dem nächstfolgenden Roman den Titel anzugeben: die sieben Todsünden. Dieses Vorhaben wurde zwar aufgehalten durch „Martin das Findelkind," welches einen noch längeren Raum in Anspruch nahm, als die beiden Tendenzromane, dann durch den Proceß zwischen der Redaction und dem berühmten Feuilletonisten. Jetzt ist es soweit ausgeführt, daß wenigstens 5 Todsünden vor uns liegen: Stolz, Neid, Zorn, Wollust und Faulheit. Die Gefräßigkeit folgt nach. Die Tendenz dieser kleinen Novellen, die sonst in keinem Zusammenhange stehen, ist die socialistische: nämlich nachzuweisen, wie das Christenthum mit Unrecht in jenen Kräften des menschlichen Gemüths, die freilich oft genug zu schlimmen Resultaten führen, das absolut Böse gesucht habe; wie es nur nöthig sei, sie an den rechten Ort zu stellen, um sie zum Besten der menschlichen Gesellschaft zu verwerthen. Bekanntlich ist dieses auch das leitende Princip in Fourrier's System. Er findet z. B., daß die Ungezogenheit, die Neigung der Gassenjungen, sich zusammenzurotten und im Dreck zu wälzen, nur der leitenden Hand bedürfe, um sich in ein Moment der Cultur zu verwandeln. Der Gesellschaft liegt nämlich daran, daß die Straßen, die Gassen, die Cloake u. s. w. von Zeit zu Zeit vom Schmutz gereinigt werden; da nun die meisten Menschen für dieses Geschäft nicht die nöthige Begeisterung mitbringen dürften, und da ohne Liebe zur Sache keine Thätigkeit gedeiht, so müsse der Staat sehr froh darüber sein, der Lust dieser jungen Bürger durch sein Bedürfniß entgegen zu kommen. Man müsse, was sonst in der Meinung als schimpflich golten, zu einer Ehrensache machen: die Buben in reguläre Horden abtheilen, an die Spitze einer jeden einen Chan stellen — wahrscheinlich den schmutzigsten, — und diesem das Prädicat „Großmüthigster," den Ehrenplatz am Altar des Vaterlandes, und den Vortritt bei allen öffentlichen Processionen zuerkennen. Der gute Socialist vergißt nur dabei, daß das Wesen der Ungezogenheit nicht in dem Material liegt, an welchem man seinen Muthwillen ausübt, sondern in der Freude am Zweckwidrigen, daß wenn man dieser Beschäftigung einen Zweck gibt, die Freude daran augenblicklich aufhört. Es ist das derselbe Fall mit dem Versuch, in das Spiel der Kinder ein Moment des öffentlichen Nutzens, wie Fourrier es will, oder ein Moment der Erziehung zu bringen, wie es in unsern Tagen die sogenannten Kindergärten versuchen. Mit dem Aufheben der Zwecklosigkeit, der freien Willkür wird auch die Lust am Spiel verkümmert.

Die Methode unsers Dichters ist sehr einfach. In der Novelle z. B., die vom Zorn handelt, findet sich ein Gerichtsassessor in der unangenehmen Lage, durch die Berserkerwuth, die ihn von Zeit zu Zeit anwandelt, sich sehr erhebliche Verstöße gegen die Gravität seiner amtlichen Stellung zu Schulden kommen zu lassen. Er ohrfeigt,

wer ihn verleumdet, läßt sich auf Duelle ein, haut einen, der ihn bestechen will, auf öffentlichem Markt ohne Barmherzigkeit durch, wirft seinen Präsidenten zum Fenster heraus, erschreckt seine schwangere Frau durch einen plötzlichen Ausbruch seiner Hitze so, daß sie stirbt u. s. w. Er gibt darum sein Amt auf, und wird Corsar, wo er die Kraft seines Zornes zum Nutzen seines Vaterlandes sehr wohl anwenden kann. Und zum Ueberfluß ergibt sich, daß er trotz seines wilden Wesens au fond ein braver Mann ist. Dagegen läßt sich nichts einwenden. Schlimmer ist es aber, wenn „die Wollust“ als ein Hebel der guten Sache benutzt wird. Eine Frau, deren Schönheit und Coquetterie so unwiderstehlich ist, daß ihr Alles zu Füßen liegt, benutzt diese Gabe, um den Guten zu belohnen und den Bösen zu bestrafen. Ein alter östreichischer, streng militärisch erzogener Erzherzog, wird durch diese Zauberin in einer Viertelstunde so umgewandelt, daß er für die italienischen Insurgenten Amnestie ertheilt, die Einwilligung zu der Heirath seines Sohnes mit einer Bürgerlichen gibt u. s. w.; ein grausamer Wucherer zittert unter den Strahlen ihrer Blicke so fieberhaft, daß er so viel Quittungen ausstellt, als sie nur fordert, und daß ihn doch der Schlag rührt. Abgesehen davon, daß es höchst unkünstlerisch ist, eine Magie anzuwenden, die sich nicht weiter schildern, entwickeln, begreiflich machen läßt, sondern von der man sich begnügen muß, zu sagen, sie ist da, so kommt jene Maxime, das Böse zu benutzen, doch wohl auf den jesuitischen Grundsatz heraus: der Zweck heiligt die Mittel. Wie sehr diese in nackter Rohheit, in abstracter Einseitigkeit und darum sehr populär ausgemalten Grundsätze den sittlichen Geist des Volkes corrumpiren, ergibt sich leicht, wenn man sich die Classen des Publikums ansieht, denen Eugen Sue ein Evangelium ist, um so mehr, da er unermüdlich seine Bilder und Vorstellungen wiederholt, denn das nämliche Experiment hat in seinen Mysterien von Paris der Großherzog Rudolf gegen den Wucherer Ferrand angewendet, jener Halbgott, der, um nach seinem subjectiven Ermessen die Gerechtigkeit in der Welt wieder herzustellen, das Laster und das Verbrechen in Bewegung setzt.

Mehr der Curiosität wegen erwähne ich noch die Emancipation der Faulheit. Ein junger Mann und eine junge Dame haben es als das höchste Lebensglück erkannt, sich in einer Hangematte zu wiegen, sich von kühlen Lüften umspielen zu lassen, nicht zu leiden, Nichts zu thun und Nichts zu denken. Da aber dieser paradiesische Zustand ein gewisses Kapital erfordert, so halten sie vier Jahre lang in der angestrengtesten Arbeit und Entbehrung aus, bis sie sich die nöthige Summe erspart haben. Also auch die Faulheit kann als Motiv der Thätigkeit benutzt werden. Der Einfall ist insofern charakteristisch, als er der gewöhnlichen Betriebsamkeit französischer Epiciers entspricht, die eine Reihe von Jahren entbehren und arbeiten, um in einem gewissen Alter sich zur Ruhe setzen und die Süßigkeit des Nichtsthuns genießen zu können.

Bei jedem neuen Roman zeigt Eugen Sue immer mehr, daß ihm eigentlich alles poetische Talent abgeht. Im Anfang imponirte theils die Farbe in seinen Schilderungen, theils das Ungewöhnliche seiner Combinationen. Aber sein Farbenkasten ist jetzt verbraucht, und die Unmöglichkeit hat er so sehr überboten, daß neue Erfindungen keinen Reiz mehr haben; unsre Geschmacksnerven sind durch den ewigen Pfeffer abgestumpft. Er müßte uns, um mich seines eignen Bildes zu bedienen, Nadelspitzen als Getränk vorsetzen, wenn es unsern Gaumen noch kitzeln sollte. In dem gewöhnlichen Branntwein, den er uns vorsetzt, schmecken wir zu sehr die grobe, erdige Materie heraus.

Schlußbemerkung.

Indem die Grenzboten zum Schluß des Jahres ihren Freunden für das schöne Wohlwollen danken, mit dem dieselben als Schreibende und Lesende für das Gedeihen des Blattes thätig waren, benützen sie die letzten Zeilen dieses Jahrgangs zu einigen geschäftlichen Bemerkungen.

Die grünen Blätter leiden gegenwärtig an der Unbequemlichkeit, in einzelnen Gegenden Oestreichs verboten zu sein. Wir wissen selbst nicht genau, über welche Orte sich das Verbot erstreckt; auch nicht, von wem es ausgegangen ist. Ob von unserem journalistischen Collegen und Rival, dem Feldzeugmeister von Welden und seinen militärischen Freunden, oder von unseren Gönnern im Ministerium selbst? Wir gestehen, daß wir die Generalität in leisem Verdacht haben, vor Allen den alten Schelm Welden, er hat in uns einen störrigen Recensenten seines deutschen Styls beseitigen wollen. Jedenfalls ist dies Verbot eine ungeschickte und lästige Maßregel. Es wäre unnütz, einem Militärgouverneur in Oestreich gegenüber von so veralteten Dingen, wie Preßfreiheit, Gesetz und Liberalität gegen die Presse zu sprechen, es bleibt uns nichts übrig, als seiner Gewalt die unsere gegenüber zu stellen. Er hat den Säbel, wir die gute Laune; er müht sich, uns umzubringen, wir lachen ihn aus; er ruft uns aus als radicale Ungeheuer, wir beurtheilen ihn mit dem humoristischen Wohlwollen, welches dem freien Mann gegenüber bornirter Willkür und pedantischer Unwissenheit geziemt. Unsern Lesern in Oestreich aber geben wir die Versicherung, daß das Verbot, so lästig es für unsere Abonnenten sein mag, uns nicht verhindern wird die volle Wahrheit ohne Groll, aber auch ohne Zaghaftigkeit auszusprechen und wir hoffen, daß sie mit uns den Wunsch theilen, es möge recht bald für den Kaiserstaat die Zeit kommen, wo die Grenzboten nicht mehr genöthigt sind, zu schelten und zu verurtheilen.

Unsere Mitarbeiter bitten wir, ihre wöchentlichen Sendungen so einzurichten, daß sie bis spätestens **Dienstag** in unseren Händen sind. Diejenigen Abonnenten, welche aus irgend einem Grunde über unregelmäßige Zusendung der Wochenhefte oder gänzliches Aufhören der Sendungen zu klagen haben, ersuchen wir, sich direct an uns wenden zu wollen, wir werden uns bemühen, solche Uebelstände zu beseitigen.

Die Redaction.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von **Friedrich Andrä.**

